Digitized by Google

Bor. 206 oi
/7

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

23. 04. 1987

11. 11. 97

<36611269080019

<36611269080019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Zeitschrift

für

Preußische

Geschichte und Landeskunde,

unter Mitwirkung

von

Droysen, Duncker, L. v. Ledebur, L. v. Ranke und Riedel,

herausgegeben

von

Dr. Paul Hassel,

Privatdocent der Geschichte an der Universität zu Berlin.

Inhalt.

I. Abhandlungen. Seite

Die Markgenossenschaft und die Landgemeinde in Hessen. Ein Vortrag, auf Anregung des Vereins für Preußische Geschichte und Landeskunde gehalten im Grauen Kloster zu Berlin von Dr. M. Endemann, Professor und Ober-Appellations-Rath zu Jena. 1

Land und Leute von Westpreußen von F. W. F. Schmidt, Dr. phil. (Thorn.) 33

II. Recensionen. 47

III. Bibliographie. 59

Siebenter Jahrgang. — Januarheft. (No. 1.)

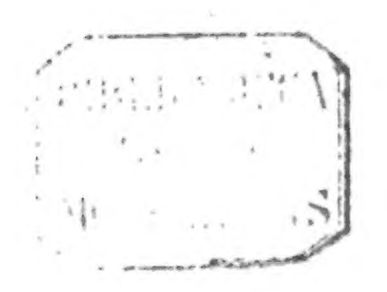
Berlin, 1870.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße Nr. 69.

Digitized by Google



Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Prospekt.

Die Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde, welche mit dem 1. Januar 1870 ihren siebenten Jahrgang beginnt, wird es nach wie vor als ihre Aufgabe betrachten, von allen Erscheinungen auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte und Landeskunde Kenntniß zu nehmen und dieselbe möglichst zu fördern. Sie wird zu diesem Zwecke in ihren monatlich erscheinenden Heften zunächst selbständige Aufsätze bringen, bei denen Neuheit des Materials und wissenschaftliche Gründlichkeit der Bearbeitung Bedingung für die Aufnahme ist. Da die Thätigkeit der Zeitschrift, wenn auch nicht ausschließlich so doch hauptsächlich, der Gesammtgeschichte des Staates und seiner Institutionen gewidmet sein soll, so werden für die größeren Abhandlungen häuptsächlich die Epochen der modernen Geschichte seit der Bildung des brandenburgisch-preußischen Staates unter dem Großen Kurfürsten ins Auge zu fassen sein. Alle bedeutenden literarischen Publikationen zur Geschichte des preußischen Staates, seiner politischen, volkswirthschaftlichen, militairischen und kirchlichen Einrichtungen, soweit die behandelten Gegenstände der historischen Betrachtung dienen, werden in Referaten oder Recensionen besprochen werden. Es ist die Absicht der Redaktion, diesem Theil der kritischen Erörterungen, der dem Leser eine möglichstvollständige Uebersicht über die nennenswerthen Leistungen der preußischen Geschichtsforschung gewähren soll, eine weitere Ausdehnung zu geben, als nach dem bisherigen Programm geschehen konnte. Namentlich werden an dieser Stelle auch solche Werke der ausländischen Literatur Berücksichtigung finden, die entweder durch gründliche Behandlung der preußischen Zustände bemerkenswerth sind oder durch die Eigenthümlichkeit ihres nationalen oder politischen Standpunktes einen lehrreichen Einblick eröffnen in die Auffassungen, welche der preußischen Staatsentwickelung an fremden Orten zu Theil wird.

Außer den größeren Aufsätzen und den Recensionen werden kleinere Mittheilungen historischen und literarhistorischen Inhalts, soweit sie sich aufwichtigere Thatsachen der preußischen Geschichte beziehen, aufgenommen werden. Auch ungedruckte Archivalien zur neueren preußischen Geschichte, natürlich im Verhältniß des Raumes, sollen nicht ausgeschlossen sein. Bedingung ist jedoch, daß sie von einer Einleitung begleitet sind, die über die Provenienz der entsprechenden Aktenstücke Rechenschaft giebt, ihren Inhalt in kurzen Zügen zusammenfaßt, und vor allem diejenigen literarischen Notizen herbeibringt, aus denen die etwaigen Beziehungen des Mitgetheilten zu anderwärts veröffentlichten Materialien erhellen.

Digitized by Google

Was die Berücksichtigung der auf die Provinzial- und Lokalgeschichte bezüglichen Studien angeht, so wird in diesem Punkte insofern eine Modifikation des bisherigen Programms eintreten, als die Berichte über die Sitzungen der Geschichtsvereine, die von den früheren Jahrgängen gebracht wurden, in Fortfall kommen. Aus verschiedenen Gründen glaubt die Redaktion bei dieser Veränderung auf die Zustimmung der Leser rechnen zu dürfen; denn einmal macht die große Zahl der in den verschiedenen Provinzen bestehenden Geschichtsvereine eine vollständige Wiedergabe jener Berichte fast zur Unmöglichkeit, und sodann handelt es sich bei den in den Sitzungen vorgetragenen Mittheilungen meistens um ungedruckte oder unabgeschlossene Arbeiten, denen gegenüber eine Kritik weder möglich noch zulässig. Außerdem erhält, was von diesem Theil vaterländischer Forschungen zur Veröffentlichung gelangt, in der Regel seinen Platz in den Vereinsschriften, bei deren Besprechung es der verdienten Rücksicht nicht ermangeln kann. Denn auch in ihrem veränderten Programm wird die Zeitschrift darauf bedacht sein, den Publikationen der Geschichtsvereine mit Aufmerksamkeit zu folgen; sie wird nicht aufhören, sich den Vereinen als Centralorgan darzubieten, das am besten geeignet sein dürfte, die Interessen derselben zu fördern und ihre Bestrebungen zur Kenntniß der preußischen Geschichtsfreunde zu bringen. Eine fortlaufende Rubrik unter der Benennung Bibliographie wird ausschließlich den Zeitschriften oder Jahrbüchern der Vereine gewidmet sein. Sie wird, wie dies schon bisher geschehen ist, sich nicht darauf beschränken, die Titel der einzelnen Abhandlungen anzugeben, sondern sie wird die Resultate derselben in gedrängter Kürze zusammenfassen und die Hinweise auf das benutzte Quellenmaterial enthalten. Durch diese an keinem andern Orte dargebotene vollständige Zusammenstellung der in den Vereinsschriften zerstreuten Abhandlungen hofft die Redaktion den Bedürfnissen nicht nur jedes Freundes preußischer Geschichtsforschung, sondern auch des fachwissenschaftlichen Publikums mit einer wesentlichen Hülfe entgegenzukommen.

Jahresberichte über die Thätigkeit der Vereine werden unter dem Vorbehalt auszugsweiser Mittheilung von der Redaktion mit Dank angenommen werden.

Außerdem wird die Zeitschrift fortfahren, bedeutendere literarische Erscheinungen der provinzialen Geschichtschreibung in den Kreis ihrer Abhandlungen und Beurtheilungen hineinzuziehen. In der Rubrik „Provinzialgeschichtliche Forschungen" sollen zunächst minder umfangreiche Abhandlungen aus dem Gebiet der provinzialen Geschichts- und Landeskunde ihre Stelle finden. Ferner sollen an dieser Stelle Recensionen über werthvolle, durch Benutzung neuen Materials bemerkenswerthe Neuigkeiten provinzialgeschichtlicher Studien gegeben werden. Es ist der Redaktion zweckmäßig erschie-

Digitized by Google

nen, diesen Theil des Inhaltes in Form von Korrespondenzen zu behandeln, wie deren namentlich der letzte Jahrgang bereits eine Anzahl gebracht hat. In Zwischenräumen von etwa sechs Monaten für die einzelnen Provinzen erscheinend, werden sie Referate über die gesammten Erscheinungen der Provinzialgeschichte enthalten, natürlich mit Ausschluß derjenigen Werke, welche sich auf untergeordnete lokale Interessen beziehen. Gesammtdarstellungen der Geschichte einer Provinz in erster Linie, in zweiter größere Untersuchungen über die Entwickelung wichtiger Rechts- und Verfassungsinstitute oder Kulturzustände früherer Epochen und Forschungen über die inneren Verhältnisse der einzelnen Landestheile werden den Hauptinhalt der Besprechungen bilden. Ebenso sollen die Veranstaltungen, die für Pflege und Erhaltung geschichtlicher Denkmäler und Kunstwerke in den einzelnen Provinzen getroffen werden, besprochen, Vorschläge, die sich in dieser Sphäre als nothwendig herausstellen sollten, befürwortet oder beleuchtet werden, wie denn hier endlich auch von neuen Funden geschichtlicher Quellen, Urkunden oder Antiquitäten Bericht erstattet werden soll. Es ist der Redaktion schon jetzt gelungen, in den meisten Provinzen unter den Herren Staatsarchivaren und Lehrern der Gymnasien für diese Korrespondenzen regelmäßige Mitarbeiter zu gewinnen, und die unbedingte Vollständigkeit auf diesem Gebiet zu erzielen, wird eine ihrer eifrigsten Bestrebungen sein.

Die „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde" wendet sich mit diesem Programm vertrauensvoll an alle Freunde vaterländischer Geschichte, namentlich auch an alle Fachgenossen und die Vorstände der Geschichtsvereine und Gymnasien.

Die Stärke der Monatshefte, deren jedes in der Mitte des entsprechenden Monats erscheint, wird im Durchschnitt vier Bogen betragen. Der jährliche Abonnementspreis ist auf 4 Thaler im Buchhandel festgesetzt.

Abhandlungen, Recensionen und sonstige Beiträge, sowie die zur Besprechung offerirten Bücher bittet man an die Königliche Hofbuchhandlung von E. S. Mittler und Sohn, Berlin Kochstraße 69, zu senden. Bestellungen werden ebendahin oder an eine andere Buchhandlung erbeten.

Berlin, Druck von E. S. Mittler und Sohn, Wilhelmstraße 122.

Digitized by Google

Zeitschrift

für

Preußische

Geschichte und Landeskunde,

unter Mitwirkung

von

Droysen, Duncker, L. v. Ledebur, L. v. Ranke und Riedel,

herausgegeben

von

Dr. Paul Hassel,
Privatdocent der Geschichte an der Universität zu Berlin.

Siebenter Jahrgang.

Berlin, 1870.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße Nr. 69.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

I. Abhandlungen. Seite

Die Markgenossenschaft und die Landgemeinde in Hessen. Ein Vortrag, auf Anregung des Vereins für Preußische Geschichte und Landeskunde gehalten im Grauen Kloster zu Berlin von Dr. M. Endemann, Professor und Ober-Appellations-Rath zu Jena . 1

Land und Leute in Westpreußen von F. W. F. Schmitt, Dr. phil. (Lulkau bei Thorn) 33

Kampf des Protestantismus und des Katholicismus im Stift Halberstadt. 1612 bis 1620 von J. O. Opel 61

Mittheilungen des Thorner Residenten am Warschauer Hofe aus den Jahren 1771 und 1772 von Prof. Dr. Leopold Prowe (Thorn) . 87

Das Heer und die Kriegführung Friedrich des Großen, die Schlacht bei Prag und ihre Kritiker. Von F. v. Meerheimb 125

Mittheilungen des Thorner Residenten am Warschauer Hofe aus den Jahren 1771 und 1772 von Prof. Dr. Leopold Prowe (Thorn) . 159

Land und Leute in Westpreußen von F. W. F. Schmitt, Dr. phil. (Lulkau bei Thorn) 189

Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Herausgegeben von August v. Haeften. 230

Leopoldine Marie, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau. Von A. v. Witzleben 253

Die Grafschaft Glatz. Ihre Natur und Geschichte in wechselseitigen Beziehungen während des Mittelalters und der neueren Zeit. Von Prof. Dr. J. Kutzen zu Breslau 295

Leibniz als Politiker. Von Dr. Breslau (Berlin). 317

Die Littauerschlacht bei Rudau in Samland (1370), ihre gleichzeitige und ihre spätere Darstellung. Ein Vortrag. Von Dr. Karl Lohmeyer in Königsberg 349

Die Schlacht von Kollin 381

Chatten und Hessen. Eine Untersuchung über die Herleitung des Namens der Hessen aus dem der Chatten, vorzüglich an der Hand der Ortsnamenforschung. Von Dr. Wilhelm Kellner (Hanau) . 495

Wie stellen sich die Thaten Friedrichs II. dar in der deutschen Literatur seiner Zeit, vornehmlich in der deutschen Dichtung? . . 445

Das Trabanten-Wesen, mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat. Von Dr. L. Frhr. v. Ledebur. 509

Land und Leute in Westpreußen von F. W. F. Schmitt, Dr. phil. (Lulkau bei Thorn) 553

Seite

Wie stellen sich die Thaten Friedrichs II. dar in der deutschen Literatur seiner Zeit, vornehmlich in der deutschen Dichtung? (Schluß.) 573

Land und Leute in Westpreußen von F. W. F. Schmitt, Dr. phil. (Lulkau bei Thorn). (Schluß.) 610

Friedrich I., König von Preußen 633

Der Orden und seine Unterthanen bis zu Ende des 14. Jahrhunderts. Von Prof. Siegfried Hirsch. (Nachgelassenes Werk.). 666

Graf Bismarck und die deutsche Nation 701

II. Recensionen.

R. G. Stillfried: Stammtafel des Gesammthauses Hohenzollern. . 47

Dr. Karl Janicke: Die Magdeburger Schöppenchronik 48

J. N. Seefried: Die Grafen von Abenberg, fürstl. bayr.-welf. Abkunft, die Ahnen des preußischen Königshauses und der Fürsten von Hohenzollern 119

Blätter aus der preußischen Geschichte von K. A. Varnhagen von Ense . . . . , . 169

Bernhard Erdmannsdörfer: Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein Staatsmann im siebzehnten Jahrhundert 176

Franz Wilhelm Frhr. von Ditfurth: Einhundert historische Volkslieder des Preußischen Heeres von 1675 bis 1866 181

Dr. W. Tobien: Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit Westfalens 251

Georg Cardinal von Widdern: Der Rhein und die Rheinfeldzüge . 251

Dr. H. Hahn: Die Söhne Albrechts des Bären, Otto I., Siegfried, Bernhard 1170—1184 311

E. Leder: Wandkarte von Deutschland nach seiner Neugestaltung. . 311

Waterloo-Vorlesungen 364

A. Schmidt: Elsaß und Lothringen. 624

R. Usinger: Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. . . 625

G. Kramer: Karl Ritter. Ein Lebensbild 695

Wilhelm Baur: Straßburg eine deutsche Stadt 698

III. Korrespondenz.

Westphalen: Chronik der Geschichtsvereine Münsters 245

Schlesien: Publikationen des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens 368

Chronik des historischen Vereins für Niedersachsen in Hannover . . 500

IV. Kleinere Mittheilungen.

S. 116—119. 184—185. 313—315. 627—631.

V. Bibliographie.

S. 59—60. 186—188. 316. 375—380. 443—444. 507—508. 566—572. 631—632.

I. Abhandlungen.

Die Markgenossenschaft und die Landgemeinde in Hessen.

Ein Vortrag, auf Anregung des Vereins für Preußische Geschichte und Landeskunde gehalten im Grauen Kloster zu Berlin

von

Dr. W. Endemann,
Professor und Ober-Appellations-Rath zu Jena.

I.

Nicht ohne das Bewußtsein einer gewissen Ungunst war es möglich, dasjenige Thema zu ergreifen, welches die nachfolgende Darstellung sich zum Gegenstande erwählt hat: die Entwicklung der Markgenossengeschaft und der Landgemeindeverfassung. Wie weit steht eine solche Darstellung, da sie nur eine geschichtliche und abstrakte sein kann, an Anschaulichkeit und Reiz hinter demjenigen zurück, was Andere an dieser Stelle bieten konnten!

Dennoch bedarf es schwerlich einer besonderen Rechtfertigung meines Unternehmens. Hinlängliche Rechtfertigung liegt schon in dem Zweck des Vereins, welcher diese Zusammenkünfte veranstaltet hat. Was hier gesprochen wird, soll dazu bestimmt sein, Aufklärung und Kenntniß der Zustände in den einzelnen Landestheilen des Preußischen Staates zu vermitteln; ein überaus löblicher Zweck, wenn wir zu bedenken und oft einzugestehen Ursache haben, daß wir besser über die Dinge in England oder Frankreich, als über die wesentlichsten Verhältnisse unserer einheimischen Provinzen unterrichtet sind. Einem so zweifellos berechtigten, und von Jedem nach seinen Kräften zu befördernden Zweck zu dienen, war eine Pflicht, der ich mich im Interesse meines Heimathlandes nicht entziehen und zu deren Erfüllung ich die Aufmerksamkeit dieser Versammlung selbst

dann erbitten darf, wenn unsere Betrachtung einen weiteren und anstrengenderen Weg wird zurücklegen müssen.

Fast könnte es scheinen, als daß absichtlich hier eine Zeitfrage, vielleicht sogar mit einer bestimmten, am Ende selbst parteiisch geführten Tendenz, zum Vorwurfe genommen worden sei. Steht doch die Gemeindeverfassung, insbesondere auch die Verfassung der ländlichen Gemeinden oder ländlichen Kreise, gerade jetzt wieder auf der Tagesordnung des öffentlichen Lebens, von der sie niemals verschwinden kann, fast in erster Reihe.

Gibt es doch kaum eine wichtigere Aufgabe, als die Ordnung dieser Elemente des staatlichen Organismus. Indessen, so wenig es vermieden werden kann und vermieden zu werden braucht, im Laufe unserer Darstellung an geeigneten Stellen Streiflichter auf jene noch immer schwebende Frage der inneren Politik zu werfen — denn wo ist dazu mehr Recht und Pflicht, als auf der soliden Grundlage der Einsicht in die geschichtliche Entstehung der vorhandenen Institutionen —, unsere Absicht kann nur die sein, frei von irgend welcher Parteirichtung, rein objektiv die Dinge so darzustellen, wie sie waren, geworden sind und noch existiren.

Der große Gegensatz, welcher in Allem, was die ländliche Kommunalverfassung angeht, zwischen dem Osten und dem Westen Norddeutschlands, zwischen dem altgermanischen Kultur- und dem erst durch Kolonisation germanisirten Land zu Tage tritt, kann Niemanden entgehen. Wir finden hier, wenn wir überhäupt Etwas finden, das in Wahrheit den Namen verdient, erst spät und mühsam zu Stande gebrachte Anfänge einer ersten Gemeindebildung.

Wir sehen dort hingegen eine Gemeindeverfassung von uns, welche als das Resultat eines Jahrtausende alten, aber vollkommen nachweisbaren und nothwendigen Entwicklungsganges und durch ihn im Zusammenhang mit dem fernsten Alterthum erkannt werden muß. Es gilt gerade diesen höchst wichtigen Gegensatz zu bester Anschauung zu bringen. Die Entwicklung der Gemeinde ist der Ausdruck fundamentaler Verschiedenheiten, welche oft mehr, als nützlich, von der Neigung, schlenkrig zu organisiren, übersehen werden.

Insofern hat der Stoff, mit dem wir uns hier beschäftigen, eine viel allgemeinere Bedeutung und geht über den beschränkten Rahmen des oben vorangestellten, auf eine einzelne Provinz leitenden Titels weit hinaus. Wir dürften, wie bereits angedeutet, den ganzen Osten und den ganzen Westen einander gegenüberstellen. Selbst, wenn wir von der breitesten Betrachtung des historischen Verlaufes absehend, uns darauf beschränken wollten, lediglich die Gemeindebildung, in der einen oder der anderen Haupteinrichtung, welche sie in den einzelnen Theilen des altgermanischen Gebietes eingeschlagen hat, zu verfügen, würden wir nicht verkennen dürfen,

daß die nämliche Erscheinung vielfach ganz ähnlich, ja identisch in verschiedenen Territorien auftritt. Unmöglich ließe sich behaupten, daß Hessen seine eigene, ganz eigenthümliche Geschichte des Gemeindewesens gehabt habe. Immerhin aber wird es zur richtigen Beurtheilung auf die allgemeinen, über andere westliche Landestheile verbreiteten Zustände Etwas beitragen, wenn der Versuch gelingt, dieselben gleichsam zur Probe und durch die Spezialisirung vielleicht realistisch anschaulicher, als dies sonst möglich wäre, an einem einzelnen Theile darzulegen.

Hessen erscheint dazu wohl geeignet. Denn in der getreuen Berechnung und Pflege solcher Einrichtungen, wie Mark- und Gemeindewesen, darf sich Hessen mindestens jedem anderen Territorium Deutschlands an die Seite stellen. Die Stetigkeit und Abgeschlossenheit des Stammescharakters, welche sich bis heute erhalten hat, und zugleich die Stetigkeit der gesammten Rechtsentwicklung, die wir bis zu seinem Anschluß an Preußen dem Hessenlande vindiziren dürften, machen dasselbe zu einem für die Uebersicht dergleichen geschichtlicher Zusammenhänge entschieden günstigen Beobachtungsfeld.

Allein was ist Hessen? Diese Frage muß zuvörderst aufgeworfen und kurz beantwortet werden, wenn wir von der Entwicklung in Hessen reden wollen. Wir sind nicht berechtigt, ohne Weiteres, darunter den ganzen Bestand des Kurfürstenthums, geschweige denn, wie Viele nur des gemeinsamen Namens willen zu thun pflegen, Hessen-Darmstadt und Kurhessen zusammen zu begreifen.

Als Grundstock des ehemaligen Landgrafen-, später Kurfürstenthums gilt mit Recht der alte Hessengau und dieser, das Gebiet des kettischen Volksstammes, umfaßte hauptsächlich die Flußgebiete der Fulda und Edder. Er hatte seinen Stammesmittelpunkt Mattium, in der Nähe des heutigen Städtchens Gudersberg (Godersberg, Modensberg). Ausdehnung und Lage ergeben sich am besten aus einer Uebersicht der Nachbarn, welche den Hessengau einschlossen. Westlich begrenzte der Lahngau, südlich die Wetterau und Buchonien, östlich das Grabfeld und Thüringen, nördlich der sächsische Leinegau und der sächsische Hessengau, letzterer trotz der gleichen Bezeichnung einem andern, dem cheruskischen Stamme gehörig, den kettischen Hessengau. Durch und durch germanisch, völlig unberührt von slavisch-wendischen Elementen, ist der Hessengau von Anfang an, soweit die geschichtliche Kunde reicht, im Besitze der Katten gewesen. Nur die Friesen können sich nach dem Zeugnisse Jakob Grimm's des nemlichen Looses, wie die Katten oder Hessen rühmen; des Looses, seit uralter Zeit ohne allen Wechsel dieselben Wohnsitze bewahrt zu haben.

Der späteren Schicksale ist nur flüchtig zu gedenken. Der Hessengau zerfiel wie alle die alten Gauverbände. Aus seinen Trümmern erhob

sich inmitten einer bunten Menge einzelner Herrschaften, geistlicher oder weltlicher, allmählig die Landgrafschaft. Als Landgrafschaft Hessen seit Ende des 13. Jahrhunderts bestehend, wurde sie 1373 zum Reichsfürstenthum erhoben.

Es folgte nun mancherlei Zuerwerb, eine lange Reihe von Acquisition verschiedener Herrschaften und Güter, oder einzelner Theile derselben, wie dies damals allgemein üblich war. Das Landgrafenthum gewann, was andere Grundherrn verloren und verlieren mußten. Seinen Höhepunkt erreichte das Wachsthum in dem Besitz Philipps des Großmüthigen; ein Besitz, der eine kurze Zeit hindurch Miene machte, einen großen mitteldeutschen Staat begründen zu wollen. Indessen das Testament des Landgrafen, und damals schaltete ja der Wille des Herrn über Land und Leute, wie über irgend welche andere Güterstücke, nach freiem Belieben, vollzog eine Theilung, bei welcher konjekturiren zu wollen, welche Folge es gehabt haben würde, wenn sie unterblieben wäre, unnütz ist, die wir vielmehr nur deshalb erwähnen, weil aus ihr die selbstständige Existenz der Landgrafschaft Hessen-Kassel, im Gegensatz zu der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt entsprang. Die erstere umfaßte hauptsächlich Niederhessen, das heißt vor allen Dingen das alt-kattische Gebiet. An diesen Kern schlossen sich abermals mancherlei neue Theile an, wie sich denn auch innerlich das Fürstenthum durch Zuerwerb der in seinem natürlichen Umkreis gelegenen gesonderten geistlichen und weltlichen Herrschaften immer mehr abrundete. So wurde die ganz außerhalb gelegene Enklave Schmalkalden am Thüringer Wald, ein Theil von Oberhessen, im westfälischen Frieden Hersfeld, Hanau durch Erbschaft, Fritzlar durch Austausch gegen gewisse am linken Rheinufer gelegene Parzellen, endlich Fulda 1816 durch Austausch von Oesterreich und Preußen erworben und mit der Landgrafschaft, welche im Anfang unseres Jahrhunderts post festum, das heißt bei Auflösung des deutschen Reichs, noch die Kurfürstenwürde annahm, vereinigt.

Allein diese Schicksale, wenn sie auch schließlich einen kurhessischen Staat bildeten, welcher, gleichviel mit welchem inneren Recht und in welcher Weise, als ein selbstständiges Glied des deutschen Bundes seine eigene staatliche Existenz hatte, und in dieser Existenz die ihm zugehörigen Theile unter einer Verfassung und Gesetzgebung zusammenschloß, vermochten keineswegs die Stammesverschiedenheiten, an denen es selbst in einem Kleinstaate wie Hessen nicht mangelte, zu verwischen. Nicht blos die von dem Hauptgebiete völlig getrennten Bezirke von Schmalkalden und Schaumburg betrachteten sich, wenn auch als gute Kurhessen, doch mit gutem Grund als eigenartige Bestandtheile. Hanau, der südlichste Theil, Fulda, das die „Hinterhessen" eigentlich als Fremde behandelte, lehren nicht minder, daß die politische Konfiguration nicht die Macht hat, über

die durch Abstammung, Sprache und Sitte gezogenen natürlichen Grenzen zu verwischen.

Wenn irgendwo, so gilt dies von dem alt- oder niederhessischen Stammlande. Noch heute sind nach den meisten Seiten hin die Grenzen mit großer Schärfe zu ziehen, welche das Kattenland nicht allein von den umliegenden stammverschiedenen Staaten, sondern auch von stammverwandten Gebieten, sogar innerhalb der kurhessischen Lande selbst trennen. Noch heute kann auch die flüchtigste Beobachtung konstatiren, wo Hessenland aufhört und Sachsenland beginnt, wo das eigentliche Hessenland mit Oberhessen oder der Wetterau, mit dem Lande anderer fränkischer Stämme zusammenstößt. Wenn auch an einigen Stellen, zumal an der östlichen Seite, die Grenzlande mehr in einander verwachsen sind, so erklärt sich doch aus der Zähigkeit, um nicht zu sagen Hartnäckigkeit, und der Eigenart, um nicht zu sagen Eigensinn, mit dem der althessische Stamm fest, wie seinen Wohnsitz, alle guten und minder guten Anlagen und Eigenschaften erhalten und in einer oft augenfälligen Weise im Verkehr mit seiner Nachbarschaft sich abgeschlossen hat, hinlänglich, daß hier alle Voraussetzungen vorlagen, welche der Bewohnung alter Traditionen günstig sein mußten, sobald nicht etwa durch Akte der Staatsgewalt das individuelle Leben gestört oder ausgetilgt wurde.

Davon war man aber in Hessen im Ganzen weit entfernt. Eher wäre umgekehrt übergroße Schonung und Bedächtigkeit zu beklagen gewesen. Niemals hat Hessen-Kassel eine uniformirende Kodifikation seines Rechtes erfahren. Die Weiterentwicklung desselben blieb im Wesentlichen stets der praktischen Uebung anheimgestellt und vollzog sich größtentheils auf solche Weise von innen heraus, in freier Selbstthätigkeit, vielfach ganz ohne alle Hülfe der Legislation von oben her, oder höchstens in vereinzelten Richtungen von dieser unterstützt. Erst in diesem Jahrhundert wurde umfassend das Gerichtswesen organisirt und die Prozedur geordnet. Das materielle Recht, soweit es die privatrechtlichen Verhältnisse betrifft, ist niemals vor der Gesetzgebung geregelt worden. Einzelne Versuche, eine Kodifikation in's Werk zu setzen, am Ende des 16., im Laufe des 17., 18. und 19. Jahrhunderts sind allemal ohne praktisches Resultat im Lande verlaufen.

So hat denn, wie der Bürger desselben, der Volksstamm, so auch das Recht in Hessen seine eigene, in sich abgeschlossene und stetige Entwicklung genommen. Aus dem alten hessisch-fränkischen Recht, über dessen Grundlagen noch gestritten wird, von dem aber soviel gewiß ist, daß es als Zwischenstufe eben sowohl dem sächsischen, wie dem fränkisch-würzburgischen Recht zugekehrt war, hat sich durch Gewohnheit, gestützt auf die Rechtsbücher des Schwabenspiegels und des kleinen Kaiserrechts, aus-

geprägt in Weisthümern und Stadtrechten, geschützt durch die Oberhöfe in Kassel, Frankenberg und Marburg, während das Land südlich von Marburg seinen Oberhof in Frankfurt hatte, allmählig ein Landrecht gebildet. Durch die Aufnahme des römischen Rechts wurde der natürliche Faden dieser Entwicklung keineswegs, wie Laien meinen, völlig abgeschnitten. Die Bedeutung des fremdländischen Rechts, welches seinen siegreichen Lauf auch über Hessen erstreckte, lag vielmehr darin, daß es dem vorhandenen Recht eine äußere, technisch-juridische Form gab, als daß es den Inhalt derselben aufgesaugt, verzehrt und jene Form zugleich mit ganz neuem Rechtsstoff ausgefüllt hätte. Ohnehin wiederholten die Gerichtsordnungen öfter und mit besonderem Nachdruck, daß das römische Recht nur subsidiär in Ermangelung vorhandener einheimischer Gesetze oder Gewohnheiten Geltung beanspruchen dürfe. Von dort her drohte also den einheimischen, in deutschem Wesen wurzelnden und nach römischem Muster völlig unverständlichen Einrichtungen keine Gefahr. Die Gesetzgebung aber griff nach der ganzen Stimmung, mit der sie solche Verhältnisse behandelte, höchstens an einzelnen Stellen da ein, wo sie besonders dazu aufgefordert wurde, und überließ jedenfalls die Fortentwicklung des eigentlichen Wesens solcher Dinge, wie wir sie hier zu schildern gedenken, dem nach den öffentlichen und speziellen Zuständen gegebenen natürlichen Verlauf.

Wir werden sehen, daß selbst die westfälische Zeit, so wichtig sie für die Formbehandlung und Prozedur geworden ist, keineswegs im Stande war, das alte materielle Recht auszutilgen und auf französischer Basis neu zu gestalten.

Wir werden ferner sehen, und darin die Karakteristik des Rechtszustandes in Hessen bestätigt finden, daß gerade die Rechtspflege der letzten Jahrzehnte durch die neuere Gemeindeverfassung angeregt wurde, dem historischen Zusammenhang der Gemeindeverhältnisse nachzuspüren, und daß sie direkt in den Ergebnissen ihrer eigenen Forschung, wie indirekt, indem sie den Blick der Historiker von Fach auf diesen Gegenstand hinlenkte, viel zur Kenntniß der Marken- und Gemeindeeinrichtungen beigetragen hat. Ich kann nicht umhin, dies hervorzuheben, weil sich darin ein Gegensatz kundthut, der nicht schärfer gedacht werden kann. Muß doch dieser auf die innere Geschichte der Rechtsinstitute und auf die Erforschung der leitenden Ideen verwiesene „gemeinschaftliche" Zustand nach der Meinung mancher, ja sehr vieler Juristen, der seit langen Zeiten mit Kodifikationen beglückten Länder, als eitel Unsicherheit, Verwirrung, Zopf und antiquarischer Raritätenkram gelten; während umgekehrt gemeinschaftliche Juristen in der geistig freien Erkenntniß und Anwendung des Rechtes die wahre Gesundheit der Rechtsentwicklung erkennen mußten, und wahr-

lich nicht darnach durften konnten, jene wohlthätige, praktisch erprobte Methode der Rechtsfindung mit der Paragraphen-, Wort- und Silben-Kenntniß einer mit Nichts als positiven Gesetzen groß gezogenen Rechtsgelehrsamkeit zu vertauschen.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen dem speziellen Gegenstande unserer Betrachtung zu, so erscheint es unerläßlich, für das Verständniß, vor Allem in wenigen Zügen das Bild dessen zu entwerfen, was die Mark in ihrer ursprünglichen Bedeutung war. So gern ich mich bescheide, dem Sachkundigen nichts weniger, als neue Thatsachen vorzuführen, oder aus neuen Forschungen neues Licht über bekannte Thatsachen verbreiten zu wollen, so wenig es meine Aufgabe sein kann, die zahlreichen historischen Unklarheiten und Streitfragen zu berühren, welche in dem Abschnitt von der Gestalt der altgermanischen Ansiedlungen und Einrichtungen natürlich nicht fehlen, kommt es doch zu allernächst darauf an, zu wissen, was man sich unter der Mark vorzustellen hat.

Von der Ems bis zu den Alpen, überall im echt germanischen Land, diesseits und jenseits des Rheines, zeigt sich uranfänglich, das heißt zu der Zeit, von der überhaupt geschichtliche Kunde vorhanden ist, die Markeneinrichtung.

Die Mark ist sachlich genommen, das Territorium, der Grund und Boden, welchen bei seiner Ansiedlung ein Geschlechts- oder Genossenschaftsverband für sich in Besitz genommen hatte und seitdem als sein ausschließliches Eigenthum behauptete. Gleichviel wann die Besiedelung sich zutrug, gleichviel auch, ob die Sueven, jener große Volksstamm, von dem sich die Katten abzweigten, noch zu Cäsars Zeit, wie Manche schließen wollen, noch Halbnomaden waren, und ob sie erst in der Zwischenzeit bis zu Tacitus, der ihre Ansässigkeit bezeugt, zu festen Wohnsitzen übergingen, gleichviel ob kriegerische Besitznahme mit Unterjochung oder Vertreibung der seitherigen Einwohner, oder ein friedlicherer Akt des Landerwerbs zu unterstellen ist; das ist gewiß, daß die Existenz der Mark, wenn wir darunter die Gesammtheit der dazu durch Verwandtschaft oder Genossenschaft vereinigten Personen verstehen, an ein solches von ihr in Besitz genommenes Areal geknüpft war.

Wir wissen aber, daß in der Art der Ansässigmachung zwei große Gruppen zu unterscheiden sind. Die eine ist das System der Einzelhöfe, in Nordschweden, in England, in den Alpen und innerhalb Deutschlands, besonders in Niederhessen verbreitet, ein System, dessen Ursache eben sosehr in geographischer Lage, Beschaffenheit und dergleichen von der Natur dargebotenen Verhältnissen, theils in der einmal angenommenen Gewohnheit bestimmter Völkerschaften gefunden werden müssen. Die Ansiedelung in Einzelgehöften, welche zerstreut auf eine größere Fläche, umgeben von dem

zu ihrer Wirthschaft dienenden Feld und dadurch abgeschlossen gegen die in derselben Weise situirten Nachbarhöfe zu denken sind, basirte im Wesentlichen auf Sonderbesitz. Jeder Hof hatte wenigstens das bebaute Feld für sich, rundete sich also zu einem selbstständigen Familieneigenthum ab. Daneben freilich blieb Wald und Weide auch bei Einzelhofsverfassung regelmäßig ungetheilt dem Rechte, wie der Benutzung, und, wenn allmählich die Benutzung getheilt wurde, doch dem Rechte nach. Mit andern Worten: auch bei dem Einzelhofssystem bestand, obgleich das Ackerland von vornherein in den Privatbesitz der einzelnen Hofstellen fiel, eine Verbindung der Einzelhöfe zu einem großen Ganzen, zu einer Mark, getragen nicht blos von einer idealen Gemeinsamkeit der Interessen, des Rechtsschutzes, der Theilnahme an den allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten und dergleichen, und nicht blos basirt auf Verwandtschaft oder althergebrachte genossenschaftliche Vereinigung, sondern wesentlich gegründet zugleich auf reale Besitzgemeinschaft des unvertheilten Grund und Bodens, insbesondere des Weide- und Waldlandes.

Die andere Art der Besiedelung ist das System der Dorfschaften. Hier verhält es sich, unbeschadet vielfacher einzelner Modifikationen, im großen Ganzen umgekehrt. Hier war ursprünglich nur der im Dorf, also in unmittelbarer Nähe der zu einem Ort vereinigten Nachbaren, gelegene Hof mit seiner nächsten, eingezäunten Umgebung Privatbesitz. Alles Andere war gemeinsam; nicht blos das, was zu gemeinsamen Zwecken innerhalb des Dorfes selbst existirte, Straßen, Plätze, allerlei Anlagen u. s. w., sondern die ganze Fläche des Dorfschafts- oder Markenterritoriums — denn dies war anfangs dasselbe —, mochte dasselbe Weide, Wald, mochte es Ackerland enthalten, gehörte der Gesammtheit. Die gemeine Mark, die Totalität des Gesammteigenthums aller zu einer Mark verbundenen Genossen war also hier der Ausgangspunkt und die Grundlage, von der sich erst allmählig derjenige im Privatbesitz der Einzelnen selbst im Acker entwickelte, während unter der Einzelhofsverfassung von Haus aus der Privatbesitz wenigstens an dem Acker bestand.

Nach der Natur der Sache ließ sich freilich nicht vermeiden, daß trotz der Idee voller Gemeinsamkeit der gesammten Mark mit Allem, was auf und in dem Boden enthalten war, das zur landwirthschaftlichen Bebauung in Kultur genommene Feld anders behandelt zu werden anfing, als die Weide oder der Wald.

Man that die anzuordenden oder bereits angeordneten Feldgrundstücke an die einzelnen Markgenossen, welche ihren Hof und Wohnsitz im Dorfe besaßen, zu Loosen aus; nicht etwa zu unbeschränkter Gewalt, zu wahrem Eigenthum und willkührlicher Verfügung, sondern auf Zeit, lediglich zur landwirthschaftlichen Benutzung und zwar nach einem

Wechsel, welcher aus der durch alte Sitte gemeinsamen Wirthschaftsart, der Dreifelderwirthschaft, folgte. Redende Zeugnisse dieser Einrichtung, Reste der Markgenossenschaft in ihrer ursprünglichsten Gestalt haben sich weit länger erhalten, als man glauben sollte. Nicht nur im hohen Norden, auf den Hebriden, dann in Jütland, sondern auch aus Frankreich und der Schweiz, aus zahlreichen Gebieten längs des Rheines liegt die Nachricht vor, daß bis in die neuere, ja bis in die allerneueste Zeit Verloosungen selbst der Feldmark nicht ganz verschwunden waren. Sicher ein merkwürdiger Belag für die Beständigkeit alter Gewohnheiten, wenn man erwägt wie stark die Neigung, aus der bloßen Nutzungsberechtigung ein Sondereigenthum zu machen, an dieser Einrichtung zehren mußte.

Alles Uebrige außer dem in Bau genommenen Feld blieb aber auch in der Dorfverfassung gemeines Markengut oder Almende, das heißt in Eigenthum und Nutzungsrecht der Gesammtheit. Was Ausübung des letztern anlangt, so fand diese in mannigfaltigen Modifikationen statt. Beschluß der Genossenschaft, Statut oder Gewohnheit entschied, ob ungetrennt, oder nach Antheilen, nach Verloosung und dergleichen die Einzelnen den Genuß des gemeinen Gutes haben sollten.

So verhielt es sich auch von Alters her in Hessen. In Alt-Hessen herrschte durchweg die Dorfverfassung. Darin schied sich Hessen von Niedersachsen. Wir brauchen kaum den Bericht Cäsars über das Gebahren des suevischen Volkes, dem, wie bereits bemerkt, die Katten angehörten, zu Hülfe zu nehmen. Wir werden sehen, daß die Gemeinsamkeit der Almende an Weide und Wald bis in die neuere Zeit sich erhalten hat, zum Theil noch heute besteht. Wir wissen aber auch, daß jene volle Feldgemeinschaft existirte, die wir so eben kurz bezeichnet haben. Wir wissen dies nicht nur aus älteren Ausfzeichnungen, sondern auch aus unfernen thatsächlichen Erscheinungen. Reste der ursprünglichen Feldgemeinschaft mit Flurzwang kamen noch am Ende des vorigen und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in einzelnen Theilen vor. Nicht minder fanden noch in so später Zeit Wiesenverloosungen, z. B. in Oberhessen, statt. Lauter Vorkommnisse, welche Niemand als neue Sitten, Jeder vielmehr als Ausdruck alter Gewohnheiten selbst dann betrachten würde, wenn man nicht den Zusammenhang mit demjenigen, was sich an dem sonstigen Almendegut zeigt, beachten und verstehen wollte.

Wir haben also für den Hessengau zu konstatiren, daß in der ältesten Periode die Markeneinrichtung in voller Kraft stand. Die Genossenschaft der Freien, durch gemeinsame Ansiedlung zu einem Dorf vereinigt, hatte das gesammte in Besitz genommene Territorium mit allem Zubehör als ungetheiltes Gemeingut Aller in Besitz.

Nach den Anschauungen der Gegenwart mag eine solche Existenz ohne alles Privateigenthum an Grund und Boden, oder wenigstens mit Beschränkung desselben auf einen sehr kleinen Theil dessen, was wir jetzt als Objekt des Immobiliareigenthums betrachten, und mit einem völligen Aufgehen des Einzelnen in der Genossenschaft, kaum noch denkbar erscheinen. Indessen, so wunderlich vielleicht der erste Eindruck auch dünkt, so ergiebt doch ein eingänglicheres Nachdenken bald, wie tief das Alles in natürlichen, historischen und sozialen Ursachen begründet war.

Es sei vergönnt, wenn auch nur beiläufig, darauf hinzudeuten, wie der Begriff des vollen Privateigenthums des Einzelnen an Grund und Boden überall erst das Produkt einer langsamen Entwicklung ist. Die sinnliche, rohere Auffassung, welche das Recht an der Sache ursprünglich mit deren Körper, das Eigenthum insonderheit mit der Totalherrschaft über den Körper der Sache identifizirt, und erst sehr allmählig zu dem Gedanken aufsteigt, daß das Recht über und auf die Sache Etwas von deren reeller Substanz Getrenntes ist, diese sinnliche Auffassung kann wohl Eigenthum des Einzelnen an Mobilien, die er zu ergreifen, festzuhalten, fortzuschaffen, zu vernichten im Stande ist, begreifen, nicht aber an dem Grund und Boden. An dem Boden und dem Grunde der Erdoberfläche hat der Mensch gewissermaßen im Vergleich zu dem, was ihm an beweglichen Dingen möglich ist, immer nur eine Nutzung.

Dazu kommt, daß, wie sich auch in dem altrömischen Staate an dem ager publicus ausprägte, die erste Occupation des Landes nicht durch die Einzelnen, sondern durch die Gesammtheit, den Stamm, den Verband erfolgte. Sie ging folglich, modern gesprochen, auf Rechnung der Gesammtheit. Es bedarf in der That wohl nur dieser flüchtigen Andeutungen, um verständlich zu machen, wie es kam, daß im strikten Gegensatz gegen die heutigen Zustände die Mark als territorialer Inbegriff durchaus auf dem Begriff des Gemeinguts basirt und das Privateigenthum des Einzelnen an dem zum Dorf gehörigen Hofe gleichsam nur als Vorbedingung des Anrechts auf Mitbenutzung der Almende erscheint, während aus der Gemeinde oder jeder andere örtliche Bezirk nur noch das Konglomerat, zusammengesetzt aus einer Menge von Privateigenthum, darstellt. Das Territorium, das ist der Sinn der alten Markenverfassung, ist nicht zuerst Gegenstand des Privateigenthums und dann erst Grundlage einer organischen Gliederung zu öffentlichen Zwecken. Nein, der Grund und Boden ist das öffentliche, und daher der Gesammtheit als solcher eignende, nicht in Privatbesitz zu zersplitternde Fundament des Daseins der Markgenossenschaft, dieses natürlichen Untergliedes der Stammes- und Volksgenossenschaft.

Der Einzelne hatte eben keine Existenz, er war nur Etwas innerhalb der Genossenschaft. Nur zu oft sind wir heutiges Tags geneigt, darin Nichts als ungebührliche Beschränkung, Unfreiheit, bis zur drückenden Sclaverei zu finden. Freiheit des Individuums und Unbeschränktheit des individuellen Rechts, Abgeschlossenheit der Privatrechtssphäre, in der Weise, daß Jeder inmitten der Burg seines Einzelbesitzes wie auf einer ringsum gegen alle Andern abgegrenzten Insel und fest ummauerten Burg dasteht, unbedingtester Schutz des Privateigenthums, ist der Grundzug unserer Zeit. Nur widerwillig und bis zu der nothdürftigsten Linie wird der Gemeinde, dem Staat, irgend einer Gesammtheit, welcher der Einzelne angehört, zugestanden, dem Individualismus der persönlichen und vermögensrechtlichen Freiheit Schranken zu setzen, Opfer aufzuerlegen oder Leistungen abzuringen. So viel wie möglich für sich sein und haben und der Gesammtheit davon so wenig als möglich abgeben, so lautet unbestreitbar der allgemeine Wunsch. Wohl begreiflich! Denn wie kann es anders sein, wo Jahrhunderte hindurch die Genossenschaft und die Gesammtheit nur der gegen die Freiheit des Einzelnen in dieser oder jener Gestalt geübte Zwang war und ebendeshalb der Individualismus zur Reaktion aufforderte? Das Widerstreben gegen jederlei Beschränkung in der Gesammtheit und um der Gesammtheit willen, nur zu sehr war es berechtigt. Der Verband wurde nicht mehr für freie That der freiwillig sich der Gesammtheit unterordnenden, aus sich selbst heraus treibenden Volksanlage und Volkskraft, nicht mehr das Produkt der natürlichen Zustände der wirthschaftlichen und sozialen Kultur. Jeder Verband, der mehr als eine rein privatrechtliche Gesellschaft, jeder Verband von öffentlichem Charakter, die Zunft, die Gilde und andere für wirthschaftliche Zwecke bestimmte Genossenschaften, nicht minder, als der Gemeinde- oder Staatsverband erschien ja unter dem System, welche Alles von einer über den Unterthanen waltenden Staatsautorität herleitet, nothwendig als eine von der letzteren auferlegte, nur zu oft als drückende Bürde empfundene, nicht mehr als eine aus der Selbstbestimmung des Volkes hervorgegangene und in freiwilliger Uebung erhaltene Institution, welche keinen äußeren Zwang berührt, weil sie von dem Bewußtsein der natürlichen Nothwendigkeit getragen wird.

Ganz anders in der Epoche der altgermanischen Freiheit. Das war gerade germanisches Prinzip im Gegensatz zu dem römischen und romanischen Individualismus der Einzelperson. Der Germane wußte sich von Haus aus nicht anders, als in der Gemeinschaft der Familie, der Gemeinde, des Stammes lebend. Ihm war die Genossenschaft niemals eine, wenn auch noch so gerechtfertigte und günstige Beschränkung der Freiheit, welche eigentlich ohne diese Beschränkung hätte sein sollen, sondern ein integriren-

der Bestandtheil seiner ganzen Existenz. Oft und mit Recht hat man den dem deutschen Volkscharakter angeborenen Sinn für genossenschaftliches Leben hervorgehoben. Spuren davon erhielten sich durch alle Zeiten und noch heute, oder vielmehr heute wieder, nachdem viele der Hindernisse hinweggeräumt worden sind, welche der selbstthätigen, von unten herauf wachsenden Genossenschaftsbildung entgegenstanden, bewahrheitet sich der Gegensatz zwischen romanischem und germanischem Wesen. Denn unverkennbar ist eben sosehr das letzere einer wahrhaft genossenschaftlichen Assoziation günstig, wie der erstern eine von außen her oder von oben herunter gemachte Vereinsbildung.

Von diesem Standpunkt aus muß die Stellung des Einzelnen zu der Markgenossenschaft betrachtet werden. Sie war der naturgemäße Kreis, aus dem sich Keiner hinauszudenken vermochte, das natürliche Bindeglied zwischen Familie und Stamm, welches Niemand entbehren konnte.

Ueberhaupt war die Mark eine totale Gemeinschaft des ganzen wirthschaftlichen und bürgerlichen Lebens. Sie war wirthschaftliches Gemeinleben in gemeinsamer Art des Ackerbaues und der sonstigen Bodennutzung. Sie war, wie wir sagen würden, soziales Gemeinleben durch die Vereinigung und die tägliche Berührung, welche das Zusammenwohnen an einem Ort mit sich brachte. Sie war politisches Gemeinleben, indem die Mark als Ausdruck der vollen Selbstverwaltung in der Versammlung der Markgenossen ihre eigenen Angelegenheiten ordnete, den Schutz der Einzelnen und den Frieden der Gesammtheit durch ihr eigenes Gericht handhabte. Durch ihre ganze Stellung war sie das naturgemäße Unterglied des Gaues, welcher die größere politische Einheit darstellte. Der Gau, welcher im größeren Style ganz dasselbe Bild der Selbstverwaltung darbietet, umfaßte eine Reihe von Marken, vorbehaltlich der verschiedenen Größenverhältnisse, ungefähr nach dem gleichen Maßstabe, wie die Provinz oder der Kreis eine Anzahl von Gemeinden umfaßt. Freilich muß bei einem solchen Vergleich stets festgehalten werden, daß eben die Mark nicht blos das politische Mittelglied einer staatlichen Organisation, sondern die echte und vollständigste Gemeinsamkeit des sozialen und wirthschaftlichen Kreises darstellt. Dies festgehalten, kann man allenfalls sagen, daß sich die Mark, wenigstens in ihrer ursprünglichen Gestalt, meist mit der politischen Gemeinde deckte.

Ich sage nur: meist; eine Beschränkung, welche darum erforderlich wird, weil sich auch in früherer Zeit die Marken von sehr verschiedener Größe erweisen. Es gab nemlich kleine und große Marken, je nach dem Umfang des Territoriums. Anfangs waren die großen Marken entschieden die Regel. Die Mark, der Komplex an Feld, Wald und Weide, den

wir uns zunächst als Zubehör einer einzigen Dorfansiedlung vorzustellen haben, erreichte leicht die Ausdehnung eines Kreises, in welchem jetzt Dutzende von Dorfgemeinden und Dorfluren vorhanden sind. Im dünnbevölkerten Lande war Boden genug, um sich denselben in auslänglichstem Maße zuzumessen, so ausländlich, daß Weide und Wald für alle Bedürfnisse, auch bei rücksichtslosester Ausnutzung hinreichten und daß im Feldbau jener Ackerwechsel, dessen wir gedachten, nicht einmal alles vorhandene Areal erschöpfte. Indessen, es gab auch kleinere, der heutigen Dorfflur näher kommende Marken, und wir werden sogleich sehen, wie Vieles darauf hinwirkte, große Verschiedenheiten des Umfanges der Marken hervorzurufen.

So auch in Hessen. Das Dasein sogenannter großer Marken ist zweifellos bezeugt. Wenn auch der Versuch der Rekonstruktion einer solchen Mark, wie ihn einer der gründlichsten Kenner auf diesem Gebiete, der hessische Gelehrte Landau, beispielsweise an der fuldaischen Mark unternommen hat, nicht unangefochten geblieben ist, und die detaillirte Beschreibung des Umfangs einer solchen unter allen Umständen schwierig erscheint, so wissen wir doch, daß große Marken in den verschiedenen Theilen Hessens, — wie z. B. rechts und links der Fulda bei Kassel — vorhanden waren.

So wichtig, ja nothwendig nach der Art des altdeutschen Wesens der Markenverband erscheint, so ging doch die Mark, zum Theil aus denselben Gründen mit der Gauverfassung, zum Theil aber auch aus besonderen, wesentlich die Mark treffenden Ursachen dem Verfall entgegen. Diese Gründe sind, wie immer, zugleich wirthschaftlicher und politischer Art.

Es leuchtet, wenn wir zuerst die unausbleiblichen wirthschaftlichen Veränderungen, welche auf die Gestaltung der Mark einwirkten, uns vorzuführen suchen, sofort ein, daß die Mark, so wie sie bisher bestand, den primitiven Verhältnissen der ersten Besiedelung entsprach. Indem sie vor Allem mit einem noch wenig zahlreichen Bevölkerungsstand zusammenhing, unter dem eine einzige Dorfgenossenschaft ihre Botmäßigkeit über ein weites Terrain erstrecken konnte, stellten sich die Bedingungen alsbald anders, wenn die Bevölkerung auch nur in einigermaßen normaler Progression zu steigen begann. Rechnen wir vollends auf Zuzug und andre Vermehrung von außen her, so ergiebt sich einmal von selbst, daß mit der steigenden Zahl der Markgenossen das intensive persönliche Band der Genossenschaft sich zu lockern begann. Die Bedeutung der Blutsverwandtschaft, die Innigkeit der genossenschaftlichen Beziehung nimmt nothwendig in gleichem Maße ab, wie die Zahl der Genossen zunimmt. Tritt dazu noch das bei steigender Kultur ebenso unabweisliche wirthschaftliche Bedürfniß, die immer größere Schwierigkeit, von dem Centrum einer ein-

zigen Dorfschaft aus, die ganze große Mark bequem und gut zu nutzen, und macht gerade die größere Zahl von Bewohnern zugleich eine größere Ausdehnung des Ackerbaues, neue Anordnungen, immer ferner von dem Dorfe, an den günstigsten Stellen erforderlich, so ist dem centrifugalen Trieb zu Abzweigungen von dem bis dahin einheitlichen Mittelpunkte aus nicht mehr zu widerstehen. Das Mutterdorf entsendet daher Kolonien in die Mark hinaus; es entstehen Zweigdörfer.

Anfangs geschah dies so, daß der Markenverband unberührt gelassen wurde. Die Mehrheit von Ansiedlungen, welche jetzt die Mark anfüllte, stand weder in Unterordnung, noch in Nebenordnung dem Mutterdorf gegenüber. In der trotz der Ausscheidung von dem letzteren fortbestehenhenden Markgenossenschaft wurde nicht etwa nach Dorfschaften abgestimmt, sondern in der Versammlung hatte der eine Markgenosse, mochte er da oder dort innerhalb des Markengebietes seinen Wohnsitz haben, seine Stimme, wie der andere.

Unmittelbar änderte also die Abzweigung noch Nichts an dem Charakter der Mark. Gleichwohl war durch die Theilung und Vermehrung der Ansiedlungen der Keim auch zu der Theilung und damit zu einer wesentlichen Gefährdung der Mark gelegt. Wenn einmal verschiedene Dorfschaften heranwuchsen, sich befestigten und vergrößerten, so war das echt germanischer Selbstständigkeitstrieb, zumal wir alle wissen, daß er im guten und schlimmen Sinne verstanden und nicht immer als heilsam und maßvoll bezeichnet werden kann, schwer zu zügeln. Jede Dorfschaft mußte am Ende, wenn sie gedieh, sich selbst genug fühlen und diesem Gefühl durch das Streben nach Bildung einer eigenen Mark Ausdruck geben. So theilten sich nicht alle, aber viele der ursprünglichen Marken. Es gab daher nur große und kleine Marken, kleine in immer zunehmender Zahl. Denn der Zersplitterung der größeren Marken kam außerdem, wie wir sehen werden, zugleich die politische Gestaltung der Dinge augenscheinlich zu Hülfe.

Viele der alten Marken zerspalteten sich also in kleinere Theile. Schon das war eine wichtige Wandlung. Innerhalb der Mark aber, sei sie noch eine große, sei sie eine kleine, vollzog sich eine wichtige Wandlung ebenso unvermeidlich durch die Zunahme des Privatbesitzes. Denn daß das Streben, den Nutzungsantheil an dem Markengut erblich und zu einem der willkührlichen Disposition des Einzelnen unterworfenen Sondergut zu machen, nicht ausbleiben konnte, versteht sich von selbst. Nur in primitiven Zuständen, niemals auf die Dauer, diese Lehre der Geschichte sollten die mit ganz andern Mitteln operirenden sozialistischen Pläne der Gegenwart so sehr vergessen, läßt sich die egoistische Neigung zu Privatbesitz und Sondereigenthum unterdrücken und die Gemeinsam-

keit Aller oder, wie hier in der Mark, wenigstens der wesentlichsten äußeren Güter, des Immobiliengutes, aufrecht erhalten. Der natürliche Zug der steigenden Kultur und individueller Freiheit drängt zur Auflösung der materiellen Gemeinsamkeit, zu materiellem Sonderbesitz; freilich, wenn dabei Segen sein soll, nicht um mit der Zersplitterung des materiellen Besitzes auch die ideale Gemeinsamkeit der geistigen, sozialen und politischen Interessen zu zersplittern, sondern um die Einheit der letztern auf der Basis der materiellen Sonderexistenz desto kräftiger zusammenzufassen.

Die Mark fiel keineswegs schon dadurch, daß ein Theil ihres Grund und Bodens allmählig Privateigenthum wurde, auseinander. Trotz des Privateigenthums herrschte fort und fort noch der schärfste Flurzwang, also Gemeinsamkeit der Benutzungsweise. Allein eine gewisse Scheidung des Einzelinteresses, der Rücksicht auf den Sonderbesitz, von der Gesammtheit und deren Interesse war einmal da und Niemand hätte den Wettstreit des Einzel- oder Gesammtinteresses, nachdem er einmal begonnen, aufzuhalten vermocht. Wir wollen uns nur erinnern, wie dieser Kampf vor unseren Augen fast zu seinem völligen Ausgang gelangt ist. Wir sehen in den Gemeinheitstheilungen und Zusammenlegungen, um den Landbau im Ganzen, insofern er als Bestandtheil des Nationalreichthums unter der Nationalthätigkeit betrachtet wird, zu fördern, die letzten Konsequenzen ziehen, die letzten Reste gemeinsamen Besitzes und wirthschaftlichen Zusammenlebens zu Gunsten der wirthschaftlichen Sonderexistenz abzuthun; eine Erscheinung, bei deren Beobachtung dem Sozialpolitiker der Zweifel nicht verwehrt werden kann, ob das wirthschaftlich richtig berechnete Exempel auch für ihn immer stimmt.

Was der Privatbesitz der Einzelnen gewann, ging dem Gemeingut der Mark verloren. Zunächst griff der Trieb, gesondertes und ausschließliches Eigenthum zu besitzen, nach dem Ackerfeld, auf welches die darauf verwendete Arbeit ein natürliches Anrecht zu geben schien. Indessen blieb, selbst wenn das in Bau genommene Feld von der Almende losgerissen wurde, noch immer genug übrig. Die Waldung zu Holz, Mast und Jagd, die sogenannten Außen- oder Wildfelder, die Haiden und Bergflächen, die Deinsche, die Gewässer und Fischereien, Weinberge, Sand- und Mergelgruben, Weiden und vieles Andere waren nach wie vor Gemeingut der Markgenossen.

Immerhin wurde das Gut der Mark durch die Anerkennung des Privatbesitzes verringert und der Anfang mit Losreißungen aus der Almende gemacht, welche in der Folge immer zahlreicher und umfänglicher vorkamen. Aber auch das Wesen des subjektiven Begriffs der Mitgliedschaft an der Mark erlitt dadurch Aenderungen. Je mehr sich der Privatbesitz befestigte, desto mehr wurde die Theilnahme an der Markge-

nossenschaft und an der Nutzung des gemeinen Gutes zu dem Verband von Hufen, d. h. Privatackerbesitzern, von dem wir bis in später Zeit zu handeln haben. Gerade umgekehrt, wie früher, wo das Recht in der Gesammtmark das ursprüngliche und das Recht der Einzelnen an einem Theile derselben nur eine aus dem Genossenschaftsverbande entspringende Nutzung darstellte, erschien allmählig der Privatbesitz an den Hufen als das Erste und Wichtigste, das Anrecht auf die Mitbenutzung des Gemeingutes als eine Folge des Hufenbesitzes. In innigem Zusammenhange damit mußte sich der Kreis der Hufenbesitzer nicht nur, wie früher gegen alle Ausmärker, gegen die Besitzlosen, überhaupt an der Vollberechtigung unbetheiligten Insassen abschließen, sondern es mußte auch, zum großen Unterschied gegen früher, wo jeder Markgenosse, der im Dorfe seinen Hof hatte, dem andern gleich und gleichberechtigt an der Almende erschien, ein anderer Maßstab der Berechtigung aufkommen. Der Privatbesitz schafft eben Ungleichheit der Einzelnen. Diese Ungleichheit konnte nicht übersehen, der große Eigenthümer nicht mehr dem kleinen gleich behandelt werden.

Als Maßstab dienten die Hufe von gewisser Größe. Man hatte nun ganze, halbe Hufenbesitzer u. s. w. Man hatte eine Aristokratie der Hufen-, vor Allem der Vollhufenbesitzer, als der eigentlichen Inhaber des Gemeinguts, den man früher als einen allumfassenden, gleichheitlichen Verband vor sich gehabt hatte. Und es leuchtet ein, daß, wenn auch ursprünglich der Kreis der Hufenbesitzer im Wesentlichen derselbe war, wie der der Markgenossen vor Erwerbung eines Privateigenthums an der Hufe, doch allmählig der Unterschied immer greller hervortreten mußte.

Mehr als auf eine Veränderung, sei sie auch noch so bedeutend, gerade auf den Wegfall der Marken wirkten aber die politischen Verhältnisse hin. Wir stehen vor der Periode, in welcher die Freiheit der altgermanischen Volksgemeinde und Volksgenossenschaft der Herrschaft der Territorial- und Grundherren unterlag. Der Markeneinrichtung wuchsen sowohl die Feinde aus dem eigenen Schooße, als sie Anfechtung und Unterdrückung von außen her zu erfahren hatte. Manche ihrer eigenen Mitglieder, unter denen früher keine Ungleichheit bestanden hatte, erhoben sich durch Stand, insbesondere durch den an Bedeutung immer mehr zunehmenden adligen Stand, Besitzthum oder sonstige Stellung über die andern. Sie suchten mit Erfolg aus dem ihnen jetzt niedrig und drückend erscheinenden Verbande auszuscheiden, sich der genossenschaftlichen Gewalt und Jurisdiktion zu entziehen, Immunität, eigenes Gericht und Unabhängigkeit zu erwerben. Dadurch wurde der vordem abgerundete und geschlossene Kreis der Mark häufig durchlöchert. Oft blieb es aber nicht einmal dabei; sondern die aus dem Verband ausscheidenden, sich über denselben vermeintlich erhebenden Elemente, weltliche und geistliche Herren, empfanden

die sehr begreifliche Neigung, die andern, die Mark sogar ihrer eigenen Botmäßigkeit zu unterwerfen.

In ähnlicher Weise suchten mächtige Herren von außen her die Herrschaft über die Mark zu okkupiren. Die Märkermeister selbst, vornehme Geschlechter und Prälaten, welchen das oberste stets in hohem Ansehn gehaltene Amt an der Spitze der Mark übertragen worden war, bemühten sich durch Erblichkeit oder sonstige Befestigung der Würde aus dem übertragenen Amt ein Herrschaftsrecht zu gestalten; der Attentate fremder Dynasten gar nicht zu gedenken. War es doch die Zeit, da Jeder, je nach seinen Kräften, soviel Herrschaftsrecht an sich riß, als er vermochte.

Häufig fügten sich die Marken keineswegs willig. Es entbrannte oft heftiger Kampf um die Freiheit der Markengemeinden, der freilich nur in einzelnen Fällen mit dem Siege der letzteren ausging.

Wo aber die Oberherrlichkeit eines Grundherrn des einen oder des andern Schlages über die Mark Macht erlangte, galt es allemal nicht blos, die Mark in ihrer politischen Stellung herunter zu drücken, sondern zugleich, wenn nicht vorwiegend, durch Prätensionen auf diese oder jene Stücke der Almende erheblichen materiellen Gewinn zu machen.

In der Zeit der Grundherrschaft, waren die Herren allein, je nach der Gliederung, welche das feudale System mit sich brachte, die berechtigten Faktoren des öffentlichen Lebens. Für die Theilnahme des Volks in seiner Gemeinde an den öffentlichen Angelegenheiten von politischer Bedeutung, gab es keinen Raum mehr. Die Selbstthätigkeit und Selbstverwaltung der alten Verbände, welche früher Alles und Jedes umfaßt hatte, mußte sich immer mehr auf die Ordnung ihrer unmittelbaren, inneren Angelegenheiten beschränken. So wurde denn auch der Mark ihre Bedeutung als politisches Glied der alten Gauverfassung mit dem Untergang der letzteren selbst durch die Unterwerfung unter das Recht eines Herrn genommen und durch völlige Zersplitterung der großen Marken unmöglich gemacht.

Politische Selbstständigkeit, aktive Betheiligung an jener Leitung und Verwaltung des Gesammtwesens, welche wir jetzt Regierung und Gesetzgebung nennen, ist in Wahrheit nur insoweit möglich, als eine gewisse Größe und Bedeutung des dazu berufenen Kreises diese Möglichkeit verbürgt. Das gilt heute, wie immer, wie damals, als die großen Marken zerfielen. Die große Mark konnte Glied des öffentlichen Wesens, Träger der Selbstverwaltung in unterster Instanz sein. Die große Mark in ihrer wirthschaftlichen und sozialen Bedeutung war aber ein Widerspruch gegen das Herrschaftsrecht. Denn die große Genossenschaft mußte ganz anders dazu angethan sein, den Anmuthungen der Herren Widerstand zu leisten, als eine kleine Gemeinde. Es bedarf daher keiner weiteren Ausführung,

daß in dieser Zeit die großen Marken verschwinden und daß der Markenverband nur in den kleinen, aus den großen zersplitterten Marken einer oder mehrerer Gemeinden sein Dasein fortsetzt.

Ein erheblicher Theil des Berufs und des Lebens der alten Mark war somit vernichtet. Das schloß jedoch nicht aus, daß immer noch für die beschränktere Existenz, welche seitdem der Mark beschieden war, die Form und Art der Selbstverwaltung mehr erhalten wurde, als Manche bei Nennung des Namens: Feudalgut glauben. Dazu war alte Sitte und Anschauung germanischen Schlages zu tief gewurzelt, als daß selbst der Feudalismus sie ganz auszurotten auch nur beabsichtigt hätte. Nur nicht mehr kraft ureignen Rechtes der freien Männer, wohl aber unter Hofrecht, d. h. unter dem obersten Schutze und gleichsam kraft Verleihung des Oberherrn übten die Markgenossen nach wie vor ihre Verwaltung und ihre Rechtspflege durch ihre Versammlung und ihre Vorsteher, wie vordem.

Allen diesen Schicksalen entging auch in Hessen die Markgenossenschaft nicht.

Die adligen Güter entzogen sich in der Regel dem Verbande. Immunitäten und Privilegien durchbrachen die nur auf Gleichberechtigung ruhende Genossenschaft. Indessen kommen auch Beispiele vor, daß der niedrige Adel in dem Verbande aushielt. Große Adelsgeschlechter, Dynasten aber haben in dem eigentlichen Althessen verhältnißmäßig überhaupt nicht solchen Einfluß gehabt, wie anderswo.

Desto bedeutender wurde die Macht und das sich konzentrirende Regiment des Landesherrn, des Landgrafen. Nach den überlieferten urkundlichen Nachrichten ergibt sich deutlich, daß sie sich die Ansprüche in zwei Richtungen bewegten.

Auf der einen Seite sehen wir sichtlich die Beschränkung der Autonomie. Die Markgemeinde gab sich nicht länger die Rechtsordnung ihrer Angelegenheiten und Interessen selbst, sie hatte vielmehr das Gesetz durch landesherrlichen Erlaß zu empfangen, wenn sie auch noch die Ausübung derselben den Schutz von Recht und Ordnung durch ihre eigenen, aus dem alten Selbstregiment stammenden Organe behielt. Der eine wichtige Bestandtheil des altdeutschen Selbstregiments, die Befugniß, in seinem Kreise zur Aufrechthaltung des Rechtsschutzes und der Polizei durch Weisthum, Statut oder Gewohnheit aus sich heraus Normen aufzustellen, ging dem Markenverbande noch zu Ende völlig verloren. Das landesherrliche Regiment diktirte die dazu nöthigen Anordnungen und die Märkerschaft hatte sie durch ihre Vorsteher zu vollziehen, welche dadurch in jene, später immer mehr kultivirte Beziehung zu der Landesregierung, in die Stellung von Hülfsbeamten derselben zu treten begann.

Auf der andern Seite war es unausbleiblich, daß der Landgraf vielfach und nicht allzubescheiden seine Hand nach der Almende der Marken ausstreckte. Es wäre ungerecht, vorauszusetzen, daß dies allemal contra bonam fidem geschehen sei. Die Almende hatte, wie wir gesehen haben, keineswegs den Charakter eines Privateigenthums. Eingriffe so flagranter Art in das Privateigenthum der Einzelnen oder in das Privateigenthum der Gemeinde, wenn ein solches in dem Sinne, wie heute, bestanden hätte, würde man sich schwerlich gestattet haben. Aber die Almende war öffentliches Gut, die reale Basis der öffentlichen Stellung der Mark. Mithin erscheint es auch ganz natürlich, daß nun, indem die öffentliche Stellung und Selbstständigkeit der Mark untergraben und vernichtet wurde, gerade der Träger der öffentlichen Gewalt, der Landesherr, der das politische Recht in sich vereinigte, sich zugleich für berechtigt an dem Gute der Marken erachtete.

Freilich war dies der Punkt, an dem die alte Genossenschaft und das fürstliche Regiment am schärfsten auf einander stießen. Denn dies war am empfindlichsten. Politische Rechte zu verlieren, daran gewöhnt sich das Landvolk in Zeiten, welche darauf hinzielen, leicht, wenigstens viel leichter, als daran, eine Schmälerung des ihm gehörigen, zu seinem Nutzen bestimmten Gutes, zu erfahren. Was Wunder, daß wir, also eben in dieser Richtung von manchem harten Kampf zwischen der Mark und dem Landesherrn, von heftigem Widerstand und Behauptung des alten Rechts, welche mitunter sogar siegreich aus dem Streite hervorging, Bericht erhalten.

Im großen Ganzen jedoch gewann der Fürst den Markgemeinden viel, sehr viel ab. Einzelne, der Landesherrschaft gelegene Stücke, wurden zu deren Gunsten völlig herausgerissen. Häufig wurde, wie auch anderswo, auf diesen oder jenen Titel hin, auf Grund der Oberherrlichkeit oder Vogtei, wenn nicht gar in Prätension einer förmlichen Grundherrschaft, das Recht, von dem Gemeindeareal Gutszins zu erheben und selbst darüber willkührlich zu disponiren, geltend gemacht. Beispiele solcher Dispositionen über das Gemeindegut von Seiten des Landgrafen liegen mehrfach vor. So sind die unter dem Namen der Freiheiten noch jetzt bekannten Stadttheile in Kassel und Homburg in Folge landesherrlicher Verfügung über Gemeindeboden angelegt worden. Am meisten zehrte die fürstliche Gewalt, abgesehen von der Fischerei, welche sie sich nicht minder anzueignen begann, an dem Wald und den damit verbundenen Rechten. Schon damals wurde der Grund zu dem Zustand gelegt, der sich später in den weitgehendsten Hoheits- und Regelrechten über den Wald und die Jagd konsolidirte. Wie immer war der Wildbann einer der ersten Gegenstände, nach denen der Fürst Lust bezeugte. Jagdrecht in den Märker-

waldungen, zum Theil aus kaiserlicher Verleihung hergeleitet, um einen dem Feudalismus entsprechenden Titel zu haben, taucht an vielen Stellen auf. Daneben zeigt sich schon die Neigung auch den Holzbestand des Forstmeisters dem landesherrlichen Oberaufsichtsrecht zu unterwerfen, oder noch lieber als Gegenstand des landesherrlichen Besitzrechtes zu behandeln. Wir stehen hier an der Quelle der scharf ausgeprägten und sehr ausgedehnten Forsthoheit, über deren gesetzliche und wirthschaftliche Rechtfertigung man denken mag wie man will, deren wir aber billig gedenken, weil sie eine Hauptursache davon ist, daß in Althessen der Wald sich in ausgedehnterem Maße, als in vielen anderen Ländern und namentlich auch, als in den anderen südlichen hessischen Landestheilen, erhalten hat.

Manche Forsten gingen auf diese Weise den Marken ganz verloren. So namentlich die entlegeneren und darum nicht leicht in Schutz und Recht zu erhaltenden Wälder der großen Marken. Als Belag mag nur hervorgehoben werden, daß unter andern der in der Nähe von Kassel befindliche große Kaufunger Wald, der früher Märkerwaldung gewesen war, landgräflich wurde. Gleichwohl wurde niemals das ganze Gemeindegut, nicht einmal der ganze Gemeindebesitz an Wald und Weide vollständig absorbirt. Zu Klagen in solchem Umfange, wie sie in anderen Theilen von Deutschland, insbesondere in den Programmen der Bauernaufstände darüber vorkommen, daß die Grund- und Landesherren das gesammte gemeine Gut an sich gerissen, war in Hessen kein Anlaß. Die Folgezeit bestätigt ja, daß das Almende zwar nicht unbeträchtlich vermindert, aber keineswegs ganz und gar der ländlichen Gemeinde entzogen wurde; und auf die Bedeutung dieses Umstandes, daß immer doch Etwas von dem gemeinen Gut, wenn auch zunächst nur für die Genossenschaft der Hufenbesitzer übrig bleibt, werden wir noch zurückkommen müssen.

In Folge aller dieser Umstände, welche hier nur unter einigen Hauptgesichtspunkten angedeutet werden können, geriethen in Hessen die großen Marken durchaus in Verfall. Im 12. Jahrhundert existirte, was das Gebiet um Kassel anlangt, noch die große Kirchditmolder Mark; im 13. Jahrhundert waren die Marken am rechten Fuldaufer bereits untergegangen und später blieben in diesem Theile von Althessen nur noch die nicht landgräflichen Marken von Elben und Hohungen eine Zeit lang erhalten. Nur einzelne Reste der größeren Markenverbindung dauerte viel länger fort, bis in das vorige Jahrhundert, ja bis zur Gegegenwart. In manchen Gegenden, wie z. B. in der Mark von Ulfen, wo am Ende des 16. Jahrhunderts noch Wald, Wiesengrund, Weinschank u. s. w., oder an dem schenkischen Eigen südlich von Marburg, wo noch im vorigen Jahrhundert mehrere Dörfer Wald und Feld, Pferch und Hute gemeinsam hatten, erstreckte sich die fortdauernde Verbindung auch noch auf

andere Objekte; die gegenwärtig noch vorhandenen Reste aber bestehen meines Wissens nur noch darin, daß hier und da mehreren Dorfgemeinden ein Wald als Märkerschaftswald zu gemeinsamer Nutzung verblieben ist, an dem noch im Kleinen die früheren Verhältnisse zum Vorschein kommen.

Im Uebrigen fielen die Markverbände auseinander in kleinere Gemeinden. Die kleinen Gemeinden, nach ihrer ganzen Beschaffenheit und dem Uebergewicht des landesherrlichen Regiments der öffentlichen Bedeudeutung entkleidet, wurden zu bloßen Nutzungsverbänden herabgedrückt, insoweit, als es sich um die Nutzung des gemeinen Gutes handelte, aber auch in Hessen, wie zahlreiche Weisthümer bestätigen, in einer gewissen Selbstverwaltung unter der Aegide der Grund- oder Landesherrschaft belassen.

Wir scheiden von der Skizzirung dieser Periode mit der Bemerkung, daß wir nirgends gleichmäßige, durchgreifende, von prinzipieller Klarheit getragene Verhältnisse erwarten dürfen. Die Blüthezeit der feudal-patrimonialen Zustände bieten uns vielmehr das bunteste, verwirrteste Bild von der Welt dar. Zufall und Willkühr herrscht überall. Denn das feudal-patrimoniale System löst nur auf, ist aber unfähig, ein öffentliches Wesen, dem dieser Name gebührte, zu gestalten, das größte Hinderniß für die Bildung des Staates.

Aus dem Chaos erhebt sich auch in Hessen allmählig die Landesherrschaft, einst nur eine große Grundherrschaft, wie andere, zum Begriffe des Staates, einigt und organisirt sie allmählig die zerstreuten Elemente. Obwohl viel daran fehlte, daß die Patrimonialherrschaft sogleich vom Staate absorbirt worden wäre, obwohl vorläufig die Grundherrlichkeit in ihrer eximirten Stellung sowohl der landesherrlichen Regierung, wie dem Lande gegenüber, noch lange Zeit hindurch eine wichtige Rolle spielte, soviel war gewiß: das der Neuzeit zustrebende Staatswesen, selbst wenn es nur erst in Entstehung begriffen, bedurfte nothwendig eines politischen Untergliedes, ohne das eine staatliche Organisation überhaupt nicht gedacht werden kann.

An die große Mark anzuknüpfen, war unmöglich. Die große Mark war so gut, wie zerstört. Mithin blieben nur die kleineren Verbände übrig, in welche sich die früher ungleich größeren Markenverbände zurückgezogen hatten, die Dorfverbände, oder, wie wir von jetzt an sagen, Dorfgemeinden.

Ihre Verfassung war sehr einfach. Sie war diejenige, welche Juristen als universitas inordinata zu bezeichnen pflegen. An der Spitze befand sich ein Vorstand, meist auf Lebenszeit bestellt. Er ging nicht mehr, wie in der Periode voller Selbstregierung der alte Markenvorstand,

aus freier Wahl der Gemeindegenossen hervor, sondern wurde von der Patrimonial- oder Landesherrschaft ernannt oder doch bestätigt. Aber das stand doch fest, daß er aus dem Kreise der Gemeindegenossen genommen werden mußte. Das sind die Graben, Schulzen, Richter, Heimburger, Schultheiße, Centgräfen und wie sonst die in Familiennamen häufig erhaltenen Bezeichnungen lauten mögen.

Hinter und unter den Vorstehern trat die Gemeinde selbst in der vollen Versammlung aller Berechtigten auf, d. h. die Versammlung der ansässigen, Acker besitzenden Bauern, im Gegensatz und mit Ausschluß der bloßen Beisitzer, Köthner, Juden, Beamten u. s. w.

Die so äußerlich gestaltete Gemeinde sollte, das war immer noch in unmittelbarer Fortsetzung der überlieferten Verhältnisse das Nächste, vor allen Dingen die Verwaltung und Ordnung ihres eigenen Gutes haben. Zwar wurde nun, wo möglich noch stärker, als früher, an Beschränkung und Verminderung der Almende gearbeitet. Mit der Befestigung der Landesherrschaft mehrten und verstärkten sich die Ansprüche derselben in den zahlreichen Regalitäten, vermöge deren eine ganze Reihe von Nutzungsrechten der alten Genossenschaften unter dem Monopol der Staatsgewalt zu Grunde gingen. Allein soweit das Gemeindegut erhalten blieb, beließ man es auch bei der unmittelbaren Verwaltung der Gemeinde, die ihrerseits freilich im Ganzen unter immer größere Abhängigkeit von der Staatsregierung gerieth. Eben weil diese Abhängigkeit vorhanden war, konnte der Staat selbst da, wo es sich nicht um unmittelbares Gemeindegut handelte, in der ganzen Gemeindeflur, gleichviel aus welchen Privatstücken sie sich zusammensetzte, und selbst in den herrschaftlichen Theilen der Flur die Aufrechthaltung der Ordnung und des Rechtsschutzes nach den von ihm, nicht mehr autonomisch, geschaffenen Normen übertragen.

Das ist der Standtpunkt der ziemlich umfassenden, in der That für die Anschauungen und Zustände jener Zeit, überaus lehrreichen Grabenordnung von 1739, durch welche den Gemeindevorständen und Gemeinden sehr ausführlich ihre Kompetenz und Funktion klar gemacht wurde.

Man sieht also, wie die Gemeinde, modern ausgedrückt, als Hülfsanstalt des Staates benutzt zu werden begann; und es bedarf keiner Erläuterung, daß dies in steigendem Maße geschehen mußte, je mehr der Staat seine Aufgaben und folglich seine Thätigkeit erweiterte. Neben der Verwaltung des gemeinen Gutes hatten daher die Gemeindevorstände im Auftrag des Staates, der zu diesem Behufe die einmal vorhandenen Organe benutzte, als dessen Hülfsbeamte die Handhabung der Polizei und den Schutz der allgemeinen Interessen des flachen Landes. Der größere Theil der Gerichtsbarkeit, ursprünglich mit der Selbstverwaltung stets verbunden, ging immer entschiedener auf die Staats- oder Patrimonial-

gerichtsbehörden über. Aber die innere Administration, einschließlich der Polizeirüge wurde noch immer von der Gemeinde nach altem Zuschnitt und in den alten Formen, in der Versammlung unter der Linde, welche noch durchaus an die altdeutschen Versammlungen erinnerte, ausgeübt.

Die Gemeinde bestand aus den eigentlichen Bauern. Darunter waren, wenn nachgerade schon nicht mehr blos die Hufenbesitzer, doch die mit eigenem Hof oder Rauch angesessenen Einwohner des Dorfes gemeint. Indem sie nach historischer Ueberlieferung zugleich diejenigen waren, deren Verband das Recht am gemeinen Gut, an der Almende, zukam, war die Realgemeinde, wie man diesen Verband neuerdings zu nennen gewohnt ist, und die politische Gemeinde so ziemlich identisch. Daher denn damals und in der Folgezeit sehr häufig das gemeine Gut als Gemeindegut, d. h. als Eigenthum der im Wesentlichen aus denselben Leuten bestehenden, aber bei Licht besehen in ihrer inneren Natur sehr verschiedenen politischen Gemeinde angesehen und behandelt oder, wenn das nicht geschah, noch häufiger durch das Ineinandergreifen der thatsächlichen Verhältnisse eine Verwirrung des rechtlichen Zustandes herbeigeführt wurde, welche überaus schwer zu lösen ist.

Denn es ist leicht einzusehen, daß jene ursprüngliche Identität, des an der Almende berechtigten Nutzungsverbandes der Bauern und der politischen Gemeinde auf die Dauer nicht ohne Störung fortbestehen konnte. Einmal nahm die Bedeutung und Wirksamkeit der Gemeinde als Faktor des Staatslebens nothwendig zu. Die politische Gemeinde mußte also schon wegen dieser ihrer Stellung Neigung kundgeben, die Nutzungsgemeinde als etwas verhältnißmäßig Untergeordnetes in sich aufgehen zu lassen. Umsomehr, als ja größere Opfer nach und nach die politische Gemeinde von den Einzelnen forderte. Sodann aber kommt in Betracht, daß sich im Zusammenhange damit der Kreis der in der politischen Gemeinde Verpflichteten und Berechtigten immer mehr erweiterte und folgeweise auch die Theilnahme an dem materiellen Nutzen zu erreichen suchte.

Die Gemeinde erweiterte sich, abgesehen von der natürlichen Bevölkerung, durch allerlei Zuzug und Aufnahme. Indem ihr die steigende Kultur immer mehr Zuwachs an Einwohnern zuführte, wurden die bloßen Zuzügler, die Beisitzer und Ungemeinder, neue und alte, die in mannigfachen Abstufungen existirten, nach und nach zu allgemeinen Lasten der Gemeinde oder durch die Gemeinde vermittelten landesherrlichen und Staatslasten herangezogen. Dienste und materielle Leistungen, Jagdforst-, Wege-, Kirchenbauten, Schulbeiträge und andere Leistungen zu vielen öffentlichen Zwecken hatten sie mit beizutragen. Dafür nahmen sie an dem Schutze und den allgemeinen Vortheilen, welche die Gemeinde dar-

bot, Theil. Aber wer wird sich wundern, daß sie, nachdem es soweit gekommen, sich bemühten, zuletzt auch in das volle, gleiche Gemeindebürgerrecht und namentlich auch in den Gemeindennutzen einzurücken.

Mitunter gelangte man unmittelbar zum erwünschten Ziel und setzte die Gleichberechtigung aller Gemeindeangehörigen, auch der Beisitzer, an dem Gemeindenutzen durch. Bekanntlich wurde in manchen Ländern, wie in Baiern und Nassau, durch die Staatsgesetzgebung die Almende der politischen Gemeinde zugesprochen. In Hessen geschah dies nie. Der Staat mochte auch hier, seiner Gewohnheit getreu, nicht eingreifen, und die Zähigkeit der alten Bauern wehrte sich in der Regel energisch genug gegen eine Schmälerung ihrer überkommenen Rechte, wie sie bei Ausdehnung der Nutzung auf alle Angehörige der politischen Gemeinde unausbleiblich gewesen wäre. Wie sie das ausschließliche oder vorzugsweise Recht auf den Gemeindenutzen sich bewahrten und das war meistens der Fall, umfaßte die Gemeinde thatsächlich nunmehr zwei Verbände, die öffentliche oder Neugemeinde als weiteren Kreis und innerhalb desselben den engeren, vollends jetzt nur noch durch das materielle Interesse an dem der Almende zusammengehaltenen Verband der Realgemeinde.

So lagen die Dinge, als im Beginne unseres Jahrhunderts aus den napoleonischen Eroberungen das Königreich Westfalen hervorging. Hessen, das den Grundstock des neuen Königreichs bildete, wurde dadurch der französischen Gesetzgebung unterworfen. Wie das gesammte übrige Recht, so wurde auch die Gemeindeverfassung flugs umgestaltet, die Mairie und der Municipalrath nach dem vielgerühmten Muster der romanischen Staaten eingeführt; jener äußerlich scheinbar liberale Anschein einer repräsentativen Gemeindeverfassung, in der sich schablonenmäßig im Kleinen die Staatsverfassung wiederspiegeln soll, der indessen nicht hindert, daß die Gemeinde lediglich als Werkzeug bureaukratischer Präfektenwirthschaft gebraucht und mißbraucht wird. Es ist unnöthig den Gegensatz germanischen, auf wahre Selbstregierung abzielenden Gemeindelebens ausführlicher zu schildern und darzulegen, was es heißen will, eine Gemeindeverfassung rein willkürlich par ordre der Staatsgewalt den Gemeinden aufzuoktroyiren, oder die Verfassung aus der Entwickelung und dem Zustande des Gemeindewesens von innen heraus in Gestalt zu bringen.

Daß sich die fremdartige Gemeindeverfassung nach französischem Zuschnitt in Hessen nicht einbürgerte, versteht sich von selbst. Den Nutzen indessen hat, wenn man gerecht urtheilen will, die westfälische Zwischenperiode gehabt, daß sie an den breitspurigen und hinderlichen Formen des bis dahin bestandenen patriarchalischen Staatsmechanismus das Messer anlegte. In der Verwaltung, wie in der Justiz ließ sich die einmal in dieser Richtung gemachte Erfahrung nicht wieder ungeschehen machen. Der

Sieg der modernen über die bis dahin hartnäckig bewahrte alterthümliche Form war eine vollendete Thatsache geworden und trug seine Früchte. Allein um mehr als blos äußerlich zu wirken, um dem hessischen, in dergleichen Dingen als überaus hartnäckig bewährten Landvolk den Geist der französischen Munizipalverfassung einzuimpfen, dazu war die Zeit ihrer Geltung zu kurz.

Vollends aber blieb während dieser kurzen Geltungszeit die rechtliche Lage des Gemeindegutes unberührt. So wichtig dem Kundigen unter allen Umständen die Verhältnisse der Almende erscheinen werden, auf eine Neuordnung des Gemeindenutzens ließ man sich nicht ein. Man organisirte die politische Gemeinde anders, streng im Sinne eines Staatsorgans, befaßte sich aber keineswegs mit der Realgemeinde und dem Anrecht am Gemeindegut. Ob und wieviel Mängel an Verständniß auf Seiten der westfälischen, zum Theil fremden Beamten oder alte, nicht zu überwindende Gewohnheit auf Seiten der hessischen Beamten dabei mitspielte, mag dahin gestellt bleiben. Es liegen Nachweise vor, daß Beschlüsse der Behörden ergingen, welche deutlich zeigen, daß man an das Gemeindegut nicht zu rühren gedachte.

Im Jahre 1814 wurde die alte Staats- und Gemeindeverfassung so, wie sie vor 1806 bestanden hatte, wieder eingestellt. Mit welch peinlicher Konsequenz der Versuch einer völligen Restauration gemacht, wie der Kurfürst geradezu die Zwischenjahre seines Exils als ungeschehen zu behandeln Willens war, ist bekannt genug. Indessen, trotz der festen Absicht, das althessische Regiment da, wo es unterbrochen worden, wieder fortzusetzen, waren der Staat und die Gemeinde doch andere als früher. Sehr bald zeigte sich, daß es bei der bloßen simplen Reaktivirung des Alten unmöglich zu belassen sei, daß man sich vielmehr trotz der vermeintlichen Wiederherstellung der guten alten Zeit großen Reformen nicht entziehen könne.

Ein Zeichen veränderter Auffassung der Gemeinde haben wir schon aus dem Jahre 1821 zu konstatiren. Bei der umfassenden Umgestaltung, welche in diesem Jahre die Justiz und Verwaltung erfuhr eine Umgestaltung, deren Resultat bis zum Untergange des Staates die Grundlage aller Organisationen bildete, wurden die Gemeinden den Kreisämtern und Regierungen, also den Behörden für die innere Landesverwaltung und Polizei untergeordnet. Bis dahin waren sie den Finanzbehörden untergeordnet gewesen. Das heißt mit andern Worten: bis dahin hatte man die Gemeinden immer noch vorwiegend und in erster Linie als Verwalterin des Gemeindegutes und als Institution der finanziellen Interessen angesehen; jetzt dagegen erkannte man direkt an, daß die Funktion der Ge-

meinde als Glied der Fondsverwaltung schützend zu betonen und die Gemeinde dem Organismus der Verwaltungsbehörden anzufügen sei.

Eben deshalb, weil dieser ungeachtet der zähesten Liebhaberei für die früheren Zustände ein anderer geworden war, weil er seine Aufgaben so sehr erweitert sah, war der Uebergang aus dem patriarchalischen System zu einem wirklichen Staatsleben nicht aufzuhalten und vollends nachdem der Staat durch die Verfassung von 1831 auf konstitutionelle Basis gesetzt worden war, erschien auch eine Umbürdung der patriarchalischen Gemeinde unabweislich. Die Verfassungsurkunde enthielt die Zusicherung einer Gemeindeordnung und in Vollziehung der Zusage wurde die Gemeindeordnung von 1834 zu Stande gebracht. Neben der Reihe wichtiger Gesetze aus der ersten Periode frischen Zusammenwirkens der Regierung und der Volksvertretung eines der wichtigsten. Mag man in der Folge noch soviel daran bemängelt haben, mag sie durch die Gesetzgebung anderer Länder überholt worden sein, unbestreitbar hatte die kurhessische Gemeindeordnung von 1834 das große Verdienst, getreulich an den vorhandenen Zustand und an die leitenden Ideen, welche aus dem historischen Entwickelungsgang der Gemeinde zu entnehmen sind, anzuknüpfen. Es ist daher sehr natürlich, daß sich gerade dieses Gesetz, wie nur irgend eines, in das Volksbewußtsein einlebte und stets als ein hohes Gut des Landes geschätzt worden ist.

Die Grundzüge derselben sind folgende. Die Gemeinde mußte zunächst als subjektiver Verband der unter diesem Begriff vereinigten Person geordnet werden von dem Gedanken aus, daß dieser Kreis von Personen ein integrirendes Glied des Staates, gleichsam die unterste Instanz des öffentlichen Lebens und der Verwaltung darstellt. In dieser Hinsicht wurde die politische Gemeinde nunmehr lediglich auf den politischen Begriff der Gemeindeangehörigkeit und des Gemeindebürgerrechts gestellt. Hufen- oder Hofbesitz war für die Theilnahme an den Gemeinderechten und Pflichten ferner nicht maßgebend. Die Stellung der Beisitzer wurde anerkannt und was Alles sonst nach dieser Richtung abzielt.

Als politisches Glied des Staates aber hat die Gemeinde wie der letztere selbst zugleich eine territoriale Bedeutung. Sie ist ein bestimmter kleiner Theil des Staatsgebietes, und zwar nicht ein nach Zufälligkeit und Laune auf den Karten zugeschnittenes Terrain, sondern die historische Dorfmark. Und diese Dorfmark besteht, wenn wir den Inhalt derselben uns näher ansehen, nicht blos aus einem Konglomerat von allerlei Privatgrundstücken, sondern besteht meist zu einem bald größeren, bald geringeren Theil aus gemeinem Gut.

Indem die Gesetzgebung in der letzteren Beziehung durchaus bei den hergebrachten Verhältnissen blieb, galt es vor Allem die Gemeinde nach

beiden Seiten hin, sowohl für ihre Funktionen als Hülfsanstalt des Staates, wie für die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten brauchbar zu organisiren. Der Weg dazu war angezeigt. Man mußte die patrimonialen Formen, unter denen die Gemeinde, vertreten durch den von der Herrschaft bestellten Vorsteher eine zugleich unorganisirte Masse darstellte, abstreifen und eine durch gewählte Rendanten auszuübende Selbstverwaltung, wenn sie auch vorerst nicht gerade vollständig erzielt werden konnte, doch wieder anbahnen.

Aus einer universitas inordinata führte man daher die Landgemeinde über zu einer universitas ordinata. Man gab ihr, nach dem Vorbild der Stadtgemeinde, jedoch mit entsprechender Modifikation einen kleinen Gemeinderath und Gemeindeausschuß, beide aus der Wahl der Gemeinde hervorgehend. An die Spitze stellte man einen ebenfalls gewählten, aber freilich von der Staatsbehörde erst zu bestätigenden, lebenslänglichen Bürgermeister.

Die Angelegenheiten der Gemeinde wurden, Nichts zeigt bildlich den Unterschied klarer, nicht mehr in der allgemeinen Versammlung unter der Linde, sondern regelmäßig in der Sitzung des Gemeinderaths unter dem Vorsitz des Bürgermeisters erledigt. Zur Kompetenz dieses Ortsvorstandes gehören alle eigentlichen Gemeindesachen, meist, wenn auch nicht durchweg, völlig selbstständig, die Polizei im Auftrag und unter Aufsicht die Staatsverwaltung.

Was die Resultate dieser Gemeindeverfassung angeht, so konnte es nicht fehlen, daß im Einzelnen manche Reibung zwischen dem Landrath und der Gemeinde, zwischen dem gerechtfertigten oder ungerechtfertigten Eifer der Staatsbehörde und dem gerechtfertigten oder ungerechtfertigten Eigensinn der Bauern, zwischen Bureaukratie und Selbstverwaltung zum Vorschein kam. Aber im Ganzen haben sich die Grundsätze der Gemeindeordnung bewährt. Man lernte durch sie eine wirkliche Gemeindeverwaltung üben und schätzen, und legte dadurch den soliden Grund zu einer gedeihlichen Weiterentwickelung.

In den wechselnden Zeitläufen Kurhessens mußte freilich auch die Gemeindeordnung von 1834 das Ziel sehr verschiedener Strömungen und Angriffe werden. Im Jahre 1848 wurde viel gethan, um die Selbstverwaltung möglichst zu erweitern. Aber auch die Hassenpflug'sche Reaktion vergaß die Gemeinde keineswegs. Setzte sie doch sogar den Neuerwerb des Ortsbürgerrechts auf den Besitz eigenen Grund und Bodens und auf landwirthschaftlichen Betrieb mit eigenem Gespann; versuchte sie also geradezu die alte nothwendig auf Grundbesitz gestellte Gemeindemitgliedschaft zurückzuführen.

Indessen dies wie manches Andere, ist überwunden worden. Auf die Details der Gesetzgebung im Uebrigen einzugehen, dürfen wir uns ersparen. Soviel ist ausgemacht, daß im Wesentlichen noch jetzt die Gemeindeverfassung von 1834 die Grundlage des Gemeindelebens bildet.

Fragen wir nun, wie es sich noch heute mit dem gemeinen Gut verhält, so unterscheidet die Gemeindeordnung, wie auch schon die Grabenordnung von 1739 gethan hatte, sehr bestimmt zweierlei. Sie kennt ein Kämmereivermögen der Gemeinde als solche und ein Gemeindegut, Amende, bestimmt zur Nutzung der Gemeindeglieder oder einzelnen Klassen derselben. Dabei hat es denn auch die Preußische Verordnung von 1867 belassen.

Was will das besagen? Es giebt zunächst Gemeindegut, welches die politische Gemeinde als juristische Person für sich besitzt und in seinem Ertrag zu Gemeindezwecken nutzt. Die Revenüen fallen in die Gemeindekasse und dienen zur Bestreitung solcher Ausgaben, welche dieser Kasse zur Last fallen. Solches Gemeindevermögen haben viele Gemeinden. Wie es entstanden ist, erhellt zum Theil aus dem oben Gesagten; nämlich insofern als es häufig auf die politische Gemeinde vermöge allmählicher Gewohnheit übertragenes altes Markengut darstellt. Möglich, daß hier und da noch anderer Erwerb hinzugekommen. Jedenfalls aber ist festzuhalten, daß auch dies eigentliche Kämmereigut von der Gemeinde historisch überkommen ist, nicht etwa aus Dotationen von Seiten der Landesherrschaft oder des Staates entsprungen und daher verfassungsmäßig von dem Staatsvermögen völlig getrennt ist.

Durch die immer häufigeren Gemeinheitstheilungen, welche nach der Gemeindeordnung und einem Spezialgesetz von 1834 von der Gemeinde beschlossen werden konnte und zu deren Beförderung die Preußische Regierung eine weitere Verordnung erlassen hat, ist das Meiste von Feld, Hufe und urbar zu machendem Areal in Privatgut verwandelt worden. Und mit der Verringerung des nutzbaren Kämmereiguts wurden die Gemeinden immer mehr darauf hingewiesen, Mittel für ihre Ausgaben durch Anlagen zu beschaffen. Allein die Meldungen und ebenso die Gemeindegebräuche sind noch jetzt ausdrücklich von der Theilbarkeit ausgeschlossen; weshalb denn noch zur Stunde nicht unbeträchtliche Waldflächen in ihren Bestand erhalten, als Kämmereigut figuriren.

Es giebt sodann, wenn nicht immer, doch häufig, in der Gemeinde ein zur Nutzung der Gemeindeglieder bestimmtes Vermögen. Von ihm wissen wir zunächst, daß es nicht der Gemeinde als solcher gehört. Eben so wenig gehört es den einzelnen Nutzungsberechtigten zu ratenmäßigen Antheilen des Miteigenthums nach römischen Rechtsbegriffen; sondern es gehört der Gesammtheit der Nutzungsberechtigten.

Gerade die moderne Gestaltung der politischen Gemeinde seit 1834 gab auch in Hessen den Anlaß, das Verhältniß dieses Nutzungsvermögens zu untersuchen. Vor Allem wurde dies nothwendig bei den Gerichten, da mancherlei Prozesse über die Anrechte an dem Gemeindenutzen entstanden und nach der hessischen Gerichtsverfassung, welche in dieser Beziehung keinerlei Beschränkungen des Rechtswegs kannte, von Kompetenzkonflikten und Kompetenzhöfen Nichts wußte und dabei sich sehr wohl befand, gerichtlich entschieden werden mußten. Man suchte und fand nun erst die geschichtlichen Anknüpfungen. Darnach stellte sich heraus, daß durchaus nicht ohne Weiteres die Gemeinde als Eigenthümerin und Trägerin des Gemeindenutzens zu behandeln sei. Eben so wenig ergab sich ein rein privatrechtlicher Karakter desselben. Man stieß vielmehr auf die Real- oder Nutzungsgemeinde als einen eigenen Kreis innerhalb der politischen Gemeinde.

Praktisch war die Hauptfrage allemal die, wer denn zur Theilnahme an dem Gemeindenutzen berufen sei, ob alle Gemeindemitglieder, oder nur ein Theil derselben und welcher Theil. Sowohl die Gemeindeordnung, als auch noch die Preußische Gesetzgebung seit 1867 schützen das Herkommen und hüten sich, dekretirend einzugreifen. Danach kann es also der Fall sein, daß alle Gemeindeglieder an dem Genuß partizipiren; nämlich da, wo die Nutznngsberechtigung, wie früher erwähnt, im Laufe der Zeiten sich mit der politischen Gemeindemitgliedschaft identifizirt hat. Alsdann erscheint unwillkürlich die Gemeinde als Quelle des Nutzungsrechts. Oder der Gemeindenutzen ist Vorzugsrecht einzelner Klassen der Gemeindemitglieder, sei es nur der Hofbesitzer, sei es, daß auch noch andere Mitbetheiligung erlangt haben. Alsdann haben wir eine besondere Realgemeinde neben der politischen. Wir begnügen uns hier, deren Dasein nachzuweisen, ohne die vielfachen Einzelfragen, welche sich wegen der Mitberechtigung dieser oder jener Klassen, namentlich der Beisitzer, erheben mußten, aufzumuntern oder auf die Schwierigkeiten der juristischen Konstruktion eines solchen Sammteigenthums tiefer einzugehen.

Die Nutzungsgemeinde ist in nachweisbarer direkter Abstammung der letzte Rest der alten Markgenossenschaft, insoweit als diese auf gemeinsamen Besitz der Almende sich gründete. Wir haben gesehen, wie weit es sich um die Stellung und den Beruf als Faktor des politischen Lebens handelt, aus der Markgenossenschaft die heutige Gemeinde hervorgegangen ist und ihre eigene Mutter vollständig aufgezehrt hat. Von der wirthschaftlichen Gemeinschaft, welche die Markgenossenschaft mit begriff, ist nur noch die Genossenschaft der zu dem noch vorhandenen Almendegut Berufenen übrig. Aeußerlich hat diese innerhalb der weiteren politischen Gemeinde existirende Genossenschaft in der Regel kaum noch eine Aehnlichkeit

mit ihrer Stammmutter. Denn die Verwaltung ihrer Angelegenheiten übt sie meist nicht mehr selber, sondern diese wird von der Gemeinde oder, zumal wenn es die Nutzung von Forsten gilt, von dem Staate besorgt. Nur noch sehr vereinzelt kommen Organe und Formen eigener Verwaltung vor, welche an die volle Selbstverwaltung der Markgenossenschaft leise anklingen; Gemeindsmänner, Obermärker u. dergl. Allein das ist rechtlich anerkannt, und damit immer noch in gewissem Sinne die Selbstthätigkeit der Realgemeinde ausgedrückt, daß sie ihre Nutzungsangelegenheiten durch ihr eigenes Statut regeln kann und daß die politische Gemeinde als solche nicht befugt ist, durch ihre Beschlüsse in jenen Angelegenheiten einzugreifen.

Bei Weitem am wichtigsten auch nach dieser Seite hin, ist der Wald. Darauf hat sich auch die Nutzung der Realgemeinde hauptsächlich reduzirt.

Um wenigstens ungefähr einen Maßstab für die gegenständliche Bedeutung der Dinge zu gewähren, welche hier dargestellt wurden, mögen ein paar statistische Zahlen, bei dem überaus ungenügenden Zustand der hessischen Statistik die einzigen, die zu erlangen waren, beigefügt werden.

In den vier Provinzen: Niederhessen, Oberhessen, Fulda, Hanau, waren nach einer Zusammenstellung vom Jahre 1852 etwas über 1½ Million Morgen Waldes vorhanden. Davon gehörten dem Staate in runder Summe etwa 990,000 Morgen, Gemeinden, Korporationen oder Nutzungsgenossenschaften etwa 324,000 Morgen; während in den Händen von Privaten 232,000 Morgen waren. Der Gemeinde und Märkerschaftswald verhielt sich zu dem Staatswald in Niederhessen als ¼, in Oberhessen fast als ½, in Fulda als $^2/_7$, in Hanau über ½.

Wir stehen am Schlusse unseres Ganges durch viele Jahrhunderte aus ferner Vergangenheit bis zur unmittelbaren Gegenwart. War es mehr als geschichtliches, oder gar nur antiquarisches Interesse, sich in diese Entwicklung zu versenken? Lohnt es denn der Mühe um der Ueberbleibsel willen, welche die heutigen Zustände darbieten, diese Untersuchungen anzustellen? Wo bleibt denn das nennenswerth praktische Resultat, das wir für die Zukunft, für die fernere Gestaltung der Dinge gewinnen möchten?

Diese Fragen sind zu berechtigt, als daß sie uns nicht im Ohr klingen sollten. Und wir können die Antwort geben.

Was praktisch die Entwicklungsgeschichte der Gemeinde lehrt, ist zuvörderst, daß das Gemeindegut, jetzt vermindert und kleinlich gegen früher und daß die Realgemeinde, jetzt herabgedrückt zu einem bloßen Nutzungsverband und eine gleichsam heterogene Erscheinung in den heutigen Ver-

hältnissen, das Eine vermocht und geleistet hat, das Interesse auf reeller Grundlage zu erhalten. Wieviel das heißen will, läßt sich nur andeuten. Wir haben damit aber den Gegensatz des aus sich herausgewachsenen Verbandes gegen den lediglich von Staatswegen, d. h. von außen her organisirten Verband. Wir haben hier die Basis, die Fähigkeit und die Zucht zur Selbstregierung im eigenen, wenn auch kleinsten Umkreis, die Garantie, daß die Selbstregierung zur Wahrheit werden kann, eine Garantie, welche kein Staatsgesetz und wenn es noch so bereitwillig und ehrlich Selbstregierung einführen will, zu übernehmen vermag.

Daß sich auf diese Weise in Hessen, wie überall im altgermanischen Lande Gemeindeleben erhalten und neu gekräftigt hat, ist zugleich ein Fingerzeig für jene Pläne der politischen Organisation, welche auch den Kreis zum Ausgangspunkte nehmen. Mag das in den östlichen Landen, wo man niemals noch wirkliches Gemeindeleben gekannt hat, eine Nothwendigkeit sein, mag man, wie schon an anderer Stelle anerkannt wurde, überzeugt sein, daß die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten größeren Styls, wie sie die Provinz oder gar den Staat bewegen, nur in einem ausgedehnteren Verbande, als dem einer kleinen Dorfgemeinde wirklich gepflegt werden kann, im Westen ist nun einmal die Dorfgemeinde das gegebene Element. Sie aufzulösen oder herabzudrücken wäre der Gipfel politischer Unklugheit. In der Gemeinde konzentrirt sich immer das Interesse der Landbevölkerung zunächst. Wie schwer dasselbe darüber hinaus zu weiteren Kreisen und zur Theilnahme am Staate geführt wird, ist bekannt. Die Verwaltungsorganisationen in Kreisen oder Distrikten, selbst wenn sie dem Selbstregiment oder der Mitwirkung der Insassen entgegenkommen, mit gewählten Bezirksausschüssen u. s. w. haben überall deutlich genug gezeigt, daß dem Landbewohner die Gemeinde das Nächste und Heimathliche schon der nächste Kreis oder Distrikt, geschweige denn der entferntere, weitere oder höhere politische Kreis etwas Fremdes und Interesseloses ist. Unmöglich kann man daher unternehmen, den weiteren Kreis mit einem Schlage als denjenigen Verband hinzustellen, in dem er zunächst oder allein politisch existiren soll. Vernünftiger Weise kann nur umgekehrt verfahren werden. Die Gemeinde muß erhalten und in ihrer Selbstständigkeit befestigt werden. Nur auf der Grundlage der Gemeinde, schwerlich im Fluge, aber durch die Schule der Erziehung im kleineren Kreis, läßt sich von unten her eine wahre Selbstregierung durch allmähliges Aufsteigen vom kleineren zum größeren Kreise oder Verbande begründen. Das klingt manchem modernen Politiker vielleicht zu langwierig; aber es ist einmal so und der Geschichtskundige begreift auch hier, daß nicht im Handumwenden durch die beliebte „Organisation," durch ein

beliebiges, wenn auch noch so liberales Gesetz, wieder gut gemacht werden kann, was Jahrhunderte der Vergangenheit versündigt haben.

Nur durch sorgsame Pflege der vorhandenen Keime kann und wird sich aus der Gemeinde in Zukunft auf natürlichem Wege der größere Verband, aus dessen Zersplitterung die Gemeinde entstanden ist, wieder gestalten und dadurch das Mittelglied gewonnen werden, durch welches eine gesunde Ordnung von unten herauf bis zur Spitze des Staates dringt. Diese Hoffnung ist nicht eitel. Denn der historische Faden, den wir hier verfolgten, ist ein redendes Zeugniß von der Unermäßlichkeit deutscher Volkskraft. An der Hand solcher Erfahrungen dürfen wir vertrauen, daß wir nach innen wie nach außen, wenn wir nur recht wollen, das sein werden, wozu der deutsche Namen berufen ist.

Land und Leute von Westpreußen

von

F. W. F. Schmidt,
Dr. phil. Thorn.

I.

Die Distrikte an der untern Weichsel, welche man gegenwärtig mit dem Kollektivnamen „Westpreußen" zusammenfaßt, bieten in mehr als einer Beziehung ein ganz besonderes Interesse dar.

Der Geologe sieht in ihnen ein Territorium, auf welchem die bedeutendsten tellurischen Umwälzungen sich noch in späteren — fast historischen Zeiten — vollzogen haben; der Ethnograph den Boden, um welchen Germanen, Slaven und Letten schon vor der Völkerwanderung in Kampf lagen; der Geschichtsforscher die Brücke, welche einst von den undeutschen Erwerbungen des deutschen Ordens nach Deutschland führte und welche später die beiden großen östlichen Komplexe der preußischen Monarchie verband; der Politiker den Schauplatz, auf welchem der Kampf der Nationalitäten andrängt, und wo vielleicht das Loos der Entscheidung fallen wird.

Westpreußen ist streitiger Boden im eminenten Sinne. Der streitige Charakter ist es, der seine Bewohner, seine Erde, seine Gewässer, ja selbst seine Kraft und sein Klima bezeichnet.

Zwar schließt die preußische Monarchie noch andere Provinzen und Landestheile in sich, welche nach ihrer geschichtlichen, wie geographischen Entwicklung den westpreußischen Distrikten ähneln. Was namentlich den Kampf der Nationalitäten betrifft, so scheinen die Provinzen Posen, Schlesien und Pommern mit Westpreußen ganz in derselben Lage zu sein.

Doch findet sich ein merklicher Unterschied.

In Pommern und Schlesien beschränken sich die slavischen Elemente auf einen dürftigen Ueberrest, welcher, wenn nicht der Gang der Geschichte eine andere Richtung nehmen sollte, allmählig verschwinden muß;

in Posen bedarf das Deutschthum, um sich gegen die dort übermächtigen slavischen Elemente zu halten, der größten Anstrengung. In Pommern und Schlesien ist der Kampf der Nationalitäten so gut, wie ausgekämpft; in Posen hat er noch kaum begonnen. Westpreußen aber nimmt in dieser Beziehung noch immer denselben Standpunkt ein, den es seit Jahrhunderten eingenommen; in Westpreußen stehen sich die beiden Nationen mit fast gleichen Kräften gegenüber, und keine ist geneigt, der andern den Vorzug zu lassen.

Westpreußen ist derjenige Landestheil, in welchem der Kampf der Nationalitäten von jeher den meisten Schwankungen unterworfen war.

Die Provinzen Pommern und Schlesien streben seit dem 12. Jahrhundert in stetigem, niemals ernstlich unterbrochenem Fortschritt der Germanisirung zu. In Westpreußen dagegen erlitt die germanische Strömung, welche zu gleicher Zeit, wie in Pommern und Schlesien begonnen hatte, im 13. Jahrhundert von der slavischen Seite her einen wirksamen Gegenstoß. Der unter polnischer Aegide umsichgreifenden Polonisirung trat denn seit 1772 eine abermalige Erhebung des Deutschthums gegenüber, das unter den Fittigen des schwarzen Adlers neue Kraft gewann.

So hat der Kampf hier mehrmals auf- und abgewogt, ohne eine endgiltige Entscheidung herbeizuführen; und nach den Kämpfen von Jahrtausenden ist Westpreußen in dieser Beziehung kaum weiter, als in der Zeit der Bevölkerung, da sich die Sprößlinge der verschiedenartigsten Stämme auf seinem Boden begegneten.

Als 1772 die in Rede stehenden Territorien an Preußen fielen, war man um einen passenden Namen für diese neue Erwerbung in Verlegenheit

Die unter der polnischen Herrschaft üblich gewesene Benennung „Polnisch Preußen“ war thatsächlich beseitigt. Der offizielle Titel des „Königlichen Preußen“ bereits seit dem 18. Januar des Jahres 1701 unpassend und obsolet. Der Name Neu-Preußen, welchen gewisse Behörden in den Gang zu bringen suchten, wurde von oben herab gemißbilligt, da er sich mehr für ein neu entdecktes Land zu eignen scheine, als für ein reoccupirtes (wofür nach Herzberg's Deduktionen Westpreußen gelten sollte). Herzberg schlug damals die beiden Namen: „Westpreußen“ und „Niederpreußen“ vor, von denen der große König mit dem ihm angeborenen Takte den ersteren vorzog.

Was eigentlich Herzberg veranlaßt hat, den Namen „Niederpreußen“ mit vorzuschlagen, ist schwer zu begreifen. Vielleicht dachte er an die Weichselniederungen, welche man — allerdings mit Recht — als die Krone der neuen Erwerbungen betrachtete. Ein Mann von seinen histo-

rischen Kenntnissen hätte aber bemerken sollen, daß man unter dem Namen „Niederpreußen" ehemals die ostpreußischen Distrikte an der Alle und dem Unter-Pregel im Gegensatz zum Ostpreußischen Oberland verstanden hatte. Weniger ist ihm der geographische Widerspruch zu verübeln, daß er denjenigen Theil der jetzigen Provinz Preußen niedrig nennen wollte, dessen Hauptplateau (auf der linken Weichselseite) bedeutend höher gelegen ist, als der andere.

Westpreußen war damals in geographischer Hinsicht noch viel mehr „terra incognita" als heutzutage. Wenn selbst der preußische Kinderfreund in seinen neueren Auflagen den westpreußischen Thurmberg bei Schönberg im Karthäuser Kreise (den einzigen wirklichen Berg auf der ganzen pommerisch-preußischen Seeplatte) ingnorirt, während er die oft recht winzigen ostpreußischen Hügel der Reihe nach aufzählt — so kann man es einem Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, der keine amtlichen Vermessungsregister vor sich hatte, kaum verdenken, daß er in orographischen Täuschungen über diese Gegend befangen war.*)

Allerdings war der für die neue Provinz geeignete Name um so schwerer zu finden, als sie aus drei verschiedenen Stücken bestand, wie noch gegenwärtig. Denn sie umfaßte: 1) den altpreußischen Antheil auf dem rechten Weichselufer — welchem Antheile der Name „Westpreußen" — historisch genommen — allein zukam, 2) den pommerischen, auf der linken Weichselseite belegene Antheil, welcher ehedem „Ostpommern", „Kleinpommern" oder „Pommerellen" hieß, 3) den großpolnischen Antheil zu beiden Seiten der Netze, welchen man anfangs „Kleinpreußen" getauft hatte, später aber — wohl passender — den „Netzdistrikt" betitelte.

Der Netzdistrikt durfte, als ein Anhängsel an Pommerellen bei der Namengebung allerdings außer Acht gelassen werden. Welcher der beiden andern Komplexe aber den Namen bestimmen sollte, erschien um so zweifelhafter, als der pommerische Antheil den altpreußischen an Größe übertraf. Zudem befand sich in demselben ein starker Bruchtheil der fruchtbaren Weichselniederung, — Danzig's, das man zwar nicht hatte, aber doch zu erwerben hoffte, nicht zu gedenken.

Da indessen der Name „Preußen" für beide Antheile bereits zu polnischen Zeiten sich eingebürgert hatte; da ferner, dem Gange der historischen Ereignisse nach, Pommerellen von Preußen aus — nicht aber um-

---

*) Im Uebrigen kannte er Westpreußen gut genug. Er war demselben schon durch seinen Geburtsort, Lettin, nahe gerückt, welches unweit des westpreußischen Städtchens Landeck, an der Grenze dreier Landschaften: Pommern, Pommerellen und Groß-Polen lag.

gekehrt — erworben war; da endlich der Erwerb dieser Landestheile sämmtliche preußischen Lande unter dem Scepter der Hohenzollern vereinigte, so daß sich von jetzt ab das Oberhaupt derselben nicht mehr „König in Preußen", sondern „König von Preußen" betiteln durfte — betrachtete man mit Recht das Land auf dem rechten Weichselufer als das Hauptland des Komplexes, und anstatt ihn „Ostpommern" zu nennen, benannte man ihn „Westpreußen".

Wenn Friedrich der Große den Netzdistrikt zu dem „Westpreußen" genannten Komplexe schlug, war dies allerdings eine rein administrative Maßregel. Da der Netzdistrik nicht hinreichenden Umfang besaß, um einen eignen provinziellen Körper zu bilden, war nichts natürlicher, als daß man ihn der neuen Provinz „Westpreußen" hinzufügte; zumal man derselben für die Losreißung des Ermelandes, des Bütow-Lauenburgischen Distriktes und der Starostei Draheim einen Ersatz schuldig war.

Aber auch abgesehen von dem Gesichtspunkte einer bequemen Verwaltung, muß diese Kombination als eine sehr glückliche bezeichnet werden, da die an der Netze belegenen Territorien dem benachbarten Pommerellen in jeder Beziehung ähnlich waren. Die Grenze, welche man im Frieden von Kalisch (1343) zwischen Pommerellen und der polnischen Kraina gezogen hatte, erwies sich als eine willkürliche, rein politische Grenze ohne alle ethnographische Basis oder Konsequenz. Auch heute noch, da der größte Theil des Netzdistrikts von Westpreußen abgelöst zum Großherzogthum Posen gehört, hat er einen viel mehr westpreußischen als posenschen Zuschnitt. Noch im Jahre 1848, während des Posener Aufstandes, wurden zahlreiche Stimmen laut, welche die Wiedervereinigung des Netzdistriktes mit Westpreußen forderten.

Ebenso kann die Loßreißung des Ermelandes, welches zu Ostpreußen, so wie auch der Lande Bütow-Lauenburg und der Starostei Draheim, welche zu Pommern, resp. der Neumark geschlagen wurden, vom ethnographischen Gesichtspunkte aus nur gebilligt werden.

Die Ermeländer waren während der polnischen Herrschaft in doppelter Hinsicht isolirt gewesen: geographisch, insofern sie mit den anderen polnischen Gebietstheilen kaum zusamenhangen; politisch, indem sie unter einem geistlichen Fürsten standen, der mit der polnischen Republik nur durch eine Art von Lehnsnexus verbunden war. Sie hatten sich in Fole dessen zwar streng katholisch, aber so rein deutsch erhalten, daß sie zu der westpreußischen, fast überall gemischten Bevölkerung, nicht mehr paßten. Desgleichen hatten sich die Bewohner der Bütow-Lauenburgischen Lande, sowie der Starostei Draheim, während des langjährigen brandenburgischen Pfandbesitzes vom polnischen Wesen in einer Weise entwöhnt, daß ihrer

Hinzufügung zu Hinterpommern, resp. der Neumark, nichts mehr im Wege stand.

So kann man sagen, daß in dem Westpreußen von 1772, dem Westpreußen des großen Friedrich, die Bevölkerung, obwohl aus verschiedenen Landestheilen zusammengebracht, einen gleichförmigen Charakter hatte. Auf beiden Seiten der Weichsel sowohl, wie auf beiden Seiten der Netze waren deutsche und slavische Elemente derartig mit einander gemischt, daß sie sich das Gleichgewicht hielten. Nur in dem Culmer Lande (dem südlichen größeren Theile des westpreußischen Antheils) hatte das Polenthum eine Uebergewicht gewonnen, so daß die deutschen Elemente dagegen aufzukommen kaum im Stande waren. Doch wurde dieser Umstand wieder dadurch ausgeglichen, daß man aus Rücksichten der Arrondirung die ostpreußischen — zum größten Theile von Deutschen bewohnten — Antheile des ehemaligen Bisthums Pomesanien (die jetzigen Kreise Marienwerder und Rosenberg) zu Westpreußen schlug. Die an der Weichsel belegene Hauptstadt dieses Antheils, der früher die polnischen Gebiete am rechten Weichselufer, wie ein Keil, gespalten hatte — Marienwerder — ward dann zur Hauptstadt der ganzen Provinz gemacht. Von dort aus sollten sich die ostpreußischen Traditionen über das neuerworbene Land verbreiten und Früchte bringen, die der ostpreußischen ähnlich wären. Einem Sauerteige gleich wurden die ostpreußischen Gebietstheile den westpreußischen beigemischt, um die deutschen Elemente aufgehen zu machen, welche darin unterdrückt waren oder schlummerten.

Wie sehr der große König bemüht war, seine neue Besitzung, welche er ganz devastirt empfing, wieder in Aufnahme zu bringen, kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Begnügen wir uns, die Schwierigkeiten, denen er bei Lösung dieser Aufgabe begegnete, näher ins Licht zu setzen.

Wir wissen, daß der König von den Vorurtheilen seines Zeitalters — des merkantilen Zeitalters — nicht unberührt geblieben war. Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er die Basis des Nationalwohlstandes, den Ackerbau, gebührend würdigte. Lange bevor das physiokratische System in die Mode kam, hat er die Hauptgrundsätze desselben (ohne ihre Auswüchse) richtig angewandt.

Demgemäß trug er vor allen Dingen Sorge, daß der Ackerbau in Westpreußen gehoben und auf einen Standpunkt gebracht wurde, welcher den sonstigen Kulturzuständen der Monarchie entsprechend war.

Gleich bei diesem Bestreben traten ihm größere Hindernisse in den Weg, als er sie irgend erwartet hatte. Natur und Mensch zeigten sich in einem Grade widerspenstig, von welchem man keinen Begriff gehabt.

Ein Anderer wäre vor einer Aufgabe von so zweifelhaftem Erfolge zurückgebebt; für ihn bildete die Schwierigkeit des Unternehmens nur einen

größeren Reiz. Unbekümmert um das Kopfschütteln der Einen, den bösen Willen der Andern, einzelner Mißerfolge nicht achtend, an denen er sich ohne Schuld wußte — ging er gerade auf das hohe Ziel los, das er sich vorgesetzt. Das Pflichtgefühl, welches in ihm vielleicht lebendiger war als in irgend einem Fürsten seines Zeitalters, verlieh ihm diejenige Kraft und Ausdauer, welche zu einer solchen Riesenarbeit erfordert wurde. Die Vorsehung aber versah ihn mit Werkzeugen, geschickt und geeignet seine Ideen auszuführen. Wem solche Herren der Büreaukratie, wie Domhardt, Roden und Schönberg v. Brenkenhof zur Seite standen — war allerdings im Stande, sich einer Arbeit zu unterziehen, welche gewöhnlichen Sterblichen unmöglich schien.

Wer Westpreußen kennt, weiß zur Genüge, daß der dortige Boden verschieden, das dort herrschende Klima aber von den unangenehmsten und ungünstigsten der ganzen nördlich-gemäßigten Zone ist.

Westpreußen besteht aus zwei Höhenländern, zwischen denen das untere Weichselthal gleich einer Mulde liegt.

Das östlich der Weichsel belegene Plateau ist ein Theil der preußischen Seeplatte, welche vom Meere, der Weichsel und der polnisch-litthauischen Ebene begrenzt wird. Der Westrand desselben erhebt sich gleich über dem Meere in steilen Anhöhen und zieht sich parallel mit der Nogat und Weichsel in südwestlicher resp. südlicher Richtung bis Ostromecko hin. Hier aber biegt er südöstlich ab und zieht sich, sanft abfallend, nach dem Drewenzthale hinab bis etwa preuß. Leibitsch. Der Südrand besteht aus fast steilen Bergen, namentlich bei Gollab und bei Gurznow, welches letztere von ihnen den Namen trägt (Górzno vom poln. góra-Bergen). Von hier ab zieht er sich flacher nach dem ostpreußischen Masurenland. Von dem Ost- und Nordrande wird Westpreußen nicht mehr berührt. Es gehört zu demselben nur ein guter Theil der West- und Südseite, welcher, wie das ganze Gebirge, aus unregelmäßigem, bald welligem, bald zerklüftetem, fast überall von Seen durchsetzten, Terrain besteht. Die Westseite gehört theilweise zu dem sogenannten Oberlande, welches zwischen Ost- und Westpreußen an der Grenze liegt. Durch dieses Oberland zieht sich in der Richtung von Süden nach Norden — von der Drewenzquelle bis zur Ostsee — der große Seestrang, welcher in neueren Zeiten vermittelst des Bauwunders der schiefen Ebene kanalisirt worden ist.

Die Landschaft im Westen des Oberlandes, welche uns hier allein angeht, ist mäßig bewaldet und erfreut sich großentheils eines lehmigen, fruchtbaren Bodens. Namentlich ist der südliche Theil desselben — das sogenannte Kulmer Land — als der beste Weizenboden in der ganzen preußischen Monarchie berühmt. Die südöstlichen, an Masuren grenzenden Landstrecken — als die Kreise Straßburg und Löbau — enthalten schon

mehr Sandschollen. Es finden sich dieselben aber nirgend in der Ausdehnung vor, wie auf dem linkseitigen Weichselufer.

Das westlich der Weichsel belegene Plateau wird zu der pommerischen Seeplatte gerechnet, welche zwischen dem Meere, der Weichsel und der pommerisch-neumärkischen Ebene liegt. Der Ostrand desselben erhebt sich unweit Danzig in steilen Anhöhen und Kuppen über die Ostsee, verflacht sich weiterhin südlich immer mehr, und zieht sich dem Weichselstrom parallel bis zur Einmündung der Brahe hin. Von hier beginnt die Südgrenze, welche in sanften Abfällen der Netze entlang bis zum Einfluß der Drage geht. Die Westgrenze zieht sich von hier in nordöstlicher Richtung an der westpreußischen Grenze bis zum Meere hin. Der Nordrand wird fast vom Meere selbst gebildet, zwischen welchem und den Bergen nur ein schmaler Streifen von Ebene übrig bleibt.

Die ganze Platte zerfällt in drei größere Gruppen: das Bergland von Nord-Pommerellen, die Tucheler Haide und das südpommerellische Höhenland.

Das Bergland von Nord-Pommerellen, auch „blaues Ländchen"*), auch „die Kassubische Schweiz" genannt, besteht aus unregelmäßigen, von Seen und Flußthälern vielfach durchfurchten Berggruppen, welche den transvistulanischen Kuppen an Höhe überlegen sind. Wenige Meilen von Danzig stößt man auf Höhen, wie sie in Ostpreußen nirgend gefunden werden. Der Thurmberg bei Schönberg im Karthauser Kreise wird von den Geographen für die höchste Bodenanschwellung auf dem gesammten Landrücken zwischen Ural und Skagen's Horn gehalten. Man schätzt seine Höhe auf 1022 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Bergspitze bei Lenzberg unweit Buschkau wird auf 806 Fuß, die Bergspitze bei Hoppendorf unweit Fitschkau auf 725 Fuß angegeben. Die Apotheke des Kreisortes Karthaus liegt 697 Fuß über dem Meeresspiegel. Dies ist die Stelle, wo sich der Reisende, welchem Westpreußen, der Angabe seines geographischen Leitfadens gemäß, als eine große Ebene vorgeschwebt, zu seinem Erstaunen einem wild-romantischen Gebirgslande gegenübersieht, das ihn — wenn nicht an die Schweiz — so doch an die seedurchfurchten Bergmassen des Vor-Alpen-Landes erinnert. Hohe Bergesgipfel wechseln mit tiefen Thalkesseln und Rinnsalen, schwarze Föhrenwaldungen mit lichtblauen Seen ab. Nicht selten erquickt sich das Auge des Wanderers an schönem Laubholz, Eichen und Buchen, Birken, Elsen und Espen, welche

---

*) Ebenso heißt bekanntlich der Sternberger Kreis in der Neumark. Was das Kassubische „blaue Ländchen" betrifft, so hat es seinen Namen wohl von den mit Fichtwald bewachsenen Bergen, welche in der Nähe schwarz, in der Ferne aber blau aussehen.

vereinzelt, oder auch massenweise zwischen den Föhren grünen. Wenn nicht statt allemannischer Kehllaute und der breiten bojoarischen Diphtonge, slavische Zischlaute und scharf accentuirte Kurz-Vokale an seine Ohren klängen, würde er sich in Gegenden versetzt glauben, welche den klassischen Zackenländern Tell's und Hofer's benachbart sind.

Westlich fallen diese Berge in sanften Abhängen nach der untern Leba ab, wo sie unweit der Stadt Lauenburg ihren Abschluß finden. Südlich senken sie sich etwas steiler zu den steinigen unfruchtbaren Gefilden des Berenter Distrikts hinunter, welche sich bis an die Tucheler Haide ziehen.

Das eigentliche nord-pommerellische Hochland, wie auch sein westlicher Abfall, hat fast überall sandigen Lehmboden, welcher dem Ackerbau günstig ist. Der Landwirth hat hier nur mit der Rauhigkeit des Klimas und mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihm die Unebenheit des Bodens entgegenwirft. Am Südostrand, wo sich die Hügelzüge verflachen und gleichmäßiger gestalten, und wo man gegen die kalten Nordwinde durch vorliegende Höhen geschützt ist, gibt es Landgüter, die zu den besten in der ganzen Provinz gerechnet wurden.

Die Tucheler Haide ist eine ausgedehnte, flache, an den Grenzen durch mäßige Höhenzüge geränderte Vertiefung, welche — im Relief dargestellt — etwa den Eindruck eines Breit-Prahms machen würde. Das Innere dieser auf 48 Qu.-Meilen geschätzten Fläche besteht zum größten Theile aus Sandschellen, die mit Kiefern bewachsen sind. Wo diese Sandschellen von Seen und Flüssen durchschnitten werden, wechseln die Kiefern mit Erlen-, Espen-, Buchen- und Ahornbäumen ab. Am Schwarzwasser findet man an einer Stelle den Baum, welcher die Ufer des Styx umsäumte. Die Eibe (Taxus baccata) wächst hier in einigen Exemplaren, deren Schönheit man in so einförmiger Umgebung zu schätzen weiß.

Das Land ist zum Ackerbau wenig tauglich; man baut hier nur Buchweizen, Hafer und Kartoffeln an. Mit welcher Mühe — kann man aus einigen Ortsnamen, wie „Ubogga" (Arm) und „Gotthelf" entnehmen, welche wie Stoßseufzer eines abgehetzten Kolonisten klingen.*) Weideland findet sich nur in unmittelbarer Nähe der Gewässer vor. Dem Mangel daran hat in neueren Zeiten die königliche Regierung durch künstliche Ueberrieselungen nach Kräften abgeholfen.

Der Ostrand der Tucheler Haide fällt zum Weichselthal allmählig in fruchtbaren, lehmigen Sandstrecken ab. Der Westrand, welcher sich nach Hinterpommern hineinzieht, wird durch steilere Anhöhen gebildet. So steigt der Buchenberg bei Gr. Glisno an der pommerischen Grenze

---

**) Weiter nördlich im Berenter Kreise liegt ein Mühlenetablissement „Angst und Bange."

bis 800 Fuß über dem Meeresspiegel. Zwischen den Bergkuppen und neben denselben erstrecken sich Torfmoore und kahle Haiden; stellenweise liegen Granitblöcke, wie ausgeschüttet. Eine willkommene Abwechselung bieten die hellblauen Seen, über denen zuweilen ein einsamer Fischadler seine Schwingen erhebt.

Die Gegend hat einen wilden, öden Charakter, so daß man sie mit Hoch-Schottland verglichen hat. Vornehmlich sind es die Lande Bütow und Rummelsburg, welche dem klassischen Boden der Walter Scott-schen Romanen entsprechen. Auf der Chausse von Konitz nach Bütow sah man sich vor einiger Zeit genöthigt, Hebestellen eingehen zu lassen, weil sie ihre Unterhaltungskosten nicht deckten. Einer spöttischen Sage nach besitzen die Städte Bütow und Rummelsburg zusammen nur eine Lerche, welche des Morgens in Bütow und des Abends in Rummelsburg singt.

An der Südgrenze der Tucheler Haide erhebt sich die Landschaft wieder zu größerer Höhe, senkt sich dann aber auf's Neue zum Netzethal. Wo die Hügel das Küdderothal überschreiten, steigen sie wieder zu einer Höhe an, die an diejenige der nord-pommerellischen Kuppen hinanreicht. Der Spitzberg bei Tempelberg wird auf 678 Fuß, der Ratzeberg bei Märkisch-Friedland auf 757 Fuß über dem Meeresspiegel geschätzt. Vom Berge Dombrowa bei Schrotz im Dt. Crone Kreise, welcher nach ungefährer Schätzung 450 Fuß über dem Netzespiegel liegt, hat man die Aussicht auf sieben Städte der Umgegend: Dt. Crone, Czarnikau, Us'é, Krojanke, Lobsens, Schönlanke und Schneidemühl. Von beträchtlicher Höhe sind auch die Tollheitsberge, die Zippnower Höhen und die Pollacks-Berge, an deren Nordfuße sich die große Dramburger Haide streckt. Gemeinschaftlich mit dem in ihnen belegenen Seestrange haben sie eine Zeit hindurch die Grenze zwischen Polen und Pommern gebildet.

In Süd-Pommerellen wird der Boden allmählig fruchtbarer. Sand und Kiefernhaide werden hier schon häufiger durch Lehm und lehmige Sandstrecken abgelöst. An den Ufern der Netze selbst finden sich Wiesen, Torfmoore und große Brüche, welche noch immer nicht ganz entwässert sind. In neuester Zeit ist ein Meliorationsverband gebildet worden, welcher an die Urbarmachung dieser Brüche die letzte Hand zu legen entschlossen ist.

Da die westpreußische Platte — auch im Ganzen genommen — die höchste Erhebung des Bodens auf dem Gebiete des nord-uralischen Höhenganges ist, so wird begreiflich, daß die beiden Strömungen, welche um den Besitz der Lüfte beständig im Kampfe liegen, hier vorzugsweise hart an einander stoßen. Westpreußen wird von Winden mehr als ein anderes Land gepeitscht. Zu jeder Jahres-, und zu jeder Tageszeit

kann man in Westpreußen das Geräusch des Windes hören; und wie man von England sagen kann, daß

„der Regen dort regnet jeglichen Tag",

so kann man von Westpreußen mit Recht behaupten, daß „der Wind dort alle Tage pfeift."

Wer im Lande geboren ist, dem pflegt diese unangenehme Eigenschaft weniger aufzufallen. Wie der abgehärtete sturmgewöhnte Matrose während des Orkans schläft, so hört der echte Westpreuße den Wind nicht mehr, weil er ihn immer hört. Einzöglinge aber und Fremde sind gegen diese hervorragende Beweglichkeit der westpreußischen Atmosphäre empfindlicher. Ein Reisender, welcher Westpreußen periodisch auf längere Zeit besuchte, und immer unter dem Winde fand, äußerte sich dahin, daß es eigentlich „Windpreußen" heißen müßte. Wenigstens wäre diese Benennung zutreffender, als das ihm sonst wohl spottweise angehengte „Wüstpreußen", — eine Benennung, welche doch nur auf einzelne Strecken paßt.

In heißen Sommertagen möchte man vielleicht mit mäßigen Luftzügen zufrieden sein. Aber wann sind hier heiße Sommertage? — Sie beschränken sich auf den kurzen Zeitraum, der zwischen den Tagen Johannis des Täufers und St. Bartholomäi liegt, oder fallen auch mitunter ganz hinweg.

„Ein Preuße nach der alten Art
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt;
Und kommt ihn dann das Frösteln an,
So trägt er ihn bis St. Johann;
Und thut ihm dann der Bauch noch weh,
So trägt er ihn bis Bartholomä;
Und fängt ihn dann zu frieren an,
So zieht er ihn von vorne an."

Dieses Sprichwort, welches zwar aus Ostpreußen stammt, aber auch auf Westpreußen seine Anwendung findet, malt die Aussichten, welche der landesübliche Sommer bietet, nicht zu schwarz. Die warmen Sommer nehmen hier in dem Verhältniß ab, als die flauen Winter zunehmen.

Nur das Eine kann man den heißen Sommertagen mit Recht nachrühmen, daß sie es mit ihrer Hitze ehrlich meinen. Die Hitze steigt hier während der Roggenernte (15. Juli bis 25. August) zuweilen auf einen Grad, der an die tropischen Gegenden Afrika's erinnert. Wehe aber dem Manne, welcher sich dadurch verleiten ließe, Sommerzeug anzuschaffen! In wenigen Tagen fällt der Thermometer bis auf ein Minimum von Wärmegraden, und die luftigen Anzüge werden in den Kleiderschrank verurtheilt, vielleicht so lange darin zu hangen, bis sie aus dem Pariser Modenregister gestrichen sind.

Große Unbequemlichkeit entsteht aus dieser Kürze des Sommers auch für den Landwirth, welcher für die sich bis auf ein Minimum verengernde landwirthschaftliche Arbeitszeit hinreichende Menschenkräfte aufzutreiben oft beim besten Willen außer Stande ist. Zur Erntezeit bietet Westpreußen viel höheres Tagelohn, als irgend ein anderer Landestheil. Massen von fremden Arbeitern, namentlich aus Schlesien und der Neumark, wandern um diese Zeit Jahr ein Jahr aus nach den westpreußischen Distrikten hin, und kehren von dort fast regelmäßig mit gutem Verdienst zurück.

Da ferner die westpreußischen Berge eine Wetterscheide bilden, arten hier die gedachten fortwährenden Winde häufig in gefährliche Orkane aus. Starke Gewitter, übermästige Regengüsse, Wind- und Wasserhosen gehören nicht zu den Seltenheiten. Hagelwetter traten fast alle Jahre in Menge auf. Es sind diese Unbilde der Witterung, die Westpreußen zum Kreuz aller Hagelversicherungen im In- und Auslande stempeln.

Die unangenehmste Jahreszeit ist aber in Westpreußen ohne Zweifel die astronomische Frühlingszeit.

Die Nordost-Strömung, die man in Westprenßen — so zu sagen — aus erster Hand erhält, bleibt fast den ganzen Frühling hindurch in Permanenz. Zuweilen weicht sie im zweiten Drittel der Südwest-Strömung, und kehrt dann am Ende des Frühjahrs zu Johanni wieder, wo sie durch Nachtfröste die Saaten schädigt, zuweilen auch der Vernichtung weiht. Auf dem pommerellischen Plateau kehren diese Johanni-Nachtfröste in einer Regelmäßigkeit wieder, daß jeder dort wohnende Landwirth darauf zu rechnen gezwungen ist. Konitz, an der Südgrenze der Tuchler Haide gelegen, auf dem Gebirgskamm, an welchem die Nordstost-Winde zum letzten Male anprallen, bevor sie in die Ebene hinuntergehn, gilt für den zweitkältesten Ort der Monarchie (der kälteste ist Arys in Masuren). Erfahrene Landwirthe säen in der Umgegend von Konitz stets nur späte Sommerung und zwar zu Johannis aus, weil Früh-Hafer und Früh-Gerste fast regelmäßig ausfrieren.

Die einzige schöne Jahreszeit in Westpreußen ist der Frühherbst. Schönere „Alteweibersommer“, als in Westpreußen, gibt es nirgends in der Welt; Westpreußen reicht in dieser Beziehung an Ungarn und an Kanada. Es ist öfters, als ob die Natur zeigen möchte, wie schön der Sommer hätte sein können, wenn er gewollt hätte.

Friedrich der Große wollte anfangs an solche Rauhigkeit des Klimas gar nicht glauben. Wenn man ihm von den Nachtfrösten im Juni schrieb, so wies er dies als ein bloßes Mährchen zurück, erfunden, um seinen vielfach in Anspruch genommenen Geldbeutel zu brandschatzen. Auch scheint es wirklich, als ob vor einigen Jahrhunderten das Klima von Westpreußen, wie der ganzen Provinz Preußen überhaupt, milder gewesen sei.

Wir haben beglaubigte Nachrichten, daß Weinberge bei Thorn, Elbing, Jastrow und an mehreren anderen Orten von Westpreußen bis in das 17. Jahrhundert hinein existirten, welche einen trinkbaren Wein lieferten. Daß diese Weinberge nur deshalb eingegangen, weil der seitdem verfeinerte Geschmack des Publikums sich ihren Produkten entfremdet habe, wie Einige meinen, ist nicht wahrscheinlich. Es liegen uns keinerlei Thatsachen vor, welche uns zwingen könnten, anzunehmen, daß unsre Vorfahren im Mittelalter einen weniger feinen Gaumen hatten, als wir selber. Eher könnten wir sie noch für größere Süßmäuler halten, als wir es sind.

Es ist von Naturforschern behauptet worden, daß sich die Erde, oder vielmehr ihre nördliche Häfte, seit ca. 600 Jahren bedeutend abgekühlt habe. Rechnet man dazu, daß die Ausrottung der Wälder, namentlich auf den Bergkuppen, den rauhen Nordostwinden seit dieser Zeit Thür und Thor geöffnet hat, so wird sich diese fast unbegreifliche Thatsache erklären.*)

Das Weichselthal hat wegen seiner günstigen Lage zwischen den beiden Höhenzügen von der gedachten Ungunst des Wetters weniger zu leiden. Doch wird die größere Milde des Klimas, dessen es sich erfreut, durch die Unbilden des Wassers, denen es ausgesetzt ist, nahezu ausgeglichen.

Der Weichselstrom ist in eben derselben Weise ungeberdig, wie das westpreußische Klima unwirsch ist. Die Tücken dieses Stromes, obwohl auch an dem oberen und mittleren Laufe nicht unerheblich, übertreffen in dem unteren Laufe jede Vorstellung.

Geologen meinen, daß ehmals die Weichsel sich durch das Netzethal gewühlt und in die jetzige Oderströmung ergossen habe. Das Netzethal soll damals ein großes Seebecken gewesen sein, von welchem der Goplo-See übrig blieb.

Nachdem die Weichsel ihren jetzigen Weg gefunden, schien es, als wollte sie mehreren solcher Seebecken das Dasein geben. Zur Zeit der Ankunft der deutschen Ritter in Preußen bildete die Weichsel an vielen Stellen morastartige Lachen, die man austrocknete, um Ackerland zu gewinnen. Fast die ganze jetzige Niederung besteht aus solchem entwässerten Morastboden, welcher niedriger liegt, als die Weichselufer. Da nun diese vom Strome zu verschiedenen Zeiten überfluthet werden, so ist die Niederung der beständigen Gefahr einer Rückkehr in ihren Urzustand aus-

*) Nach E Graf Lippe-Weißenfeld, Westpreußen unter Friedrich d. G., S. 17, war das Waldareal von Westpreußen in dem Zeitraum von 1772—1822, also zu preußischen Zeiten, wo man der systematischen Waldvertilgung bereits gesetzlich steuerte, auf ein Drittel seiner selbst herabgesunken. Hieraus kann man entnehmen, in welchem Maßstabe sich dasselbe zu polnischen Zeiten vermindert hat.

gesetzt; und es bedarf, um sie davor zu schützen, eines streng durchgeführten Deichsystems, wie es seit der Zeit des deutschen Ritterordens im Lande üblich ist.

Eingezwängt durch Dämme, bemüht sich die Weichsel, ihre Tücke auf andere Art zu beweisen, indem sie sich auf dem ihr gebliebenen Terrain fortwährend verändert. Noch im Jahre 1840 hat sie sich einen neuen Mündungsarm geschaffen, die neue Danziger Weichsel, welche bei Neufähr in die Ostsee fällt. Täglich bildet sich die Weichsel vor unsern Augen neue Sandbänke und Inseln (Kempen), während sie ältere Alluvionen mit sich fortreißt. Die Besitzer von Weichselkempen schweben in fortfährender Gefahr, daß ihnen ihr Besitzthum entrissen werde; und Mancher von ihnen, der sich mit der Hoffnung auf eine gute Ernte zu Bette legte, hat beim Erwachen das Land, auf welchem diese Hoffnung beruhte, nicht mehr vorgefunden. Der Strom hatte es mit sich fortgeführt.

Durch unterbrochene Alteration ihres Bettes und Ufers, durch Versandung und Verschlammung leidet die Schiffahrt auf das Aeußerste. Kähne und Traften*) bedürfen fast überall erfahrener Lootsen, um fortzukommen, und müssen dennoch — bei kleinem Wasser oder wegen anderer Uebelstände — oft liegen bleiben.

Größeren Gefahren sind die Bewohner dieses treulosesten aller Flüsse zur Zeit des Einganges ausgesetzt.

Da die Weichsel von Süden nach Norden fließt, so folgt, daß das Eis in den wärmeren Quellgegenden bereits in Bewegung ist, während es in dem kälteren Mündungslande noch fest liegt. Dadurch entstehen dann Stopfungen von Eismassen, welche stellenweise das ganze Bett erfüllen und das daraus vertriebene Wasser über das Ufer stoßen, bis es die Deiche durchbricht oder überschreitet. Die so beschädigten Landbesitzer können sich aber nicht, wie die Anwohner des Nil's mit dem Schlick und Schlamm trösten, den der rückkehrende Strom — die Wunden heilen, die er geschlagen — zurückläßt; vielmehr bestehen dessen Rückstände großentheils in Sand, welcher die ergiebigsten Ackerstrecken oft auf einen langen Zeitraum unfruchtbar macht.

---

*) Traften sind Holzflöße, welche aus den polnischen Gegenden auf der Weichsel nach Danzig ziehen. Die darauf befindlichen Flößerknechte (Flissacken — auch Dsch'imkes genannt) waren früher leibeigene Bauern, jetzt sind es freie Miethlinge. Den Oberbefehl aber derselben führt gewöhnlich ein polnischer Jude, welcher die Erinnerung an die ehemalige Leibeigenschaft seiner Untergebenen durch den Karbatsch auffrischt, mit dem er fix zu regieren pflegt. Die Fracht wird in Danzig auseinandergeschlagen und verkauft. Die Flissaken kehren zu Fuß (jetzt auch theilweise zu Eisenbahn) nach Hause zurück.

Kommt wenig Wasser, so mag bei größerer Wachsamkeit der Deichbruch noch verhindert oder unschädlich gemacht werden. Es besteht daher eine eigene Deichordnung, wonach die Anwohner zur Abwehr gegen das Wasser in geordneten Massen verpflichtet sind. Deichinspektoren und vereidigte Deichgräfen stehen an der Spitze eines großen Bundes, welcher zur Assekuranz gegen Wassersnöthe geschlossen ist.

Ja selbst im Sommer kann man in der Niederung vor dem Wasser nicht sicher sein. Das Sommer-Hochwasser, welches durch spätes Schmelzen des Gebirgsschnees in den Quellgegenden entsteht, bedroht die üppigen Saaten nicht selten mit dem Untergange. Ist aber ein nasses Jahr, so findet ein spärlicher Anwuchs statt.

Die Noth steigt auf den höchsten Gipfel, wenn zu den Ueberschwemmungen noch Feuersbrünste kommen, welche dasjenige, was das Wasser übrig gelassen, der Zerstörung weihen. Sie entstehen seltener aus Fahrlässigkeit, welche dem Niederunger im Allgemeinen nicht eigen ist; häufiger durch den bösen Willen des Proletariats, welches sich in der Niederung, wie überall, unter dem Reichthum herangebildet. Auch werden sie durch die leichte Bauart, welche den Rücksichten auf beständige Gefahr den Ursprung verdankt, begünstigt.

Es war daher in diesen Gegenden, wo man zuerst auf den Gedanken kam, die Vortheile der Assoziation, welche dem Wasser gegenüber so ersprießliche Dienste leistete, auch gegen Feuersnoth und Brandschaden zu erproben. Lange bevor man im übrigen Europa an Feuerversicherungen gedacht hatte, bestanden sie in den westpreußischen Niederungen. Die Tiegenhöfer Brandordnung von 1623 beweist, daß Preußen die Ehre der Erfindung von Feuerassekuranzen gebührt, so wie es die Post Jahrhunderte vor den Fürsten von Thurn und Taxis eingeführt.

Einem Kriegsmann gleich muß der Weichselbewohner fast immer auf Wache stehn. Oft kämpft er einen ungleichen Kampf, welcher mit seinem finanziellen oder gar physischen Ruine enden muß.

Der landschaftliche Charakter der Niederung ist einförmig und hat für die Phantasie nur wenig Anregendes. Der Niederunger gleicht dem Soldaten, der sich ohne Sang und Klang in die Schlacht begibt. Kein Wald, kein Hügel erquickt das Auge des Wanderers. Wasser und graue Weiden sind die einzigen Gegenstände, mit welchen die flachen Landstrecken abwechseln. Während der Uebergangs-Jahreszeiten bleiben Menschen und Vieh im Lehme stecken, die Wege werden unfahrbar, und der gegenseitige Verkehr beschränkt sich auf ein Minimum. Wir haben in neueren Zeitläuften erlebt, daß frequente Posten in dieser Gegend aufgehoben wurden, weil sie ihr Ziel fast niemals zu rechter Zeit erreichten.

Behaglich fühlt man sich nur in den bunt angestrichenen Bauerhäusern, deren Inneres durch zweckmäßige Anordnung der Gegenstände, so wie durch Sauberkeit jedes Herz erfreut; und in den altväterischen Vorlauben, welche mit traulichen Sitzbänken versehen sind. Schön ist es auch hier im Winter, wenn man auf der überall beeisten Fläche zu Schlittschuh meilenweit ohne Hindernisse dahinffliegt, der gastlichen Hütte fast vergessend, wo fette Pfannkuchen und dampfende Punschbowlen des rückkehrenden Gastes harren. Die Gastfreundschaft des Niederungers ist solide, wie sein ganzer Charakter ist. Als Träger derselben treten namentlich die Niederunger Frauen hervor, welche — nach Napoleon's I. Ausdruck — stets „frisch wie die Rosen" sind. Eine echte Niederungerinn kann niemals alt werden.

Auch in Bezug auf die Niederungsnöthe verhielt sich der große König ungläubig. Wohl schwebte ihm das goldene Zeitalter der Niederung zur Zeit des Ordens vor, wo mehrere der beregten Uebelstände noch nicht existirten. Das Weichselbett war um diese Zeit bei Weitem nicht so versandet, wie gegenwärtig; auch waren in den oberen Stromländern wegen mangelnden Anbaues nicht so viele Gräben gezogen, welche das Frühjahrswasser in den Fluß leiteten. Das war die schöne Zeit, wehlche den Strahlenkranz der Myrthe um das Haupt des Niederunger Bauern zog; die Zeit, wo jener reiche Bauer des großen Werkes den Hochmeister und seine Ritter auf Tonnen Goldes sitzen ließ; die Zeit, wo die Bauern von Gr. Lichtenau den Kalk zu einem Thurme, den sie strafweise zu bauen hatten, im Uebermuthe mit Buttermilch, statt mit Wasser, mischten. Das war die schöne Zeit, wo man noch ziemlich sicher hinter seinen Dämmen und Deichen saß.

So stand es mit dem Boden und Klima in Westpreußen. Sehen wir uns jetzt die Leute an.

(Fortsetzung folgt.)

II. Recensionen und Anzeigen neu erschienener Bücher.

Stammtafel des Gesammthauses Hohenzollern. Nach authentischen Quellen zusammengestellt von R. G. Stillfried. (5 Rog. Bogen. Berlin, Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei. R. v. Decker.)

Stemmata quid prosunt? — mochte Juvenal mit berechtigter Satyre fragen, wenn die Nachweisung des Ursprungs, der Fort-

pflanzung und der Verwandtschaftsverhältnisse eines Geschlechtes nur thörigtem Ahnenstolze galt und dieser mit der ihm immer eigenen Blindheit den Ruhm eines Geschlechtes, anstatt ihn naturgemäß in dessen allmählig wachsender Erhebung zu finden, in der Abstammung von Göttern und Heroen suchte. Wie im Alterthum ist aber auch bei uns, besonders im 15. und 16. Jahrhunderte, eine mythische Genealogie mit der wunderlichen Richtung herrschend geworden, die Abkunft edler Geschlechter von höhern Stufen, als sie zur Zeit einnehmen, herzuleiten. Die bedeutendsten Familien ließen sich nach dieser Sitte die bedenkliche Schmeichelei gefallen, als herabgesunkene Nachkömmlinge hoher Ahnherren zu erscheinen, und gewöhnlich um so lieber, je mehr sie sich bewußt waren, ihre Stellung im Aufsteigen durch eigene Kraft nnd Tüchtigkeit, ohne Unterstützung durch das Ansehn ihrer Vorfahren allmählig errungen zu haben.

Auch dem Hause Zollern glaubte man eine solche mythische Vorhalle für seine Geschichte aufbauen zu müssen, obgleich dasselbe nachweisbar, während einer historisch schon beleuchteten Zeit, im Laufe von vier Jahrhunderten aus einfachen wohlbegüterten schwäbischen Grundherren, als welche seine ersten Glieder auftraten, nur durch eine von Generation zu Generation forterbende persönliche Kraft und Würdigkeit, zum Besitz umfangsreicher Lande und Herrschaftsrechte in Franken, wie in Schwaben, der Fürstenwürde, sogar eines Kurfürstenthumes im Nordosten von Dentschland und zu dem höchsten Gewicht im Reiche sich erhoben hatte. Denn empfindlich sprach der Ahnenstolz älterer fürstlicher Geschlechter, im Verdruß über das von den Zollern erlangte Uebergewicht, sich gegen diese schwäbischen Emporkömmlinge aus. Wagten doch nicht nur Herzog Ludwig von Baiern-Ingolstadt, in einer erbitterten Korrespondenz von den Jahren 1419 und 1420, dem Kurfürsten Friedrich I. anstatt des üblichen Prädikates eines hochgebornen Fürsten die Bezeichnung „eines neulich hochgemachten Edelmannes“ beizulegen; sondern auch die Pommernherzoge Wartslaff und Barnim in einer Denkschrift vom 19. Februar 1447 dem Kurfürsten Friedrich II. noch vorzuhalten, „daß sie keine neu gebackene, sondern geborne Fürsten und Landesherren von alten Zeiten her seien.“ Solchem Unglimpf gegenüber hören wir denn schon den Markgrafen Albrecht nach einem Schreiben vom 28. April 1466 von den Zollern rühmen: wir sind von Troja her nach Rom gekommen, hier unter den Fürsten, die da waren, nach den römischen Kaisern und Königen die ersten gewesen, aus Rom vertrieben ins Reich gelangt, darin noch höher und größer geworden und haben zu den Höchsten am kaiserlichen oder königlichen Throne gehört. Und diese Phantasie über die Herkunft des edlen Geschlechtes sind ältere Genealogen eifrig genug bemüht gewesen

wenigstens zum Theil aufrecht zu erhalten und durch erdichtete, in dunkle Vorzeit zurückführende Ahnenreihen zu unterstützen.

Eine solche Art von Verherrlichung des Zollernstammes dürfen wir jedoch von einer Stammtafel nicht erwarten, in deren Autor wir den berühmten Sammler und Herausgeber der Monumenta Zollerana, so wie der „Alterthümer und Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern" erkennen, den Verfasser der mit gründlicher Quellenforschung und Kritik bearbeiteten „genealogischen Geschichte der Burggrafen von Nürnberg" (Görlitz, 1843), so wie der „Hohenzollernschen Forschungen" (Berlin, 1847) und dankbar den eigentlichen Begründer einer vorurtheilsfreien diplomatischen Bearbeitung der ältern Geschichte unsers Königshauses zu verehren haben. Denn Stillfrieds Verdienste um diesen Theil unserer vaterländischen Geschichte richtig zu ermessen, braucht man nur zu vergleichen, wie viel noch Märchenhaftes und wenig Zuverlässiges über den Ursprung und die Verwandtschaftsverhältnisse des Zollernschen Stammes, so wie über die ältesten Burggrafen von Nürnberg, damals bei unsern besten Geschichtsschreibern zu treffen war, da Graf Stillfried seine Sammlungen und Forschungen begann, und welche Klarheit und Sicherheit dagegen die Genealogie des Zollernschen Hauses jetzt gewonnen hat. Dieser große Fortschritt ist aber im Wesentlichen nur durch Arbeiten gewonnen, welche aus Stillfrieds eigener rastloser Thätigkeit hervorgegangen oder wenigstens von ihm angeregt und unterstützt und nur auf seine Veranlassung unternommen sind.

Die vorliegenden genealogischeu Tafeln fassen daher die Ergebnisse vieljähriger mühvoller Untersuchungen zusammen. Nach Aufführung der Geschlechtsfolgen der schon im eilften Jahrhunderte abgezweigten, im zwölften wieder erloschenen Nebenlinie Zollern-Haigerloch, führen sie übersichtlich neben einander synchronistisch die drei Hauptzweige vor, in welchen der Zollernstamm sich weiter verbreitete; nämlich 1. die Grafen von Hohenberg, welche sich hiernächst zuerst wieder abzweigten und besonders verherrlicht durch den Grafen Albrecht, den Minnesänger und vertraueten Rath des römischen Königs Rudolph von Habsburg im Jahre 1486 ausstarben; 2. die beiden noch heute fortblühenden, erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts getrennten Zweige der Burggrafen von Nürnberg, nachherigen Kurfürsten von Brandenburg, die wir als die ältere Linie und der Grafen, nachherigen Reichsfürsten von Hohenzollern, die wir als die jüngere betrachten müssen. Die beiden ersten Tafeln sind zugleich mit Abbildungen alter historisch bemerkenswerther Siegel ausgestattet. Auf allen Tafeln begegneten wir, soweit solche zu prüfen möglich war, nur archivalischen Quellen entsprechenden Angaben. Wenn wir unserer Seits, mit der hinsichtlich der drei ältesten

Geschlechtsfolgen, wie der spätern Abzweigungen nicht ganz übereinstimmen; so begründet das, bei der hier leicht möglichen Verschiedenheit des Ausfallens von gleich sorgfältig erwogenen Urtheilen, eben so wenig eine Schmälerung des Lobes, mit welchem wir die wohlgelungene Zusammenstellung begrüßen, als deren Werth dadurch beeinträchtigt werden kann, daß es dem Forscherfleiße Anderer gelingen sollte, hier und dort ein Datum noch näher festzustellen oder sonst eine Ergänzung nachzubringen.

Blicken wir, um schließlich auch noch auf die Frage des Dichters zu antworten, auf den Nutzen solcher Stammtafeln; so bilden sie nicht blos für Bearbeiter und Freunde der vaterländischen Geschichte stets ein werthvolles Hülfsmittel, um dem Gedächtnisse in der Uebersicht des Zusammenhanges der Generationen aufzuhelfen; sondern der Ueberblick, den sie gewähren, hat für uns auch noch selbstständig ein besonderes unmittelbares Interesse, indem er uns zu einer freudigen patriotischen Betrachtung auffordert. Denn wenn man in diesem Bilde vereint die 25 Generationen historischer Existenz unsers königlichen Herrscherhauses, die 800 Jahre erfüllten, sich vorüberführen läßt, die lange Reihe von Herrschern denkend überblickt, von denen fast immer einer den andern durch persönliche Tüchtigkeit überragt, jeder zu erhöhter Machtstellung des Nachfolgers beigetragen und keiner das Erbe der Vorfahren gemindert hat, sowie das durch die ganze Dynastie sich hindurch ziehende, mit seltnen Irrungen konsequent verfolgte Streben, den besten geistigen Richtungen der Zeit genug zu thun, vorurtheilsfrei würdigt, so wird man an dem welthistorischen Beruf des Hauses Zollern, für den schon Patrioten der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sich begeisterten, heute nicht mehr zweifeln können.

Riedel.

Die Magdeburger Schöppenchronik. Herausgegeben von Dr. Karl Janicke. (Die Chroniken der deutschen Städte, Band VII. Leipzig, Hirzel, 1869.) L und 508 S. 8°.

Die unter den Auspicien der Münchener historischen Kommission rüstig fortschreitende Herausgabe der deutschen Städtechroniken hat mit dem vorliegenden zweiten Bande der niedersächsischen städtischen Aufzeichnungen die in ihrem Werthe schon lange erkannte, und vielfach benutzte Magdeburger Schöppenchronik zum ersten Male vollständig den Geschichts-

forschern zugänglich gemacht, und so eine seit lange schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt. Die Sorgfalt und der Fleiß, welche der Herausgeber, der durch seine Stellung am Magdeburger Provinzialarchiv besonders zu dieser Arbeit berufen sein mußte, auf die kritische Feststellung des Textes, den Nachweis der abgeleiteten Theile, sowie auf die sachliche Erläuterung des Inhaltes verwandt hat, verdienen unseren Dank; und wenn wir im Nachfolgenden in manchen Einzelheiten seinem Urtheil nicht immer beipflichten können, so wollen wir damit nicht — wie das leider in der letzten Zeit von gewisser Seite so vielfach, theilweise ohne irgend welche Sachkenntniß geschieht — den Anspruch an den Herausgeber, zumal den ersten, einer Geschichtsquelle erhoben haben, Alles ad unguem zu absolviren. Denn es ist nur die Sprache maßloser Ueberhebung, sich ein besonderes Verdienst daraus zu machen, daß man 40 Jahre nach der ersten kritischen Ausgabe einer Quelle, auf Grundlage einer von dieser nicht benutzten Handschrift eine bessere Ausgabe geliefert, während man doch den Werth dieser Handschrift nicht sowohl durch eigene Arbeit, als vielmehr durch die der früheren Ausgabe beigegebenen Varianten von einigen zwanzig Handschriften erkannt hat. Wer die Schwierigkeiten so mancher Herausgabe kennt, bei der es sich nicht, wie bei den Wibaldinischen Briefen oder dem Codex Carolinus um eine gute Handschrift, sondern um mehrere verderbte, späte, interpolirte, um mehrere Redaktionen desselben Werkes handelt, der wird, wenn er Verbesserungen früherer Ausgaben glaubt geben zu können, sich nicht zu solchen dünkelhaften, mit überlegener Ironie gewürzten Ausfällen hinreißen lassen, wie sie in der letzten Zeit bei jüngeren Leuten in der Mode sind, welche angefeuert durch den großen, unfehlbaren Meister an irgend einer in den Monumenta Germaniae mit „unkritischer Sorglosigkeit" oder „unbegreiflicher Nachlässigkeit" gefertigten Ausgabe, und doch nur auf Grundlage dieser, ihren Doktorhut sich erworben. Möchte doch mal einer dieser Herren der Ausgabe der Chronik der Morena's oder der Vita Arnoldi Moguntini, wo der Text theilweise an eigenthümlicher Stelle, in den Noten steht, seine liebevolle Sorgfalt angedeihen lassen!

Die Ausgabe der Magdeburger Schöppenchronik hatte ohne Zweifel ihre besonderen Schwierigkeiten, schon durch das ziemlich mangelhafte handschriftliche Material: es reicht keine Handschrift über das Ende des 15. Jahrhunderts zurück; dann besonders durch die bei städtischen Chroniken so häufige Konfusion des Textes, der durch Fortsetzer, Interpolationen verunreinigt ist, so daß die ursprünglichen Bestandtheile des Werkes oft nur sehr schwer von den späteren Zugaben zu sondern sind;*) endlich

*) Dies ist z. B. sicher auch der Grund, weßhalb die Ausgabe der Lübecker Chroniken von Professor Mantels so lange auf sich warten läßt.

4*

bildet die sprachliche Behandlung auch keine Erleichterung. In letzterer Beziehung können wir den vom Herausgeber befolgten Grundsätzen, die er S. LXIX ausspricht, nur beipflichten. Er hat durch rationelle Behandlung der Orthographie einen reinlichen, durch keine überflüssigen Konsonanten und y verunzierten mittelniederdeutschen Text hergestellt, ein reichhaltiges, trefflich gearbeitetes, mit lateinischen Lettern, welche die Quantität der Vokale erkennen lassen, gedrucktes Glossar füllt die Lücke aus, welche der deutsche Druck der Städtechroniken für den Linguisten gelassen. Bei der schlechten handschriftlichen Ueberlieferung gibt der Text freilich noch mannichfach Anlaß zu Konjekturen, die der Herausgeber theilweise mit Behutsamkeit gewagt und in den Noten verzeichnet hat. S. 175, Z. 16 würden wir lieber lesen ene truwe (treugam); S. 120, S. 14: wente he des nicht ut entoch mit rechte scheint mir ganz klar: es ist der vielfach wiederkehrende Gedanke, daß Heinrich der Löwe sein Eigen eingebüßt, weil er oder seine Erben dasselbe nicht binnen Jahr und Tag aus der kaiserlichen Gewalt zogen; vergl. Repgau'sche Chronik, Schöne, S. 72; S. 209, Z. 26 erhält der Satz durch die leichte Anderung so wolde om de rad antworden einen guten Sinn.

In der Einleitung handelt der Herausgeber zuerst über die Verfasser, bezeichnet als den ersten derselben mit hoher Wahrscheinlichkeit Hinrik von Lammspringe, der die Chronik „Gott zu Lob und Ehre, den Schöffen der Stadt zu Liebe und der Stadt zum Frommen" zuerst begonnen und bis zum Jahre 1372 geführt hat. Diese Annahme zugegeben — und wir wüßten keine bessere —, muß man mit dem Herausgeber das Ende des zweiten Buches S. 207, Z. 23—210, welches die chronologische Folge unterbrechend von den Erzbischöfen Peter, Ludwig, Friedrich II. und Albrecht III. (1372—1382) handelt, für Interpolation erklären. Man erkennt aber auch wie eine solche Interpolation in diesen Theil der Chronik gekommen. Man braucht sie nur wenige Seiten zurück an die vom ersten Autor gegebene Antecipation (S. 198, Z. 18—199, Z. 27) anzuschließen. Ich möchte die diesem Stücke (S. 198) voraufgehenden Worte: Nach dem male dat de olden borger — na schrevene nicht wie der Herausgeber S. LX thut für den Schluß einer 1350 endenden alten Stadtchronik halten, sondern dieselben dem ersten Verfasser vindiciren und zum Folgenden ziehen. Die für die Magdeburger Stadtgeschichte epochemachende Ermordung des Erzbischofs Burchard von Schraplau (1325), den schnellen Tod seines Nachfolgers Heideke, die Ernennung Otto's von Hessen hat der Verfasser erzählt. Otto war der erste Erzbischof, dem die Stadt nach der vom Pabste ihr auferlegten Buße huldigen mußte. Dieß gibt dem Verfasser Anlaß zu einem Exkurs,

welcher, da die alten Bürger gestorben sind, den jungen, der zukünftigen Generation schriftlich im Gedächtniß erhalten soll, wie ihre Voreltern den Erzbischöfen von Otto an nicht ohne Empfang von breven, d. i. erzbischöflichen Konfirmationsurkunden der Stadtrechte, gehuldigt. Denn das ist die Pointe dieses ganzen Exkurses, der dieses Verfahren der Bürger gegenüber den drei nächsten Erzbischöfen darlegt. Daß der Verfasser hier nur noch den Eingang des Erzbischofes Albrecht II. von Sternberg (1368) kennt, scheint mir mit ein Beweis, daß er die Chronik nur bis in diese Jahre führte; S. 260—262, wo die Abdankung dieses Erzbischofes und der Eingang seines Nachfolgers Peter erzählt werden, sind jedenfalls kein Grund gegen die Authenticität des Exkurses, der sehr wohl vor dem Jahre 1371, in welches die letzteren Ereignisse fallen, geschrieben sein kann. Die Absicht, die der erste Verfasser mit diesem Exkurs verfolgte, wurde vom einem Interpolator, oder auch von dem ersten Fortsetzer, der ja nach dem Herausgeber ungefähr bis 1384 das Werk fortführte, erkannt, welcher denn auch in ähnlicher Weise Rechenschaft gab über die Huldigungen der Bürger zu seiner Zeit, von 1372—1382. Er schrieb diesen Bericht (S. 207—210) wahrscheinlich zu dem Exkurs des ersten Verfassers an den Rand, von woher ihn ein Abschreiber an das Ende des 2. Buches gesetzt haben mag. Jedenfalls gehören diese beiden, die Chronologie durchbrechenden Theile, dem Inhalte nach enge zusammen. Dem was der Herausgeber über die weiteren Fortsetzer sagt, deren einer Engelbrecht Wusterwitz, früher Kleriker zu Brandenburg, die Partien von 1411—1421 schrieb, haben wir nichts entgegenzuhalten; ebenso stimmen wir gern seinem Gesammturtheile zu, daß die Chronik „nicht nur hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit, sondern auch hinsichtlich der Darstellung zu den vorzüglichsten Denkmälern der mittelniederdeutschen Literatur zu zählen, und daß die von Hinrik von Lammspringe und Engelbrecht Wusterwitz verfaßten Theile sachlich und stilistisch als die hervorragendsten zu betrachten sind."

In dem zweiten Abschnitte der Einleitung handelt der Herausgeber von den Quellen der Chronik, deren Benutzung im Texte von ihm mit großer Sorgfalt nachgewiesen und durch kleineren Druck (der freilich nicht sehr in die Augen fällt) sowie durch Asterisken kenntlich gemacht ist. Selbstverständlich bei einer Chronik des 14. Jahrhunderts figurirt unter den Quellen auch die faule Compilation Martins von Troppau. Auf S. 178—187 weist der Herausgeber manche Nachrichten als der Fortsetzung Martins, wie sie die Baseler Ausgabe gibt, entnommen nach. Diese Fortsetzung ist aber nur ein Auszug aus der großen Pabstchronik des Bernardus Guidonis, vermischt mit den Nachrichten einer die Päbste bis Honorius IV. umfassenden römischen Fortsetzung der Chronik Martins.

Daß dem Verfasser grade eine solche Handschrift, wie sie der Baseler Druck benutzt, zu Gebote gestanden, wäre ein seltener Zufall. Die Vergleichung anderer S. 178—187 befindlicher Nachrichten über die Verhältnisse des Königs von Frankreich, des Pabstes, der Templer, deren Quelle der Herausgeber nicht nachweisen konnte, zeigt vielmehr, daß Hinrik von Lammspringe die Pabstchronik Bernards unmittelbar benutzt hat, welche aller Wahrscheinlichkeit nach seinem Exemplar des Martin als Fortsetzung angehängt war. Die Benutzung beginnt S. 178: dusse Bonifacius satte dat seste bok des pawes rechtes. Außer den schon vom Herausgeber bezeichneten Stellen gehören hierher: ad a. 1304, 1305 — vorstot wolde hebben, 1307, 1308 — gespiet hebben, sowie die Wahl Kaiser Heinrichs VII. mit dem faschen Datum, 1310, 1312, 1314.

In Besprechung des Verhältnisses der Schöppenchronik zu dem Chronicon Magdeburgense bemerkt der Herausgeber S. XXXVII, daß dieses Verhältniß erst dann allseitig gelöst werden könne, wenn eine kritische Ausgabe des Chron. Magd. vorliege. Wir stimmen ihm hierin vollkommen bei; man kann an einen Herausgeber nicht die unbillige Anforderung stellen sich in kritische Untersuchungen über die Quellen des von ihm herausgebenden Werkes einzulassen. So harren denn in diesem Theile der Arbeit des Herausgebers noch manche Fragen ihrer endgültigen Lösung, obwohl dieser selbst manche treffenden Fingerzeige zur Kritik des Chron. Magd. gegeben hat. So bemerkt er, daß ein Fortsetzer des Werkes unter den Erzbischöfen Otto und Dietrich die Leben derselben geschrieben habe, und derselbe hat — wie ich zufügen zu müssen glaube — wahrscheinlich auch das Leben Burchards von Schraplau aus älteren Aufzeichnungen und der Tradition compilirt. Denn auf eine solche spätere Abfassung weist schon der in diesem Leben erwähnte Tod Kaiser Ludwigs des Baiern, sowie die Regierungszeit der Bischöfe Albert II. von Halberstadt (—1359) und Heinrich III. von Hildesheim (—1363), sowie die sehr konfuse, unpragmatische Darstellung der Geschichte dieses Erzbischofes hin. Nach dem Tode des Erzbischofs Heinrichs II., 1307, ist also ein kritischer Abschnitt zu statuiren; vielleicht enthielt der alte Text noch den Eingang Burchards (wie der Herausgeber S. XXXVIII annimmt). Gestützt wird diese Annahme durch die halberstädter Handschrift, welche überhaupt erst mit Burchard III. 1307 anhebt und in den späteren Theilen einen wesentlich abweichenden Text zeigt. Ich glaube daher auch nicht, daß wie der Herausgeber S. XXXVIII anzunehmen geneigt scheint, die drei Ereignisse nach dem Jahre 1308 behandelnden Stellen (S. 181—185) aus der Schöppenchronik in das Chron. Magd. übergegangen sind; manche kleinere Abweichungen, besonders der Umstand, daß hier Chron. Magd.

in manchen Einzelheiten mehr weiß,*) zwingen zur Annahme einer gemeinsamen Quelle; wohin auch z. B. noch die Verwandtschaft der Berichte über die Kreuzträger des Jahres 1309 (S. 182. Chron. Magd. 335), die Hungersnoth von 1316 (S. 185. Chron. Magd. 337), sowie besonders über die erste Gefangenschaft Burchards 1317 hinweisen. Die Berichte der beiden Chroniken ergänzen sich hier gegenseitig. Zu bedauern ist daher, daß im Texte S. 181—185 noch Chron. Magd. am Rande als Quelle citirt ist, ganz gegen die Intension des Herausgebers der dieses Verhältniß wenigstens in der Vorrede direkt in Abrede stellt. — Der Herausgeber führt ferner zur Stütze seiner Behauptung, daß Chron. Magd. die Schöppenchronik benutzt habe, als entscheidend an den Bericht über die Schlacht bei Frohse unter Erzbischof Günther im Jahre 1278 (S. 156—158), nach dessen Schluß der Verfasser sagt, daß er ihn nach der Ueberlieferung älterer Leute aufgezeichnet, später aber einen geschriebenen, gleichzeitigen gefunden habe (nämlich S. 161). Ich glaube trotz dieser Bemerkung, das Verhältniß ist umgekehrt: der Bericht stammt aus Chron. Magd.**) Daß die Schöppenchronik kurz vorher (S. 154), sowie nachher unter Erzbischof Erich (170—171) das Chron. Magd. benutzt, gibt der Herausgeber zu; es ist daher an und für sich schon zu verwundern, daß dazwischen das umgekehrte Verhältniß stattfände. Das Chron. Magd. enthält aber auch hier manches Einzelne mehr, was die Schöppenchronik zusammenzieht oder ausläßt. Außer einzelnen Worten ist besonders hervorzuheben: Quod consilium domna marchionissa posuit in effectum et sic omnes consiliarios archiepiscopi subornavit, was S. 157 zusammengezogen ist in: Dit geschach. Ferner fehlt S. 158 ganz der charakteristische Ausspruch der falschen Rathgeber: quod non nimium emungi deberet, quia marchio posset servire ecclesiae in futurum. Der Satz ferner: dit gut heft juwe vader latenna minem rade don scholden ist entschieden unklare Uebersetzung des weit präziseren: istum thesaurum — si utemini consilio meo. — Do sprak he konliken u. s. w. läßt das nothwendige Mittelglied, daß der Markgraf nach Zahlung des Lösegeldes wieder nach Magdeburg kam,

*) Z. B. S. 183 = Chron. Magd. 336 nennt dieses neben dem Markgrafen von Meißen auch noch drn Herzog von Braunschweig, neben Harsdorpe noch Ottersleben; ferner daß der Markgraf die consules um die Erlaubniß bitten ließ, die Stadt besichtigen zu dürfen. Ferner erwähnt Chron. Magd. 336 eines, jedenfalls noch 1314 oder 1315 abgeschlossenen Friedens, den die Schöppenchronik nicht kennt, welche in dieser Partie, soweit ich sehe nur die Zeitbestimmung der Belagerung der Stadt (S. 184: disse legeringe schach in dem herweste) vor Chron. Magd. voraus hat.

**) Zur Annahme einer gemeinschaftlichen dritten Quelle scheint mir kein Grund vorzuliegen.

vermissen: Veniens autem marchio Otto soluto pecunia ad archiepiscopum, coram multis dominis allocutus est archiepis copum his.*)

Daß die älteren Leute zur Zeit des Verfassers der Schöppenchronik dieß Alles so genau zu erzählen gewußt, ist, trotzdem im Mittelalter die Tradition wirksamer war als in unseren raschlebenden Zeiten, sehr unwahrscheinlich: man denke, der Verfasser schrieb bald ein Jahrhundert nach dem Ereigniß! Ich glaube daher die Schlußworte vielmehr auf einen Bericht über die Schlacht bei Frohse beziehen zu müssen, den der Verfasser ursprünglich auf Grundlage der mündlichen Ueberlieferung hingeschrieben, später als ihm der Bericht des Chron. Magd. zukam, ganz getilgt hat, wenn nicht vielleicht sich die Worte beziehen auf Einzelnes in der zweiten Darstellung der Schlacht S. 161, und nur durch Konfusion der Abschreiber an eine falsche Stelle gerathen sind, was um so leichter geschehen konnte, da das Stück S. 158, Z. 32—161 anachronistisch die Darstellung durchbricht.

Im Uebrigen hat der Herausgeber Recht, wenn er als Quelle der Schöppenchronik einen reichhaltigeren Text des Chron. Magd. annimmt. Der hohe Werth der von jener über die Erzbischöfe Wichmann, Ludolf und besonders Albrecht gegebenen Nachrichten, welche jedenfalls auf die alte Magdeburger Bischofschronik zurückgehen, ist allseitig zugegeben. Otto Abel, Winkelmann und Schirrmacher haben dieselben verwerthet. Sie finden sich zum Theil auch in dem sogenannten Chronicon picturatum des Botho, dessen Benutzung der Schöppenchronik mir aus einer Vergleichung evident wurde. Doch will ich die Möglichkeit nicht ganz wegweisen, daß diesem wirren Sammelsurium daneben auch die alte Bischofschronik vorgelegen habe. Beachtenswerth ist jedenfalls, daß Botho sich durchaus nicht sklavisch an seiner Quelle hält. Bei Erzählung der Ereignisse des Jahres 1214 (Sch. 138) fährt er nach Darstellung des Treffens bei Remkersleben fort: De keiser toch wedder to Brunswik unde brande in dem wege Arcksleve, alse he de nacht lach bi Salbeke. Die Verbrennung Erxlebens lesen wir in der Schöppenchronik nicht.**) Im direkten Widerspruch zu der Angabe dieser (S. 143, Z. 16) steht Botho beim Jahr 1219, wo er nach Erwähnung der Eroberung der Burg Friedrichs von Kare, Brome, durch den Erzbischof (— unde tobrack de borch) fortfährt: Ok so wan he öm

*) Beiläufig sei hier bemerkt, daß der 158, Z. 9 vorkommende Ausdruck en wech, den der Herausgeber im Glossar zweifelnd mit „nichtig" erklärt, nur eine Uebersetzung des Lateinischen una via ist.

**) Ebensowenig in der Repgauischen, Schöne, S. 82, welche Botho ebenfalls benutzte.

af de Gronenborch, darumme dat he öne feng, unde dorste öme nicht do bi keiser Otten tiden, während die Schöppenchronik (S. 140) Gröneberg noch bei Lebzeiten dieses Kaisers, 1214, einnehmen läßt. Bemerkenswerth sind ferner die Nachrichten, welche Botho zum Jahre 1200 (im Druck bei Leibniz S. 355 fälschlich 1191) gibt über die Niederlage der Hildesheimer und die Belagerung von Braunschweig, welche meines Wissens bisher Niemand beachtet hat. Unsere Kenntniß dieser Ereignisse stützt sich hauptsächlich auf die lebendige Schilderung derselben in der Braunschweiger Reimchronik, die 1279 verfaßt ist. Botho legt die erste Begebenheit, den Sieg des Pfalzgrafen Heinrich über die Hildesheimer, in die Woche vor Pfingsten (21.—27. Mai), abweichend von der Reimchronik, welche den 23. Juni angibt. Letztere schließt dann die Belagerung Braunschweigs entschieden irrig an diesen Sieg an, während Botho dieselbe to midden somer stattfinden läßt. Böhmer vermuthete hier schon den Augustmonat. Abweichend ist dann auch in beiden Quellen die Zeitbestimmung der Zerstörung von Warberg und Helmstädt, welche die Reimchronik durch Erzbischof Ludolf von Magdeburg ungefähr zu Anfang des Jahres 1200 geschehen läßt, während sie Botho dem auf Braunschweig anrückenden Belagerungsheere, in dem sich allerdings auch Ludolf befand, zuschreibt.*) Wenn dieser sodann als die „zwölf Landesherren", welche mit König Philipp vor Braunschweig lagen, den Markgrafen Otto von Brandenburg, den Herzog Heinrich von Oesterreich, Hermann von Thüringen, den Grafen Heinrich von Anhalt, die Bischöfe Adoloch von Köln, Cord von Mainz, den von Trier, Ludolf von Magdeburg, Gardolf von Halberstadt, Herbort von Hildesheim, den von Verden und Hartwich von Bremen namhaft macht, so muß ihm entschieden hier eine reichhaltigere Quelle zu Gebote gestanden haben, obgleich in Bezug auf Adolf von Köln, der erst Ende des Jahres 1204 zu König Philipp übertrat, und Heinrich von Oesterreich (1198 war dem auf der Rückreise von Palästina gestorbenen Herzoge Friedrich Liupold VII. gefolgt) irgend welche Verwechselung stattgefunden hat. Auch die Schilderung des Kampfes um Braunschweig, der Erscheinung des heiligen Auctor zeigt, obgleich sie dem Berichte der Reimchronik sehr nahe steht, doch im Einzelnen kleine Abweichungen, so daß sie kaum aus dieser Quelle geschöpft sein dürfte.**)

Es genüge auf diese, möglicherweise weiterführende Spur der alten Madeburger Bischofschronik hingewiesen zu haben. Eine durchgehende

*) Die Repgauische Chronik bietet hier eine Vermittelung, s. Schöne S. 81.

**) Doch liegt hier möglicherweise eine ältere Braunschweigische Aufzeichnung zu Grunde.

kritische Untersuchung Bothos und der Repgauischen Chronik, zu der mir augenblicklich die Zeit mangelt, führt vielleicht zu weiteren Resultaten.

Außer der reichhaltigeren, uns verlorenen Bischofschronik, hat der Verfasser, wie der Herausgeber S. XXXIX bemerkt, auch verlorene städtische Aufzeichnungen von großem Werthe benutzt. Vor Allem gehört hierher der Abschnitt über die Ereignisse der Jahre 1266—1283 (S. 158—169) mit seinem für das deutsche Bürgerleben im Mittelalter so äußerst interessanten Anhange über die Abhaltung des Artushofes zu Magdeburg, über den städtischen Minnesänger Bruno von Schönebeck, der zur Verherrlichung des Festes eine poetische Einladung an „alle koplude, de dar ridderschop wolden oven“, sowie „en vroeidich spel“ verfaßte. Anderes hierher Gehörige wird vom Herausgeber S. XL namhaft gemacht, so die für städtische Verfassungsgeschichte wichtigen Streitigkeiten zwischen Schöffen und Rathmannen in den neunziger Jahren des 13. Jahrhunderts u. a. vor Allem ein großes Einschiebsel über das Verhältniß der Bürger zu Erzbischof Burchard III. von 1309 bis etwa 1314,*) welches entschieden aus den städtischen Rechnungsbüchern gearbeitet ist, denn das Geld, welches der Erzbischof die Bürger gekostet, spielt darin eine Hauptrolle. Der Herausgeber urgirt hier mit Recht den Satz als hir vor steit, obgleich das Gegenständliche sich in der Chronik nicht findet. Aehnliches kommt S. 203 bei Gelegenheit der Erwähnung der Verleihung der Mark an Ludwig von Baiern (s. Anm. 1) vor, wo auch Chron. Magd. 342, Z. 4 fast in demselben Zusammenhang ein beziehungsloses: ut dictum est aufweist.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß S. 145 der Verfasser auf die verlorene, aus Pulkawa bekannte Brandenburger Stiftschronik als seine Quelle hinweist.

Von dem reichen Inhalte des dritten Buches der Chronik, in welchem vom Jahre 1350 an Hinrik von Lammspringe und sein Fortsetzer Selbsterlebtes aufgezeichnet haben, müssen wir uns bescheiden ausführlicher Nachricht zu geben: die Chronik ist hier für die Geschichte des Magdeburgischen Landes, der Mark, des ganzen deutschen Nordens in der zweiten Hälfte des 14. und in der ersten des 15. Jahrhunderts Quelle ersten Ranges. Die Anmerkungen des Herausgebers, welche eine Fülle, theilweise seither noch ungedruckten urkundlichen Materials heranziehen, sorgen auch hier, wie schon in den früheren Theilen dafür, das Verständniß des Zusammenhanges der Aufzeichnungen zu erleichtern und zu erläutern, ohne

*) Ich halte den hier zuletzt (s. S. 195, Anm. 5) erwähnten Vertrag doch für einen anderen, späteren als den von 1313 Apr. 4. Die Zeitbestimmung deutet präzise auf Ende 1314, womit Chron. Magd. 336 übereinstimmt.

sich unbescheiden aufzudrängen oder die solchen sachlichen Anmerkungen gebotene knappe Form zu überschreiten. Auch der nichtzünftige Geschichtsfreund wird diesen letzten Theil der Schöppenchronik mit Interesse und Nutzen zur Lektüre wählen können.

Die äußere Ausstattung des Buches, dem ein Plan des mittelalterlichen Magdeburg in Steindruck nach dem Entwurf des Herrn Dr. Janicke beigegeben ist, ist der renommirten Verlagsbuchhandlung würdig.

1869 im Juli. L. Weiland.

III. Bibliographie.

Archiv f. Hessische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben aus den Schriften des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen von Ph. A. F. Walther. 12. Bd. 2. Heft. Darmst. 1369. 8. — E. Wörner, zur Geschichte der Grafen von Katzenellenbogen. Behandelt nachtragend die Grafen Berthold I. und Diether II. aus der zweiten Hälfte des 12., resp. ersten des 13. Jahrhundert. (S. 441—452.)

Als Vereinsschrift ist beigegeben:

Alterthümer, die, der heidnischen Vorzeit innerhalb des Großherzogthums Hessen, nach Ursprung, Gattung und Örtlichkeit, besprochen von Ph. A. F. Walther. Darmst. 1869. 8. — Die anliegenden preußischen Gebiete im Nassauischen, Frankfurtischen, Hanauischen u. s. w kommen im Texte zwar nur beiläufig zur Besprechung; auf der beigegebenen archäologischen Karte jedoch sind auch innerhalb jener die römischen Straßen und Grenzwälle, sowie die Fundorte römischer und germanischer Alterthümer verzeichnet.

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Hrsg. von E. Jacobs. 2. Jahrg. 4. Heft. Werniger. 1869. 8. — v. Mülverstedt, über die Bedeutung und den Begriff des Wortes Dom mit besonderer Rücksicht auf Halberstadt. Verf. leitet das Wort von domus ab. Ein Dom ist das Gotteshaus für die geistliche familia (Domherren) des Schutzheiligen. Nur Hoch- oder Unterstiftskirchen werden Dome genannt und zwar an jedem betreffenden nur eine neben einer Kathedrale giebt es keinem Dom; wo mehrere Kollegiat-Stifter und keine Kathedrale vorhanden sind, heißt die Kirche der Vornehmsten der Dom. (S. 1—11.) — K. Meyer, das ehemalige Salzwerk zwischen Auleben und Numburg. — Dasselbe wurde kurz vor 1550 von den Grafen zu Stolberg in Betrieb gesetzt, ging jedoch nach wenigen Jahren wieder ein. Kurfürst August von Sachsen übernahm es 1564 mit nicht besserem Erfolge. (S. 28—39.) — G. A. v. Mülverstedt, Ritter an der Spitze der Stadträthe im 13. Jahrhundert, mit besonderer Beziehung auf Halberstadt und andere Harzstädte. Ueber den Begriff von

miles. — Der Verf. gelangt zu folgendem Ergebniß: miles (Ritter) ist 1. derjenige freie Mann, welchem zum Lohn für tapfere Thaten der Ritterschlag zu Theil geworden ist, 2. jeder Edelmann, der ein Landgut (Rittergut) besitzt, von dem er ritterlichen Vasallendienst zu leisten hat. Niemand kann zugleich Ritter in diesem letzteren Sinne und städtischer Bürger sein. Kommen in einem Stadt-Magistrate milites vor, so sind sie daher entweder Bürger, die den Ritterschlag als persönliche Auszeichnung empfangen haben, oder Edelleute, die mit einem adeligen Gute (Vorwerke, Hofe) in oder dicht an der Stadt gesessen, dieser zum Schutze gereichen und daher in der städtischen Verwaltung eine Hauptstelle einnehmen, ohne das Bürgerrecht zu besitzen oder Bürgerlasten zu tragen. (S. 132—155.) — G. Schmidt, Nordhausen und König Heinrich IV. von Frankreich. — Zur Unterstützung der hugenottischen Sache lieh Nordhausen im Jahre 1591 dem König Heinrich 4000 Gulden auf 3 Jahre; der Rath radirte 1613 seine Forderung, nachdem er niemals Zinsen empfangen, mit Verlust von 1500 Gulden. (S. 155—166.) — Th. Perschmann, Urnenfund zu Nordhausen. (S. 175 f.) — Unedirte Münzen der Grafen zu Stolberg seit 1467. Zweite Tafel. Text von v. Mülverstedt. (S. 177—180.) — F. Grote, Reichsfreih. zu Schauen, Fehdebriefe der Stadt Halberstadt. — Betreffen den Krieg der Hansastädte gegen die Herzoge von Braunschweig 1465—67. (S. 181—85.) — E. J., die Brandis'schen Familienbücher. — Mitglieder der altansehnlichen Hildesheimischen Familie (von) Brandis haben im 15., 16. und 17. Jahrhundert Aufzeichnungen über die Geschichte ihrer Familie, der Stadt, des Bisthums und der Umgebung von Hildesheim gemacht. Aus den erhaltenen vier, die Jahre 1454—1609 umfassenden Bänden werden mitgetheilt. (S. 186—192.) — E. J., das cognomen Johann Sachses betreffend. — Die Vermuthung, daß J. S. den Beinamen Sperling geführt habe, wird erörtert. (S. 192 f.) — H. v. Strombeck, die Wüstungen Almundisleben und Kiselhausen im Kreise Sangerhausen. (S. 193—197.)

Bericht, zehnter, des antiquarisch-historischen Vereins für Nahe und Hunsrücken, über das Vereinsjahr 1868—1869. Kreuznach, 1869. 8. — Enthält außer Sitzungsberichten Beschreibung und Abbildung römischer, bei Waldagesheim kürzlich ausgegrabener Gold- und Bronze-Geräthe.

Anzeige.

Der Verlag der Zeitschrift ist mit Beginn dieses Jahrgangs auf unsere Firma übergegangen. Von großem Interesse für das gediegene Programm derselben erfüllt, und bemüht, derselben nach besten Kräften zu dienen, bitten wir, alle für den geschäftlichen Betrieb bezüglichen Wünsche und Aufträge uns mitzutheilen und sorgsamer Erledigung gewiß zu sein.

Ernst Siegfried Mittler u. Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin. Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Kampf des Protestantismus und des Katholicismus im Stift Halberstadt. 1612 bis 1620

von

J. O. Opel.

I.

Der Religionseid der Domherren. — Die Annahme katholischer Domherren. — Die Franziskaner. — Der Kaiser und der Kurfürst von Mainz im Jahre 1617.

Die Reformation erhielt im Bisthum Halberstadt erst ziemlich spät eine Art gesetzlicher Anerkennung. Erst im Jahre 1540 rangen die Stände dem immer geldbedürftigen Kardinal Albrecht die Erlaubniß ab, in Städten und Flecken ungestört zu reformieren. Nur Stifter und Klöster sollten bis zu einem künftigen Konzilium in Ruhe gelassen werden. Die brandenburgischen Bischöfe Johann Albert, Friedrich und Sigismund hielten diesen Zustand aufrecht, obwohl der letztere sich selbst zur augsburgischen Konfession bekannte. Nach seinem Ableben wandte sich jedoch das Domkapitel von Halberstadt dem benachbarten woffelbüttel'schen Hause zu und erkor den fünfjährigen Sohn des Herzogs Julius zu seinem Landesherrn. Und dieser Heinrich Julius war es, welcher im Jahre 1591 das unter Kardinal Albrecht begonnene Werk vollendete. Am 23. Februar 1591 erschien der thatkräftige junge Herzog in seiner Würde als Bischof selbst im Kapitel und ermahnte die Domherren die öffentliche Ausübung der katholischen Konfession vor allem am Hochstift und dann auch an den übrigen Stiftern einzustellen. Ein förmlicher Uebertritt zur augsburgischen Konfession wurde den Katholischen zwar nicht zugemuthet, auch die geistlichen Pfründen am Hochstift ihnen nicht entzogen, sondern der Herzog ertheilte die Versicherung, daß auch Katholische im Stift angenommen werden sollten; allein die öffentliche Ausübung der katholischen Konfession vornehmlich am Hochstift selbst sollte doch von diesem Tage an aufhören.

Das Domkapitel konnte sich auf den Vorschlag seines Landesher nicht sofort erklären, stimmte ihm aber bald darauf der Majorität n bei. Und so bestieg denn am Matthäustage des Jahres 1591 der v der Martinskirche zum Domprediger erwählte Dr. Martinus Mirus zu ersten Mal den Predigtstuhl in der Domkirche. Allein ganz ohne Wide spruch sollte diese Umwandlung doch auch nicht bleiben. Der Kaise Rudolph II., an den sich die katholischen Pfründeninhaber des Domkapitel und des Stifts U. L. Frauen gewendet hatten, drohte sämtlichen Ka pitularen mit Entziehung ihrer Pfründen und gebot dem Bischofe vo seinen Neuerungen abzulassen, wogegen Heinrich Julius dem Kaiser an 17. März 1591 bemerklich machte, daß er bis jetzt niemand zur augs burgischen Konfession gezwungen habe, noch je irgendwen zwingen werde, sondern mit Ausnahme der öffentlichen Ausübung der katholischen Kon fession einem jeden sein Gewissen freilassen wolle. Das Kapitel aber hielt es noch für besonders nothwendig, den Kaiser zu versichern, daß die Rechte des Papstes hierdurch keineswegs gekränkt werden sollten.

Die augsburgische Konfession gewann sichtlich auch unter der Klerisei zahlreichere Anhänger, wozu vielleicht der geschärfte Befehl des Bischofs an die Kleriker, die Konkubinen zu entfernen, nicht wenig beigetragen hat. Mehrere Domherren schritten zur Ehe, und das protestantische Bewußtsein erstarkte allmählig derartig, daß man nun im Kapitel sogar daran dachte, das Bekenntniß der augsburgischen Konfession als unerläßliche Bedingung zur Erlangung einer Domherrnpfründe hinzustellen. Allein hiermit drang die evangelische Partei unter den Domherren nicht durch; es wurden vielmehr die hierauf bezüglichen Verabredungen durch einen Beschluß des Kapitels am 21. Oktober 1600 wider abgeschafft. Am 1. Januar 1604 wurde die Reformation auch im Stift U. L. Frauen eingeführt, nachdem bereits im Oktober des vorigen Jahres der erste evangelische Prediger David Müller daselbst angestellt war. Da starb am letzten Januar des Jahres 1605 der lutherische Domdechant Kaspar von Kannenberg, und das Kapitel wählte am 21. Februar auffallender Weise einen Katholiken, Matthias von Oppen.*) Und als der Bischof Heinrich Julius des Wortlauts im Wahldokument halber die Bestätigung versagen wollte, brachten ihm sämtliche Kapitularen in Erinnerung, daß sie gesonnen wären einander dem Religionsfrieden gemäß in Freundlichkeit zu dulden, und daß sie nicht hofften, daß einer ihres Mittels, wer der auch sei, wider ihre brüderliche Vergleichung etwas vornehmen werde. Und wirklich waren bis dahin bei dem Hochstift, obwohl die Majorität der

---

*) Eine Skizze seines Wirkens im Stift Halberstadt enthält mein in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1869, S. 385 ff. abgedruckter Aufsatz: Der Domdechant Matthias v. Oppen.

Domherren evangelisch war, Katholiken und Evangelische unterschiedslos angenommen werden. Die Herren von Bieren, Kaspar Wrampe, Ludwig von Lochow, Friedrich von Brietzke wurden obwohl katholisch zur Residenz zugelassen, wogegen Heinrich von Lochow und Christoph von Veltheim als evangelische durch Vermittelung des Papstes Präbenden erhielten.

Dieses friedliche Einvernehmen dauerte geraume Zeit. Da beschlossen die protestantischen Domherren am 23. Februar 1613 in banger Besorgniß vor dem immer weiter nach Norden vordringenden Katholicismus wenigstens in ihrem Stifte dem evangelischen Bekenntniß eine unerschütterliche Anerkennung zu sichern. Sie kamen in dem Beschlusse überein, daß am Hochstift nur Sitz und Stimme erhalten sollte, wer sich durch einen Religionseid und den Genuß des heiligen Abendmahls als Bekenner der augsburgischen Konfession erwiesen hatte. Und wirklich fehlte es auch im Stift Halberstadt selbst nicht an Zeichen, welche ein Widererstarken des Katholicismus befürchten ließen. Ja es ging geradezu das Gerücht, der Domdechant Matthias v. Oppen werde bei nächster Gelegenheit dem Stifte wider ein katholisches Oberhaupt verleihen. Selbst der Herzogin Elisabeth v. Braunschweig waren dergleichen in diesem Falle, wie es scheint, ungegründete Gerüchte zu Ohren gekommen. Sie wandte sich deswegen am 4. Oktober 1612 geradezu an den Dechanten und theilte ihm mit, daß sie Nachricht erhalten habe, er gehe damit um einen katholischen Bischof wählen zu lassen. Der Dechant brachte die Beschuldigung voll Entrüstung vor das Kapitel, und versicherte der Fürstin nicht nur in seinem eignen Namen, daß dies Gerücht jedes Grundes entbehre, sondern bewirkte auch, daß das Domkapitel in gleich beruhigender Weise noch besonders an Elisabeth berichtete.*) Da jedoch in dieser Zeit bereits Verhandlungen über die Ernennung eines Sohnes des Bischofs zum eventuellen Nachfolger des Vaters geführt wurden, so wäre es nicht unmöglich, daß man ein solches Gerücht von Seiten der dem wolfenbüttelischen Fürstenhause nahestehenden Kreise mit Willen aussprengte, um das Kapitel desto nachgiebiger zu machen. Das Kapitel hatte wenigstens das deutliche Gefühl, als suche jemand die Domherren an einander zu hetzen, und gab in einem Schreiben an Heinrich Julius vom 9. Januar 1613 einem der treusten Diener des Fürstenhauses, Heinrich Wernecke geradezu diese Absicht Schuld. Heinrich Julius selbst aber hatte schon am 1. November 1612 dem Domkapitel sein Mißfallen an der Verbreitung dieser Gerüchte zu erkennen gegeben.

Wie dem aber auch in diesem einzelnen Falle sei, bei dem selbst einem blöden Auge so deutlich erkennbaren Vordringen des Katholicismus gegen

*) Beide Schreiben vom 8. Oktober 1612.

das Stift Halberstadt glaubten die evangelischen Domherren auf der Hut sein zu müssen. Und als man erst wahrnahm, daß sich die Anzahl der Altgläubigen wider mehrte, daß sie sich zu stiftischen Benefizien meldeten und sie auch erhielten, daß in der Kapelle zu St. Stephan, im Domkreuzgange und anderwärts wider öffentlich Messe gelesen wurde, ja daß sogar Jesuitenschüler zu Pfründen empfohlen wurden, hielt es der protestantische Theil der Domherren für zeitgemäß, dieser Entwickelung mit einem Male den Garaus zu machen. Neun lutherische Domherren — es waren Johann Georg von der Schulenburg, Ernst von Arnstedt, Abraham v. Rintorf, Idel Johann v. Holle, Arnd Spiegel von Pickelsheim, Johann Levin von Bennigsen, Heinrich v. Lechow, Lippold von Rossing, Johann Georg Vitzthum von Eckstädt einigten sich Ende des Jahres 1612 dahin, daß Niemand fernerhin zur Residenz zugelassen werden sollte, der sich nicht in unverdächtigster Weise durch einen Eidschwur und den Genuß des heiligen Abendmahls als ihren Glaubensgenossen zu erkennen gegeben hatte. Sie wendeten sich deshalb auch an den Kanzler Foppius von Aitzema*) und trugen ihm auf, mit Julius Heinrich darüber zu verhandeln und schrieben am 16. Januar 1613 selbst an ihren Bischof. Dieser stellte sich im Anfang durchaus auf die Seite seiner Glaubensgenossen. Es liegt uns ein Brief aus Prag vom 15. Februar 1613 vor, in welchem er die im Stift allmählig vorgegangenen Veränderungen auf das bitterste beklagt. Er erwidert den Domherren auf das oben angeführte Schreiben folgendermaßen: Als haben wir nun etliche Jahre bei unserm unvermeidlichen Abwesen fast mit Schmerzen gehöret, was gestalt unsere fürstliche Reformation von dem Einen und Andern fast wenig in Acht genommen, daß erwähntes juramentum, welches dann eures Mittels die Meisten ganz gerne und nicht unbillig geschworen, nunmehr entweder geändert oder gar in Abgang gekommen, daher das Stift mit vielen katholischen wiederum erfüllet, vielerhand Mißbräuche wieder eingetreten. Die Forderungen, welche er in Folge davon an die Domherren stellte, entsprachen ganz genau demjenigen, was diese selbst für zweckentsprechend hielten. Er forderte sie auf nicht nur ihre eigene Seligkeit als ein schweres Pfand zu bedenken, sondern auch zu beherzigen, daß sie der armen irrenden Unterthanen halber Rechenschaft zu geben schuldig seien. Demgemäß sollten nicht nur alle Mißbräuche und eingeschlichene Irrthümer wider abgeschafft, sondern vor allem auch der Religionseid erneuert und das ganze Verfahren dahin gerichtet werden, daß keiner zur Residenz zugelassen werde, der nicht durch den Genuß der heiligen Abendmahls sich

---

*) Vergl. über ihn: Opel, Foppius von Aitzema, Kanzler des Stifts Halberstadt, und seine Vergehen, Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. 9, 642 ff.

wirklich zum Lutherthum bekannt habe. Sein Schreiben berief sich hierfür sowohl auf den Brauch im Erzstift Magdeburg und in andern reformierten Stiftern als auch auf die Strenge, mit welcher die Katholischen selbst darauf hielten, daß an katholischen Stiftern sich kein Evangelischer einschleiche.

In Folge dieses Schreibens verpflichteten sich die bereits genannten Herren, denen sich auch noch Joachim von Treskow anschloß, schriftlich (23. Februar) diesen Religionseid halten zu wollen, und ersuchte den Bischof am 25. Februar 1613 den Eid und ihr ganzes Verfahren förmlich zu bestätigen; während die anwesenden katholischen Domherren mit Berufung auf den Religionsfrieden und Heinrich Julius' Versprechen niemand in seinem Gewissen zu beschränken, für sich und die abwesenden Katholiken Protest einlegten.

Sofort wendete sich darauf auch der katholische Theil des Kapitels in einem uns unbekannt gebliebenen Schreiben an Heinrich Julius um die Bestätigung dieses Religionseides zu hintertreiben. Und diesmal trug die katholische Minorität den Sieg davon. Bis zum 22. März 1613 hatten die Evangelischen nicht nur keine Bestätigung ihres Verfahrens erhalten, sondern der Bischof hatte ganz unerwarteter Weise ihre Beschlüsse für null und nichtig erklärt und diese Nichtigkeitserklärung dem katholischen Theile des Kapitels in aller Form mitgetheilt. Darauf entsenden die lutherischen Domherren eine besondere Deputation, bestehend aus Jdel Johann von Holle, Spiegel von Pickelsheim und Lippold von Rossing in dieser Angelegenheit nach Prag, um Heinrich Julius „wegen der geschwinden und gefährlichen, weit aussehenden Praktiken der Katholischen," persönliche Vorstellungen zu machen. In dem Schreiben vom 22. März 1613, welches die Genannten mitnahmen, sprachen sie es ganz offen als den deutlich erkennbaren Plan der katholischen Partei aus, alle Domherrnstellen mit Katholiken zu besetzen, und wagten es der zähen Energie des Bischofs sogar mit persönlichen Vorwürfen gegenüber zu treten. Sie gaben ihrem Landesherren anzuhören, daß er sich durch die List der Katholiken, „welche nur ihre Ehre, vornehmlich aber die Beförderung ihrer Religion und sich dadurch bei männiglich groß zu machen, als wenn sie allein diejenigen, bei welchen die Direktion und autoritas capituli stünde, suchten," habe verleiten lassen, das Statut zu kassieren; während sie gehofft hatten, der Bischof werde wenigstens dasjenige, was die Katholischen zu ihrer Verkleinerung an ihn hätten gelangen lassen, ihnen vorher mittheilen und sich mit ihnen über den Sachverhalt verständigen. Auch jetzt bitten sie daher noch um Abschrift jenes Schreibens ihrer Widersacher. Der sonst auch bei den protestantischen Herren nicht unbeliebte Dechant wurde in ihrer Mittheilung heftig angegriffen. Sie warfen ihm vor, daß er sich in einer kurzen Reihe von Jahren viele Pfründen angeeignet habe, von denen er sogar eine für einen Freund, der in einem Jesuitenkolleg studierte, in An=

spruch nahm. Darauf theilten sie mit, wie bereits die Messen nicht mehr heimlich, sondern schon seit Jahren öffentlich an den oben genannten Orten und anderwärts gefeiert würden, und vergaßen auch nicht besonders hervorzuheben, daß die Katholiken noch vor wenigen Tagen in offener Prozession durch die Burg gezogen seien. Ferner beschwerten sie sich über den beleidigenden Stolz und Hochmuth des Oberamtmanns Heinrich Wernecke und waren endlich unklug genug, auch das leicht zu reizende Hoheitsgefühl ihres fürstlichen Herrn ziemlich unsanft zu berühren, indem sie Heinrich Julius den Vorwurf machten, daß er keinen getreuen Referenten in Stiftssachen um sich habe, und ihn um die Aufnahme eines solchen ersuchten. Die Anwort, welche der Bischof seinen unzufriedenen evangelischen Domherren angedeihen ließ, erfolgte erst am 10. Juli 1613, nachdem der neue Religionseid bereits am 11. April 1613 von ihm abermals förmlich kassiert worden war.

Er erklärte in jenem Schreiben von vornherein ziemlich trocken, daß es bei der Kassierung des Mandats sein Bewenden haben müsse. Als Grund seiner veränderten Anschauung führte er an, daß er vom kaiserlichen Hof benachricht worden sei, wie der apostolische Nuntius auf eine Beschwerde des katholischen Domherrn bereits seine Klage beim kaiserlichen Kammergericht angebracht habe, so daß, wenn es von seiner Seite nicht verhindert worden wäre, unzweifelhaft eine Nichtigkeitserklärung ihres Vorhabens von Seiten des Kaisers erfolgt sein würde. Er gab jetzt den Herren zu bedenken, daß sie durch ein solches Vorgehen den Katholischen selbst Anlaß geben würden, in Zukunft keinen evangelischen Kapitularen zu dulden und keinen evangelischen Bischof zu wählen. Nur in zwei Punkten zeigte er sich den evangelischen Domherren willfährig: er versprach die öffentliche Ausübung des katholischen Gottesdienstes zu hindern und sogar zu bestrafen, und sagte die Einsetzung einer Untersuchungskommission gegen Heinrich Wernecke zu. Die Vorwürfe aber, welche man ihm in Beziehung auf die Verwaltung des Stifts gemacht hatte, erwiderte er im Vollgefühl seiner politischen Befähigung zu höheren Dingen mit einer wahrhaft ätzenden Bosheit. Da dieser Theil des Briefes eine immerhin bemerkenswerthe Seite des im übrigen noch wenig gekannten Charakters des talentvollen Fürsten bloslegt, mag sie hier wörtlich folgen. Nachdem er eine Kopie des Schreibens der katholischen Domherren verweigert hat, fährt er fort: wie wir auch uns zu den evangelischen Kapitularen mehr Bescheidenheit versehen, „als daß sie uns und theils die so unter ihnen wegen ihrer Jugend ganz unerfahren, und daß sie zu des Regiments und Reichs Sachen niemals gezogen, modum procedendi, dessen wir Gott Lob mehr vergessen, als wir von ihnen erlernen werden, vorzuschreiben sich anmaßlich unternommen, auch so unbescheidener Weise

uns gleich zu betrauen und ein Widriges gleich abzuzwingen, sich unterfahen sollen." Er erinnert sie, daß sie sämtlich durch seine Beförderung zu ihren Stellen erhoben worden seien,*) und beschwert sich, daß sie ohne alle Noth Veranlassung genommen hätten, ihm in so unverschämter Weise die Kapitulation vorzurücken.

„Dieweil wir aber bei unserer jetzigen Anwesenheit allhier bisher noch nicht befunden, daß solche wichtige Sachen uns aus dem Stift zugeschickt worden, deren wir ohne Zuziehung eines sonderbaren Referenten nicht genugsam sein können, dieweil wir alles dasselbe, was uns dergestalt zugeschickt, selber erbrochen, gelesen und mit eigenen Händen expediert, als lassen wir denselben Punkt auf ihm selber beruhen, erbieten uns aber dahin, da wir in künftig befinden sollten, daß uns Sachen aus dem Stift zugeschickt werden, so unserem Verstand zu hoch und eines besonderen Referenten von Nöthen, daß wir auf solchen Fall uns zu solchem Behuf selber eine taugliche Person dazu elegieren wollen." Dem katholischen Theile der Domherren hatte er sein Kassationsmandat deswegen mitgetheilt, damit sie von seiner Anschauung Kenntniß nehmen und ihre Beschwerden bei dem apostischen Nuntius einstellen sollten.**)

*) Dergleichen leicht verständliche Anspielungen scheinen die Domherren öfters haben hören müssen. So schrieb die Herzogin Elisabeth, als sich das Domkapitel einst eines ihm bevorstehenden „Ablagers" ihres Herrn halber entschuldigt hatte, in einem Briefe vom 23. Dezember 1604, den Heinrich Julius selbst concipierte, folgendermaßen: Nun hätte ich gleichwohl gehofft, weil mein Herr den Domherren sämmtlich so viel Gutes gethan, daß sie sich auch etwas höflicher und dankbarlicher sollten bezeiget haben, sonderlich weil durch meine sonderbare Beförderung sie noch neulicher Tage das Haus Schneidlingen tauschweise in ihre Hand bekommen, wie ich denn weiß, daß viel vom Adel und ander gute Leute außerhalb und innerhalb Landes sein wann ihnen solches widerfahren mochte, daß sie mein Herr besuchen wollte, daß sie ein solches vor eine sonderbare große Gnade würden erkannt haben. Sie erklärt weiter, daß die meisten Domherren ihre Stellen ihrem Gemahl verdankten, und daß einige derselben zuvor „vor Jungen und Hofjunker gedient" und so arm gewesen seien, daß sie kaum Mittel gehabt hätten, sich ein Paar Schuh flicken zu lassen.

**) Diese Mittheilungen über den Religionseid der protestantischen Domherren und das Verfahren des Landesherrn sind einem Aktenstück des königlichen Staatsarchivs zu Magdeburg, Domkapitel zu Halberstadt XIX. 46 entnommen. — Außerdem bot noch Einiges das königliche Haupt- und Staatsarchiv zu Dresden. Geheime Kanzlei A. B. 136. Die Stifte Magdeburg und Halberstadt betreffend 1616—1626. Der Religionseid in lateinischer Sprache, ferner Heinrich Julius Kassation desselben vom 11. April 1613, sowie endlich ein großer Theil des fürstlichen Schreibens an die Domherren vom 10. Juli 1613 ist in einer zu Augsburg im Jahre 1625 veröffentlichten, sehr seltenen Flugschrift gedruckt. Sie führt den Titel: Exemplum epistolae Henrici N. patricii Lubecensis ad Gerhardum N. Senatorem Hamburgensem ... Anno M. DC. XXV. Augustae Vindelicorum. Typis Andreae Apergeri. Anno M. DC. XXV. 4. 18. S. I. Bl. S. 13–18. In dem Schreiben vom 10. Juli entschuldigt Heinrich Julius

Die verspätete Antwort auf jenen Brief der evangelischen Domherren vom 22. März mag hauptsächlich darin ihren Grund haben, daß der Herzog durch einen geradeaus abschlägigen Bescheid die Verhandlungen, welche er bereits in dieser Zeit über seinen Nachfolger im Stift begonnen hatte, nicht selbst im Voraus vereiteln oder wenigstens stören wollte.

Schon am 1. November 1612 hatte er nämlich seiner Gemahlin von Prag aus gemeldet, daß er durch seine Räthe bei dem letzten Generalkapitel wegen der künftigen Nachfolge im Stift habe anfragen lassen, und die Hoffnung geäußert habe, daß die Stimmen der Kapitularen auf seinen Sohn Christian fallen möchten. Allein ein uns unbekanntes Schreiben der sonst auch in politischen Geschäften so taktvollen Fürstin an den Dechanien hatte diese Bestrebungen des Gemahls zunächst vereitelt, weshalb Heinrich Julius der Gemahlin auch seinen Unmuth nicht verhelte. Als Bevollmächtigten des Fürsten in dieser Angelegenheit finden wir nicht nur den Kanzler Foppius v. Aitzema, sondern auch den damaligen Hauptmann zu Blankenburg, Siegfried von Hoymb und Lippold von Steindorf. Selbstverständlich ging Heinrich Julius dabei von dem Gedanken aus, das Stift für immer seinem Hause zu erhalten, und gerade für diese Bestrebungen war ihm sein neuer jugendlicher Kanzler eine passende Persönlichkeit. Eine briefliche Äußerung an Elisabeth vom 28. Februar 1613 macht beides unzweifelhaft. Er schreibt an die Gemahlin: „Anlangend, daß das Stift bei unserm Hause und Linien verbleiben mochte, weiß ich nicht anders, dann solches in ihre Verschreibung also gesetzet, da aber hierbei sollte einiger Zweifel sein, kriegt wohl der Kanzler Rath, wie solches hiernächst, wann die Postulation erstlich richtig, gebührlich gebucht und verwahrt werden möge." Dem jungen Kanzler scheint darauf vom Herzoge die ganze Angelegenheit ausschließlich übergeben worden zu sein, wie Heinrich Julius selbst am 23. Februar 1613 dem Kapitel mit der Bitte um günstige Entscheidung mittheilt. Das Kapitel hielt in der That auch durch seine früheren Versprechungen an das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel gebunden, und schritt am 15. März

---

seine frühere Zustimmung zum Religionseid mit folgenden, eigenthümlichen Worten: Und soviel anfangs das angezogene Scheiben sub dato Prag den 16. Februarii, welches den darauf folgenden 20. ejusdem, wie Wir solches aus ihrem vorigen Schreiben sub dato den 25. ejusdem verstanden, eingeliefert sein soll, dieserwegen Wir Uns dann der geschwinden Insinuation halber nicht wenig verwundern, anlangen thuend, mag wohl sein, daß dergleichen Schreiben, so aber in Unser Kanzlei allhie nicht concipieret, davon auch keine einzige Kopie zu finden dergestalt, wie es von dem damaligen Sollicitanten selber aufgesetzet worden, abgangen sein mag, und daß Wir Uns damals, dieweil wir nicht vermuthen können, daß solche weitläuftige hochschädliche Trennungen hierunter gesucht werden sollen, solches zu vollenziehen bewegen lassen. a. a. O. S. 15.

1613 wirklich zur Nomination des jüngsten Sohnes seines noch lebenden Landesherrn, Heinrich Karl. Daß es den zweitältesten braunschweigischen Fürstensohn Christian zurückwies, dafür lag der Grund natürlich keineswegs in dem Charakter des dreizehnjährigen Knaben, sondern in der vorsichtigen Berechnung, daß es durch seine Wahl voraussichtlich der Vakanzjahre verlustig gehen werde.

Nur wenige Monate später wurde die Festigkeit der protestantischen Domherren den Altgläubigen gegenüber auf die Probe gestellt. Man mochte die Zeit der Sedisvakanz — Heinrich Julius war am 20. Juli 1613 zu Prag verstorben, — für besonders geeignet hierzu halten.

Im Jahre 1606 hatte ein Katholik Namens Raban Westphal, der wahrscheinlich vom Eichsfelde gebürtig war, durch päpstliche Provision eine durch den Tod Friedrichs von Brietzke erledigte Pfründe am Hochstift erhalten, und sich auch darauf durch Ueberreichung des erforderlichen Adelsbriefes so wie der festgesetzten Statutengelder bei dem Domkapitel anmelden lassen. Dieses wies seinem Bevollmächtigten dem Herkommen gemäß in den vollständigen Besitz der Pfründe ein, und installierte ihn sogar im hohen Chor; zum äußern Zeichen, daß ihn die Domherren vollständig als ihres Gleichen ansahen, ließen sie auch sein Wappen auf den stiftischen Kalender setzen. Als Westphal aber den Nachweis des erforderlichen Alters, ferner dreijähriger Universitätsstudien und der erhaltenen Subdiakonatsweihen führen konnte, meldete er sich am 21. November 1613 persönlich bei dem Kapitel an, um sein Klosterjahr zu beginnen und nach Ablauf desselben Sitz und Stimme im Chor und im Kapitel zu erhalten. Allein die Domherren wiesen ihn als Katholiken zurück und verhelten auch den Grund der Abweisung keineswegs.

Darauf erschien denn am 24. November 1613 derselbe Raban Westphal, Domherr zu Hildesheim, vor dem Notar Petrus Aufgang auf der Kommisse zu Halberstadt und übergab demselben eine förmliche Protestation. Er faßte schon jetzt die ihm widerfahrene Unbill nicht allein als eine gewöhnliche Kränkung, sondern als einen der ganzen katholischen Welt zugefügten Schimpf auf, drohte denselben zu jeder Zeit zu ahnden und zu eifern und stellte eine Appellation an den Kurfürsten von Mainz, die kaiserliche Kammer oder den Kaiser selbst in Aussicht. Am 3. Januar 1614 erließ er von Hildesheim aus ein neues Bittgesuch an das Kapitel, in welchem er sich darauf berief, daß ein Recht, welches ebenfalls zur Zeit der katholischen Konfession für ihn gewesen, ihm auch jetzt nicht entgegen sein könne. Die Aenderung solle wenigstens bei seiner Person nicht beginnen. Als dies wirkungslos war, richtete er am 24. Januar 1614 auch an den verordneten Ausschuß der Stiftsstände ein drohendes Schreiben, in welchem er mittheilte, daß er sich genöthigt sehe, beim Kaiser klagbar zu werden.

Zu gleicher Zeit bittet er aber auch bei dem Kapitel darauf hinzuwirken, daß diese glimmende Kohle, welche vor Jahren viel höhere und ansehnlichere Stifter, ja ganze Nationen und Königreiche angezündet und unter dem Religionseifer verheert und verzehrt habe, zeitig gedämpft werde. Falls in Güte nichts zu erhalten sein würde, und falls sich die Stiftsstände nun nach erhaltener Kunde dieses Handels theilhaftig machen würden, wollte er vor Gott und Jedermann unschuldig an dem Unheil sein, welches Stift und Ständen auf Anordnung der höchsten Obrigkeit hieraus erwachsen könnte.

Ausführliche Berathungen wurden über diese Angelegenheit am 22. und 23. November 1614 im Kapitel gehalten. Die katholische Partei — sie zählte außer dem Dechanten selbst nur vier anwesende Herren: von Bieren, Wrampe, Joachim von Hünecke und Ludwig von Lochow, unterlag allerdings, ließ aber die Gegner schon jetzt merken, wie weit sie die Sache zu verfolgen gesonnen war. Der Dechant Matthias von Oppen ermahnte die Protestanten geradezu keine Veranlassung zu geben, an den Metropolitan zu appellieren und Exekutionsmandate anzuregen. Er drang mit Entschiedenheit auf Westphals Zulassung. Hiergegen betonte der protestantische Senior Johann Georg von der Schulenburg und Ernst von Arnstedt die Rechtsverbindlichkeit des Eides. Der letztere brachte auch die Antwort in Erinnerung, welche das Domkapitel von Magdeburg nach Köln und Mainz auf die Bitte einen katholischen Vikar anzunehmen hatte gelangen lassen. Sie lautete, das Domkapitel würde nachgeben, wenn auch in jenen Stiftern ein Lutheraner angenommen würde. Außerdem aber wies Arnstedt noch darauf hin, daß in Paderborn neulich der Ausschluß der Lutheraner ebenfalls verfügt sei. Dem stimmte auch der Domherr von Spiegel bei und fügte neben Paderborn noch Osnabrück hinzu, wo sein Bruder hatte resignieren müssen. Und so ging trotz der Proteste und Drohungen Oppens der Beschluß durch Raban Westphal persönlich zu eröffnen, daß er vor der förmlichen Zulassung zu seiner Pfründe sich den gemachten Statuten gemäß bezeigen, d. h. den Religionseid leisten solle.

Bald gesellte sich jedoch zu Raban Westphal ein neuer katholischer Bewerber. Durch kaiserliche Gnadenverleihung hatte der mainzer Domherr Anselm Casimir von Umstadt, der spätere Kurfürst von Mainz, nach dem Tode Ernst's von Hoppenkorff, der die Pfründe eines Thesaurarius am Hochstift besaß, diese erledigte Stelle erhalten. Er war dem Domkapitel zu Halberstadt keineswegs unbekannt. Man wußte von ihm, daß er 6 Jahre im Collegium germanicum zu Rom Rhetorik, Philosophie und Theologie studiert hatte, und setzte sich sogar in den Besitz des Zeugnisses, welches ihm der Rektor der berühmten Pflanzschule des Jesuitismus, Bernardus Castorius, ertheilt hatte. Im Jahre 1601 bekleidete er

die Würde eines Subdiakonus in der Diöces Speier. Er war bereits Domherr zu Mainz und als solcher vornehmlich beauftragt, das Eichsfeld in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. Seine hierauf gerichteten Bemühungen waren von den besten Erfolgen gekrönt. — Grund genug für die protestantischen Domherren, den gefährlichen Mann mit allen Mitteln von ihrem Capitel fern zu halten. Schien er doch vom Erzbischof von Mainz geradezu ausersehen zu sein, auch das Stift Halberstadt wider zu reformieren. Er schrieb wenigstens in diesem Sinne bereits am 2./12. Juni 1614 an den halberstädtischen Dechanten, daß der Kurfürst von Mainz den Stiftern selbst mit wohl affektionierten katholischen Personen aufzuhelfen ganz aufrichtig gemeint sei. Zu diesem Zweck hatte Schweikard schon damals für drei vorgeschlagene Kononiker, Knoblauch, Soethoff und Bull die erforderlichen Erlasse für drei Pfründen in den Kollegiatstiftern U. L. Frauen, St. Bonifacii und St. Pauli ausfertigen lassen. Wir werden annehmen dürfen, daß alle diese Bestrebungen den protestantischen Domherren vollständig bekannt waren, und daß sie durch dieselben nur zu um so größerer Behutsamkeit in der Verleihung von Pfründen veranlaßt wurden.

Da wurde das Stift durch den Tod des jungen braunschweigischen Herzogs, Heinrich Karl (11. Juli 1615), abermals seines Hauptes beraubt, und auch diese Gelegenheit ließen die Gegner des Protestantismus nicht unbenutzt.

Nachdem der Kaiser Matthias den Dechanten von Oppen bereits am 9. Juli 1615 ersucht hatte, den vor zwei Jahren gescheiterten Versuch, dem Stifte wider einen katholischen Bischof zu geben, zu erneuern, wurde am 21. Juli ein gleiches kaiserliches Schreiben erlassen, in welchem der Dechant geradezu ermahnt wurde, die Wahl auf den Erzbischof von Mainz, der im Eichsfeld und in Erfurt die Reformation mit so glücklichen Erfolgen bekämpft hatte, zu lenken.*) Die Antwort, welche Oppen dem Kaiser ertheilte, war freilich wenig geeignet, vor der Hand Hoffnung auf große Erfolge von diesen und ähnlichen Bestrebungen zu erwecken. Er erklärte gerade heraus, daß, wie gern er auch mit der geringen Anzahl der katholischen Domherren das Seinige bei der Sache thun wolle, er für den Angenblick kein Mittel wisse, dem Begehren des Kaisers nachzukommen. Er stellte Matthias anheim, über die Angelegenheit noch an jeden Kapitularen besonders schreiben zu lassen. Trotz dieser wenig ermuthigenden Antwort, sendete der Kaiser doch noch in demselben Jahre

*) Königliches Staatsarchiv zu Magdeburg. Stift und Fürstenthum Halberstadt II, 353.

den hildesheimischen Dompropst Arnuld von Buchholz in dieser Angelegenheit nach Halberstadt.*)

Am 11. September trat der kaiserliche Gesandte vor das Kapitel, um sich seines Auftrags, der vor allem die bevorstehende Neuwahl eines Bischofs, ferner die Aenderung der Statuten und die Annahme katholischer Domherren betraf, zu entledigen. Was den ersten Punkt anlangt, so scheint man Buchholz um so eher beruhigt zu haben, je weniger er bei der protestantischen Majorität des Kapitels daran denken konnte, ihn wirklich zum Vortheil der eignen Konfession zu erledigen. Im Betreff der Kassation des Religionseides wies man den kaiserlichen Abgesandten bald an das Generalkapitel, bald an den postulierten Bischof und sein Haus, sowie endlich an die niedersächsischen Kreisstände und die eigne Landschaft. Auch hielt man es für wichtig, die Sache nicht ohne Berathung mit den benachbarten reformierten Stiftern zum Abschluß zu bringen. Es wurde weiter geltend gemacht, daß die vorgegangenen Veränderungen dem Kaiser bereits vor 24 Jahren berichtet seien, daß er sich bis auf die neuste Zeit in dieselben gefügt habe. Kurz, trotz des längern Aufenthalts, welchen Arnold von Buchholz in Halberstadt nahm, mußte er sich doch am 6. Oktober 1615 mit einem abschlägigen Bescheide begnügen. Ja die Domherren stellten sogar noch das Ansinnen an ihn, dem Kaiser das Stift auf das Beste zu empfehlen. Mit der Verwahrung, man möchte ihm nicht die Schuld beimessen, wenn ein Unglück in diesen Landen entstehe, trennte sich Buchholz vom Kapitel, welches sich mit dem Bewußtsein beruhigte, nichts unternommen zu haben, was dem Stift, der Ritter — und Landschaft nachtheilig sein könne.**)

Mit diesem Bescheide scheint man sich vorläufig in Wien und Mainz beruhigt zu haben. Da starb am 13. Juni 1616 auch der erst im vorigen Jahre zum Bischof erwählte Herzog Rudolf, und sofort benutzten auch die Gegner die Gelegenheit, einen neuen Angriff während der Sedisvakanz auf das Bisthum zu machen. Am 6./16. August wurde in Prag ein kaiserliches Mandat ausgefertigt, welches am 24. August im Kapitel mitgetheilt wurde. Bei einer Strafe von 50 Mark löthiges Goldes sollten Raban Westphal und Anselm Casimir von Umstadt ohne Rücksicht auf das hiermit kassierte Jurament und Statut zu ihren Pfründen gelassen werden. Allein es war bereits zu spät; schon am 6. August war Herzog Christian, der ältere Bruder Rudolfs und zwar von beiden Parteien einstimmig erwählt worden. Doch brach über die Wahl eines Koadjutors in der Per-

*) Königliches Staatsarchiv zu Magdeburg, Domkapitel zu Halberstadt II. 353 und Domkapitel zu Halberstadt 66.

**) Vergl. auch Abel: Sammlung rarer Chroniken S. 518.

son des Herzogs Philipp Sigismund v. Braunschweig, der bereits Bischof von Osnabrück und Verden war, der Zwist von neuem aus. Als man am 10. August 1616 die Verhandlungen in der Kapitelssitzung zum Abschluß brachte, protestierten die Katholiken mit dem Dechanten an der Spitze und verließen die Sitzung vor Unterzeichung der Postulationsurkunde, die daher auch nur die Unterschriften des Seniors und der Domherren von Treskow, von Holle, Spiegel, von Steinberg, von Lochow und von Rossing trug.

Von weiteren Anläufen das Stift geradezu von oben herab zu reformieren, bemerken wir nichts. Wohl aber hatte das Domkapitel schon seit einiger Zeit Veranlassung sich die Frage zu beantworten, ob es einem bisher geduldeten Versuche, den Katholicismus auf anderem Wege geradezu neu zu verbreiten, wenigstens seine stillschweigende Genehmigung ertheilen wolle.

Unter den Klöstern innerhalb der Stadt, die im Laufe der Zeit fast durchaus reformiert worden waren, befand sich auch das Barfüßerkloster. Es wurde eine Zeit lang nur noch von einem katholischen Guardian behauptet. Plötzlich bemerkte man aber im Anfang des Jahres 1616 eine größere Anzahl Ordensbrüder in der Stadt, die sogar anfingen kirchliche Handlungen öffentlich und wie es schien mit einer gewissen Absichtlichkeit zu begehen. Der Senior Johann Georg von der Schulenburg und Georg Vitzthum von Eckstädt forderten darauf vom Dechanten vergebens die Vertreibung der Brüder. Matthias von Oppen entschuldigte sich damit, von der ganzen Sache keine Kenntniß zu haben. Nachdem man ihn auch ein zweites Mal vergeblich zur Abstellung der Sache aufgefordert hatte, kam es am 8. April 1616 zu einer Verhandlung im Kapitel. Der Senior beschwerte sich vornehmlich auch darüber, daß die Brüder recht geflissentlich Aufsehn zu erregen suchten. Sie erschienen auf öffentlichen Straßen in ihrem geistlichen Gewande und celebrierten in- und außerhalb der Stadt vor jedermann. Erwähnt muß dabei freilich noch werden, daß der Guardian vom Kapitel Erlaubniß erhalten hatte, noch einen oder höchstens zwei Brüder zu sich zu nehmen. Die protestantischen Domherren forderten natürlich die Entlassung der Mönche rund weg. Der eine machte geltend, man habe ein reformiertes Stift und dürfe sich daher weder um Gunst noch um Ungunst kümmern; überdies rede man von seltsamen jesuitischen Praktiken. Arnd von Spiegel, der spätere Domdechant, war nicht weniger entschieden. Er erklärte an die Vertreibung der Mönche setzen zu wollen, was er vermöge; ebensowenig wie die Evangelischen an katholischen Orten geduldet wurden, dürfe man hier jetzt den Katholiken Nachsicht beweisen. Er fürchtete im entgegengesetzten Falle einen Aufstand der Bürgerschaft, die auch von dem Senior als schwierig bezeichnet wurde. So blieb denn dem katholischen Theile der Domherren

nichts weiter übrig, als wenigstens Verwahrung gegen die angedrohte Maßregel einzulegen. Daher erklärte der Dechant unter Protest, sein Gewissen ebenso gut in Acht nehmen zu müssen, als seine evangelischen Gegner, und die Domherren von Biern, L. von Lochow, H. Joachim von Hünecke folgten ihm. Trotzdem erhielten die Brüder jedoch schon am folgenden Tage (19./9. April) von dem Stadtrichter, einem Schöppen und einem Gerichtsnotar den Befehl, als Glieder eines fremden, unbekannten Ordens Stadt und Stift bei Leib- und Lebensstrafe unverzüglich zu räumen. Da sie ihm nicht sofort Folge leisteten, kam die Angelegenheit in einer neuen Kapitelssitzung am 11. April abermals zur Verhandlung, zu welcher auch der Guardian vorgeladen wurde. Aus seiner Vertheidigung gegen die Beschuldigung, die Brüder ins Stift und in die Stadt gezogen zu haben, ersehen wir, daß wenigstens ein Theil derselben ins Erzbisthum Köln gehörte. Vergeblich bat er um Duldung seiner Glaubensgenossen, in denen man aus verschiedenen Gründen nur verkappte Jesuiten sehen wollte. Der Senior untersagte ihm ausdrücklich in Zukunft Brüder ohne Erlaubniß des Kapitels aufzunehmen, und nur in Rücksicht auf sein Alter verfuhr man noch glimpflich gegen ihn und ließ ihm sogar den ihm schon früher verwilligten Bruder. Er selbst schob übrigens die Gesetze seines Ordens vor, denen er habe Folge leisten müssen, und betheuerte schließlich mit feierlichem Schwure, daß in den Franziskanerkutten keine Jesuiten verborgen seien. Er erklärte endlich auch den festen Vorsatz, seine Stelle im Kloster auf jeden Fall behaupten zu wollen, deutlich genug. Dies alles hinderte jedoch die protestantischen Domherren nicht, ganz energische Beschlüsse gegen die Franziskaner durchzusetzen, namentlich da der katholische Theil des Kapitels, die Herren von Oppen, von Bieren, L. von Lochow, Joachim von Hünecke und Albert von Hünecke, von vornherein das Feld geräumt und während der ganzen Verhandlung abgetreten waren. So beschloß man denn die Franziskaner nur überhaupt noch den folgenden Tag zu dulden; würden sie am nächsten Tage sich noch in der Stadt betreffen lassen, so sollte der Richter beauftragt werden, sie zum harslebener Thore hinauszuführen. Diese Ausweisung hat denn auch in der That, wenn auch erst einige Tage später, am 13. oder 14. April stattgefunden.*)

Noch genauere Nachrichten über die Pläne der Katholischen in Bezug auf das Stift Halberstadt hatte man in Dresden. Der kursächsische

*) Das letzte nach den Protokollen über die Kapitelssitzungen. Königl. Staatsarchiv zu Magdeburg. Domkapitel zu Halberstadt 540. Vergl. außerdem Abel: Stifts-, Stadt- und Landchronik des jetzigen Fürstenthums Halberstadt. Bernburg 1754, S. 515 und Abel: Sammlung rarer Chroniken, S. 434.

Agent am kaiserlichen Hofe zu Prag, Hofmann, meldete am 5. August 1616, daß in der Woche vorher im Reichshofrath Berathschlagungen darüber gepflogen worden seien, wie man das zur Unzeit reformierte Stift wider in seine frühere Verfassung bringen könne. Wie leicht die Sache aber auch schien, bei näherer Betrachtung zeigte sich die Ausführung doch sehr schwierig. Hatte doch auch der Herzog von Lüneburg widerrathen, durch Einsetzung eines katholischen Bischofs eine Neuerung zu versuchen. Da Stadt und Landschaft vollständig evangelisch seien, werde derselbe seines Lebens nicht sicher sein. Trotzdem setzte man jedoch nach Hofmanns Bericht zur Betreibung der Sache eine Kommission ein, der auch der Bischof von Bamberg beigegeben werden sollte. Allein große Erwartungen hegten selbst die Katholischen von der Thätigkeit derselben nicht; man war der Meinung, daß sie höchstens die Kassation des Religionseides, den schon Heinrich Julius kassiert hatte, durchsetzen werde.

Nach diesem Siege des Protestantismus blieb der Gegenpartei vorläufig nichts übrig, als ihren Ansprüchen auf die Zukunft eine möglichst sichere Unterlage zu geben.*) Einer der ausgetriebenen Franziskaner, der Bruder Heinrich Lezig bei St. Andreä zum heiligen Kreuz in Hildesheim, wurde daher gegen den Stadtrichter Simon Gleißenberg, den Schöppen Arnd Keidel und den Gerichtsnotar Lucas Köppe, welche die Brüder durch einen Gerichtsdiener aus dem Kloster ausgewiesen hatten, beim Kaiser selbst klagbar. Matthias verfügte darauf bei einer Strafe von 30 Mark löthigen Goldes nicht nur die Wideraufnahme der Brüder, sondern auch die Widereinsetzung des Ordens in alle seine alten Rechte sogar an dem Besitze der Kirche.**) Trotzdem zeigte sich natürlich weder die bischöfliche Regierung noch das Kapitel geneigt, diesem Ansinnen zu entsprechen. Vielmehr brachten die Vertreter des Bisthums — es waren Heinrich Julius von Wietersheim, Anton von Wietersheim und Johann Georg von der Schulenburg — bei dem im Herbst des Jahres 1617 in Braunschweig abgehaltenen niedersächsischen Kreistage die ganze Angelegenheit in einer besonderen Denkschrift vor die Stände. Auch hier wurde erklärt, daß der letzte Guardian mit zwei Brüdern nur auf seine besondere Bitte geduldet worden sei, und daß man keine Verpflichtung habe, die zum allgemeinen Aergerniß in so großer Anzahl eingeschlichenen Mönche von den geringen Einkünften des Klosters zu unterhalten. Machte doch die ganze Angelegenheit bei der halberstädtischen Bürgerschaft um so größeres Aufsehen,

*) Der Darstellung liegen hier Akten des königlichen sächsischen Haupt- und Staatsarchivs zu Dresden zu Grunde. Die Stifte Magdeburg und Halberstadt betreffend. Geheime Kanzlei A. n. 136.

**) Matthias Schreiben an das Domkapitel, Prag, 19./29. Oktober 1616.

als der Orden sogar die Kirche, welche auf Kosten der Bürger restauriert und seit langen Jahren zum lutherischen Gottesdienst benutzt worden war, zurückforderte. In kluger Berechnung hatten sich die Brüder gerade während der Sedisvakanz wieder eingenistet. Und so ersuchten die halberstädtischen Räthe die niedersächsischen Kreisstände Matthias zu bitten, nichts wider die seit so langer Zeit im Stift eingeführte Reformation zu verhängen, am allerwenigsten aber sich zu Exekutionsprozessen bewegen zu lassen. In der That erließ auch der Kreis am 1. Oktober 1617, dem am 28. Oktober ein gleiches von dem Kurfürsten Johann Georg, der von Elisabeth und ihrem Sohne dem Bischof Christian um seine Vermittelung angegangen worden war, folgte. Selbst vor das Kurfürsten-Kollegium brachte der neuerwählte Bischof die Angelegenheit in einem Schreiben vom 20. November 1617.

Die halberstädtische Regierung hatte aber auch hinreichende Veranlassung für die Sache des Protestantismus im Stift möglichst sichere und zuverlässige Stützen zu suchen. Selbst aus den fragmentarischen Nachrichten, welche wir über die Restaurationsversuche des Katholicismus beibringen können, scheint hervorzugehen, daß lange bevor der unruhige Bischof Christian v. Braunschweig daran dachte, sein Schwert für die Sache des Protestantismus in die Wagschale zu legen, in Mainz und Wien die Zurückführung des Stifts zum alten Glauben eine beschlossene Sache war.

Den höchsten Verdacht wenigstens mußte nach dieser Richtung hin die Botschaft erregen, welcher sich ein mainzischer Gesandter am 10. März 1617 im Generalkapitel zu entledigen hatte.*) Im feierlichen Geleit zweier Zeugen machte er dem Kapitel die Anzeige, daß Matthias dem Kurfürsten von Mainz mitgetheilt habe, er habe „sich aller Klöster und katholischer Stände im Stift Halberstadt" bei dem jetzigen gefährlichen Zustande angenommen und ihnen Schutzbriefe ertheilt. Die letzteren ließ nun der Kurfürst auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers zur Erhaltung der katholischen Religion und ihrer Stiftungen verkündigen und insinuieren. Die Schutzbriefe betrafen nicht weniger als sieben im Stift gelegene Stiftungen: es waren die Klöster zu Hamersleben, Hadmersleben, Hedersleben, Heuseburg, Adersleben, das Johanniskloster in Halberstadt und das vor der Stadt gelegene Burchardikloster. Außerdem brachte er die Angelegenheit der Franziskaner und die längst anhängige Sache der katholischen Domherren zur Sprache und verlangte eine kategorische Antwort auf die Frage, ob man die Klöster bei ihrer Religion lassen wollte. Die Erwiderung des Domkapitels betonte, daß den Klöstern neuerdings keine Veranlassung zu einer Beschwerde gegeben sei, und wies darauf hin,

*) Königliches Staatsarchiv zu Magdeburg. Domkapitel zu Halberstadt 540.

daß die übrigen streitigen Punkte bereits dem kaiserlichen Kammergericht zur Entscheidung vorlagen. Allein man ließ sich nicht so leicht abweisen.

Am 5. Mai 1617 stellte Matthias ein neues Beglaubigungsschreiben für den Domprobst Arnold Buchholz von Hildesheim aus, welches derselbe auch am 25. Juli in Halberstadt überreichte. Von den bei dieser Gelegenheit gepflogenen Verhandlungen haben wir zwar keine Kenntniß erhalten, allein sie waren, wie sich aus dem Folgenden ergibt, gleichfalls resultatlos. Am 9. September 1617 wurde nämlich ein sogenanntes „Paritionsurtheil" ausgefertigt, durch welches das Kapitel vom Kaiser angewiesen wurde, innerhalb 4 Wochen die Forderungen im Betreff der beiden katholischen Domherren zu erfüllen. Auch der Kurfürst von Mainz unterstützte das kaiserliche Dekret noch durch ein besonderes Schreiben vom 5. Oktober.*) Er ermahnte das Kapitel im Hinblick auf die schwierigen Verhältnisse und das zwischen den Ständen herrschende Mißtrauen dem kaiserlichen Edikt Folge zu leisten und nicht durch fortgesetzte Weigerung die allgemeine Lage der Dinge noch zu verschlimmern. Darauf beeilte sich jedoch das Kapitel am 21. Oktober eine feierliche Appellation an Matthias und die sämtlichen Kurfürsten, Fürsten und Reichsstände einzulegen.

Es waren nicht gerade neue Gründe, welche von den Domherrn gegen die Zulassung der katholischen Kapitularen in's Feld geführt wurden. Die Kaiser hatten — so deduzierte man — die Reformation so lange Zeit im Stift Halberstadt und zwar auch am Hochstift selbst gewähren lassen. Der Religionseid schien nur eine Sache der Billigkeit zu sein. Nehmen die Stifter Hildesheim, Osnabrück, Paderborn und andere keine evangelischen Kanoniker an, sondern schließen sie vielmehr durch neu errichtete Statuten so lange aus, als sie sich nicht auf die katholische Konfession und das Tridentinum verpflichtet haben, so sollten jene unruhigen Bittsteller „billig in sich schlagen und schamroth werden", daß sie an ein evangelisches Kapitel Anforderungen stellen, die einem Bittsteller augsburgischer Konfession von einem katholischen Kapitel rundweg abgeschlagen werden würden. Dann brachte man noch allerhand unbedeutende Einwendungen vor. Mandat und Urtheil entbehrten der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers; das Urtheil wurde für nicht hinreichend begründet erachtet, weil es nicht auf einer vorausgegangenen gerichtlichen Verhandlung, sondern nur auf der einseitigen Darstellung des Referenten Arnold von Buchholz beruhe. Endlich machte man geltend, daß nach der erfolgten Wahl eines Bischofs dieser die ganze Sache zu vertreten habe.

---

*) Insinuiert wurde es am 13. Oktober.

Die fürstliche Regierung säumte auch nicht, die Vermittelung des Kurfürstenkollegii anzurufen. Sie insinuierte ihm die Appellation der Domherren, welche sie auch dem Kaiser mittheilte, und bat die Sache bei diesem dahin zu vermitteln, „daß das Stift in dergleichen Religionssachen mit geschwinden Hofprozessen unbehelligt bleibe" und Mandat und Urtheil kassiert würden. Der neue Bischof stellte die Angelegenheit als eine Religionssache hin, in welcher am kaiserlichen Hofe nicht so eilfertig verfahren werden dürfe. Er hob den gehässigen und bedrohlichen Charakter, welcher in dem Verfahren für das Bestehen des Protestantismus im Stift überhaupt gefunden werden mußte, scharf hervor. Es war doch nicht zu erwarten, daß die Herren, welche bereits Pfründen in Mainz und Hildesheim besaßen, ihre Stellen verlassen und in ein protestantisches Stift übersiedeln würden. Ihre Absicht konnte doch nur sein, einigen „friedhässigen Leuten zu willfahren" und dem Stift selbst eine Ungelegenheit zuzuziehen. Endlich aber ersuchte Christian das Kurfürstenkollegium auch die Herren an ihn als „Ordinarius" und an das Kammergericht, wohin ihre Sache eigentlich gehöre, zu weisen. Dabei machte sich freilich die fürstliche Regierung auch einer Unredlichkeit schuldig, indem sie beiläufig einfließen ließ, daß schon Heinrich Julius den Religionseid gebilligt habe, während unserer obigen Darstellung zu Folge die schließliche Entscheidung des Fürsten gerade gegen den protestantischen Theil des Kapitels ausgefallen war.

Die protestantischen Kurfürsten sagtem dem Stift und seinem Bischof ihre Unterstützung, die freilich durch den Ausbruch der böhmischen Unruhen verhindert wurde, zu. Eine ganz besondere Stellung zu der Angelegenheit nahm jedoch Kurmainz. Der Kurfürst, der sich im Uebrigen so viel auf seine Friedensliebe zu gut that, nahm weder Christians Schreiben, noch die Appellationsschrift des Kapitels entgegen, sondern sendete beide am 24. Januar 1618 zurück. Er wollte sich mit Appellationen, welche von den Erkenntnissen des Reichsoberhaupts vorgenommen wurden, nicht beladen; mehr als ihm seines Erzkanzleramts halber zukam, dachte er in keinem Falle auf sich zu nehmen. War doch für ihn Herzog Christian von Braunschweig — nicht einmal Bischof von Halberstadt; die Adresse des bezeichneten Schreibens lautete nur: An den Hochgeborenen Fürsten, Herrn Christian, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, unsern besonders lieben Freund.

In den Jahren 1618 und 1619 wurde an dieser Sachlage nichts geändert. Die evangelischen Domherren versuchten zwar eine gesichertere Rechtsbasis für den protestantischen Charakter des Hochstifts zu erlangen; allein es war vergeblich. Auf ihr Ansuchen wendete sich nämlich in Abwesenheit des Bischofs der Domprobst Philipp Sigismund, Herzog von

Braunschweig, an den Kurfürsten von Sachen und ersuchte ihn den Religionseid als Reichsvikar zu bestätigen. Darauf erfolgte jedoch unter dem 23. Juni 1619 ein abschlägiger Bescheid. Es kam Johann Georg gewiß sehr gelegen, daß er die bereits vom Bischof an den Kurfürsten eingelegte Appellation vorschützen und sich daher weigern konnte „pendente appellatione etwas neues zu unterfangen" und die nachgesuchte Bestätigung zu ertheilen. Für ihn selbst war der Entschluß, die Sache in der Lage, in welcher er sie vorfand, zu lassen, der bequemste und gefahrloseste.

Aus dem Jahre 1620 liegt uns gar keine, die Reformation des Stifts Halberstadt betreffende Notiz vor. Und es ist auch leicht erklärlich, warum man sowohl in Wien als in Mainz in der Zeit vom Beginn der böhmischen Unruhen bis zur Schlacht von Prag sich hütete, den Verdacht der norddeutschen Protestanten, daß der Katholicismus nur die günstige Gelegenheit abwarte, um sich wieder in den Besitz der geistlichen Fürstenthümer zu setzen, noch mehr zu erregen. Schon die Rücksicht auf Kursachsen gebot jetzt die Frage der Konfession, auf der ja im ober- und niedersächsischen Kreise ein großer Theil der Territorialverhältnisse beruhte, in den Hintergrund treten zu lassen.

Beilagen.

1. Acta. Domcapitel zu Halberstadt 66. Königl. Staatsarchiv zu Magdeburg. *)

WJR Matthias von Gottes Gnaden erwöhlter römischer Kaiser ꝛc. empieten und füegen den ersamen unsern lieben . . . gen . . N. Dechant, Senior und Capitul des Stiffts Halberstatt hiemit zu wissen, daß wir glaubwürdigen Bericht empfangen, uns auch von den ersamen unsern lieben andächtigen Anßhelm Casimiren Wamboldt von Umstatt und Rabano von Westphalen, baiden halberstatischen Canonicis, unterthenigst klagendt zu verstehen gegeben worden, obwol vorgemelter von unsern löblich höchstgeehrten Vorfahren römischen Kaisern fundierte Stifft Halberstatt in con-

*) Das Dekret ist auseinandergeschnitten und geheftet, daher auch theilweise verstümmelt.

tinua et quieta possessione gewesen, der alten Religion Verwandte in den Stifft und Clerisei aufzunehmen, allermaßen vor fünffzehen, zwanzig, dreißig, vierzig, funffzig, sechzig und weitern Jahren die Catholici bei päbstlicher Heyligkeit, den jederzeit regierenden römischen Kaisern, Churfürsten zu Mainz als Metropolitano und den pro tempore regierenden Bischofen zu Halberstatt nach Gelegenheit der Zeit canonicatus et praebendas erlangt, die darüber erhaltne jura und provisiones capitulo intimiret, ihr Person und adeliches Herkommen nach Erforderung der Statuten und Geprauche legitimirt, die Statutengelder erlegt und praestito per se vel procuratorem suum in absentia de servandis statutis et consuetudinibus iuramento minorum possessionem erhalten und stallum in choro entpfangen, auch wann und zu welcher Zeit sie gewollt productis requisitis et praestito juramento maiorum, ultra quod nullum amplius praestitum hactenus est, ihre Clösterjahr angefangen, gehalten und absolviert und entlich in vigilia St. Thomae Apostoli die Residenz ebenfalß int. . . und continuiret, solches auch bishero khainen ainigen, so der alten Religion zugethan gewesen, denegieret und verwaigert worden. Wie wol auch ferner nicht ohne, daß zwar im Jahr 1591 weillandt Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig bei angedeutem uhralten kaiserlichen Stifft Halberstatt ain Religionsveränderung und angegebne Reformation fürzunehmen und zu introduciren sich unterstanden, welches doch weillandt unser geliebter Herr und Bruder, Kaiser Rudolff 2c. hochlöblichsten Angedenkens durch unterschidtlich ernstliche rescripta und Befelch vom Dato den achtzehenden Julii und 23. Novembris angeregts fünffzehen hundert ainundneunzigsten Jahrs nicht allain widersprochen, sondern auch S. L. mit angetrohetem anderm scherfferen Einsehen . . . . .eklich unfählbarlicher Abstellung aller Attentaten mit Einfürung augspurgischer Confession und Wendung dessen, so berait fürgegangen und geschehen sein möcht, beweg- und umbständlich vermahnet, wie nicht weniger darneben euch dem Thumcapitul unter gleichem dato Eure . . . ahl erwießne Ungebür, Connivenz und zu vorgemelter vermainten Reformation gethane Miteinwilligung verweißen lassen, darauß erfolgt, das besagts Hainrich Julien zu Braunschweig Ld. sich am dato den 13. Martii Jahr fünfzehnhundert neunzig . . . erclärt und erpotten, daß er niemandt der katholischen Religion zugethan wider sein Gewissen zur augspurgischen Confession tringen wölle, wie dan auch erstgemelter Herzog Hainrich Julius das im verwichnen 1613 Jahr gemacht, hernach gemelte Statut auf Spür- und Vermerkung der deßwegen fürgegangnen sub- et obreption und Unfugsamkeit auf empfangene bessere Information noch vor seinem Ableiben widerumben cassiert und aufgehebt hatt. So hette man sich doch dem allem zugegen bey obgehörtem Thumb-Capitul zu Halberstadt . . . d für-

nemblich auf Seiten Eur, die der augspurgischen Confession zugethan sein sollen, unterstanden zu unserer als der Fundatoren Nachvolger, obersten Advocaten, Schutz- und Schirmherrn sonderbarem Schimpf und Verklainerung, auch des gesambten Thumcapituls Nachtheil vorangezaigte neue Statuten, Jurament und pacta zwischen ainander und sonsten über den Stifft aufzurichten, welche des Reichs Verfassungen, obangeregten Religionfrieden, auch allen Rechten, fürstlichen Zusagungen und darauf gevolgten Kaiserlichen Befelchen und Eur des Capitulß vielfeltigen Erpieten und Erclärungen gestracks zuwider laufen, crafft welches yerstgemelten statuti nun hinfüro kainer zum canonico, Capitul, Residencz, Beneficio, noch zu desselben Einkommen gelassen werden, er habe sich dann zu der augspurgischer Confession nicht allain nur bloß und äußerlich bekendt, sondern auch in Zeit aines Monats .... ssion in cathedrali ecclesia unter Empfahung des in gedachts statuto vermelten Abentmalß bestätigt, diejenige canonici und capitulares aber, so bemelt juramentum noch nicht gelaistet biß zu würklicher Erstattung dessen Residenz von der [Residenz] gar außgeschlossen werden sollen, auß welchem erst erzeltem Statuto und iuramento ... verwichner Zeit obgedachtem Anßhelmen Casimiren Wamboldt von Umbstatt auf ... elten von unseren Vorfahren im Reich fundirten Stifft Halberstatt aus pillich und rechtmeßiger Befugnus unsere Kais. preces primarias gnedigst ertheilt, obbesagter Raban von Westphalen .. Jahr 1606 ordenlicher beim Stifft herkomner Weiß zum canonico zu Halberstatt aufgenommen worden, und daselbst die Possession erlangt, so habe man sich doch deme zuwider, zumahl Eurer der augspurgischen Confession Verwandten Theilß angemaßt ermelten Wamboldten und Westfalen von dem anno claustrali und also nachvolglich von der Residenz und praerogativa capitulari bloß allain darumben außzuschließen, weil dieselbe obangedeut neuerlich statuirtes Jurament wider ihr catholische Religion und Gewissen, auch zu sonder ... und Verfang aller anderen Catholischen nicht schwären, erstatten und volziehen künden oder wöllen. Wan dan diß alles, so yeczt gehört, solche neuerliche Anmaßungen und Beginnen sein, welche wir, so viel zumahl die verachtliche Verschimpfung unser heiligen catholischen Religion un ... gkait unserer precum primariarum, dergleichen uns von Zeit unserer angetretnen kaiserlichen Regierung von kainem Stifft begegnet, belangt, nicht unpillig mit ungnedigstem Mißfallen zu ahnden und zu empfinden, auch anderst einst, alß ain straffmäßig und unveranthwortlich .... und Ungehorsam, die unserm kaiserlichen hohen Ampt viel zu schimpfflich widerfahren, verstehn und aufnehmen, dawider uns erstgenants tragenden kaiserlichen Ampts und Pflichten wegen, darzu, alß wie obverstanden, der Stiffter Nachfolger, obersten Advocaten, Schutz- und Schirmherrn nach ... obberürter Reichssatzungen und hochbeteuerten

Religionfriedens, auch absonderlicher fürstlichen Pacten und des Capitulß selbs vielfeltigen Zusag und Versprechungen gepürend ernstliches Einsehen, Wend- und Abstellung in allweg gepürt und obliegt, so ist demnach der Sachen yeczt ange . . . anderer mehr darbey fürgefallen und reyfflich erwognen Ursachen und Umbständen nach und zumal auf der ordenlich gaistlichen Oberkait in subsidium geschehne Imploration und Requisition, darzu unverhindert Eurer gegen dem ersamen unsern lieben andächtigen Arnoldt von Buchholz Thumprobsten zu Hildesheim, als unserem kaiserlichen commissario und Gesandten vorm Jahr, der angezaigten statuti und juramenti halben gethan und uns gnugsamblich referirten unerheblichen Einwendung, Beschönen und Entschuldigung wider Euch, vielgedachte Dechant, Senior und Capitul zu Halberstatt und fürnemblich wider Euch, welche mehrbesagten Wamboldt und Westphalen vielgehört neuerlich und nichtig Jurament zugemuetet und zu fürsetzlicher Behauptung desselben annum claustralem und residentiam verwaigert, nachfolgents Pönalmandat ohn alle Ein . . . zu volcziehen erkhent worden. Befelhen Euch demnach insgesambt und jedem insonderhait hiemit von römischer Kaiserlicher Macht und yeczt gemelter Requisition, auch tragenden Kaiserlichen Ambts wegen bey Vermeidung unserer Kaiserlichen Ungnadt und Pön funffzig Mark lötigs Goldts halb . . . kaiserlichen Cammer und den halben Thail obbenenten Wamboldten von Umbstadt und Rabano Westfalen unnachläßlich zu bezahlen hiemit ernstlich gepietend und wöllen, das ihr von solcher Eurer unbefuegten Anmaßung abstehet und dann ihr, das Capitul sambt und sonders . . . . . . Thumcapitularen, ungeacht des an sich selbst nichtigen und von uns zum Ueberfluß hiemit cassierten Juramenti und statuti zu dem gesperrten anno claustrali und allem anderen, was von Alters darzu gehörig und die canonici antiqnis statutis satisfacientes von R . . . . sts und Gewonheit halben zu genießen gehabt, sonderlich aber ad vocem activam et passivam, darzu Wir sy hiemit unsers Thailß aufn Fall Eures Ungehorsambß auß kaiserlicher Machtvollkommenheit, so viel die bemelten zween capitulares durch obverstandenes nichtiges statutum und juramentum hiran bißhero gehindert und aufgehalten, von nun an habilitirt und zu allem dem, darzu sie befuegt gewesen, würcklich zugelassen und redintegrirt haben wöllen, weil der Verzug an ihnen nicht gestanden, alßbaldt nach Insinuirung diß unsers kaiserlichen Mandats zulasset, auch ohne ainige fernere Außflucht, Widerredt und Verwaigerung irer Beneficien, Einkommen und Gefell von Zeit sy zu denselbigen präsentirt worden, habhaft und unclagbar macht, sy auch daran inskünftig weiter auf kain Weiß noch Weg wie solches ymmer geschehen und Nahmen haben mag . . . nicht irret, verhindert, anfechtet, belaidigt noch beschwärt, und deme nicht anderst thuet noch hierwider ungehorsam seyet, alß

lieb Euch sambent und sonders ist unser kaiserliche Ungnad und darzu obgeschriben Pöen zu vermeiden, und das mainen wir ernstlich. Wir haischen und laden euch auch von be . . . unser Kaiserlicher Macht, daß ihr in Zeit zweier Monaten, so wir den negsten nach Insinuirung diß anzuraiten, Euch für den ersten, andern, dritten, letzten und entlichen Rechtstag setzen und benennen, peremptorie, und ob derselbe Tag nicht ain Gerichtstag sein würde, den negsten Gerichtstag da . . . lbst oder durch Eure gevolmächtige Anwäldt an unserm kaiserlichen Hofe, welcher Enden der die Zeit sein wirdt, erscheinet, glaubwürdige Anzaig zu thun, daß Ihr disen unserm kaiserlichen Gebott, wie vorberüert, alles seines Inhalts gehorsamblich gelebet habet, oder im Fall ihr sambt und sonders demselben . . . nachkommen würdet, alßdan zusehen und hören, Euch Eures beharrlichen Ungehorsambs halb in die Pöen solches Mandats gefallen sein, mit Urthel und Recht zusprechen, zu erkennen und zu erclären, auch darauff ferner ergehen zu lassen, was Recht ist. Geben auff unserm Königlichen Schloß zu Prag den 26. Monatstag Augusti Ao 1616, Unserer Reiche des römischen im fünfften, des hungerischen im achten und des Beheimischen im sechsten.

Matthias. *)
Vlm. mpp.

Ad mandatum Sacrae Caesareae
Majestatis proprium
J. L. Pucher mpp.

Auf der Rückseite: Praesenta tum et lectum in Capitulo 24 Aug. Ao. 616.

2.

2. Acta. Domcapitel zu Halberstadt 66. Königl. Staatsarchiv zu Magdeburg.

Hochwürdiege, Hochgeborne Fürsten, freundtliche, liebe, geehrte Freunde, Vettern, Oheimb vnnd Schwägere. E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden müegen wir negst Erbietungh unserer williegen Dienste nicht verhalten, waßmaßen von Römischer Key: auch zu Hungarn und Böheimb Kön. Mayt. unserm allergnedigsten Herrn Ein Erwürdigk Domcapittul unser hohen Stiftßkirchen zue Halberstadt ein ernstlich Pönalmandat vom Dato des abgewichenen 1616. Jahrs den 26. Augusti und darauff ein paritoriurtheil vom Dato den 9. Septembris dieses zu Ent lauffenden 1617. Jahrß, beide des Inhalts, das sie Ern Anshelmum Casimirum Wamboldten von Umbstadt und Rabanum Westpfael zue Mainz, Hildeßheimb

*) Eigenhändig.

und Paderborn respective Domhern gedachtes unsers Dom-Capittulß Einwenden unerachtet, ad intimationem anni claustralis et residentiae sollten auff- und annehmen, und hernacher innerhalb vier Wochen a tempore insinuationis gebürliche paritionem docieren, zuekommen und insinuiret worden. Alß aber vorgemeltes unser Dom-Capittul aus hogster Angelegenheit und unumgencklicher Nottursft in so geschwindem und coarctirtem termino eine provocationem a Caesare male informato ad eundem melius informandum und zugleich ad proceres imperii an die Handt zue nehmen hogst genöttieget worden, so haben sie uns instrumentum appellationis unterdienstlich zugefertieget und deroselben zu adhaeriren, auch an gehöriege Oerter zue insinuieren flehentlich ersuchtt und angelanget. Wann wir denn ab ihrer unverschuldeten Betrangnuß nicht allein ein gantz gnedieges Mitleiden tragen, sondern auch unser hierbey under lauffendes merklichs Interesse als dieses Stiftß heubt billich in Achtt nehmen, so haben wir sothanem unser Capitularn flehendtlichem Ansuchen nicht entsein, sondern demselben so weith Stadtt geben wollen und müssen, daß wir der eingewandtten Appellation uns angenommen, dieselben allerhogstgedachter Key: Mayt: allerundertheniqst insinuiret und damit allem befahrendem Unheil desto bestendiger moege vorgebawet werden, auch E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden zu insinuiren auff uns genommen. Inmaßen wir dan E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden mehr besaegtes Instrumentum appellationis hiemit insinuiren und wie es zu Recht am bestendigsten die interponierte Appellation notificiren gantz dienstfreundtlich bittend, E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden wollen nicht allein der Appellation deferiren, sondern auch weil sie numehr von undencklichen Jahren durch dapfere Tuegenden den Titul und Ruhm, das sie sein edle Seulen und eine Grundfest des heiliegen Römischen Reichß eigenthumblich ihnen zuegelegt und appropriirt, bei allerhogstgedachter Keys: Mayt: es dahin dirigiren und richten helffen, damit unser Stifft in diesem und dergleichen Religionsachen mit geschwinden Hoffprocessen unbetrüebt, daß ad sub-et obreptionem ausgewürckte mandatum und darauff erfolgter Paritoribescheid abgethaen, und da es je angemaßten Impetranten belieben würde mit ihrer unerfindtlichen Förderung unsere Capitularen weiter zue beunruhiegen, sie alßdann an gehöriege Oerter verwiesen werden. Inmaßen wir dan gantz nicht zweiffeln, E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden durch die in instrumento appellationis gesatzte und ausgeführte Gründe, sonderlich aber darumb hierzu sich werden bewegen lassen.

Weil erstlich dieses ein hochwuchtiege und nachdenkliche Religionssache, worin am Keyserlichen Hofe billig so eylfertig nicht verfahren, oder auf Relation und Bericht eines sonderlich verdechtigen und so fines man-

dati balt anfangß excediert, commissarii indefensi et non auditi hetten sollen vertheilet werden.

Dann vors Ander, weil die Reformation und bald anfangs derselben eingeführtes Jurament, worumb dan supplicirende Wamboldt und Westpfael abgewiesen, von unserm Herrn Vattern, weilandt Hern Heinrich Julio, postulirtem Bischoffe zue Halberstadt, Hertzogen zue Braunschweig und Lüneburgk hochsehligen Andenckens mit einhelliegem Consens und Bewilliegung eines Ehrwürdigen Dom-Capittulß und also einem ungezweiffelten, ergäntztem und vollstendigen Stande des Reichß, welchem sicherlich krafft des heilsahmen Religionfriedens vergonnet und zugelassen von der päbstlichen Religion zu der augspurgischen Confession zue treten, auch dieselben zu handthaben, Kirchengebreuche, Ordnunge und Ceremonien auszurichten, beliebet, auch numehr etzliche viel Jahr geruhig continuirt worden, und Key: Mayt. darin allergnedigst acquiescirt, und daß wir dannenhero neben unserm Dom-Capittul in dieser unser Possession vel quasi durch ungewöenliche, geschwinde Proces und Mandata nichtt zu turbiren oder zu beeindrechtigen.

Daß vors Dritte Sollicitanten albereit im Stifft Meintz und Hildeßheimb Canonicat und Beneficia haben, in denenselben aber und unser Kirchen obstantibus statutis zuegleich nicht residiren können, dahero dan mit vermuetlich, daß sie alß eiferiege in ihrer Religion die voriegen Stellen verlassen und in ein reformierten Stifft sich begeben werden, sondern vielmehr daß dieses ihr Sollicitiren und Beginnen allein dahin angesehen und gemeinet, damit sie etzlichen friedthessigen Leuten willfahren und uns und unserm Stifft eine Ungelegenheit möge zugezogen werden.

Dann vors Vierdtte, weil bei allen päbstlichen Stifftern und Collegien und auch in der Nachbarschafft nemblich im Stifft Hildesheimb, welches im ganzen nidersächsischen Creyse unter andern der päbstischen Religion allein zugethaen, dergleichen statuta und dahin laufende eingefüeret und vorhanden, daß Niemandt von ihnen admittiret und auffgenommen werde, er habe den zuvor auf des nicht angenommenen, sondern vielmehr tacite ex expresse verworfenen concilii Tridentini decreta geschworen.

Dahero die Unseriege zur Talion und Gleicheit billig veranlasset und verursachet, die sie dan so viel wenieger zu impugnieren, daß nichts der gerechtten und natürlichen Billigkeit so ehnlich, dann daßjeniege vor genehm und recht zu halten, was man andern nicht allein zuemuhtet, sondern auch ghar zuebilliget.

Daß wir auch endtlich durch Gottes Gnade und Vorsehung zum Haubt und Bischoffe dieses Stiffts ordentlich postulirt, und dahero nicht allein verbunden und obligirt sein unserer Underthanen und sonderlich unsers Domkapittulß unß anzunehmen und rechtlich zu vertretten, sondern

auch; da Jemandt dieselbe zu rechtt zue besprechen und vorzunehmen gemeint, solches zuefoederst vor unß als dero rechtmeßiger Weise vorgesetztem Haubtte geschehen solle und müsse, gestaldt denn zuenottende Sollicitanten dessen sich erinneren und uns so ghar nicht vorbeygehen, sondern billieg vor uns wieder die Unseriegen allen beschriebenen Rechten und üblicher Gewonheit nach Recht fordern und nehmen sollen.

Dieses Alles nhun, und waß sonsten in appellationis instrumento zur Notturft angezogen und ausgeführt, weil sichs in ipsa rei veritate also verhalten thuet, so leben wir zu allerhogstgedachtt Ihr Keys. Mayt. der aller untertenigsten, zue E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden aber der dienstfreundtlichen Zuversicht, es werde so wol von hogstgemelter Key: Mayt: allergnedigst, von E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden aber gnedigst unsers Domkapittulß interponierten Provocation deferieret und Statt gegeben werden.

Warumb dan E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden wir nicht allein freundtlich wollen gebeten, sondern auch dahin ersucht haben, daß sie es wie Seulen der Keys. Präeminentz und Hoeheit auch der lieben Justitz bey viel allerhogstgedachter Keys. Majestät dahin vermittelen und dirigiren helffen, damit nicht allein das erpracticirte mandatum und Sententz abgethaen und cassirt, sondern auch Impetranten vor unß alß ordinarium und dan von dannen an Ihr Keys. Majestät Cammergericht, alß an welchen Ort diese Religionsache eigendtlich gehort, moegen verwiesen werden, so wol auch unser Stifft inskünfftich mit dergleichen fast eylgeschwinden Religionsproceß am Keyserlichen Hofe verschonet bleiben. Das Alles gereichet des lieben Justitz zu Steuer, zufoederst aber zu Erhaltung Keys. Maj. Hoeheit und Reputation, verhuetet das schendtliche und fast zu weith eingerissene Mißtrauen, und wir wollens hinwieder gegen Ihr Keys. Maj. mit allenunderthenigsten, gegen E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden aber freundtlichen Diensten zu erwiedern wissen. E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden hiemit Gott dem allmechtigen, uns aber zu dero Favor und Freundtschafft empfehlendt. Datum auf unserm Hauß Gruningen den 20. Novembris Anno 1617.

Von Gottes Gnaden Christian postulirter Bischof des Stiffts Halberstadt, Herzogk zu Braunschweig und Lüneburgk
E. E. E. E. E. E. L. L. L. L. L. Lden
Dienstwilliger
Christian Mppria.

Den Hochwürdigen und Hochgebornen Fürsten, Herrn Johann Schwieckharten . . , Lothario . . , Ferdinando . . , Friedrich, Pfalzgrafen bei Rhein, Johann Georgen . . , Johann Sigismunden . . .

Mittheilungen des Thorner Residenten am Warschauer Hofe aus den Jahren 1771 und 1772

von

Prof. Dr. Leop. Prowe (Thorn).

IV.

Geret berichtet in der Folge seiner Mittheilungen (vergl. Zeitschrift VI., pag. 134 ff.) am 30. September 1771. Zwei Entwürfe sind rückgängig geworden. Der eine beabsichtigte eine Faktion in Lemberg, welche durch Anhänger der Czartoryski's gebildet werden sollte, ohne daß diese noch ihren Namen selbst dazu hergaben. Der andere Plan betraf Czenstochau, welches, unterstützt durch preußische Truppen und Kanonen von den Russen hatte sollen erobert werden, um die Neujahrsscharte auszuwetzen und den Aberglauben zu stürzen. Drewitz war dazu bestimmt, von hieraus sehr stark dorthin abzugehen.

Der erste Entwurf ist nicht zu Stande gekommen, weil man nicht ohne die Vornehmsten von hier aus etwas anfangen wollte; man wollte, daß auch diese sich die Finger mit verbrennen sollten. Man ging um so lieber auseinander, da man hörte, die Türken hätten kürzlich einige Vortheile über die Russen erhalten und wären in größerer Stärke in die Wallachei eingerückt.

Der zweite Plan wurde durch die Schlappe vereitelt, welche der Großfeldherr von Litthauen den Russen am 8. d. M. beigebracht hat. Gleich zu Anfang wurde der Oberst Albitscheff getödtet, und da sein Stellvertreter bei Oginski zurückgehalten war, gerieth bei den Russen gleich Alles in Unordnung. So ist es zu erklären, daß sie so viel, ja Alles verloren. Hier hat nun Saldern gleich einen Höllenlärm gemacht: der König habe ihn betrogen, da er ihm garantirt habe, daß der Großfeldherr nicht angreifen würde. Der König entgegnete, es habe ebenso Saldern versprochen, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen und er habe dies dem Oginski

auch garantirt. Der Ambassadeur läugnet nun, daß er jene Zusage gegeben habe. Er detonirt, daß Alles unter der Hand von hier aus angesponnen sei — und vielleicht hat er nicht ganz Unrecht! Man hat ja kürzlich vom Großfeldherrn einen Abgesandten nach Paris geschickt, der auch von den Czartoryski's Empfehlungsschreiben dahin mitgenommen. Und in Paris sitzt Wielhorski als Gesandter der Generalkonföderation, der ein Schwager von Oginski ist. Der Großfeldherr entschuldigt sich wieder, daß er von den Russen dadurch, daß man ihn zur Ergebung aufgefordert und ihm alle Mittel zur Subsistenz abgeschnitten, zum Kampfe gedrängt sei. Man kann nicht genug beschreiben, welche ausgelassene Freude dieser gelungene Streich hierorts verursacht hatte.

Der König ward damals wiederum eines Einverständnisses mit den Russen beschuldigt, weil der Revers, den Oginski und seine Offiziere haben unterschreiben sollen, und den man in der eroberten russischen Kanzlei gefunden, das Zugeständniß enthält, daß man Niemandes Befehle gehorchen wollte, als des Königes, da doch der König in Polen keine Truppen zu befehlen hat. Man hat noch dazu versichert, daß das Formular dieses Reverses von einer polnischen Hand aus des Königs Kabinet geschrieben war. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß man sich oft zu Versprechen versteht, die nicht wörtlich ausgeführt werden können. Und dann ist auch nicht zu übersehen, daß man auf allen Seiten von dem Schritte des Großfeldherrn sehr Vieles fürchtete. Ganz Litthauen ist längst durch die in die Gerichtsbücher eingetragenen Akte konföderirt; sie waren nur so gescheut, zu bestimmen, daß erst dann Alles aufsitzen solle, wenn die Verhältnisse sich dazu günstiger gestalteten. Anjetzt sollte nun Alles aufsitzen.

Die Verfassung Litthauens ist übrigens besser als in Polen; die Litthauer haben auch mehr Herz und Energie. Allenthalben hat dort selbst der geringste Edelmann seine zwei Pocztowen mit völliger Rüstung immer fertig; viele aber haben deren 20, 50 bis 100. Ferner sind an 30,000 Tartaren in Litthauen ansässig, welche einem Großfeldherrn gleich zu Gebote stehen. Auch war Kossakowski in ziemlicher Stärke immer weiter in Litthauen vorgedrungen und hatte sogar den Starosten von Samogitien mit 600 Mann Haustruppen aufgehoben, vel quasi, weil dieser selbst gern gegangen und nur einen Schein haben wollte (als Schwiegersohn des in der Gefangenschaft sitzenden Kron-Unterfeldherrn ist es ihm auch nicht zu verdenken). Kossakowski hatte sogar den Fürsten Fabuloff mit Erfolg vor sich hergetrieben. Genug, Jedermann glaubte hier das Auftreten des Großfeldherrn Oginski in Litthauen würde von den gefährlichsten Folgen sein. Man erwartete, Oginski würde gleich auf den Obersten Döring losgehen und die Russen dort aufreiben, ehe sie Ver-

stärkungen erhielten; dann wäre auch die Verbindung zwischen den hiesigen Russen und Petersburg abgeschnitten gewesen. Man schmeichelte sich mit dem besten Erfolge, nachdem die litthauische Kriegskommission, erfüllt vom Konföderationsgeiste, dem Großfeldherrn alles plein pouvoir gegeben hatte. Der Generalregimentarius Sosnowski hatte abgedankt, der sich auch sonst nach dem Warschauer Winde zu richten pflegt; im Innern seines Herzens wünscht er jedoch so gut wie Alle die Russen aus Polen weggepeitscht zu sehen.

In der That glückte es auch dem Großfeldherrn vor einiger Zeit unter den Augen der Russen die Artillerie aus Wilna wegzuführen. Er hatte deshalb dem Artillerie-General von Litthauen, dem Kronjägermeister Branicki — der ihm übrigens, beiläufig gesagt, Hörner aufgesetzt hatte, die er gewohnt ist, weil auch er sehr ausschweift — eine Ordre zugeschickt, daß er sich bei ihm stellen solle! Dies ist einer der vielen Kontraste, die wir hier erleben! Branicki kommandirt nämlich die königlichen Truppen, die gegen die Konföderirten in Klein-Polen gemeinschaftlich mit den Russen operiren.

Nach seinen ersten glücklichen Erfolgen hatte der Großfeldherr sofort seine Maske abgezogen und sich offen für einen Feind der Russen erklärt. Er erließ ein großes Manifest, das er bei dem Grod zu Pinsk niedergelegt, durch welches er völlig der Barer Konföderation beitritt und sich gänzlich unter den Befehl der Häupter der Republik, Krasicki und Pac stellt; die rechte Republik — erklärt er — sei dort zu suchen, wo die Söhne des Vaterlandes ihr Blut für dessen Rechte und Freiheiten aufopferten. Seine Gesinnungen waren auch daraus zu erkennen, daß er nach dem großen glücklichen Treffen die gefangenen russischen Offiziere mit der Verpflichtung entlassen, daß sie auf parole d'honneur nie wieder gegen die Truppen der konföderirten Republik dienen würden. Nachdem sie ihr parole d'honneur hierauf gegeben, stellte er Jedem seine Equipage zurück, gab ihnen je 10 Dukaten zum Präsent und ließ sie gar bis Brześć konvoyiren.

Auf die Nachricht von der Niederlage des Obersten Döring war den Russen hier natürlich nicht ganz wohl zu Muthe; denn man glaubte, der Großfeldherr würde in Litthauen fertig sein, ehe man nur einige Korps gesammelt hätte. Man fürchtete sogar schon eine Vereinigung des Großfeldherrn mit den Konföderirten in Polen. Um nun dem großen Feuer Einhalt zu thun, mußte sofort noch in der Nacht zum 13. der Oberst Drewitz von hier dorthin aufbrechen. Er ging über 2000 Mann stark dahin; aber er ging nicht schnell. Der Generalmajor Suwarow, der in Lublin stand, hatte auch gehört, was zwischen dem Großfeldherrn in Litthauen und den Russen vorging und war sogleich für sich selbst auf

Brześć zu marschirt. Dieser Suwarow ist ein wahres Original, ein Mann, der viel Kenntnisse hat, französisch und deutsch spricht, dabei gerade und gut ist, der aber Philosoph und Karl der zwölfte zugleich sein will. So schläft er nie anders als auf Stroh, niemals entkleidet, marschirt Tag und Nacht, und geht immer geradezu darauf los, seine Leute stets selbst an der Spitze führend.

Der oberste Befehlshaber der Russen in Polen, der Generallieutenant Weymarn, stellte Suwarow zur Rede, daß er ohne Ordre aus seinem Standquartier wegmarschirt sei. Hierauf schrieb ihm Suwarow deutsch zurück: Wo die Truppen meiner Kaiserin in Gefahr sind, da halte ich mich verpflichtet von selbst zur Hülfe zu eilen. Die Kanone ist gelöst. Suwarow marschirt! So lautete es wörtlich, Alles deutsch geschrieben. Drewitz hat dann unterwegs an ihn die Aufforderung geschickt, zu halten, damit er sich mit ihm vereinigen könne. Suwarow schrieb ihm aber zurück: „Ich muß eilen; denn ich suche den Feind, Sie suchen das Geld; Sie können machen, was Sie wollen." Und das ist wahr, Drewitz hat Polen recht geplündert und recht mit Grausamkeit sich durch Erpressungen aller Art Reichthümer zusammengescharrt. Er läßt immer die Konföderirten sich erst sammeln, ehe er sie angreift, damit er immer frische Effekten und Gelder bei ihnen finden möge, wenn sie lange Zeit gehabt haben etwas vor sich zu bringen.

Als so die russischen Verstärkungen von zwei Seiten herankamen, wurde die Lage des Großfeldherrn sehr mißlich, welcher die rechte Zeit verpaßt hatte, da er 5000 Mann geübte Truppen um sich gehabt und durch Konföderation und Adel, wie durch die Tartaren, sehr stark hätte werden können. Ich erzähle nun, was sich weiter ereignete.

Döring zog sich immer schleichend um das Lager Oginski's herum, während Suwarow gleich darauf losgehen wollte. Er schickte deshalb an Döring die Aufforderung, sich mit ihm zu vereinigen. Diese Boten wurden jedoch von den Polen mit dem Briefe aufgefangen; deshalb wollte sich Oginski nun endlich rasch auf Döring werfen, um diesen vorher aufzureiben. Döring war aber auf seiner Hut; es war überdies der zweite Kourier, den Suwarow gleichzeitig mit dem ersten auf einem verschiedenen Wege an ihn abgesandt hatte, glücklich zu ihm gekommen, so daß er also wußte, es habe Oginski den einen Boten aufgefangen und kenne die Absicht der beiden russischen Generale, sich zu vereinigen. Als nun der Großfeldherr in der Gegend von Nießwitz sich den Russen näherte, stellte Döring seine 1500 Mann mit ihren Zelten dergestalt auf den Anhöhen ringsum auf, daß er ganz erstaunend stark aussah und Oginski also glauben mußte, die Vereinigung wäre bereits erfolgt. Er zog sich deshalb

wieder zurück und kam nach Stolowice. Hier erfuhr er, daß auch Suwarow bereits durchgegangen sei, aber vorwärts in der Richtung auf die frühere Stellung Dörings. Oginski glaubte demnach, daß Suwarow schon voraus wäre und Döring erst mitnehmen wollte; er blieb also mit seinen Leuten in und um Stolowice stehen. Suwarow aber hatte es klug gemacht. Da er nämlich von des Großfeldherrn Marsch hörte, hatte er seine Infanterie bei Stolowice versteckt zurückgelassen und war nur mit der Kavallerie vorgegangen. Der Großfeldherr ließ sich also in Sicherheit wiegen und gestattete, daß seine Leute sich zur Ruhe begaben. Plötzlich in der Nacht vom 23. auf den 24. d. M. überfällt Suwarow ihn mit seiner Infanterie, und haut die polnische Infanterie, ungefähr 1000 Mann, zum Theil nieder, zum Theil nimmt er sie gefangen. Von den Russen, die in den frühern Gefechten mit der Karrschen Legion von dem Großfeldherrn gefangen genommen und unter die litthauischen Fußvölker gesteckt waren (es waren meist entlaufene Grenzbauern vom beiderseitigen Weißreußen), sind alle, auch wenn sie das Gewehr gestreckt haben, niedergehauen worden. Außerdem sind auch viele nicht unter den Waffen befindliche Personen geblieben, indem der benachbarte Adel zu tausend Pferden und mit etlichen Hundert Kutschen bei dem Großfeldherrn Besuche abgestattet hatte und die Nacht in dem Städtchen verblieben war, indem sie sich nicht einbilden konnten, daß sich Alles, ohne Vorposten auszustellen, zur Ruhe begeben würde. Der Großfeldherr selbst ist kaum mit dem Leben davongekommen; er flüchtete nach seiner Herrschaft Slowice und von da ist er durch seine Starostei Kalvarien nach Königsberg gegangen. Die leichte Reiterei des Großfeldherrn riß sofort aus, als die Russen herankamen; nur die Ulanen wehrten sich etwas. So ist durch einen Schlag die ganze Macht des Großfürstenthums in Nichts verwandelt worden! Die Korrespondenz, Kanzlei und 15,000 Dukaten haben die Russen erbeutet.

Es wird anjetzt in Litthauen bald aus sein müssen. Suwarow hat ungefähr 3000 Mann, Drewitz 2000 und nach Liefland ist das Leib-Kürassier- und ein Infanterie-Regiment eingerückt. Die eigentlichen litthauischen Truppen werden sich nun wohl bald bequemen, zumal sie sehr dégoûtiret sind. Es hat nämlich der geschlagene Feldherr an die Infanterie und deutschen Regimenter, wie an die polnischen Pulks und Fahnen zwei mit Bleistift geschriebene Zettel geschickt, auf welchen er sie anweist, zwei jungen Laffen zu gehorchen. Hierauf ist Alles schwierig geworden und will den Anordnungen nicht Folge leisten. Vielleicht gehen Manche zu den Konföderirten. Allein da die Russen solche bald zu Paaren treiben werden, wird ihnen wohl Nichts übrig bleiben, als sich wieder

unter die Befehle der Kriegs-Kommission in ihre alte Ordnung zu begeben.

Es ist schrecklich, wie hier Alles die Köpfe hängt in Folge der Niederlage Oginski's. Den König konnte Oginski freilich gar nicht leiden, weil er statt seiner 1764 hat König werden wollen. Ebenso haßt der Großfeldherr seinen Schwiegervater, den Großkanzler von Litthauen und seinen Schwager, den Grafen Flemming. Auch seine Gemahlin kann er wirklich nicht leiden und als er hörte, daß sie zu ihm wolle, schrieb er ihr, daß er gegenwärtig nicht Bequemlichkeit genug habe, sie zu placiren.

Saldern ist nun öfter beim Könige. Er will, daß die Kriegskommission in Litthauen wieder ihre Aktivität nehme. Auch dringt er noch mehr als früher auf eine Konföderation. Früher sagte Rex und die Czartoryski's, es sei ganz unmöglich, eine Konföderation zu bilden, da Alles schon konföderirt sei. Nun, meint Saldern, brauchte man nur eine Konföderation zu bilden, man könne sie wieder alle haben. Doch es will Niemand heran. Rex und Czartoryski's glauben noch, sie werden bei einem Frieden zwischen der Pforte und Rußland mitwirken können. Deshalb wollen sie sich nicht mit Rußland die Hände binden.

Uebrigens spricht man hier öffentlich, der König von Preußen hätte den Großfeldherrn fomentiret, weil er die troubles mit Fleiß recht groß haben wollte, um so recht mit in's Spiel kommen zu können. Saldern hat neulich selbst, als ihm Jemand dies sagte, geantwortet: warum sind die Polen solche Narren und lassen sich anführen? Freilich werden dann 30,000 Preußen in Polen sein müssen, wenn man die Sachen nicht vorher ersticken will. Benoit spricht seit Kurzem, daß zum Pferdeeinkaufe diesmal 3000 Preußen nach Polen kommen würden, weil sie schwächer nicht sicher wären. Welcher praetext! Im Königreiche Preußen sollen auch schon alle Anstalten zum Marschiren gemacht werden. Vor acht Tagen war hier die Rede, die Oesterreicher und Preußen hätten sich angefangen zu bekriegen. Als Jemand mit dieser Nachricht zum Ambassadeur kam, sagte dieser: das glauben Sie nur nicht! Oesterreich wird Preußen und Rußland nie angreifen, wenn wir zwei nur Oestereich zufrieden lassen! Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll und finde hier viel Großsprecherei.

Ich komme nun auf die Fortsetzung der Geschichte des Primas. Benoit hat an denselben einen Brief geschickt, in welchem er die Sprache des Ambassadeur spricht, er wüßte nicht, daß der Primas unfrei sei, auch nichts davon, daß der Primas vier Wochen lang warten sollte. Ich merke ferner gelegentlich an, daß die Relation von Hoven und dem Primas, wie sie im Hamburger Korrespondenten sich findet, von dem Ambassadeur selbst aufgesetzt und in der That nicht richtig ist. Man vergleiche nur das in

der Hamburger Zeitung abgedruckte Billet an den Primas und das, was ich geschickt habe, welches ich doch vom Originale selbst copirt habe! Man halte ferner das, was dort von einem heimlichen Wegfahren, so der Primas im Sinne gehabt, angegeben wird, gegen meinen wahrheitsgetreuen Bericht! Man erwäge dann, daß die Hamburger Zeitung den sächsischen Major Pöllnitz zum Vertrauten des Primas macht und lasse sich sagen, daß der Mensch ein dummer Teufel ist, der nur, weil er lange in Polen bekannt ist, dort hat zu Tische kommen und besonders zum Zeitungsbringer bei Madame Oehmichen gebraucht werden können. Kurz man wird aus Allem sehen, daß jener Bericht unrichtig und partheiisch ist. Er will nur überhaupt den Primas als einen Sächsischen Partisan darstellen und als ob er deswegen besonders zu fürchten sei, da doch der Primas schon viel zu faul ist.

Vor einigen Tagen ist nun endlich die lang erwartete Resolution aus Petersburg gekommen. Man soll den Primas zu bereden suchen, daß er hierbleibe; wenn er aber auf seinem Sinne beharrt, so soll man ihn nach Elbing reisen lassen und die nöthige Convoy geben. Panin hatte selbst an den Primas geschrieben. Diesen Brief schickte Saldern ihm durch den Grafen Flemming zu. Das geschah am 20. d. M. An demselben Tage ließ Saldern mich zu sich rufen, sagte mir viele Schmeicheleien, wie ich vorzüglich zu gebrauchen wäre u. dgl.; er wolle daher auch mich alles Vertrauens würdigen und die Briefe zu lesen geben, welche er in Bezug auf den Primas von Petersburg erhalten hätte. Es war der erwähnte Brief Panins an den Primas und das Original des Schreibens an Saldern. In dem ersteren hält Panin dem Primas vor, wieviel er Rußland schuldig wäre, welche Engagements er hätte und wie er deshalb nicht gegen Rußlands Interesse auftreten, sondern in sich gehen und alle seine bisherigen Projekte fahren lassen sollte. Ich will bemerken, daß der Primas diesen Brief für despotisch und indiscret erklärt. Er wisse von keinen Engagements als denen von Radom; die hätte er erfüllt und er wäre noch heute bereit, den dissidentischen Tractat zu unterschreiben. Weiter habe er mit Rußland Nichts zu thun. Was er an Geld ausgezahlt bekommen, wäre ihm gegeben, um die Parthie patriotique zu unterhalten; für sich hätte er nichts als den Andreas-Orden und den Zobelpelz.

Der Brief Panins an Saldern hatte vier Seiten, deren erste ich aber nicht zu lesen bekam, vielleicht daß darin ein NB. für den Ambassadeur wegen seiner Aufführung gewesen sein mag. Auf den andern Seiten stand, was ich bereits kurz angegeben habe. Es war ferner bemerkt es seien mit dem Prinzen von Solms, dem Preußischen Gesandten in Petersburg schon die nöthigen Verabredungen getroffen, daß der Primas in Elbing von Preußischen Offizieren beobachtet werden sollte. In Bezug

hierauf solle Saldern noch mit Benoit nähere Abrede nehmen, wie es am geschicktesten auszuführen sei.

Nachdem ich die Briefe gelesen, sagte mir der Ambassadeur: Ich habe Ihnen dies vertrauet, damit Sie sagen können, Sie hätten Alles selbst gelesen. Nun werde ich Sie bitten, zum Primas zu gehen und ihm alles dies zu sagen und vorzustellen, daß er in seinen Tod gehen würde, wenn er hartnäckig bliebe; denn außer diesem Briefe habe ich noch eine Instruktion. Vielleicht kommt er nie wieder aus Elbing heraus, oder wenigstens nicht als Primas. Ich will gern an ihn schreiben, wenn es ihm darum zu thun ist und ihm sagen, ich wünschte mit ihm in Freundschaft zu leben. Man kann ja auch für ihn sorgen, daß er bei jetziger Zeit sein Auskommen habe, wo es ihm an Einkünften fehlt; nur muß er sich mit Rußland verstehen und nicht mehr die Partie patriotique im Kopfe haben. Diese hatte ja ganz kindische Dinge und lauter Sächsische Hirngespinnste im Kopfe, wo Teufel konnte ich diese ausstehen! Freilich leide ich darunter, daß Wolkonski sich hat übertölpeln lassen und Benoit Alles so gehen ließ. Sagen Sie ihm, so schloß Saldern, daß er auch weiter h —— kann, wie er will; vermuthlich meint er, daß er auch die Oehmichen wieder haben könnte.

Ich verbat mir Anfangs diese Kommission, indem ich Saldern sagte, ich wüßte im Voraus, daß der Primas bei seinem Eigensinn auf Nichts eingehen würde. Er blieb aber dabei, daß ich gehen sollte. Ich erbat mir nun noch die Erlaubniß, die mir bekannten Einwendungen des Primas vorzutragen, um Salderns Ansicht darüber zu erfahren. Der Primas meint nämlich, er habe Nichts zu scheuen, da er weder den König noch die Republik oder Rußland beleidigt habe. Wolkonski habe blos einen Bann gegen die Konföderirten für 20,000 Dukaten in Rom auswirken wollen und es wäre ihm abgeschlagen. Also würde man ihn in Rom noch weniger stürzen können, da er ja dorthin erst zum Verhöre und Prozeß müßte und dann just sein jetziges Betragen ihn gegen Alles schützen würde. Saldern erwiederte hierauf, das würde sich doch anders machen, wenn König, Konföderirte und Rußland sich gegen ihn in Rom vereinigen würden. — Was ferner das Geldversprechen Salderns beträfe, so hätte der Primas oft davon gesprochen, daß Repnin und Wolkonski ihn 4 Jahre lang von Monat zu Monat mit der Zusage einer ansehnlichen Pension vertröstet und er hätte solche nie gesehen. Jetzt wolle er sie nicht mehr; er sei determinirt, mit einem Bedienten zu leben, wenn es nicht anders sein könnte. Saldern bemerkte hierauf, es sei wohl nicht wahr, was er gesprochen; er kostet uns doch schon mehr als er angiebt. Uebrigens ist er, was mich betrifft, im Irrthum; was ich versprach, das halte ich; freilich muß er nicht 40 Leute in der Kapelle halten und

Schlösser und Semiramische Gärten bauen wollen. — Weiterhin sagte ich, der Primas habe geäußert, man verlange, daß er es mit Rußland hielte, aber er wisse nicht, worauf? man hätte uns doch den Plan eröffnen sollen und uns nicht für blind und dumm halten. Hierauf antwortete Saldern: Gottsblitz der Mann ist wunderlich! wir wissen ja Alle selbst noch nicht, was und wie wir es machen sollen! Es sind ja hier lauter Kanaillen, mit denen man zu thun hat; es ist ja Nichts abzusehen! Ich bemerkte hingegen, der Primas weise stets auf die Partei Patriotique hin, in der schon Alles abgemacht gewesen wäre und er beschwerte sich, daß man ihm noch andere Absichten Schuld gäbe. Die Erhaltung des Königs sei ein Hauptaugenmerk dabei gewesen, Flemming hätte ja dazu gehört, der Königlich und Czartoryskisch wäre. Nur die Czartoryski's hätten ausgeschlossen werden sollen und gerade sie wären es jetzt, mit denen man wieder Alles machte. Ja! unterbrach mich Saldern, ich habe müssen wieder Alles anders anfangen, weil die Partei Patriotique doch im Herzen den Teufel hatte und Flemming ist selbst eine Kanaille; der ist heute Königlich, morgen Sächsisch, übermorgen Vormittags konföderirt und Nachmittags Czartoryskisch. Gott straf' mich, da die Kanaillen mich betrügen wollen, so will ich sie nur das Maaß der Sünden vollmachen lassen und dann zehnfach züchtigen! Ja zuletzt hol' mich der Teufel! will ich selbst von keinem Jahre als 1763 wissen!

Ich wollte mich schließlich noch wegen der Unsicherheit entschuldigen, weil man noch einige Tage zuvor eine halbe Stunde hinter Wawryßew Leuten, die aus der Stadt spazieren gefahren, die Pferde weggenommen und sie beraubt hat. Allein Saldern schickte gleich nach dem Major Spät und beauftragte ihn, mir morgen 10 Roth-Kosaken nach Wawryßew mitzugeben. Ich mußte also seine Befehle ausrichten.

Sonnabends kam ich nun zu Saldern, der mir mittheilte, daß der Primas dem Grafen Flemming Alles abgeschlagen habe. Ich mußte zu Mittag dort bleiben und nach aufgehobener Tafel begab ich mich mit 10 Kosaken, die ich in einiger Entfernung von Wawryßew halten ließ, zum Primas hinaus. Dieser blieb jedoch hartnäckig bei der Erklärung, daß er mit Saldern nichts zu thun haben wolle bis auf die Pacifikation, wo er als Primas mediator inter regem et libertatem sein werde. Dann wird Oesterreich und Frankreich, fuhr er fort, wohl auch seine Ambassadeurs bei uns haben. Er fürchte auch nicht die Preußischen Offiziere in Elbing. Was Saldern glaube, könne nur just male informatus Rex Borussiae thun. Er wolle von Elbing aus an ihn schreiben, dann würde sich wohl Manches ändern. Auch schmeichelte sich der Primas damit, daß unser König schon als Pole es besser mit ihm als mit den Russen meinen werde; er hätte ja schon ein paarmal den Abbé Ghigotti zu ihm heraus-

geschickt und ihm allerlei sagen lassen. Kurz, ich reise, schloß er, dies melden Sie Saldern, dessen Gnade ich ja gar nicht mehr nöthig habe, da er mich muß reisen lassen.

Am folgenden Tage kam ich zu Saldern und berichtete ihm, was ich gehört hatte, nur daß ich von Ghigotti nichts sagte; eben so sagte ich ihm nicht, daß der Primas bemerkt hätte, der Paninsche Brief sei wohl in Warschau concipirt, weil darin einige phrases Salderianae vorkämen. Wegen der Bemerkung der Pacifikation sagte Saldern: Ha; er denkt noch immer an einen Traktat der Puissancen mit Polen, wenn er so spricht, aber das ist nicht Pacifikation und da ist er kein mediator! Als der Ambassadeur mich fragte, ob er sich nicht vor den Preußischen Offizieren fürchte, wollte ich die Worte des Primas nicht wiederholen, sondern sagte ex tempore, er stelle sich die schlechtesten Preußischen Offiziere besser und honorabler vor, als die vornehmsten kosakischen Sotniks, mit denen Saldern ihn beehrt hätte. Der Ambassadeur rümpfte die Nase und der Primas hat sich hinterher über den Einfall gefreut.

Am verflossenen Donnerstage ist der Primas endlich abgereist. Er ging von seinem Landhause Wawryßew nach der bei Bielany befindlichen Fähre, begleitet von seinen bisherigen Beobachtern und von da über die Weichsel nach Zieranin, wo die Convoy auf ihn wartete, die ihn bis Willenberg begleitete. So lange bis keine Pacifikation in Polen statthat, will er in Elbing bleiben; sobald aber der erwünschte Zeitpunkt erscheinen sollte, wird er sogleich zum Mitarbeiten wieder hier sein!

Den 12. Oktober. Der Tartar Bielack, welcher sich bei der Schlappe des Litthauischen Großfeldherrn mit 3 Ulanen-Regimentern durchgeschlagen, hat eine Botschaft in Ansehung seiner Betheiligung hieher gesandt. Derselbe hatte sich nämlich früher, als er von den Konföderirten einmal aufgefangen war, gegen die Russen reversiret. Er hat jetzt nun hieher geschickt, daß man ihn nicht so ansehen möchte, als habe er gegen den Revers gehandelt; der Großfeldherr sei nämlich sein rechtmäßiger Befehlshaber gewesen, dessen Ordres er hätte nachkommen müssen. Man sollte ihn also in seinem Standquartier mit seinen Leuten ruhig stehen lassen, da er sich anjetzt wieder in einem andern Zustande befände. Man könnte alsdann auf ihn rechnen; sonst würde er sich zu Allem verstehen müssen und selbst zur General-Konföderation gehen. Vom Obersten Döring blieb Bielack deshalb auch verschonet, bis die Resolution von hier aus erfolgt wäre. Allein der Oberst Drewitz, der später herankam, ließ nichts gelten, sondern befahl ihn sofort anzugreifen. Nach kurzem Gefechte erhielt Drewitz einen vollständigen Sieg. Die 1500 tüchtigen Leute Bielack's sind theils umgekommen, theils zerstreut; er selbst hat sich mit

kaum 40 Pferden von Litthauen bis nach Plotzk an die Weichsel geflüchtet und von da seinen Weg zur General-Konföderation genommen.

Bald nach des Großfeldherrn Niederlage ist auch der Konföderations-Marschall Kossakowski von den Russen geschlagen worden. Diese wiederholten Niederlagen werden wohl bewirken, daß die Konföderirten sich eine Zeitlang ruhig verhalten werden.

Den 4. November. In der verwichenen Nacht hat sich hieselbst ein schrecklicher Vorfall zugetragen, so daß ich allein um desselben Willen an Euer Hoch- und Wohledlen Herrlichkeiten eine eigene Gelegenheit abzufertigen mich genöthigt sehe.

In vergangener Woche war die Nachricht hergekommen, daß Pulawski Petrikau verlassen und sich nach Radom begeben hätte; ebenso erfuhr man, daß Kossakowski, aus Litthauen vertrieben, in das Masurische gehen wolle. Um die Vereinigung Beider zu verhindern, war der Oberstlieutenant Lange Ersterem nachgegangen und dann auch noch der Oberst Lapuchin von hier aus deshalb ausgeschickt worden. Nun kam auch ehegestern Abends eine Estafette hieselbst mit der Nachricht an, daß Lange den Pulawski bei Radom nach einer hartnäckigen Gegenwehr dergestalt geschlagen, daß über 700 Todte geblieben wären. Gestern früh traf ferner die Nachricht ein, daß der Oberstlieutenant Salomon, nachdem er von der Begleitung des Generallieutenant Weymarn bis Korschellen zurückgekommen den Kossakowski bei Kraßnitz gänzlich geschlagen habe.

Während nun diese Siegesnachrichten über die Konföderirten verbreitet wurden, ward Warschau durch folgendes Ereigniß in Schrecken gesetzt:

Denselben Abend als gestern den 3. d. M. waren Se. Königl. Majestät U. A. H. des Abends zu einer Unterredung bei dem Großkanzler von Litthauen Fürst Czartoryski. Abends gegen 10 Uhr fuhren S. K. M. von da ab nach Hause und waren in zwei Kutschen mit einiger Begleitung etwa 20 Mann in Allem. Wie sie noch in derselben Gasse zwischen der Capuziner Kirche und dem Krakauer Palais waren, so fiel ein Haufe von 20 Mann zu Pferde aus dem Gäßchen gegenüber der Capuziner Kirche, welche man das Capitul nennt und ein anderer Haufe, eben so stark, aus dem auf die Capuziner Straße im Durchschnitt der Senatorenstraße stoßenden Ziegen-Gäßchen auf die Kutsche und das Gefolge Sr. K. Maj. und schossen gleich viele Ladungen auf einmal auf die Kutsche von beiden Seiten los, daß man noch die Kugeln in den Mauern des Palais des Bischofs von Krakau und des Hintergebäudes des Krongroßfeldherrn Branickischen Palais sehen kann. Zu gleicher Zeit fielen sie auch selbst die Kutsche, wo der König darin saß, von beiden Seiten an, aus welcher sowohl der General-Adjutant des Königes, der Oberst Poniatowski für sich als auch der König selbst durch Hülfe zweier Königl.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Heyducken entkamen, welche das Herausreißen des Königs den Mördern wehrten und darüber so tödtlich geschossen wurden, daß einer davon gleich eine Viertelstunde darauf verstorben, der andere aber noch auf den Tod lieget. Ein Hofpole Osmialowski bekam auch zwei Hiebe über beide Arme, und sein Pferd ward geschossen, daß es fiel, so daß er weiter nichts übrig hatte, als, da er sich erholte und keinen König mehr sah, es melden zu gehen. Der Königliche Unterbereiter, Page und die Ordonnanz-Offiziere, welche vor der Kutsche ungefähr 30 Schritte und die vier mit Fackeln leuchtenden Ulanen noch weiter voraus waren, sahen sich, da sie sich bereits um die Ecke der Capuziner Straße nach dem Schlosse zu gewendet hatten, durch den aus dem Ziegengäßchen herausgeplatzten Haufen, von dem Könige abgeschnitten und eilten nur ins Schloß, um Hülfe zu rufen, und der etwa noch übrige Rest, betäubt von dieser außerordentlichen Begebenheit, wußte auch nichts zu thun als still zu sein und zum Theil das Pförtchen am Hintergebäude des Palais des Großfeldherrn zu erreichen. Der König, im Finstern, uneingedenk dieses Pförtchens, durch welches er allem Unglück auf einmal hätte entgehen können, zog sich nur längs den Häusern so fort, daß er wieder das Palais des Fürsten Großkanzlers erreichen wollte. Allein die Mörder verfolgten Ihn zu boshaft, als daß sie Ihn nicht hätten zu packen bekommen sollen, da sie Ihn mit Schießen verfolgten, bis sie ihn verruchterweise bei den Haaren faßten, banden und Ihn auf ein Pferd querüber warfen, auf Ihn mit Säbeln hieben und so mit Ihm des Fürst Großkanzlers Palais vorbei rannten, vor welchem zwei Schildwachen standen. So entkamen sie mit dem unglückseligen Könige durch die Heustraße beim Zeughause vorbei nach der Naliwke an die ohnlängst aufgeworfenen Linien, welche von ihnen schon an einigen Stellen eingerissen und zum Uebersetzen verschüttet waren.

Es ist unbegreiflich, wie dies Alles hat geschehen können, ohne daß die Menschen auf den Straßen, die Wachen in denselben Gassen und die Leute vom Gefolge nicht wenigstens Gewalt geschrieen und Lärm gemacht haben, sondern Alles selbst bei dem erfolgten starken und verdoppelten Schießen so ohne Auflauf sich hat ereignen können! Es ist dies um so viel mehr zu verwundern, da, ehe diese schreckliche That wirklich geschah, die Mörder Alles, was in diesen Gegenden zu Fuß, Wagen und Pferde sich sehen ließ, aufhielten und zurückwiesen, so daß auch im Ausbruch dieser Frevelthat ein Pferd von einer eben vorbeifahrenden herrschaftlichen Kutsche nieder- und die Kutsche solcher Herrschaft etlichemal durchgeschossen wurde.

Man kann sich leicht die Bestürzung denken, welche sich in Warschau über diese Frevelthat zeigte! Die Russen zogen gleich Alles zusammen,

stellten Piquets aus, schickten Patrouillen herum und ein Gleiches ward von den hier befindlichen Kron- und Litthauischen Truppen gethan. In das Palaisthor des Ambassadeur ward ein Einhornstück und ein Kanonier fertig dabei gestellt und auch Truppen dazu geordnet. Der Russische Generallieutenant Bibikow ritt selbst mit einem Trupp Reiterei aus, den unglücklichen König zu retten. Ein Gleiches that der Kronkammerherr Fürst Poniatowski, der Kronstallmeister Wielopolski mit einiger Reiterei. Man gab schon alle Hoffnung auf, den König noch lebendig zu sehen, da man nach einiger Zeit auf der mehrgedachten Capuzinerstraße den Hut des Königs von Streifschüssen kennbar und den Haarbeutel des Königs mit Blut besudelt fand. Auch der Fürst Kronkammerherr erlebte den schrecklichen Anblick, an dem Orte, wo die Mörder des Königs mit ihm übergesetzt waren, zwei gestürzte Pferde in dem Graben der Linien und drüber weg nicht weit davon des Königs Pelz zu finden. Alles war außer sich. Inzwischen herrschte doch solche Stille in den Straßen und Häusern, daß es wohl recht was Seltenes ist, solche That geschehen und dabei Alles todt und einsam zu sehen!

Endlich auf einmal durch die göttliche Vorsehung, welche über die Gesalbten wacht, kam unser theuerster König heute früh um 4 Uhr zu uns wieder nach Warschau zurück. Da der König selbst das, was mit ihm vorgegangen, so viel seine Schwachheit es zugelassen, erzählt hat, so kann ich Solches aus dieser Quelle mittheilen.

Wie die Mörder Sr. Königl. Majestät mit Allerhöchstdemselben, welchen sie inzwischen auf ein besonderes Pferd gesetzt, aber schon des Ordensbandes, Sternes, Pelzes, der Uhr, Börse u. s. w. beraubt hatten, und gebunden mit sich führten, über die Linie hinübersetzten, stürzte das Pferd, worauf Se. Majestät saß, mit dem Könige und das Pferd brach zugleich den Fuß. Der König wurde also von den Bösewichtern zu Fuße fortgeschleppt, wobei derselbe seinen Schuh verlor. Dieser Vorfall machte eine Verweilung und man rathschlagte, ob man den König hier tödten oder lebendig weiter mitschleppen sollte, um die Ordres, die man hatte, zu erfüllen. Es waren nämlich von Pulawski vier Personen ganz besonders unter dieser Bande ausgeschickt, und hatten geschworen, den König todt oder lebendig zu bringen. Die Bösewichter vermeinten aber, wenn sie den König gleich ermordeten und liegen ließen, daß dann ihnen desto eher nachgesetzt und sie ertappt werden möchten. Sie beschlossen also, mit ihm weiter zu gehen, bis sie den nicht allzuweit stehenden Trupp ihrer Blut-Kameraden, der an 300 Mann stark war, erreicht hätten. So gings denn in stockfinsterer Nacht mit dem Könige weiter fort in den Bielaner Wald hinein eine kleine Meile weit von hier. Dabei hielt man dem Könige beständig an jede Seite des Kopfes eine geladene Pistole, die allein,

von den beständig hin und her schwankenden Stößen dem Könige das Gesicht beschädigt und braun und blau gestoßen haben. Da sie inzwischen schon um einige Russische Posten herumgehen mußten, welche von den in dortiger Gegend stehenden Detachements ausgestellt waren und auch hinter sich her Stimmen und Geräusch nachsetzender Völker vernahmen, so verliefen sich Einer nach dem Andern bis auf diejenigen vier, welche den verruchten Schwur gethan hatten, den Gesalbten des Herrn zu ermorden. Hier wollten sie nun die teuflische That ausführen, als Einer von ihnen, mit Namen Kosinski, sagte, man müsse sich aber auch mit dem Fortkommen gut vorsehen, sie sollten sich nur nach allen Seiten umthun, ob nicht wo Jemand ihnen auf den Hals käme; er selbst wolle schon seinen Schwur erfüllen, sein Pferd laufen lassen und sich zu Fuße forthelfen. Die Andern schärften ihm seinen Schwur ein und gingen darauf auseinander.

Als der König, welcher, auch als er zu Fuß fortgeschleppt wurde, noch immer gebunden war, sich mit dem Einen allein herumirren sah, sagte er zu demselben, als sie auf das im Walde gelegene Camaldulenser Kloster kamen, er solle ihn doch hier unterbringen. Dieser aber antwortete trotzig: nein ermorden werde ich Dich. Und so ging er mit dem gebundenen Könige immer weiter fort, bis dieser ihm selbst sagte, was er denn mache, er führe ihn ja immer näher der Stadt zu, er scheine die Gegend gar nicht zu kennen und mit dem Wege ganz unbekannt zu sein. Der Mensch erwiederte: was geht das Dich an? ich werde Dich todtschlagen. Der König frug ihn darauf, was er ihm denn zu Leide gethan? und erhielt zur Antwort: Du hast mir Nichts zu Leide gethan, aber ich habe geschworen, Dich todt zu schlagen. Auf die Frage des Königs, wann und wie ihnen dieser Schwur abgenommen sei, antwortete Kosinski: Pulawski hat uns dies bei der heiligen Jungfrau schwören lassen. Hierauf sagte der König: wer ist denn mehr, die heilige Jungfrau oder Gott? Als der Mensch hierauf erwiederte! Gott ist wohl mehr — da sprach der König: weißt Du wohl, daß Du Gott mit einem Eide verpflichtet bist, Niemand zu tödten und am allerwenigsten einen König, einen Gesalbten Gottes? Dann redete der König, wie derselbe ja so rührend sprechen kann, dem Menschen weiter ernstlich zu und auf einmal fiel derselbe, als der König schon glaubte, er wolle ihm das Leben nehmen, vor ihm nieder und sprach: Allergnädigster Herr, Ihr Leben ist in meiner Hand; aber wenn Sie mir das Leben schenken, so schenke ich Ihnen das Ihrige. Ja! sprach der König, auf mein königlich Wort schenke ich Dir das Leben. Hierauf band Kosinski dem Könige die Hände los und der König forderte ihn auf, ihn zu verlassen, er werde schon allein nach der Stadt kommen. Kosinski aber erklärte, er werde ihn nicht verlassen, selbst wenn ihm der Kopf abgeschlagen werden sollte. Darauf nahm er

den übel zugerichteten König, der ohne Hut, Schuh und Pelz herumgeschleppt war, an Händen und Füßen zerrissen, braun und blau mißhandelt und am Kopfe verwundet war, auf den Rücken und trug ihn bis zu der nahe gelegenen Bielaner Mühle. Hier kam man so ungefähr gegen 2 Uhr an. Es ward angeklopft, allein bei der großen Unsicherheit, die jetzt allenthalben ist, wollte der Müller, zufällig ein Deutscher, nicht aufmachen. Da sagte der König in deutscher Sprache, er sei auf der Jagd verirrt und beraubt worden und bat, man möchte ihn aufnehmen; er gab sich jedoch weiter nicht zu erkennen.

Nachdem aufgemacht war, forderte der König zuerst Licht. Als dies der Müller herbeibrachte, erschrak er nicht wenig, wie er seinen König so erbärmlich zugerichtet vor sich sah. Der König nahm seine Schreibtafel, die er noch in der Tasche gefunden, und schrieb an den in der zunächst gelegenen Kron-Kaserne kommandirenden General Cocceji, daß man ihn holen solle. Cocceji ließ dies sofort in's Schloß melden, nahm darauf seine Chaise und einige Mannschaft und fuhr zum Könige. Diesen fand er schlafend; Kosinski saß neben dem Bette und bewachte den König mit gezogenen Säbel. Letzterer ließ, um den Schlafenden nicht zu stören, Niemand herankommen. Der König erwachte jedoch und nun kann man sich denken, wie rührend es war, als sich der König und Cocceji erblickten.

Der König ward darauf, nachdem ihm Cocceji seinen Hut und Pelz gegeben, in die Chaise gesetzt und so mit Begleitung ungefähr um 4 Uhr heute früh nach der Stadt gebracht. Im Schlosse erwarteten ihn die vornehmsten Damen und Herren und hoben ihn mit Thränen aus dem Wagen, während der Schloßplatz vom Vivatgeschrei der Menge ertönte.

Der König gewährte einen traurigen Anblick, wie er ohne Schuhe, am Kopfe verwundet, entkräftet, aus dem Wagen stieg. Als er die innigste Bewegung in den Augen derer, die um ihn waren, erblickte, sagte er matt, indem er in seiner leutseligen Weise Einen nach dem andern ansah: seht, das haben mir meine Kinder gethan! Während er in sein Zimmer getragen ward, äußerte er: nun sehe ich wohl, daß es sich nicht um Freiheit oder Religion bei den gegenwärtigen Unruhen handelt, sondern lediglich um meine Person; nun weiß ich also, was ich zu thun habe!

Den Kosinski befahl der König gut zu halten und ihm Nichts zu Leide zu thun. Ebenso erkundigte er sich nach den Heyducken, welche fast allein bei der Kutsche ihn den Händen der Mörder zu entreißen gesucht hatten. Als er erfuhr, daß der Eine bereits todt sei, frug er sogleich, ob er Frau und Kinder hatte und da ihm geantwortet wurde, daß er Niemand hätte als seine alte Mutter hier auf der Bieline, eine evangelische Frau, so sagte er: diese soll zeitlebens reichlich versorgt sein.

Man hat dem Könige gleich zur Ader gelassen und nach der Wunde gesehen. Diese fand man zwar groß, aber nicht lebensgefährlich, da sie nur bis auf den Knochen geht, dieser selbst aber nicht berührt ist. Se. Majestät befinden sich zwar anjetzt matter, wie bei ihrer Ankunft, aber außer Gefahr; Sie haben auch diesen Vormittag einige Stunden sanft geschlafen.

Der Kron-Marschall mit den übrigen Großen und Ministern haben sogleich veranstaltet, daß unter beständiger Abfeuerung der Kanonen noch diesen Vormittag um 12 Uhr das Te Deum laudamus in der Pfarrkirche gesungen wurde, wobei der Großkanzler Bischof von Posen und Warschau das Hochamt gehalten.

Den vom Könige begnadigten Kosinski will der Kron-Marschall seiner Gerichtsbarkeit überliefert wissen. Er ist es, welcher hier in der Stadt auf den König geschossen, ihn aus dem Wagen gerissen, auf das Pferd geworfen und gebunden hat. Heute Nachmittag ist die Leiche des an seinen Wunden sofort verstorbenen Hayducken George Bützo, so wie der andere Hayduck Simon Mikulski, desgleichen die Kutsche und Pferde, an welchen die Zeichen des mörderlichen Angriffs noch zu sehen waren, im Kronmarschalls-Gerichte zur Besichtigung aufgeführt worden. So eben vernimmt man auch, daß die Russen beim Nachsetzen fünf von den Bösewichtern bereits bekommen haben, welche bei dem verruchten Haufen der Königsmörder gewesen sind.

Den 6. November. Da es E. E. H. W. Rath äußerst daran gelegen sein muß, den Verfolg der schrecklichen Begebenheit zu wissen, welche ich am 4. d. M. gemeldet habe, so habe ich die Ehre, in diesen Zeilen den Wünschen ein Genüge zu leisten. Es ist anjetzt auch auf ein acht Tage bei der allgemeinen Aufregung an keine Geschäfte zu denken, zumal man sich immer aus Aufmerksamkeit bei Hofe zeigen muß, um früh, Vormittags, Nachmittags und Abends zu vernehmen, was der König macht.

Se. Majestät sind vollkommen gesund, nur daß Sie heute, weil sie jetzt erst die Beschädigung der einen Fußsohle recht fühlen, sich einer Krücke bedienen. Se. Majestät lassen sich von jedermänniglich von Stande sprechen. Die Kronschatz-Kommission hat gestern in corpore ihre Wünsche für Erhaltung des Königs vor dem Ruheplatze desselben abgelegt. — Das Verhör mit dem vom Könige begnadigten Kosinski, der ein Erbunterthan vom Starosten Ußicki, Herrn Szydlowski, aus der Ukraine ist, und sich in gegenwärtigen Unruhen zum Offizier aufgedienet hat, ist schon von dem Kronmarschall-Gerichte im Beisein dazu genommener Reichsbeamten gehalten worden. — Der Hofarzt Dr. Böcker hat in Gegenwart der erlauchten Minister die Verwundung des Königs am Haupte und

dessen anderweitige Beschädigungen gestern untersucht und über den Befund ein schriftliches Gutachten abgegeben.

Es ist noch besonders hervorzuheben, daß, da Kosinski den König schon freigelassen, er ihm seinen eigenen Säbel abgab, um ihn zu tödten. Später, als sie schon in der Mühle waren, hatte der König ihn wiederholentlich aufgefordert, er sollte sich doch bei Seite machen. Kosinski aber erwiederte: Nein, denn wenn die Uebrigen hier von ungefähr herkämen, würden sie Ew. Majestät todtschießen, jetzt aber kann ich Solches wehren.

Der Müller, der den König nur als einen Unglückseligen eingenommen, ist ein evangelischer Sachse; er fiel dem Könige zu Füßen, wie er ihn erkannte und legte ihn von der Bank in sein Bett. Derselbe ist heute mitsammt seinem Weibe zum Könige beschieden und reichlich beschenkt worden; auch hatte ihn der König gefragt, ob er sich nicht eine Gnade auszubitten hätte. Der Müller erbat sich eine eigene Mühle auf Lebenszeit, was auch der König seiner Kammer ins Werk zu setzen befohlen hat.

Die wunderbare göttliche Vorsehung bei der Errettung des Königs wird immer augenscheinlicher. Da der König mit dem Pferde stürzte, wollte man ihm den letzten Schuß zum Tode geben und hatte es so gut gemeint, daß die Kugel dem Könige dicht über das Toupet wegging dergestalt, daß der König die Hitze des Pulvers fühlte, auch wirklich das Haar davon versehrt gefunden worden ist. — An der Kleidung, welche der König zur Zeit seiner Entführung angehabt, ist befunden worden, daß durch seinen Pelz von den ersten Schüssen in den Wagen zwei Kugeln an der rechten Seite durch und durch gegangen und in der Seite über der Hüfte ganze Klumpen gehackt Blei gehaftet haben. Hinten auf dem Rücken ist der tuchene Ueberzug des Pelzes durch und durch gestochen und der Kragen ganz abgerissen. Die seidenen Strümpfe waren bis an das Kniee voll Schmutz, an Wade und Schienbein aufgerissen und die Sohle durchgegangen. Nebst dem einen Schuh, den der König auf dem Fuße behalten, und welcher ganz berieben und aufgerissen ist, zeigt man auch einen häßlichen polnischen Stiefel mit einem ungeheuern Sporn, den man dem Könige von einem schlechten Kerl aus der Bande geben ließ, als er sich schon ganz von dem Fortschleppen zu Fuße verwundet hatte. Sein Gehen mit einem feinen Schuhe und einem solchen abscheulichen Stiefel war aber um so martervoller. Die Beinkleider des Königs bis an den Schenkel, ebenso sein Hemde bis über den Ellbogen, auch die Schöße von Rock und Weste sind unflätig besudelt.

Heute ist der Heyduck, welcher die für den König bestimmten Kugeln durch sein Vorstellen aufgefangen, auf dem Begräbnißacker der Evangelischen hierselbst beerdigt worden. Er war in schöner rother Seide ange-

kleidet und mit Kränzen und Blumen gezieret, welches ihm die Freude für die Erhaltung des Königs von den Evangelischen besorgt hat. Die Leichenbegleitung war groß; selten ist eine solche Anzahl Menschen beisammen in der Stadt gesehen worden. Es möchten bei 2000 Menschen gefolgt sein, worunter auch Vornehme beiderlei Geschlechts waren, selbst Ordensritter, auch einige Wenige von der andern Kirche. An seinem Grabe ward eine rührende Standrede gehalten; seine alte ehrwürdig aussehende Mutter stand daneben, Thränen vergießend und betend für das Leben des Königs. Ihrem Beispiele folgten ihre Glaubensgenossen.

Man glaubt noch immer einen von den Vornehmsten unter den Verschworenen, Lukawski, zu erwischen. Es ist derjenige, welcher dem Könige den preußischen schwarzen Adlerorden vom Halse gerissen und in der gewissen Hoffnung, sein Kamerad Kosinski werde den König ermordet haben, trägt er das Band hier um Warschau überall herum mit der Versicherung, der König sei todt und er habe ihn selbst umgebracht, davon dies Band das Zeichen sei. Der dritte Verschworene heißt Strawinski.

Einige von der übrigen Bande sind hier eingebracht. Auch hat man das Pferd des Pagen wieder bekommen, der neben der königlichen Kutsche ritt, den die Mörder aber herunter warfen und das Pferd mit sich nahmen, dasselbige, auf welches sie den König, der Anfangs nur auf andern Pferden zwischen den Satteln schweben mußte, hinter der Stadt auffetzten und mit welchem der König gestürzt ist.

Pulawski ist wieder nach Czenstochau zurückgegangen, woselbst die Königsmörder den verruchten Eid geschworen haben, welche auch, wie Kosinski ausgesagt hat, 24 Stunden lang in dem hiesigen Dominikaner-Kloster verborgen gesessen haben. Zaremba ist immer hinter dem Pulawski gewesen, aber auch wieder hinter ihm fort und gleichfalls nach Czenstochau gegangen.

Den 9. November. Das Wichtigste, was ich jetzt zu melden habe, ist das Befinden unsers Königs auf die verruchte That vom 3. November. Se. Majestät befinden sich vollkommen wohl; die Wunde am Kopfe suppurirt und geht alles gut, es ist nicht einmal das geringste Fieber eingetreten.

Auf einer Bergère im Schlafrocke mit verbundenem Kopfe nehmen Se. Majestät die Glückwünsche an. Der russische Ambassadeur und der preußische Minister sind öfters da; am wenigsten jedoch Ersterer. Der päbstliche Nuntius wartete auch dem Könige auf.

Der begnadigte Kosinski ist schon einigemal bei Hofe gehört worden. Man weiß aber nicht mehr, nicht weniger als bisher. Gewiß ist es, daß der Aufenthalt der ganzen Bande im Dominikaner-Kloster gewesen ist,

wohin sie mit Getreide-, Heu- und Strohfuhren einkamen und darin alles Gewehr und Kleidung versteckt hatten.

Das Billet des Königs aus der Mühle an den General Cocceji lautete also: „Par une espèce de miracle je suis sauvé des mains des assasins; venez me tirer d'ici au plutôt avec une quarantaine d'hommes.“

Als die Müllerin beim Könige zum Empfange der Vergeltung war, hatte sie den Pelz an, mit welchem sie den König auf ihrem Bette bedeckt hatte, da er sich hinlegte und einschlummerte. Auch waren der Knecht und die Magd aus der Mühle beim Könige, um eine Erkenntlichkeit zu erlangen. Letztere hatte die Thür aufgemacht, und der Knecht den Zettel zum General Cocceji gebracht.

Der getödtete Heyduck des Königs heißt George Bützau und ist aus Bartzkehm im Amte Sodargen, nicht weit von Stallupöhnen und Schirwind im Königreich Preußen gebürtig, welches seine Eltern als Kölmer besaßen; die Eltern der hier anjetzt lebenden Mutter waren auch Kölmer von Trakina bei Insterburg.

Man hat zwar verschiedene von den Konföderirten eingebracht, allein noch keinen von den eigentlichen Thätern, nicht einmal von den übrigen Verschworenen. Den Lukawski hatte man in einem Bauernhause schon beinahe gefangen, allein er ist im Hemde entkommen; doch hat man seinen Rock und verschiedene Papiere darin gefunden, worunter auch Briefe von Pulawski sind, in denen er von einer bekannten Unternehmung mit ihm spricht.

Für Warschau ist es ein Glück gewesen, daß unmittelbar vor der That Kossakowski und Pulawski schon geschlagen gewesen. Denn diesen folgte Zaremba und noch drei andere Haufen, um, wenn die abscheuliche Unternehmung wäre ausgeführt worden, selbst nach Warschau hereinzurücken. Hier hatte man Viele dadurch sicher gemacht, daß man mit Fleiß die Nachricht hatte verbreiten lassen, daß die General-Konföderation bereits den König für den Ihrigen anerkannt und befohlen hätte, die gegen ihn lautenden Aktus aus den Gerichtsbüchern zu reißen. Der unmenschliche Erfolg hat das Gegentheil gelehrt.

Den 16. November. Man schreckt jetzt mehr wie je, daß Polnisch-Preußen brandenburgisch werden soll. Da müßte man doch etwas zur Rettung der Städte gemeinschaftlich anfangen, zumal ich besonders bemerke, daß die, welche ihre Einwilligung nolentes volentes geben müssen, doch solche espèce dabei gern machen möchten!

Hier in Warschau ist es schon wieder, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre. Man spricht recht pro und contra. Und doch ist der

schreckliche Anfall auf den König ein Werk, wie es noch keine Nation aufweisen kann!

Die Nachricht von der verruchten That, so wie die Leichenrede auf den errettenden Heyducken ist hier in deutscher und polnischer Sprache gedruckt zu haben. Sonst ist bis jetzt Alles still, indem keine Untersuchungen weiter stattfinden, da kein Thäter mehr ertappt worden ist.

Das Te Deum ist fast Tag für Tag noch immer die ganze Zeit hindurch in den hiesigen Kirchen und Bethäusern aller Religionsgesellschaften wegen Erhaltung des Königs erschollen. In verschiedenen Kirchen ist es Genossenschaftsweise veranstaltet worden, von den Reichskommissionen, den Hofgerichten, den Kammerherren des Königs, den Generaladjutanten u. s. w. Der Magistrat der Stadt Warschau und die Kaufmannschaft insbesondere haben sich auf gleiche Art gezeigt, so wie auch Alles nachher zum königlichen Handkuß in dem Schlafzimmer des Königs zugelassen wurde. Die evangelische Gemeinde hat am abgewichenen Sonntage solches in dem Bethause beim dänischen Gesandten, sowie die reformirte im Palais des preußischen Gesandten gethan. Eben denselben Tag ließ es auch der russische Großbotschafter in der Gesandtschaftskapelle singen. Die Juden haben heute vor acht Tagen ebenfalls Gott in Psalmen auf eigene Art gelobet über die Erhaltung des Königs. Der Kron-Großkanzler, Bischof von Posen und Warschau, hat in seiner Diöcese einen besondern Hirtenbrief verlautbaren lassen, der zur Treue gegen den König mahnt und ein dreitägiges Beten für den König in den Kirchen seines Sprengels veranstaltet.

Der bekannte Bierzynski hat hierher geschrieben, und sich dabei auf seine ausdrückliche Aussage berufen, wie er schon seit dem schrecklichen wider den König von der General-Konföderation ausgegangenen Dekret gemeldet habe, daß das Leben des Königs der Gegenstand aller Beeiferungen wäre; man habe es damals freilich nicht glauben und nicht darauf achten wollen.

Anjetzt hat man für nothwendig befunden, sogar auf die Brunnen im Schlosse sein Augenmerk zu richten und daher an jeden Brunnen eine Wache gestellt. Man will auch dafür sorgen, daß überhaupt mehr Sicherheit bei der Wehrlinie und durch Patrouillen und Piquets sein möge. Vor wenigen Tagen ist auf die Kutsche des Kron-Reichsfiskals Abends ein Anfall geschehen, in welcher jedoch just Niemand gesessen.

Bei der General-Konföderation soll auf die von dem Vorfall mit dem Könige bei ihr eingegangene Nachricht viel Verwirrung entstanden sein, wie der aus dem Krakauischen hergeeilte Kronjägermeister Branicki aussaget.

Man zeigt hier jetzt Briefe, die schon zu Anfang dieses Monats im Lande herumgegangen, in welchen man von einer erstaunend merkwürdigen Sache schreibt, welche man aus Warschau in den ersten Tagen dieses Monats erfahren würde!

Den 23. November. Unsers Königs Majestät befinden sich andauernd wohl. Es ist auch eine französische Nachricht von des Königs Unglücksfall im Drucke erschienen. Sie ist sehr vollständig. In Betreff meines Berichtes muß ich hier bemerken, daß keine nachherige Relation des Bindens gedenkt, sondern nur des Entwaffnens. Ich wiederhole jedoch nochmals, daß die ersten Menschen, die den ganzen Vorfall von weitem gesehen und gehört haben, ausdrücklich berichtet haben, wie sie den königlichen Haarbeutel von der Gasse einbrachten, daß man den König selbst gebunden hätte.

Man hat hier eine polnische Ode, welche ein Mitglied von der Gesellschaft Jesu, Namens Marußewicz, auf die schreckliche Begebenheit mit dem Könige verfertigt hat. — Auch ist das wohlgerathene Gebet des dänischen Gesandtschaftspredigers, welches er bei dem Dankfeste der evangelischen Gemeinde gehalten, im Druck erschienen.

Der gedruckte Hirtenbrief des Bischofs von Posen und Warschau, Krongroßkanzlers Mlodziejowski ist nicht mehr zu haben. Einige Berühungen der Beichte haben nicht gefallen wollen. Merkwürdig aber ist es überhaupt, daß man erst mühsam die Glieder solcher Kirche überzeugen zu müssen glaubet und sich zu beweisen mühet, daß ein Königsmord wider menschliche und göttliche Gesetze ist!

Man sieht hier auf die schreckliche Begebenheit mit dem Könige folgende kleine deutsche Verse herumgehen:

O! unglückselige, o! schreckenvolle Nacht!
In der die Frevelthat ihr Meisterstück vollbracht.
Der wahre Menschenfreund, Der sanftmuthsvoll regieret,
Wird aus der Residenz ganz mörderisch entführet.
Den Weg, den Könige, so lange Welten stehen,
Nie gingen, mußte hier der beste König gehn.
Ihr Zeiten hört ihr dies, so merket auch daneben:
Es ließ ein Dissident*) aus Pflicht dabei sein Leben,
Ein Dissident**) nahm ihn in seiner Hütten Schooß,
Ihn bracht' ein Dissident***) auch wider in Sein Schloß.

---

*) Der Königliche Heyduck George Heinrich Bützau.

**) Der Müllermeister in der Malzmühle bei Mariemont, Johann Christian Kunahd aus Nieder-Ottendorf in Sachsen.

***) Der Generalmajor Cocceji.

Den 30. November. Das jährige Krönungsfest wurde am vergangenen Montage mit der gewöhnlichen Gala am Hofe durch Versammlung der Herrschaften männlichen Geschlechts, durch Hingehung nach der Kirche zum Ambrosianischen Lobgesange und durch dabei erfolgte Abfeuerung des groben Geschützes begangen. Nur der König hielt sich noch ein, weil er den Kopf seiner Wunde wegen noch verbunden trägt.

Sonst ist von hier wenig zu melden. Weil noch so manche Herumtreiber eingebracht werden, so sind dann noch öfter Verhöre zu Schloß vom Kronmarschall angestellt, um über die Rädelsführer der abscheulichen That gegen den König etwas Näheres herauszubekommen. Sowohl in Polen als in Litthauen schwärmen noch die Plündergeister herum.

Den 7. Dezember. Von Wien sind auf das königliche Bekanntmachungschreiben von dem Unglücksfalle sehr freundschaftliche Beileidsschreiben eingegangen und da Se. Majestät bei dieser Gelegenheit geäußert haben, wie Sie bedacht sein würden, zur Erhaltung nachbarlicher Freundschaft einen Gesandten nach Wien zu schicken, so haben beiderseits kaiserlich königliche Majestäten erklärt, Sich Solches sehr wohl gefallen zu lassen, wenn es Sr. Majestät belieben sollte, ins Werk zu richten.

Sonst ist Alles ganz stille. Auch von der General-Konföderation und sonstigen Konföderirten ist Nichts zu hören. In vielen Städten in Polen ist das Te Deum laudamus über die Errettung des Königs erst von Fremden veranstaltet gesungen worden.

Es werden anjetzt bald etliche Cohorten, eine neue Miliz aus Rußland, in Polen einrücken. Auch kommen 4000 Bucharen herein, die mit den besten Kalmucken Geschwisterkind sind. — Drewitz richtet ein eigenes Korps von Infanterie, Dragonern und Kosaken auf, welches das Drewitzsche Korps heißen wird und auch für Polen bestimmt ist.

In Lemberg ist ein Geistlicher, der am 3. November daselbst eine besondere Predigt gehalten hat, in einem russischen Schlafwagen abgeführt worden.

Den 21. Dezember. Von Wien aus ist der General-Konföderation angedeutet worden, daß Pulawski sich in den Staaten des österreichischen Hauses nicht dürfe sehen lassen und daß die General-Konföderation selbst in ihrer sonst bekannten gegen Se. königliche Majestät so versehrlichen Akte die Stellen vom Königsmorde auslassen, sonst aber diese Akte aufs Neue dergestalt umgeschmolzen ausgeben solle und nur in solchem Falle sich Schutz und Aufenthalt in gedachten Staaten versprechen könne.

Den 28. Dezember. Von Streifereien im Lande ist anjetzt wenig zu hören. Um Warschau herum stehen die Russen zu stark verbreitet, als daß man heranzukommen wagen sollte. Es sind sogar in den Vorstädten

Warschau's anjetzt förmliche Einquartierungen der Russen. Im Sieradischen irret noch Moßczinski und Hadziewicz in Klein-Polen herum. Zaremba mit Pulawski vereinigt ist auch nicht stetig, da ihnen soviel von Groß-Polen durch die preußischen Truppen abgeschnitten ist. Dennoch ist ganz neuerlich eine Versammlung von Marschällen und Räthen der großpolnischen Konföderation in Fraustadt gewesen, welche den Zaremba zum General-Marschall von ganz Groß-Polen ernannt hat.

So wie Groß-Polen, und das polnische Preußen nicht weniger, fast ganz von Preußen besetzt ist, so steht Klein-Polen von Russen voll. Stackelberg steht in Krakau, Lange in Opoczno, Oebschelwitz in Sandomir, Gelagin in Pinczow und Suwarow in Lublin. Und von Lemberg aus wird Reußen und Volhynien in Ruhe gehalten und selbst bis in die Gebirge, von wo noch immer manche Gefangene eingebracht und nach Rußland abgeführt werden. Auch in Litthauen sind nur noch kleine Streifpartien zu sehen.

Die General-Konföderation ist noch in Teschen und der Prinz Martin Lubomirski kommandirt in Biala. Diese Generalität hat unter dem 4. d. M. ein Manifest herausgegeben, welches völlig derjenigen Deklaration gemäß ist, welche der Wiener Hof an selbige hat ergehen lassen. Es werden aber dadurch die Sachen ernstlicher als sie jemals waren.

Se. Majestät haben, da das letzte Senatus-Konsilium 1769 es in seine Macht gestellet, Gesandte an verschiedene Höfe zu schicken, die hier anwesenden geistlichen und weltlichen Senateurs und Minister am 23. d. M. zu sich entboten und haben ihnen eröffnet, wie sie nunmehro nach Wien und Berlin bestimmte Gesandte ernennet und für selbige eine Instruktion hätten aussetzen lassen; es möchte E. Erl. Senat deshalb seine Gedanken und Beistimmung an den Tag legen und zugleich beifügen, wieviel und woher jeder dieser Gesandten Reisekosten haben sollte. Der Senat genehmigte hierauf die auf den litthauischen Referendarius Oginski nach Wien und auf den fraustädtischen Starosten Kwilecki nach Berlin gefallene Wahl sowohl als die abgefaßte Instruktion und bestimmte aus dem Kronschatze und litthauischen Schatze für den ersteren auf drei Monate 2000 Dukaten und für letzteren 1500 Dukaten. Es werden diese Gesandten nun nächstens abgehen und man weiß noch nicht, ob in ihrer bisherigen polnischen Tracht oder ob sich selbige umkleiden werden.

1772.

Den 6. Januar. Gestern ist der König zum erstenmal nach seiner Krankheit öffentlich erschienen. Nachdem derselbe im Audienz-Zimmer die Glückwünsche der Magnaten empfangen hatte, begab er sich die Schloß-

treppe hinunter, wo der gewöhnliche Zug bereits geordnet aufgestellt war. Es war diesmal das Besondere hierbei, daß in dem Zuge vor dem Könige sich auch der Woiwode von Plock befand, welcher Oberst ist bei der königlichen Leibfahne polnischer leichter Kron-Reiterei. Dieser ritt ein ganz auf türkische Art, mit einem Roßschweif von einer und einem Köcher voll Pfeilen auf der andern Seite des Halses, geziertes Pferd; auch hatte er den gewöhnlichen Türkensäbel und das Pferd ward von zwei Türken geführt. Der Zug ging nach der Pfarrkirche, in welcher hohe Messe war und der König das Abendmahl empfing.

Die verschiedenen Avertissements, welche der König erhielt, daß Ihm (so wie auch dem Saldern) nach dem Leben getrachtet würde, haben seinen Ausgang am Neujahrstage verschoben. Da dieser nun am verflossenen Sonntage erfolgt ist, sagt die Bosheit wieder, man sehe deutlich hieraus seine Gesinnungen; nicht an unserm Weihnachten oder Neujahr sei er zur Kirche gefahren, sondern gerade die russischen Weihnachten habe er gewählt, um seinen ersten Ausgang zu thun. Man sieht aus Allem die tiefe Verbitterung gegen den König. Sollte man wohl glauben, daß selbst ein Bischof von Cujavien, wenn er von dem Dankgottesdienste, der hier in allen Kirchen für die Erhaltung des Königs abgehalten wird, in Gesellschaften kommt, sich dahin äußert: „Jeszcze nie przestajemy.“ („Noch hören wir nicht auf.“) Und Szembeck, der Koadjutor unsers Kulmischen Bischofs, hat sogar eine Exkusation schriftlich aufgesetzt zum Vortheil des Jesuiten, der in Lemberg von der Befugniß eines Königsmordes gepredigt hat! Es ist kein Wunder, wenn der König, der doch Vieles von dem, was gegen ihn gerichtet ist, erfährt, beständig innerlich genagt und gemartert wird.

Zwischen Bibikow und Saldern ist es beinahe zum gänzlichen Bruche gekommen, so daß sie jedenfalls nicht lange werden zusammen bleiben können. Bibikow ist den Frauenzimmern und den Lustbarkeiten ergeben und schiebt Alles gern auf die lange Bank, so daß er oft die Sekretairs wohl zehnmal wiederkommen läßt, ehe er eine Unterschrift unter schon fertige Sachen giebt. Er verspricht Alles, vergißt es aber, sobald er das Versprechen gethan hat. Ich habe recht Pferdearbeit unsere Sachen zu bestreiten; doch kann man, weil er gut ist, Vieles in Geduld bei ihm ausrichten. — Saldern ist ein ordentlicher, gesetzter und thätiger Mann; er möchte daher oft platzen, wenn er sieht, wie es bei Bibikow zugeht und wie das betrieben wird, was er mit ihm abgeredet hat. Auch ist es dem Saldern gar nicht gelegen, daß Bibikow durch die Weiber sich zu sehr mit den Polen verwickelt. Neulich hat er einen dummen Russen, Namens Markow, den man dem Ambassadeur in Petersburg aufgedrungen, zu seinem Kompagnon bei der berüchtigten Starostin Opecka gemacht, der

dort verführt worden ist Depeschen auszugeben. Es ist überhaupt ein wahres Wunder Gottes, wie die Affairen von Rußland noch so gehen, wenn man ihre Leute hier ansieht. Bibikow soll ein Justinianus sein, der den Kodex für solch ein unermeßliches Reich machen soll!

Nach dem Anfalle auf den König hat es acht Wochen gedauert, ehe von Petersburg ein Kurier eingetroffen ist! Und was hat er mitgebracht? Ein mattes, und blos mit der Unterschrift der Kaiserin versehenes Schreiben, während die Kaiserin sonst, auch in ruhigen Zeiten, die Briefe an den König selbst geschrieben hat.

Auch hat man sonst keinen Plan, keine Befehle eingeschickt. Vielleicht mag hieran Schuld sein, daß man immer nicht weiß, wie man mit Oesterreich daran ist, namentlich wenn man das Betragen gegen die Konföderirten betrachtet. Neulich ist von der General-Konföderation ein Schreiben bekannt gemacht, welches der Fürst Kaunitz an sie erlassen hat, in welchem ihnen für das schändliche Manifest vel quasi Eliminations-Manifest gedankt wird. Die General-Konföderation ist auch wieder so dreist, daß sie zwei neue Manifeste herausgegeben hat. In dem ersten erklärt sie die Vergebung aller Würden und Starosteien, die seit der Publikation des Interregni stattgefunden, für null und nichtig. Sodann ist unter dem 27. Dezember ein Manifest gedruckt, in welchem bei Verlust der Ehre und des Vermögens alle Magnaten und Edelleute für hostes patriae erkärt werden, welche sich jetzt nicht der General-Konföderation anschließen würden. Der Großfeldherr von Litthauen hat hierauf auch seine Chargen niedergelegt und hat sich zum General-Regimentarius von Litthauen machen lassen. Andere setzen ihn jedoch nach Czenstochau, wo alle Tage Bälle gegeben werden sollen. Zaremba ist zum Generalmarschall von Groß-Polen erwählt worden, dessen Kommandos schon die in Groß-Polen ausgebreiteten preußischen Truppen anzugreifen sich erdreistet haben.

Die General-Konföderation thut Alles sub auspiciis Austriae. Auch der König baut Alles auf Oesterreich und will sich deshalb — was mir unbegreiflich ist — nicht wider die Konföderation erklären. Darum hat er auch darauf bestanden, einen Gesandten nach Wien zu schicken. Um Schwierigkeiten und Hindernissen hierbei zu entgehen, hat der König zu Saldern gesagt, er brauche hierzu kein senatus consilium, indem das fameuse Konseil von 1769 ihm Erlaubniß gegeben, Gesandte abzuschicken; er werde daher nur die in Warschau anwesenden Senateurs zusammenrufen, um ihnen seine Gedanken zu eröffnen. Indessen waren die Propositiones vollständig auf „Rady Senatus" eingerichtet; auch ist Alles dabei in regelrechter Form zugegangen, es ist ein Resultat formirt und

die Instruktion ex senatus consilio ausgefertigt und unterschrieben worden. 19 Senateurs und Minister sind zugegen gewesen.

Der litthauische Referendarius Oginski, welcher zum Gesandten nach Wien bestimmt ist, hat sich jetzt deutsch eingekleidet, während Kwilecki nach Berlin in polnischer Tracht geht (er will wohl daß die Jungen in Berlin ihm auf der Gasse nachlaufen sollen). Oginski ist eben kein großer Geist, aber ein guter Mann und der Konföderation immer noch selbst fremd geblieben. Kwilecki jedoch ist ein purer Konföderirter, obgleich er schon zu Wolkonski's Zeit einen Rezeß gemacht hat. Vor wenigen Wochen noch ist in seinem Hause zu Fraustadt, als er dort war, eine Assemblée der Marschälle von Groß-Polen gewesen. Bald darauf kam er her, um zu horchen und nöthigenfalls sich zu exkulpiren. Und siehe da, nun wird er gar vom Könige als Gesandter an einen fremden Hof geschickt. Mir ist es unbegreiflich, wie der Herr solche Wahlen thun kann!

Das Tollste ist, daß keiner der beiden Gesandten von hier weggeht. Den Oginski will Saldern nicht eher nach Wien weglassen, ehe man nicht seine Instruktion mit ihm kommuniziret hat. Die beiden Artikel derselben, die man kennt, sind entweder nicht wahr oder man weiß nicht, wie man sie erklären soll. Es heißt nämlich, dem Gesandten sei aufgegeben, darauf zu dringen, daß die österreichischen Truppen die polnischen Staaten räumen sollen; sodann soll er darauf antragen, daß die Rozboyci (das ist der Ausdruck) keinen Aufenthalt und Schutz von Oesterreich erhalten möchten. Ist es nicht rasend sich einen Hof gewinnen zu wollen, wenn man solche Aufträge dem Gesandten mitgiebt? Vielleicht will man aber die Antwort erhalten, es werden die österreichischen Truppen aus Polen gezogen werden, sobald die Russen ein Gleiches thun. So will man den Russen also einen Streich spielen. Andererseits will man es nicht mit der General-Konföderation verderben, stellt sich befreundet und schreibt von rozboyców („Räubern"). Sollte sich dies nur auf Pulawski beziehen, so weiß man doch, daß diesem die österreichischen Staaten seit lange verboten sind!

In der That, hier wird Alles unbegreiflicher als je! Und Saldern äußert: So niederträchtig Serenissimus agirt, wenn er noch nach Allem, was Oesterreich mit der General-Konföderation im Geheimen verhandelt hat, doch noch dorthin einen Gesandten schickt, so tückisch agirt auch Oesterreich noch weiter gegen den König, um diesen zu stürzen. Ich glaube auch gar nicht, daß Saldern allein die Reise des Gesandten nach Wien aufhält.

Den Gesandten nach Berlin hält wieder Benoit, aber vermuthlich pro forma, zurück. An unserm Hofe, sagt Benoit, kann immerhin ein bis über die Ohren konföderirtgesinnter Gesandte Polen vertreten, er

wird bei uns gegen den König nichts insinuiren können; dennoch muß ich erst bei meinem Herrn anfragen, ob er diesen Starosten Kwilecki so simpliciter anzunehmen geneigt ist.

Den 25. Januar. Die russischen Truppen in Polen werden bald sehr zahlreich werden. Von der zweiten Armee ist der General Romanius mit 5000 Mann allerlei Volk, um sich an der Grenze von Polen und Litthauen zu setzen und von der ersten Armee kommt der Fürst Dolgorucki mit einem Zuge Arnauten in die reußische Woiwodschaft. Litthauen wird nächstens mit den grausamen Bosquiren oder Bekertzen besetzt sein. — In Groß-Polen sind größtentheils die Preußen, welche neue Lieferungen ausschreiben, ebenso wie sie Polnisch-Preußen besetzt halten.

Von der General-Konföderation und ihren Parteien hört man nichts Besonderes. In Klein-Polen ist ihnen ziemlich die Freiheit herumzustreifen abgeschnitten. Alles ist dort von Russen besetzt, welche auch in Sendomir ein großes Magazin angelegt haben.

Der König ist seit seinem ersten Ausgange schon verschiedentlich zu Pferde und zu Wagen in und außer der Stadt zu sehen gewesen. Neulich hat er auch den ganzen Weg gemacht, den er in der schrecklichen Nacht des 3. November hat zurücklegen müssen. Er hat dabei auch den Müller besucht, der ihn zuerst aufgenommen. Tags darauf hat er dessen jüngstgeborenes Kind zur Taufe gehalten, welche Handlung in dem Palast der litthauischen Großfeldherrin Oginska vor sich ging.

Den 8. Februar. In der Nacht zum 1. Februar erschienen die Konföderirten vor Krakau, woselbst die Obersten Stakelberg und Jegolin mit 1200 Mann befindlich sind und nachdem sie einen falschen Angriff auf die Stadt gewaget, sind sie durch einen in die Weichsel mündenden Kanal in das Schloß eingedrungen, in welchem einige hundert polnische Gefangene gesessen, auch die Kron-Insignien des Reiches sowie ein Zeughaus der Russen gewesen. Einige Tage darauf haben die Konföderirten, unterstützt durch einen andern Trupp, welcher die Stadt angriff, einen Ausfall aus dem Schlosse gemacht, sind aber zurückgeschlagen worden. Inzwischen war der litthauische Feldzeugmeister Branicki (der unsern nach Wien bestimmten Gesandten Oginski mit königlichen Truppen begleitet hat) und die Russen unter Suwarow und Lange herbeigekommen. Nun sind die Konföderirten von allen Seiten eingeschlossen. Der Kommandant des Schlosses, ein Franzose, Mr. Choisi, hat an die Russen das Verlangen gestellt, man möchte die Bewohner des Schlosses und die Geistlichen herausgehen lassen; allein der General Suwarow antwortete ihnen, wenn sie alle zugleich aus dem Schlosse mitkämen, so würden sie freundschaftlich aufgenommen werden, sonst aber würde er Niemand aus dem Schlosse herauslassen.

Den 29. Februar. Man kann anjetzt nicht viel Besonderes schreiben. Die Sachen stecken in einer solchen Verwickelung, daß mit keiner Gewißheit gesagt werden kann, wie Alles noch gehen wird. Unser Hof will sich durchaus nicht in Rußlands Arme werfen, sondern hofft sich durch Oesterreich eine weniger unterthänige Stellung zu verschaffen; er setzt deshalb alles Vertrauen in die dorthin abgegangene Gesandtschaft. Saldern und Benoit dagegen moquiren sich über die nach Wien und Berlin abgegangenen Gesandtschaften. Das wäre übrigens noch nicht das Schlimmste, wenn sie sich blos hierüber lustig machten. Allein es ist ohne alle Achtung und Scheu, wie Saldern gegen den König, wie gegen die Czartoryski's, sich ausläßt. Er sagt, der König ist der undankbarste Kujon und die Czartoriski's die unwerthesten Kanaillen, die unter der Sonne existiren. Sie hätten Alles zu thun versprochen und darum wäre er hergekommen; nun aber, ungeachtet er sich so nachlassend bezeiget, dreheten sie zu Allem den Rücken, wie sie es sonst gethan hätten. Es sei ein so schändlicher Betrug, wie sie ihn gegen Rußland verübt hätten, unerhört; die thörichte Sprache, die sie führten, zeige, daß sie ihre Hoffnung auf Hirngespinnste setzten. Oesterreich werde den König anführen, welcher sich durch den Anschluß an diesen Hof nur selbst den Untergang grabe; Oesterreich und Rußland würden sich viel eher, als Oesterreich und Poniatowski verstehen. — Uebrigens muß Saldern doppelt gegen sie aufgebracht sein, weil der Hof und die Czartoryski's ihn in Petersburg anzuschwärzen und von hier wegzubringen suchen, — was sie gar nicht nöthig hätten. Saldern hat nämlich von Anfang an gesagt, er würde nur bis zu kommendem Herbste hierbleiben, bis der zur Großjährigkeit gelangte Großfürst die holsteinsche Regierung antreten würde.

Einmal ging Saldern in seiner Wildheit sogar soweit zu äußern, daß er der erste sein würde, der im Schlosse Alles mit Steinen todtschlüge und die Czartoryski's an den Beinen aufhinge. Er sagte dies bei Gelegenheit der alarmirenden Gerüchte, die hier seit Kurzem in Umlauf gesetzt sind, daß man nämlich einen neuen Anfall auf den König in's Werk setzen wolle. Seit dieser Zeit wurden schon um 9 Uhr Abends alle Eingänge zum Schlosse zugemacht, auch sind frische Barrièren gezogen und verstärkte Wachtposten aufgestellt; die Garden müssen alle Nacht im Gewehr sein und der König geht selbst Alles visitiren. Die Gerüchte von einem Anmarsche der Konföderirten sollen durch Drewitz entstanden sein. Dieser ist von Bibikow gedemüthigt und unter das Kommando von General Suwarow gestellt worden. Drewitz schickte nun jene Meldung hierher, indem er hoffte, er werde bei der weiten Entfernung Suwarow's Ordre bekommen, selbstständig gegen die Konföderirten zu operiren. Die Veranlassung zu der verstärkten Furcht aber ist folgende: An gewissen Zugängen im Schlosse, nahe um die Zimmer des Königs,

dürfen die Posten Niemand durchlassen, der nicht ein Billet vom Könige aufzuweisen hat, dessen Form alle Tage verändert wird; die abgegebenen Billete müssen jeden Abend von der Wache eingeliefert werden. Nun fand der König darunter eines Abends ein falsches Billet, durch welches ein fremder Mensch durchgekommen sein muß. Seit dieser Zeit ist die Besorgniß groß, und bei dem Hasse, mit dem man gegen den König erfüllt ist und ihm den Tod wünscht, ist es freilich kein Wunder, wenn der Herr ängstlich wird.

Auch der geglückte Handstreich der Konföderirten gegen Krakau kann wohl gegründete Veranlassung zu der Besorgniß geben, sie könnten gar einen Ueberfall auf Warschau wagen, zumal sich bald hier bald dort in unserer Umgegend größere und kleinere Trupps Konföderirter sehen lassen. Freilich würden die Konföderirten gegen Warschau jetzt wohl wenig ausrichten können, da hier eine so große Menge Russen stehen, daß sogar schon alle Vorstädte, auch die Krakauer starke Einquartierung haben. Deshalb ärgert es den Ambassadeur, daß man bei Hofe solche Furcht zeigt. Er sagte neulich zu mir: Der König bleibt ein Don Quixotte; mag er sich nur sicher stellen, daß ihm keiner mit der Pistole vor den Kopf schießt oder den Degen in den Leib stößt; vor Ueberfall soll er wohl sicher schlafen können. Bisher hat Rußland, fuhr Saldern fort, Alles für den König gethan und nicht geduldet, daß den Knopf, den es gemacht und selbst an das polnische Kleid genäht hat, ein Anderer als Rußland selbst abreißen sollte. Allein wenn man sieht, wie es jetzt zugeht und wenn es wahr bleibt, daß, so lange der König regieret, es zu keiner Ruhe in Polen kommen wird, so weiß ich nicht, was Rußland zuletzt wird beschließen müssen. Doch dies ist das Letzte; sagte der Ambassadeur, erst muß man mit den Andern im Reinen sein. Damit meinte er, wie er sich weiter aussprach, Rußland wolle selbst, um Preußen seine Unbändigkeit nicht länger ausüben zu lassen, sich mit Wien in Einvernehmen setzen und Wien dächte gegen Preußen ebenso. Diese Annäherung an Oesterreich sollte an der ganz genauen Allianz mit Preußen nichts ändern; allein Rußland müßte sich mit Anderen um deswillen in Freundschaft setzen, damit es nicht, wenn Preußen rem alienam suam faceret zu viel gestatten müßte. Auch Frankreich hätte nichts dagegen, daß Oesterreich, um Preußen mehr einzuschränken und dem Könige von Preußen das bisherige Spiel in Polen nicht ferner zu gönnen, sich an Rußland mehr näherte. Der russische Agent in Frankreich sei jetzt dort sehr angesehen; der Franzose sehe selbst ein, daß es schwer hielte, die Pforte zu einem längeren Kriege zu bereden, weil das Volk und der Divan selbst den Frieden sehr wünsche und nur Preußen suche denselben noch aufzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

II. Kleinere Mittheilungen.

Ostpreußen. Von dem Vorstand „der Alterthumsgesellschaft Prussia" geht uns die folgende Mittheilung zu, der wir um so lieber Raum geben, als sie dem 25jährigen Jubiläum jenes in vieler Beziehung vorbildlichen preußischen Geschichtsvereins ihre Entstehung verdankt.

(Die Alterthumsgesellschaft Prussia zu Königsberg in Preußen und deren 25jähriges Bestehen.) Am 19. November 1844 hatten sich in Folge einer Aufforderung der Herren Prof. A. Hagen, Regierungs-Rath Bartisius, Oberlandesgerichts-Assessor Reusch, Stadtrath Hensche und Kunstmaler Knorre etwa dreißig Personen vereinigt, um eine Gesellschaft für preußische Geschichte und Alterthümer zu konstituiren. Prof. Hagen — von welchem die Idee hierzu ausgegangen war — setzte die Aufgabe, welche der Verein nach seiner Ansicht sich stellen müsse, auseinander. Nach einer längeren Diskussion wurde der Zweck der Gesellschaft dahin bestimmt, daß sie sich mit Erforschung der Geschichte, mit Sammlung der Volkslieder und Sagen Preußens, mit Aufsuchung und Erhaltung der preußischen Alterthümer und Kunstwerke jeder Art beschäftigen, dabei aber ganz besonders Königsberg berücksichtigen wolle. Für die Lokalität bezeichnend, wurde als Namen der Gesellschaft „Prussia" gewählt. Zum „Ordner" wurde Prof. A. Hagen, zum „Rendanten" Stadtrath Hensche, zum „Sekretair" Dr. Meckelburg ernannt. Ferner wurde beschlossen, daß die Mitglieder sich einmal monatlich versammeln sollen.

Nachdem in der Folgezeit die Theilnahme für die Gesellschaft auch im größeren Publikum zugenommen hatte, liefen von vielen Seiten Geschenke, sowohl an Alterthümern, welche in der Provinz gefunden wurden, als auch an Büchern ein. Diese Gaben bildeten das Fundament des gegenwärtigen Antiquariums und die Bibliothek der Gesellschaft. Da bei der allmäligen Anhäufung solcher Geschenke eine geregelte Aufstellung derselben wünschenswerth wurde, überwies das Oberpräsidium — auf Verwendung des Vorstandes — hiezu der Gesellschaft ein Zimmer im westlichen Flügel des königlichen Schlosses. Bereits in den Jahren 1848 und 1853 wurden fortlaufende Verzeichnisse des Antiquariums veröffentlicht.

Erst unter dem 12. Februar 1848 ist das Statut der Prussia durch königlichen Ministerial-Erlaß bestätigt worden. Aus den 9 §§ desselben wären vorzugsweise folgende hier anzuführen:

§ 1.

Die Gesellschaft hat den Zweck, die Kenntniß der vaterländischen Vorzeit zu erhalten und zu erweitern. Sie bewirkt solches durch Forschungen und Mittheilungen, sowie durch Anlegung dahin gehöriger Sammlungen.

§ 2.

Sie richtet ihre Thätigkeit zunächst auf die Provinz Preußen und umfaßt Geschichte, Alterthümer, Recht, Poesie, sowie das gesammte geistige und bürgerliche Leben des Vaterlandes.

§ 5.

Als Organ, die Ergebnisse ihrer Wirksamkeit zu veröffentlichen, wählt die Gesellschaft für jetzt die „neuen preußischen Provinzial-Blätter" 2c.

Zu den monatlichen Sitzungen wurde ein Zimmer im Geheimen Archiv bewilligt. In selbigen sind die ersten Jahre hindurch regelmäßig Vorträge gehalten worden, welche in dem verzeichneten Organ zur Veröffentlichung kamen.

Den ersten Vortrag und zwar am 19. November 1844 hielt Stadtrath Hensche „über die Siegel Königsberg's von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart." Daran schlossen sich in der Folgezeit — und zwar gewöhnlich am Freitage nach dem 15. jeden Monats — Vorträge der Professoren Voigt, Schubert, Simson, des Dr. Meckelburg, Dr. Töppen 2c.

Jetzt, nach 25jähriger Thätigkeit der Gesellschaft, wäre besonders das Verdienst des Prof. A. Hagen um dieselbe hervorzuheben, welcher nicht nur durch öftere, die Kunstgeschichte Preußens betreffende Vorträge eine bisher erhebliche Lücke nach dieser Richtung hin auszufüllen bemüht war; sondern auch — vermöge seiner vielseitigen Verbindungen in der Provinz — Zeichnungen von alten Gebäuden, Stadtplänen und immer seltener werdende Abbildungen sammelte, solche in eine Reihe von Mappen niederlegte und Alles sorgfältig katalogisirte.

Ebenso gebührt dem Staats-Archivar Dr. Meckelburg und dem Stadtrath Dr. Hensche der Dank der Gesellschaft, indem beide die Interessen derselben seit ihrer Begründung wahrgenommen haben, und letzterer noch durch werthvolle Geschenke die Sammlung bereichert hat.

Aus dem Kreise der Dahingeschiedenen bleiben der Kurator der Universität, Ober-Regierungs-Rath Reusch, Stadtrath Bartisius, Maler Funk und Rechnungsrath Ulmer in dankbarem Andenken. Letzterer hat

bis zu seinem Tode das Amt des Schatzmeisters und des Kustos der Sammlung verwaltet und zur Vermehrung derselben nicht unwesentlich beigetragen.

In neuerer Zeit haben vorzugsweise Dr. Reicke und Dr. Bujack durch Vorträge an den Sitzungstagen und überhaupt für die Interessen der Prussia gewirkt; auch ersterer noch durch Abdruck der Verhandlungen in der von ihm und E. Wichert redigirten „Altpreußischen Monatsschrift" sich den Dank der Gesellschaft erworben.

Dr. Bujack hat seit dem Tode des Rechnungsraths Ulmer das Amt eines Kustos der Sammlung übernommen, und sich gleichzeitig der Mühe unterzogen, an bestimmten Tagen der Sommermonate dieselbe dem Publikum zu zeigen, resp. zu erklären, wodurch sichtlich das Interesse für preußische Alterthümer geweckt worden ist.

Die Sammlung hat sich in den letzten Jahren durch eine Reihe werthvoller Beiträge aus der Provinz wesentlich vergrößert, welche hauptsächlich in Gräberfunden bestehen, die durch neuerdings in Angriff genommene Chaussee- und Eisenbahnbauten öfter als früher zu Tage traten. Die Anzahl der in verschiedenartigster Weise bearbeiteten Waffen und Werkzeuge aus Stein und Geweih, silberner und broncener Schmuckgegenstände, eiserner und broncener Schwerter, römischer und Ordensmünzen — welche theils gelegentlich gefunden, theils an besonders markirten Orten systematisch gesammelt wurden — hat sich nicht nur wesentlich vergrößert, sondern ist auch durch kostbare und seltene Stücke bedeutungsvoll herangewachsen, und im ganzen Umfange wohlgeeignet, ein Gesammtbild provinzieller Alterthümer abzugeben.

Für eine dem Zweck entsprechende Aufstellung der Bibliothek hat sich leider bis jetzt keine geeignete Lokalität finden lassen und nur ein von Herrn Wittich in dankenswerther Weise ausgearbeiteter Zettelkatalog vermittelt die Benutzung derselben. Somit ist der Wunsch wohlbegründet, daß die an seltenen und werthvollen Büchern reiche Sammlung recht bald systematisch aufgestellt und dadurch den Mitgliedern der Gesellschaft die Benutzung derselben erleichtert werden möge.

Die Mitgliederzahl der Prussia — welche sich durch Todesfälle verringert hatte — ist neuerdings im Steigen begriffen, und schloß im Jahre 1869 auf 50 ab.

Der gegenwärtige Vorstand besteht: aus dem Unterzeichneten als Ordner; Dr. Meckelburg als Sekretair und Kaufmann Wessel als Schatzmeister.

Die Gesellschaft steht im Schriftenaustausch mit verschiedenen anderen Vereinen und bedient sich hiezu — in Ermangelung eines eigenen Organs und nachdem die „Preuß. Provinzial-Blätter" zu erscheinen aufgehört — der

„Altpreußischen Monatsschrift", in welcher nicht nur die jedesmaligen Sitzungsprotokolle, sondern auch die sich zum Abdruck eignenden Vorträge veröffentlicht werden.

Ist gleich eine Steigerung der antiquarischen Interessen in den letzten Jahren nicht zu verkennen gewesen; so sei schließlich doch der Wunsch ausgesprochen: daß die Bestrebungen der Gesellschaft künftighin in noch weiteren Kreisen der Provinz Anhalt gewinnen und eine thätige und fördernde Unterstützung finden mögen. Minden.

III. Recensionen und Anzeigen neu erschienener Bücher.

J. N. Seefried: **Die Grafen von Abenberg, fürstl. bayr.-welf. Abkunft, die Ahnen des preußischen Königshauses und der Fürsten von Hohenzollern.** München 1869. Franz'sche Buchh. (Ed. Lotzbeck.) 8°. 108.

Daß in politisch so erregten Zeiten, wie die unseren, die Parteiansichten wissenschaftliche Untersuchungen und Entscheidungen beeinflussen, ist zwar erklärlich; aber ob es sich rechtfertigen und entschuldigen läßt, steht sehr zu bezweifeln. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens, das einen geschichtlich nicht unwichtigen und uninteressanten Gegenstand behandelt, die Abstammung der Hohenzollern, würde von vornherein ein besseres Vorurtheil für die von ihm gewonnenen Resultate erweckt haben, als es der Fall ist, wenn er seinem spezifisch bairischen Patriotismus nicht grade an dieser Stelle, wo eine rein wissenschaftliche Frage gelöst werden sollte, Worte geliehen hätte. Er kennzeichnet sich offen, wenn er Bemerkungen einstreut wie S. 54, N. 1: „Nicht einmal einem Kronjuristen dürfte es gelingen, diese der Chronologie widersprechende Hypothese auch nur einen Augenblick zu halten;" oder S. 97: „damit fällt die Abstammung der Burggrafen (von Nürnberg) von den Zollern (Hohenzollern) als eine Fiktion und leere Erfindung der letzten Zeiten des Mittelalters in sich zusammen, König Wilhelm von Preußen ist demnach auch der letzte (stemmate ultimus) der Hohenzollern, jedenfalls aber haben wir Franken gar keinen Grund, von unseren alten Ueberlieferungen abzugehen, wir

werden dieses so lange nicht thun dürfen, bis die Vertheidiger der Hohenzollern uns widerlegt haben. Indessen es würde der Haltung unserer Zeitschrift nicht ganz angemessen sein, auf den mehr als naiven Gesichtskreis des Verfassers in dieser Hinsicht einzugehen. Wir sind weit von der Meinung entfernt, als geschehe unserem Königshause irgend ein Abbruch, wenn es nachzuweisen gelänge, daß es welfischen Ursprungs sei. Aber freilich ohne gute Gründe geben wir die hohenzollernsche Abkunft nicht auf.

Es ist allseitig anerkannt, daß die früheste genealogische Geschichte der Hohenzollern recht dunkel und verworren ist. Auf breitester quellenmäßiger Grundlage ist sie vom Freiherrn v. Stillfried, von Riedel u. a. durchforscht und dargestellt worden. Ihren Bemühungen gelang es nicht, alles aufzuhellen, da das Material zu spärlich und lückenhaft überliefert ist. Erst dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung war es vorbehalten, Licht in diese Dunkelheit zu bringen und ungeahnte Entdeckungen zu machen. Prüfen wir sie ein wenig.

Zuerst (S. 1—7) weist er nach, daß die Grafen v. Abenberg, von denen es feststeht, daß sie mit den Burggrafen v. Nürnberg in Verbindung gestanden haben, welfischen Ursprungs sind. Dieser Punkt ist für uns durchaus nebensächlich und wir verzichten auf die Ausstellungen, die sich dagegen erheben ließen.

Sodann (S. 9—40) konstruirt der Verfasser zwei Linien der Grafen v. Abenberg: Die Grafen v. Abenberg-Frensdorf und die Grafen v. Abenberg-Zollern. Die Argumentation des Verfassers ist folgende: In den Versen der Gedächtnißtafel im Münster zu Heilbronn (bei Stillfried: Genealog. Geschichte &c. S. 31) findet sich der Ausdruck: „Dieser ein Graf v. Abenberg und jener auch (quoque) Bischof v. Bamberg."

Der Verf. behauptet, diese Verse ließen sich nur dann vollständig und richtig erklären, wenn man eine doppelte Generation der Grafen v. Abenberg annähme. Diese Annahme werde durch folgenden Umstand unterstützt. In Heilbronn waren fünf Gottesdienste an verschiedenen Tagen für Conrade v. Abenberg gestiftet. In der Frensdorf'schen Linie kennen wir nur 2 Conrade: mithin sei eine zweite Generation anzunehmen, welcher die fehlenden 3 Conrade angehört haben sollen. — Es liegt auf der Hand, daß diese Beweismittel nicht stringent sind. Ein dichterisches „auch" und den Mangel in unserer Ueberlieferung zum Ausgangspunkt einer neuen Ansicht zu machen ist dann zum wenigsten gewagt, wenn man mehr als ein historisches Mährchen zu Stande bringen will.

Aber der Verf. konstruirt ja doch wirklich eine zweite Linie der Grafen v. Abenberg, die fortgeblüht haben soll, als die ältere mit Friedrich d.

Jüngeren ca. 1200 ausstarb. Ja, aber ohne andere Beweismittel beibringen zu können, als eigene Vermuthungen, die zuweilen nicht blos original, sondern auch originell sind.

Ein Sprößling dieser jüngeren Linie nun ist es, der uns zu den Burggrafen von Nürnberg hinüberführt. Es liegt eine Urkunde aus dem Jahre 1204 vor (bei Stillfried a. a. O. S. 78 und bei Seefried S. 105), in der die Gräfin Sophie v. Razge (Ragaz) die Gemahlin des Burggrafen Friedrich v. Nürnberg erwähnt wird.*) Nun hat man bisher allgemein die in Abschrift vorliegende Urkunde als ächt angesehen und hat auf sie gestützt behauptet, daß die Gräfin Sophie ihrem Gemahl Friedrich, einem Zollern, die Burggrafschaft Nürnberg und die Grafschaft Ragaz in die Ehe gebracht hat. Daß der erwähnte Graf Friedrich ein Zoller sei, glaubte man daraus schließen zu dürfen, daß die Burggrafen v. Nürnberg gleich darauf auch als Grafen v. Zollern auftreten.

Nun behauptet Seefried nicht etwa die Unächtheit der Urkunde, sondern die Interpolation der zwei Wörtchen comitis Friderici. Für diese Behauptung führt er äußere und innere Gründe an. 1) Der Sinn und wesentliche Inhalt wird durch Auslassung dieser Worte nicht alterirt. 2) Man pflegte die genealogischen Verhältnisse nicht so ausführlich zu behandeln. 3) Der Name des Burggrafen steht nicht unmittelbar hinter uxor, sondern erst hinter mariti sui; störend ist auch der Punkt hinter dem Namen. 4) Oetter, nach welchem die Urkunde facsimilirt ist, ist nicht zuverlässig. 5) Die Worte sind verdächtig, weil man nicht erfährt, ob dieser Graf Friedrich ein Zoller oder Abenberg war; — gegen diese zwei unbequemen Worte ein ganzes Arsenal von Gründen, die aber nicht viel weiter führen. Schon der erste, der den Sturm eröffnet, ist ein wahres enfant perdu. Ist es vorsichtige Urkundenkritik, aus dem Titel zwei Worte als interpolirt hinzustellen, weil der Sinn und wesentliche Inhalt des Urkundenkontextes durch deren Streichung nicht alterirt wird? Und das grade bei den Worten, auf denen man ein neues Gebäude aufführen will? Doch das sollte eine bloße erste Parallele sein, die als Außenwerk aufgegeben werden kann. Die zweite ist offenbar gänzlich mißlungen. Wer in aller Welt glaubt dem Herrn Seefried auf den ersten Beweis, den er von seinen gründlichen diplomatischen Studien ablegt, daß „alte Dokumente Familien- und genealogische Verhältnisse nicht so ausführlich zu behandeln pflegen, wie es hier geschehen wäre, wenn diese zwei Worte ächt sein würden?“ Wer ist Herr Seefried, daß er

*) Ut cognoscat . . . significamus . . . quod domina Sophya nobilis comitissa in Razge filia comitis Chonradi uxor purcravii in Nürnberch, longe poste obitum mariti sui comitis Friderici. vineam quandam etc.

große Worte so gelassen aussprechen darf? Hat er sich als Diplomatiker und Kritiker hervorgethan? Oder wo ist der Beweis für diese Behauptung? Ein Mann, der Kronjuristen so gänzlich übersieht, sollte vorsichtiger sein. Es liegt doch wohl im Wesen der Urkunde, daß sie solche Verhältnisse recht genau behandele und besonders die Titel der Aussteller lassen selten etwas zu wünschen übrig. Grade das Gegentheil der Behauptung des Verf. wäre leicht zu erweisen. — Bei dem dritten Grunde werden wir auf philologisches Gebiet verwiesen. Die Worte seien Glosse und als solche kenntlich „dadurch, daß der Name des Burggrafen nicht unmittelbar hinter uxor, wie man erwartet, sondern erst hinter mariti sui eingestellt und nach Friderici ein Punkt gesetzt wurde, wo ein solcher nicht nur angezeigt, sondern geradezu sinnstörend ist." Aber haben wir es denn nicht mit einer Abschrift zu thun? Könnte man nicht mit demselben Recht die Heilung dieser Stelle dadurch versuchen, daß man den Abschreiber in eine falsche Zeile gerathen, eine Umstellung vornehmen läßt? Und was den Punkt anbetrifft, so finden sich nicht nur in Abschriften sondern sogar in Originalen Punkte an ungehörigen Stellen und keinem Kundigen wird es einfallen, daraus weitgehende Schlüsse zu ziehen. Hier aber hat der Punkt sogar etwas zu bedeuten. Er kündigt eben das Ende des Titels und den Anfang der narratio an. — Das vierte Argument, das von der Unzuverlässigkeit Oetters, nach welchem die Urkunde facsimilirt ist, hergenommen wird, wäre unzweifelhaft stichhaltig — wenn es gelungen wäre, die Urkunde als solche verdächtig zu machen. Hätte der Interpolator mit Einschiebung der Worte comitis Friderici den Zweck verfolgt, uns irre zu führen, so würde er ganz gewiß den scharfsinnigen Wunsch erfüllt haben, den der Verf. an fünfter Stelle ins Feld führt. Abgesehen davon, daß hier eine genealogische Ausführlichkeit gefordert wird, welche, wie der Verf. ad 1 behauptete, in alten Dokumenten sich nicht vorzufinden pflegt, würde grade ein solches Beiwerk die Vermuthung unterstützen, daß diese Urkunde zu einem bestimmten Zweck gefälscht worden sei.

Der Verf. hätte dieses Fundament seiner Untersuchung unwiderleglich darthun müssen, bevor er weiter baute. Aber weit davon entfernt, mit zwingender Nothwendigkeit seinen Leser zu der vorgetragenen Ansicht zu bekehren, übt der Verf. eine Kritik, mit deren Grundsätzen es übel bestellt ist. Und um die Gegner ganz zu vernichten, ruft er aus: „. . . wir können diese 2 Worte zur Zeit und insolange als Beweis dafür, daß der ungenannte Burggraf Graf Friedrich schlechthin geheißen habe und dieser der Gemahl Sophiens v. Ragaz gewesen sei, nicht gelten lassen, sondern müssen darauf bestehen, daß die Urkunde im Originale produzirt und damit bewiesen wird, daß Sophie wirklich die Gemahlin des Burg-

grafen Friedrich, resp. des Grafen Friedrich schlechthin war." — Damit sind wir nun freilich glänzend abgeführt; das Original herbeizuschaffen, wird uns schwerlich gelingen. Wir müssen den Kampf aufgeben — doch eröffnet uns das Mitleid des Verf. selbst noch einen Ausweg. Er ist in der glücklichen Lage den wirklichen Gemahl Sophiens an die Stelle des interpolirten setzen zu können. Nicht ein Hohenzoller Namens Friedrich, sondern ein Abenberger aus der konstruirten jüngeren Linie Namens Conrad d. J. erheirathtete mit Sophie das Burggrafenamt in Nürnberg. Beweise dafür: 1) Die in der gedachten Urkunde erwähnten Söhne Sophiens besitzen im Anfange des 13. Jahrhunderts sämmtliche abenbergische Güter; — mithin muß ihr Vater ein Abenberg gewesen sein. — Es wären wohl noch andere Möglichkeiten denkbar; indessen 2) in den angezogenen Dedikationsversen von Heilsbronn findet sich die Stelle:

Ihnen magst du beizählen den Grafen Herrn Conrad den Jüngern,
Mechthild und im Verbande mit ihr die Gräfin Sophia.

Daß Conrad der Jüngere eine Gemahlin Sophia gehabt, steht sonach fest, ob es die Sophie v. Ragaz gewesen? hängt von der Vorfrage ab, die der Verf. nach unserer Ansicht nicht genügend erledigt hat, ob jene Worte der Urkunde von 1204 ächt sind oder nicht.

Der Verf. geräth bei dieser Annahme, welche die eine Schwierigkeit hebt, in eine andere von nicht geringerem Belange. Wenn die Burggrafen v. Nürnberg Grafen v. Abenberg sind, wie kommen sie zu den zollernschen Besitzungen in Schwaben? Eine neue recht gewagte Hypothese hilft auch über diese Verlegenheit. Herr Seefried läßt die zollernschen Besitzungen in Schwaben an die Grafen v. Abenberg, Burggrafen v. Nürnberg, durch eine Vermählung Friedrich I. (Sohnes jenes Conrad und der Sophie v. Ragaz) mit einer Erbtochter des Hauses Hohenberg — Heigerloch (Ursula?) gerathen. Zwar gesteht er von vornherein zu, daß urkundliche Beweise dafür gänzlich fehlen; indessen bedarf es deren nicht, wenn so viele Gründe für eine so glänzende Kombination sprechen. Man höre, welcher Art diese Argumente sind. — Die Ueberlieferung geht allgemein dahin, daß eine enge Verbindung der Abenberg-Zollern mit den Hohenbergs stattgefunden habe. Sodann: der lange Streit der Zollern und Hohenbergs muß eine Folge der Erbschaft jener Ursula gewesen sein. Ferner: In einem Register des 13. Jahrhunderts werden die beiden Häuser zusammen aufgeführt. Auch eine Stelle des Dichters Johann v. Würzburg läßt sich in diesem Sinne deuten. — Eine sehr gelehrte, wenn auch nicht grade beweisende Digression über das Siegel Friedrich d. J. mit dem Löwen vermehrt das schätzbare Material und endlich wird eine Stelle der Urkunde Conrad IV. vom 7. März 1296 herbeigezogen — alles Beweise für gläubige, aber nicht für kritische Leser.

Doch halten wir inne. Das vorgelegte Material dürfte zu einem Urtheil über die Stichhaltigkeit der Annahme des Verf. genügend sein. Wenn es „nicht blos höchst wahrscheinlich, sondern fast gewiß ist, daß die jetzt regierenden Häuser von Bayern und Preußen einer und derselben Wurzel, der welfischen, angehören und entstammt sind," dann dürfte etwas mehr Vorsicht und etwas weniger Kühnheit dringend anzurathen sein.

I. Abhandlungen.

Das Heer und die Kriegführung Friedrich des Großen, die Schlacht bei Prag und ihre Kritiker.

Von
F. v. Meerheimb.

„Das Beste, was wir aus der Geschichte lernen können, ist die Begeisterung, die sie erregt." Göthe.

Daß Friedrich der Große 7 Jahre lang mit wenigen Verbündeten den Heeren von halb Europa widerstehen konnte, erscheint um so bewunderungswerther, je mehr man die geringen Mittel in's Auge faßt, über die er verfügte. Je kleiner und schwächer der Staat, je ungünstiger dessen geographische Gestalt, je mangelhafter das Heer, die Waffen der Soldaten, desto größer sind die Leistungen des Königs selbst gewesen, der, immer in den entscheidendsten Momenten handelnd, das Interesse in dem dramatischen Verlaufe der ersten Kriegsjahre fast allein auf seine Person lenkt. Preußen hatte damals 5 Millionen Einwohner auf 3116 Quadratmeilen, aber noch ungünstiger für die Kriegführung war die Gestalt des Landes. Ostpreußen war durch Polen von dem langgestreckten Kern — der Mark, Pommern bis zur Peene und Schlesien — getrennt; Ostfriesland, Cleve, Hohenstein und andere Enclaven lagen versprengt im mittleren und westlichen Deutschland. Die Nordgrenze Sachsens war damals, bei Jüterbogk, nur 5 Meilen von Berlin entfernt. Nach der Haltung Sachsens in den ersten schlesischen Kriegen, nachdem der König volle Kenntniß von Brühls Absichten gewonnen, mußte er vor dem Einrücken in Böhmen sich in Besitz von Sachsen setzen. Der König hebt in seinen späteren Werken diese Nothwendigkeit besonders hervor, weil ihm der überraschende Einmarsch in Sachsen, die Einschließung der Armee bei Pirna und deren spätere Einreihung in die preußische Armee, selbst von

seinen Brüdern, den Prinzen Wilhelm August und Heinrich, besonders zum Vorwurf gemacht wurde. Beide Prinzen so wie viele der bedeutendsten Generale und Staatsmänner waren für die Fortdauer der Traktate mit Frankreich, gegen die Alliance mit England; von einer Begeisterung des Volkes für den Krieg konnte bei damaliger Bildung, der völligen Entfernung desselben von allem Antheil am politischen Leben um so weniger die Rede sein, als die Gründe, die den König bestimmten, den Krieg zu beginnen, erst bekannt gemacht wurden, als die Armee überraschend schnell in Sachsen eingebrochen war.

Aber selbst das Heer war keineswegs vorzüglich, die Art seiner Aufbringung, Formation, Ausbildung, Bewaffnung hemmte und beschränkte den König vielfach, und gerade auf diese Mängel soll hier zunächst hingewiesen werden. Je geringer die Mittel der Kriegführung waren, desto genialer war ihr Gebrauch.

Das Heer wurde damals zum Theil durch gewaltsame Aushebung im eigenen Lande, zum Theil durch in- und ausländische Werbung aufgebracht. Nachdem das Kanton-Reglement von 1733 gegeben, war das ganze Land in Distrikte getheilt, in welchen die einzelnen Kompagnie- und Eskadron-Chefs nach Bedarf die junge Mannschaft zu 20jährigem Dienst ausheben konnten. Eximirt waren der Adel, Kapitalisten, die über 10,000 Thlr. besaßen, einzelne große Städte, höhere Beamte und Prediger mit ihren Söhnen, einzelne Gewerke rc. — Die Zahl der Exemtionen nahm immer mehr zu und die Last der Dienstpflicht lag auf den Aermsten, die die geringste Bildung, das wenigste Ansehen hatten. Daneben bestand die meist ausländische Werbung, per fas et nefas betrieben, sie hatte Friedrich Wilhelm I. eingeführt, um dem armen Lande keine Arbeitskräfte zu entziehen, und 1740 soll die Hälfte der Infanterie aus geworbenen Soldaten bestanden haben. Aber je länger der Krieg dauerte, desto weniger ergiebig wurde die Werbung, namentlich im siebenjährigen Kriege, wo die Hauptwerbeplätze, wie Frankfurt a. M., in Feindes Hand waren, und in den Jahren 1762 und 63 war kaum $1/7$ der Infanteristen durch Werbung beschafft. Oft Deserteure aus feindlichen Armeen, Vagabonden, entflohene Sträflinge, waren diese Soldaten höchst unzuverlässig; sie konnten nur durch die strengsten Strafen in Disziplin erhalten werden, und desertirten, namentlich nach jeder ungünstigen Affaire, massenweise. Die Reglements, Instruktionen und Lehrbücher jener Zeit enthalten daher eine große Zahl von Vorschriften, um die Desertionen zu verhindern; der ausgehobene Ersatz war wenig besser. Der König sagt selbst, seine Infanterie wäre im Kriege von Jahr zu Jahr schlechter geworden, obgleich die Zahl der Geworbenen immer abnahm. Die Taktik jener Zeit wird dadurch wesentlich bestimmt, Gefechte in zerstreuter Ordnung in Wäldern und

Dörfern mußten vermieden werden, selbst das Einzelgefecht nach dem Choc der Kavallerie war bedenklich, weil der Soldat da der Leitung und Führung durch seine Offiziere entzogen war. Nach der Schlacht bei Kollin, der ersten Niederlage nach einer Reihe glänzender Siege, desertirten 900 Mann und gingen zu den Oesterreichern, auf dem Rückzuge von Böhmisch-Leipa nach Zittau 2000 Mann, nach der Kapitulation von Schweidnitz 600, nach der von Breslau und auf dem Rückmarsche nach Glogau 4250.

Da ein großer Theil der Soldaten aus geworbenem Gesindel bestand, da Alles, was sich durch Besitz, Bildung, Stand auszeichnete, von der Dienstpflicht befreit wurde, so war der Dienst keine Ehre, es galt als Strafe und Schande, „zum Kalbsfell zu schwören". Der Fahnenflüchtige war Gegenstand allgemeinen Mitleidens, es wurden auf jede Unterstützung eines Deserteurs schwere Strafen gesetzt, weil Jeder versucht war, den Unglücklichen fortzuhelfen. Charakteristisch ist folgende Bestimmung des Reglements von 1726 und 1744: „Jeder Soldat ist verpflichtet, jedem ihm außerhalb seiner Garnison Begegnenden seinen Paß vorzuzeigen", also wurde er unter die Kontrolle jedes Tagelöhners oder Handwerksburschen gestellt, der ihn eventuell arretiren konnte. Die zahlreichen, oft im Interesse der Kompagniechefs Beurlaubten, mußten immer in Uniform Feldarbeit 2c. verrichten; wer zum dritten Male in Civilkleidern betroffen wurde, mußte 30 Mal durch 200 Mann Spießruthen laufen, erhielt also die erschreckliche Zahl von 6000 Hieben, und die Offiziere standen hinter den Gliedern, der Major galoppirte auf und ab, um darauf zu sehen, „daß die Bursche recht hauen". Und diese großentheils disziplinarisch verfügten Strafen wurden ebenso wie das Reiten auf dem hölzernen Esel auf den Märkten und freien Plätzen der Garnisonen öffentlich vollzogen. So mußte der Soldat Gegenstand der Mißachtung und des Mitleidens werden, ihm fehlte das sentiment individuel, die Lebensader unserer heutigen Heere, die Bedingung unserer Taktik, und mit dem Selbstgefühl der Patriotismus, der Korporationsgeist, auch wohl meist die Liebe zum Kriegsherrn.

Die folgende Schilderung, die Flemming 1726 in seinem vollkommenen deutschen Soldaten entwirft, gilt zunächst für die sächsische Armee, paßt aber auf alle so gebildeten Heere damaliger Zeit. „Die teutsche Nation hat seit alter Zeit den Ruhm der Tapferkeit gehabt und diese Reputation erhalten; früher wurden die Soldaten freiwillig geworben, es wurde durch Trommelschall kund gethan, daß ein Krieg gegen den Erbfeind, die Türken u. s. f., bevorstände. Der Werber hatte einen Hut mit blanken Thalern vor sich, die er klappern ließ und mit der Hand darin wühlte, um den jungen Leuten Muth zu machen. Hinter ihm stan-

den Querpfeifer und Trommler, auch Musikanten, an Bier und Wein fehlte es nicht und die neue Montur wurde vorgezeigt. Wenn Einer sich meldete, wurde ihm zugetrunken, Werbegeld geboten, bis er den Handschlag that. So erhielt man tapfere Soldaten! Nachdem aber aus allerlei Affekten der großen Herren mancherlei unnütze Kriege erregt worden und man die armen blessirten und invaliden Soldaten hülflos gelassen, so daß vielen jungen Leuten der Appetit zum Kriege ziemlich vergangen, so fing man nachgehends an, auf die gewaltsame Werbung (i. e. Aushebung) bedacht zu sein, und nahm die Leute zusammen, wo man sie kriegen konnte, mogten sie zum Kriege Lust haben oder nicht. Bei einer extraordinairen, gewaltsamen Werbung geschahen mancherlei Exzesse, mehrentheils aus Schuld interessirter Offiziere, die dabei ihren Beutel spicken. Es wird öfters der Bauersmann aus der Scheune und vom Pfluge, der Müller aus der Mühle, der Schmidt vom Amboß genommen, ja man holt die Leute aus den Betten und aus der Kirche. Man plagt sie mit Hunger und Durst und unbeschreiblicher Hitze und allerlei Qual, damit sie einwilligen, Soldaten zu werden. Jedoch sind von solchen gezwungenen Soldaten schlechte Dienste zu erwarten, Vielen fehlt das Herz und sie denken stets an ihre zu Hause zurückgelassenen Weiber und Kinder, geht es an's Marschiren, so ergreifen sie die erste Gelegenheit und desertiren mit Montur und Gewehr. Ja manche sehen in der Schlacht eine Gelegenheit ab, den Offizieren, die sie geworben, eins zu versetzen."

Seit Friedrich Wilhelm I. war Regel und Ordnung in die Art der Aushebung gebracht, aber der Druck lastete ebenso hart auf der armen Bevölkerung, da die heranwachsende Jugend ganz zur Disposition der Obersten und Hauptleute stand. Etwas günstiger waren diese Verhältnisse bei den besser gestellten und behandelten Unteroffizieren und bei der Kavallerie, die höher besoldet, milder behandelt wurde, und bei der sich durch die Liebe zu den Pferden und durch den Korporationsgeist jeder arme spéciale mehr Selbstgefühl und ein besserer Sinn ausbildete, als bei der Masse der Infanterie, so daß im Lager, in Kantonnements und auf dem Marsche die Husaren zur Bewachung der Infanterie gebraucht werden konnten. Das harte Urtheil, was hier über die Soldaten des großen Königs ausgesprochen, läßt sich begründen durch dessen eigene Worte wie durch die von Behrenhorst und durch die Reglements jener Zeit; es läßt sich erläutern durch zahlreiche Beispiele, und es geht aus der Natur der Verhältnisse hervor, daß der gemeine Mann im Durchschnitt nicht anders sein konnte. Ganz anders waren die Bildung und der Geist des Offizierkorps.

Bei weitem die Meisten waren Edelleute aus Preußen, viele höhere Offiziere gehörten dem hohen Adel Deutschlands an. Bei der Artillerie,

den Husaren und Freibataillonen war die Mehrzahl bürgerlich, bei den anderen Regimentern nur einzelne, wie auch die Reglements vorschreiben, daß ein Unteroffizier, wenn er nicht von Adel, „nach 12jähriger Dienstzeit, bei großen Meriten und gutem Exterieur zum Offizier vorgeschlagen werden darf.“ Friedrich Wilhelm I. hatte wie ein Kamerad mit seinen Offizieren gelebt, von ihm und Karl XII. ging die Sitte aus, daß die Monarchen fast immer die Uniform trugen (nur die Bourbons haben es nie nachgeahmt). Daher hatten die Offiziere ein lebendiges und kräftiges Selbstgefühl, sie waren der erste Stand und fühlten sich so; ebenso gesund und kräftig war das Korporationsgefühl der einzelnen Regimenter. In überwiegender Zahl aus den Familien des kleinen grundbesitzenden Adels hervorgegangen, theilten sie dessen Anschauungen und fühlten sich eins mit ihm. Viele waren in den Kadettenhäusern erzogen, hier wie in Frankreich einer Schule des modernen Offiziergeistes. Man erkennt den Werth dieser Verhältnisse erst, wenn man die Offiziere jener Zeit — Fouquet, Kleist, Stille, Zieten, Saldern — mit denen des 30jährigen Krieges und der Heere des großen Kurfürsten vergleicht. Friedrich der Große spendet dem Ehrgefühl, der Pflichttreue, dem Muth seiner Offiziere das höchste Lob und erkennt in diesen Eigenschaften und in der strengen Disziplin der Armee die wahre Ursache der preußischen Erfolge. In den vortrefflichen, nicht genug bekannten General-Prinzipien vom Kriege (1753), welche nur den Generalen unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitgetheilt wurden, spricht der König es deutlich aus, daß die Disziplin und Subordination des Soldaten und das Ehr- und Pflichtgefühl des Offiziers das Fundament gerade des preußischen Heeres seien.

Cancrin sagt, wissenschaftliche Bildung habe zu Friedrichs Zeit wie zu der seines Vaters im Heere als eine Art levis macula gegolten, es wurde nicht grade für unrecht gehalten, gelehrt zu sein, aber hübsch war es auch nicht. Dagegen sprechen viele Beispiele, und vor Allem das erfolgreiche Streben des Königs, wissenschaftliche Bildung unter seinen Offizieren zu verbreiten. Aber einigen Grund hat Cancrins Vorwurf allerdings, die gelehrten Offiziere waren nicht immer die praktisch brauchbaren, und die militairische Wissenschaft, die nach den Kriegen Ludwig XIV. sich bildete, mochte mit ihrem schwerfälligen Methodismus den klaren, praktischen, aber ungelehrten Köpfen pedantisch und unnütz erscheinen. Während der Einschließung des sächsischen Lagers bei Pirna gab der König z. B. dem Major v. Blumenthal den Auftrag, einen Theil der feindlichen Linie zu rekognosziren. Nach einigen Tagen lieferte der gelehrte Offizier eine lange Abhandlung, deren erste 6 Bogen über Offensive und Defensive im Allgemeinen handelte. Der kluge, thätige, energische Winterfeld war ungelehrt, ebenso Seydlitz und Zieten, wenn auch keineswegs ungebildet. In

der histoire de la guerre de sept ans klagt der König, daß er zwar vortreffliche Treffenführer habe, aber wenig Generale, die fähig seien, selbstständig Armeen zu führen. Prinz Heinrich und Ferdinand von Braunschweig lösten glänzend die ihnen gestellten Aufgaben, — Lehwald, Bevern, Dohna, selbst Fouquet und viele Andere, die unter des Königs Augen Heldenthaten verrichtet, leisteten als Feldherren sehr wenig.

Friedrich der Große hat die Schlachten der schlesischen Kriege mit den Prinzen seines Hauses, einem Theil des hohen Adels Deutschlands, dem kleinen Adel und den Bauern Preußens geschlagen. Der tiers état hat geringen Antheil an ihnen genommen, während in den Freiheitskriegen und 1866 das ganze Volk an Opfern und Thaten dasselbe leistete. Auch für den Ersatz der Heere bilden die französische Revolution und die ihr folgenden Kriege einen Wendepunkt von höchster Bedeutung.

Die Bewaffnung der Infanterie war dieselbe wie zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges. Die Gewehre hatten französische Steinschlösser und Bayonette, die aufgesteckt werden sollten, wenn Quarrée formirt würde. Das Zündloch war noch nicht konisch, der Stock mußte beim Laden noch umgekehrt werden. Schon unter Friedrich Wilhelm I. waren eiserne Ladestöcke eingeführt, die sich bei Mollwitz bewährten; aber es heißt die Natur des Krieges verkennen, wenn man aus solchen Kleinigkeiten wie diese oder den eisernen Dreschflegeln der Hussiten und dergleichen die Entscheidung in den Schlachten und das Schicksal der Staaten herleiten will.

Die Reiterei war mit Säbel oder Pallasch bewaffnet, nur im Sicherheitsdienst und im Einzelgefecht sollten Pistolen oder Karabiner gebraucht werden.

Die Ausbildung der Infanterie war vortrefflich, aber einseitig, sie betraf nur das Massen-Feuer (Peloton- oder Heckenfeuer) und das Vorrücken in geschlossener Ordnung — denn der Angriff war auch damals nichts als Terraingewinn, der Kampf mit der blanken Waffe war auch damals seltenste Ausnahme. Eine Ausbildung des einzelnen Mannes im Zielen und Schießen fand nicht statt, ebenso war das Tirailleurgefecht aus den regulären Heeren verschwunden. Seltsamer Weise galt es nicht einmal für anständig und der regulären Truppen würdig; als die Verluste, die der König durch Kroaten und Panduren erlitt, ihn zur Errichtung von Freibataillonen zwang, tadelte er es, daß einer seiner Generale einen tüchtigen, sehr achtbaren Offizier dazu kommandirte, „er wolle wohl brave, aber liederliche Offiziere dazu nehmen, die soliden seien besser bei den Linientruppen zu verwenden". Nur aus der geänderten Art der Aufbringung der Heere ist es zu erklären, daß zu einer Zeit, wo das Feuergefecht der Infanterie die Schlachten entschied, kein Soldat das Zielen und Treffen

lernte und übte, daß mit der Verbreitung des Peloton-Feuers, von Gustav Adolph zuerst angewendet, das Tirailleur-Gefecht fast ganz verschwand. Friedrich der Große traute seinen Soldaten zu wenig, um sie gern im zerstreuten Gefecht, in Dörfern und Wäldern zu gebrauchen, dagegen hinter Hecken, wo Aufsicht und Leitung durch die Offiziere möglich war, rieth er sie aufzustellen. Daß der König Ortsgefechte vermieden wissen wollte, ist aber viel weniger gültig, als die meisten Schriftsteller nach einer Stelle der späteren „Instruktion für meine Generale“ annehmen. In fast allen Schlachten der sogenannten Lineartaktik, bei Ramillies und Höchstedt wie bei Collin und Leuthen kommen Gefechte in Dörfern und Wäldern vor, und meist führte der Kampf in ihnen zur Entscheidung. Der König ließ auf dem Bornstedter Felde 1753 ein Dorf und einzelne Häuser bauen, um Angriff und Vertheidigung derselben seinen Generalen und Obersten zu lehren, seine Truppen darin zu üben. In den General-Prinzipien räth er, massive Häuser, die 1000 Schritt vor der Front einer Stellung liegen, zu besetzen und hartnäckig zu vertheidigen. Er wollte sie also als taktische Stützpunkte benutzt wissen.

Der Kavallerie gab der König das Prinzip der Offensive mit der blanken Waffe wieder, jeder Einzelne sollte ein kühner, gewandter Reiter sein, was sein Reglement von 1743 darüber und über Flankenangriffe und Ueberflügelung sagt, ist für alle Zeiten mustergültig. Die Husaren und Dragoner wurden zum Sicherheitsdienst auf dem Marsche und im Lager verwendet; den meisten seiner Gegner war der König darin weit überlegen, und wie er in der Politik manche Erfolge seinen Spionen und geheimen Berichterstattern verdankte, so machte es ihm sein trefflich organisirter Sicherheits- und Nachrichten-Dienst möglich, so kühn und so überraschend aufzutreten.

Die Artillerie zerfiel in die Bataillonsgeschütze, 4- und 6-Pfdr., die ganz an die Infanterie gebunden, mit ihr avancirten und mit Kartätschen feuerten, und in die Positions-Artillerie, denn als solche wurden die schweren Geschütze von sehr verschiedenem Kaliber fast allein verwendet. Noch bei Leuthen hatte das preußische Heer 24pfdr., 25- und 50-pfdge. Mörser, die man von Glogau hatte kommen lassen. Da man die Bespannung, die Fahrer und einen Theil der Bedienung nicht im Frieden erhielt, oft nur für den einzelnen Marsch von Juden und Lieferanten miethete, so war von einem Manövriren im Gefecht fast nie die Rede. Halbinvalide Unteroffiziere der Infanterie oder Kavallerie hielten mit geladenen Pistolen bei der Bespannung, um zu verhüten, daß die Fahrer nicht mit den Protzen bei Beginn des Gefechts davonfuhren. Es ist bezeichnend, daß so fleißige und genaue Schriftsteller wie Tempelhof (ein Artillerist) und Gaudi selten die Zahl der Geschütze angeben, die bei einem Gefechte mitgewirkt haben.

Die Verpflegung aus Magazinen war im siebenjährigen Kriege die Regel, freilich wurde nur für die Sicherstellung der Brodverpflegung gesorgt. Das Pferdefutter wurde durch Fouragirung beschafft, und andere Arten der Verpflegung der Truppen, durch Einquartierung und Lieferungen, wurden als Aushülfe gelegentlich gebraucht, aber die Magazin-Verpflegung bestimmte vielfach die Art der Kriegführung. Sie war als vorherrschender Modus zuerst in den Kriegen Ludwig XIV. angewendet, um die Operationen des Heeres unabhängiger von dem Kriegstheater zu machen und die Disziplin des Heeres zu erhalten. Friedrich der Große war 1742 in Mähren, 1744 in Böhmen von dieser Methode abgewichen, hatte sich weit von seinen Magazinen entfernt und durch Requisitionen und Fouragirungen zu leben gesucht. Aber beidemal hatte sein Heer große Verluste erlitten, er nennt Böhmen eine Wüste, in der man die Verpflegung mitführen müsse, um leben zu können, und sagt, von diesen Feldzügen redend, in der histoire de mon temps, so wie später in den General-Prinzipien: „Pour bâtir l'édifice d'une armée il faut se souvenir que le ventre en est le fondement.“

In Festungen des eigenen Landes nahe der Grenze, am liebsten an schiffbaren Strömen, wurden große Magazine angelegt, also 1756 und 1757 in Torgau, Dresden, Breslau, aus denen die kleineren, der operirenden Armee näher liegenden und eventuell folgenden Magazine gespeist wurden. So hatte der König 1757 Magazine in Aussig und Zittau; zwischen diesen und der Armee wurden Bäckereien etablirt, und es gingen nun fortwährend Mehltransporte von den Magazinen zu den Bäckereien, Brodtransporte von diesen zur Armee, man bedurfte also ein Mehl- und Brodfuhrwesen. Die Armee vor Prag hatte im Mai 1757 Bäckereien in Leitmeritz und in Jung-Bunzlau. Die Entfernung der Bäckereien von den Magazinen und der Armee von den Bäckereien war durch die Größe des Fuhrwesens und dadurch bestimmt, daß das Brod nur 9 Tage alt werden durfte und der Soldat für 3 Tage bei sich trug, die Brodwagen der Kompagnien für 6 Tage mit sich führten. Aus all' dem ergab sich die Regel, daß eine Armee sich bei Offensiv-Operationen nicht weiter als 5 Märsche, etwa 15 Meilen, vom Magazin entfernen dürfe, wenn ihre Brodverpflegung unter allen Umständen sicher gestellt sein sollte. In der Defensive, zwischen zwei Festungen, konnte man sich 9 Märsche vom Magazin entfernen; wenn der mitgeführte Proviant zu Ende war, hatte die Armee die zweite Festung erreicht.

Zu allen Zeiten sind Magazine angelegt worden, namentlich wo große Heere in wenig kultivirten Gegenden operirten, aber zu keiner Zeit war dieser Verpflegungsmodus so sehr der vorherrschende, die Kriegführung bedingende, das ist bei der Beurtheilung der Feldzüge Friedrich des Gro-

ßen überall zu berücksichtigen. Die Heere waren nun abhängig von den Subsistenzpunkten in ihrem Rücken und es wurde möglich, ihre Bewegungen in Zeit und Raum zu berechnen; die methodische Kriegführung in Prinz Heinrichs und Braunschweigs Feldzügen, wie in denen Luxenburgs, ließ sich wissenschaftlich begreifen und darstellen. Mit dem Entstehen eines permanenten Offizierkorps, dessen Lebensberuf der Krieg war, war eine Militair-Literatur im engeren Sinne entstanden, Feuquières, Folard, Puysegür, Beaurain waren in neuerer Zeit die ersten Lehrer der Kriegswissenschaft gewesen. Aber nach dem siebenjährigen Kriege und bis in die Gegenwart hineinreichend, hat sich eine Schule von Kriegsgelehrten und Kritikern gebildet, die einen oft verderblichen Einfluß auf die Kriegführung, einen immer verwirrenden auf die Beurtheilung derselben ausgeübt hat. Die defensive, an das Terrain gebundene, stets von den Magazinen abhängige Kriegführung des Königs in den späteren Jahren des Krieges, wie die der obengenannten Prinzen, war in den bestimmten Verhältnissen, diesen Feinden gegenüber, vortrefflich, sie wurde aber benutzt, um eine gültige Methode zu lehren, die alle moralischen und intellektuellen Elemente unterschätzt und sich wesentlich auf den Modus der Verpflegung aus Magazinen stützt. Diese falsche Wissenschaftlichkeit findet ihren schärfsten Ausdruck in Bülows Geist des neueren Kriegssystems, in welchem alle Operationen allein nach den abstrakten räumlichen Verhältnissen bestimmt und beurtheilt werden. Sein System geometrischer Anschauung des Krieges, das ganz von der Verpflegungsart aus Magazinen hergeleitet war, ist fast vergessen, aber seine Terminologie ist der Wissenschaft geblieben, und was noch heute als strategische Kritik laut wird, benutzt meist einige Bausteine des Systems, die sich nun nach Clausewitz' Wort „wie loses Gesindel im Troß eines Heeres herumtreiben", und aus dem System gerissen, alle Wahrheit, wenn sie sie je hatte, verloren haben.

Dagegen suchte der Engländer Lloyd, dessen bald nach dem Kriege erschienenes Werk Tempelhof übersetzte und zum Theil widerlegte, die Schlachtenführung, dann die Kriegführung durch das Terrain zu bestimmen. Er und seine Nachfolger suchten taktische, dann strategische Schlüsselpunkte und man benutzte die zufällige Wiederkehr derselben Schlachtfelder — Lützen, Ligny, Nördlingen — um im Terrain wichtige überhöhende Punkte oder die Flüsse und ihre Thäler beherrschende Schlüssel zu finden, deren Besitz die Herrschaft über das Land bedinge. Jomini endlich suchte die unendlich mannigfaltigen Erscheinungen des Krieges in wenigen abstrakten Grundsätzen auszusprechen, die sich meist an gelegentliche Aeußerungen Napoleon I. anlehnen, er bestimmt den Werth aller Kriegshandlungen danach, ob sie in das Prokrustes-Bett seiner Grundsätze passen. Wie die Philosophie die Darstellung der Welt in Begriffen ist, so versuchte Jomini

die ewig wechselnden, bunten Bilder des Kriegslebens, die sich überall durchdringenden materiellen, moralischen, intellektuellen Potenzen auf, ich glaube vier, Prinzipien zu bringen, die um so leerer und hohler werden mußten, je allgemeiner sie sind. Und fast nur mit ihnen operirt seine strategische Kritik, kein Grundsatz paßt, wenn man ihn an einem individuellen Fall prüft, kein Begriff ist deutlich, wenn man ihn mit einer lebendigen Anschauung vergleicht. Die Kritiker der Schlacht bei Prag sind Beispiele solcher scheinbaren Wissenschaftlichkeit, die den Namen der Strategie beansprucht, den Friedrich II. und Napoleon kaum kannten. Beide reden nur von der grande tactique, und wo Friedrich II. in den General-Prinzipien das „sublime der Kriegskunst" lehren will, spricht er von dem Geist des Heeres, der Disziplin, der Verpflegung, den Spionen, den Sicherheitsmaßregeln, den Anmärschen 2c., aber er kennt kein System der Kriegführung nach geometrischen oder philosophischen Grundsätzen, nach der Theorie des Wasserlaufs oder nach geognostischen Forschungen. Die methodische, an die Verpflegung aus Magazinen gebundene Kriegführung machte zuerst eine Schonung des feindlichen Landes und menschlichere Sitten der Soldaten möglich, auch in diesem Sinne ist das 18. Jahrhundert das der Humanität zu nennen und hat im Geist und Sinn des Christenthums hierin mehr gethan, als 16 vorangegangene Jahrhunderte.

Die Taktik des siebenjährigen Krieges war im Wesentlichen die des spanischen Erbfolgekrieges. Es wurde meist zugweise marschirt, die verschiedenen Kolonnen mit gerichteten Têten, höchstens 2500 Schritt von einander entfernt, die Artillerie auf den Wegen in der Mitte, die Kavallerie-Kolonnen auf den Flügeln. Der Sektionsmarsch war noch nicht eingeführt, daher war das Passiren von Defileen sehr schwerfällig. Eine Grundidee war die der zusammenhängenden Schlachtlinie, die Flügel wurden an Terrainhindernisse angelehnt, im Lager wie im Gefecht, und die Anhöhen in die Aufstellung hineingezogen.

Den Aufmarsch und das Deployiren im heutigen Sinne kannte man nicht, obwohl der Ausdruck gebraucht wurde. Das Reglement von 1726, wie das französische jener Zeit, lehrt nur das Einschwenken. Wenn also die anmarschirenden Kolonnen aus der Marsch- in die Gefechtsordnung übergehen wollten, mußten sie vor der Front des Feindes im Haken schwenken und dann einschwenken. Da der Gegner ebenso unbehülflich war, hatte dies keine Gefahr. Nach dem zweiten schlesischen Kriege erfand der König zwei neue Evolutionen, welche die Zusätze zum Reglement (von 1748) beschreiben. Die Züge marschirten mit halblinks oder halbrechts (also in der Hypotenuse, nicht wie heute in den Katheten) bataillonsweise auf, dann die Bataillone in derselben Weise. So wurde bei Frontalangriffen, also bei projektirten Parallelschlachten aufmarschirt, z. B. bei

Reichenbach und Groß=Jägerndorf; bei Umgehungen, Flankenangriffen war es nicht nöthig. Mit Unrecht wirft Napoleon I. dem Könige vor, daß er bei Kollin und Leuthen die Armee auf's Spiel gesetzt habe, da er vor der feindlichen Stellung vorbeimarschirt sei. Darin lag gar keine Gefahr, wenn Lothringen bei Leuthen den König während des Marsches angriff, schwenkten die Züge ein und fast augenblicklich stand die Armee rangée en bataille, die Infanterie in zwei Treffen, die Kavallerie auf den Flügeln.

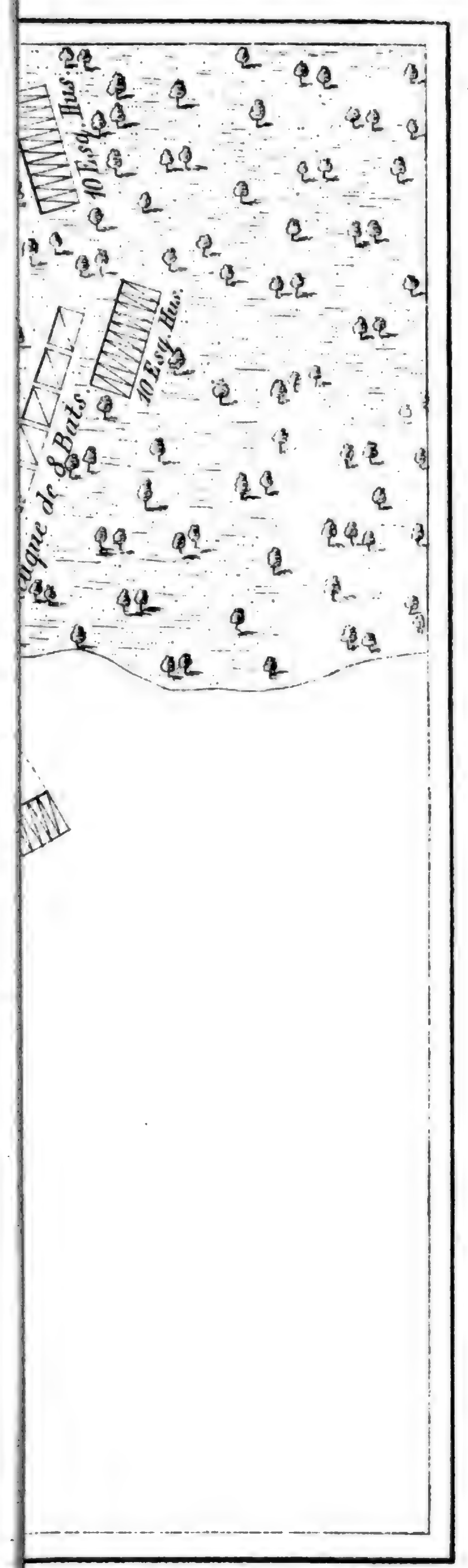
Ueber die sogenannte schiefe Schlachtordnung herrschen die seltsamsten Vorstellungen, der König spricht sich in den General=Prinzipien so deutlich über sie aus, daß man über den Plan der Schlachten von Prag und Kollin kaum in Zweifel sein kann. Tactique oblique heißt schräge, nicht schiefe Schlachtordnung, das wäre biais, und eine schiefe Schlachtlinie kann es so wenig geben als schiefe Sonnenstrahlen. Vegez, Folard, Puysegür hatten schon den Angriff mit einem verstärkten Flügel, während der andere zurückgehalten wird, gelehrt, der sogenannte Keil des Epaminondas hat nur darin bestanden, und Puysegür setzt sehr ausführlich auseinander, daß Turenne bei Nördlingen (1643) gesiegt haben würde, wenn er, statt eine Parallelschlacht zu liefern, en oblique angegriffen hätte. Der König kannte die Heere seiner Gegner und ihre Schwächen, auf diese — die Unbehülflichkeit der langen dünnen Linie, die geringe Beobachtung des Vorterrains, den Mangel einer Reserve — war seine Angriffsmethode berechnet. Er sagt in den General=Prinzipien: „Meine oblique Ordre kann da sehr nützlich angewendet werden, wo man den Feind mit unegaler Force schlagen will. Man refüsirt dem Feind einen Flügel und verstärkt den, der attaquiren soll. Mit letzterem thut Ihr allen Effort auf einen Flügel des Feindes, den Ihr in die Flanke nehmt. Eine Armee von 100,000 kann so durch 30,000 geschlagen werden, denn die Affaire decidiret sich dann geschwinde."

Durch eine Zeichnung erläuterte der König sodann, daß der an ein Holz gelehnte feindliche Flügel durch Infanterie und Kavallerie, die sich unbemerkt hineingezogen, in der Flanke angegriffen werden müsse, und erst wenn die feindliche Kavallerie hier verjagt war, ging der verstärkte Flügel zum Angriff vor, gleichzeitig mit dem Flankenkorps, das in Flanke und Rücken des Feindes angriff. „Der linke Flügel muß nicht eher angreifen, als bis der linke des Feindes geschlagen ist." Er diente eventuell als Reserve. So war der Schlachtplan für Prag und Kollin; in der letztgenannten Schlacht konnte der brave, aber beschränkte Fürst Moritz nicht begreifen, daß der König angreifen wollte, ehe die zusammenhängende Schlachtlinie hergestellt war, was zu der bekannten Scene Veranlassung gab, bei welcher Friedrich II. den Degen gegen ihn gezogen haben soll.

Durch beiliegende Skizze suchte der König seinen Generalen seine oblique Ordre zu veranschaulichen.

Da die Absicht des Königs, mit einem Flügel anzugreifen und den andern zu versagen, zweimal mißglückt war, so ersann er eine Form, die es dem zurückgehaltenen Flügel unmöglich machte, sich gleichzeitig mit dem angreifenden zu engagiren. Bei Leuthen ließ er daher das 2. Bataillon mit seinem rechten Flügel 50 Schritt hinter dem linken Flügel des ersten marschiren und alle folgenden ebenso, das 20. Bataillon des ersten Treffens marschirte also 1000 Schritt hinter dem ersten, und diese Form des Anmarsches wurde in späteren Schlachten und namentlich bei den Manövres bei Potsdam und Spandau vielfach angewendet. Mit Unrecht wurde sie der Echellon-Angriff genannt, denn die meisten dieser Bataillone sollten eben nicht angreifen, und gerade deshalb marschirten sie so. Hätte en echelons angegriffen werden sollen, so würde jedes Bataillon von überlegenem umfassendem Feuer empfangen und das Heer en détail geschlagen werden — genau das Gegentheil von dem, was der König beabsichtigte. Diese für den bestimmten Zweck sehr passende Form des Anmarsches, die besser en escalier hieße, galt später in der preußischen Armee als eine Art von Arkanum, und wurde zum Beispiel bei den Dorfangriffen von Vierzehnheiligen (1806), wie bei den späteren des Rüchelschen Korps in unsinniger Weise angewendet, und in der französischen Armee haben Viele noch heute eine Vorliebe dafür. Napoleon I. sagt in seinen aus St. Helena datirten Memoiren: „Le vieux Frédéric riait sous cape aux parades de Potsdam de l'engouement des jeunes officiers français, anglais, autrichiens pour la manoeuvre oblique, qui n'était propre qu'à faire la réputation de quelques adjutants-majors. Un examen approfondi des manoeuvres de la guerre de sept ans aurait dû éclairer ces officiers; et ce que devait achéver d'évaporer leurs illusions, c'est que Frédéric n'a jamais manoeuvré que par lignes et par le flanc, jamais par des déploiements. Leuthen était une surprise, pas un ordre constant de manoeuvre.“ Der Kaiser hatte theilweise Recht, die meisten seiner Siege verdankte Friedrich der Große der Beweglichkeit seines Heeres und der Ueberraschung, die beide Disziplin und Ausbildung voraussetzen, beide Schlachtenmeister wußten sehr wohl, daß es nicht taktische Formen sind, die das Schicksal der Staaten entscheiden, sondern, neben vielen mitwirkenden Umständen, die moralischen und intellektuellen Elemente im Feldherrn, den Führern und den Soldaten.

Die Kriegführung Friedrich des Großen ist nicht nur an taktischer Belehrung reich, sondern auch an strategischer, was der geistreiche Cancrin und andere Schriftsteller bestreiten. Ihm war der Krieg nur Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln, daher ist eine abstrakte Betrachtung seiner



…r & Sohn Königl. Hofbuchhandlung Berlin.

Feldzüge ganz unfruchtbar, seine Handlungsweise wurde in erster Linie durch die politische Kombination bestimmt; die Eigenthümlichkeiten seines Heeres wie des feindlichen, die Wegsamkeit und Ernährungsfähigkeit des Kriegstheaters, die Persönlichkeit des Feldherrn, der ihm gegenüberstand — das waren die wesentlichen Elemente eines ächt strategischen Calcüls, der sich freilich nicht in geometrischen Figuren oder abstrakten Grundsätzen aussprechen läßt.

Die Schlacht bei Prag.

Im Laufe des Winters 1756/57 war die preußische Armee verstärkt worden, theils durch Augmentation der Kompagnien und Eskadrons und durch Errichtung neuer Bataillone, theils durch Einreihung der sächsischen Truppen, die sich freilich als sehr unzuverlässig zeigten. Eine fortlaufende Ergänzung der Truppentheile aus den Depots fand damals nicht statt, während der Winterquartiere, nach Beendigung des Feldzugs wurde das Heer wieder komplettirt, und die Augmentationen haben wohl nur die Lücken des Feldzugs von 1756 und die Verluste im Winter ausgefüllt.

Mitte März bestand das preußische Heer aus	152,000	Mann.
Dazu englisch-hannöversche Truppen . . .	45,000	„
Garnisontruppen incl. Landmiliz und den Sachsen	58,000	„
In Summa:	255,000	Mann.

Davon standen Mitte April

bei Zwickau unter Fürst Moritz von Dessau .	19,000	Mann,
bei Dresden und Pirna unter dem König .	39,000	„
bei Zittau unter dem Herzog von Bevern .	18,000	„
bei Glatz, Frankenstein (unter Winterfeld bei Schweidnitz) und unter Schwerin . . .	41,000	„
Die Stärke der Operations-Armee war demnach .	117,000	Mann.

Nach dem Kriegsplan, den der König mit Schwerin, Winterfeld und dem Intendanten General Retzow entworfen, sollte die Armee in 4 Hauptkolonnen in Böhmen einrücken und sich bei Prag vereinigen.

Prag war die bedeutendste Stadt Böhmens. Damals Festung (während Josephstadt, Königingrätz, Theresienstadt keine Festungen waren), konnte es als Brückenkopf an der Moldau dienen. Dann war es der wichtigste Straßenknoten, in dem sich die Wege von den Gebirgspässen vereinigten, von dem aus der gerade Weg nach Linz, von Budweis aus ein Seitenweg nach Wien führte. Ein zweiter Kaiserweg (Chaussee) führte nach Olmütz, von Kollin ab zweigte sich eine Straße (auch Kaiserweg)

über Iglau und Znaim nach Wien ab. Mit Sicherheit konnte man annehmen, daß die an den Grenzen stehenden, überraschten feindlichen Korps sich nach Prag zurückziehen und dort eine Schlacht annehmen würden.

Die österreichische Armee, die im Laufe des Winters aus Italien und Flandern Verstärkungen herangezogen, stand Mitte April in folgender Weise vertheilt:

bei Eger und Pilsen unter dem Herzog von Ahremberg	24,000 M.
bei Prag und Budin unter Feldmarschall Brown . .	30,000 „
bei Gabel und Reichenberg unter Königsegg . . .	23,000 „
bei Königgrätz unter Serbelloni	27,000 „
in Mähren unter Nadasdi	15,000 „
	119,000 M.

Der österreichische Kriegsplan war im Anfang April vollständig geändert worden. In der Erwartung, daß Friedrich der Große sich auf die Vertheidigung Sachsens und Schlesiens beschränken würde, war es beschlossen gewesen, im Mai die Offensive zu ergreifen. Daher waren Magazine vorwärts Prag, z. B. in Leitmeritz und Jung-Bunzlau errichtet, um die Verpflegung der in Sachsen eindringenden Armee zu sichern. Der König, um seine Offensiv-Absichten zu verschleiern, hatte an den Grenzen Sachsens und Schlesiens Befestigungen, Lager abstecken lassen und bestärkte Brown, der bis zu Lothringens Eintreffen die Armee befehligte, dadurch in seiner Ansicht. Am 7. April traf in Wien ein Brief aus Dresden (wohl vom Kronprinzen von Sachsen) ein, der genaue, im Wesentlichen richtige Nachrichten über den vom König entworfenen Operationsplan enthielt. Er hieß, 160,000 Mann sollten in 5 Korps getheilt, über Eger, Peterswalde, Gabel, Landshut und Glatz in Böhmen eindringen und sich vereinigen, um einen großen Schlag auszuführen, ehe die Franzosen an der Weser angelangt seien; dann wolle sich der König mit seiner Hauptmacht gegen diese wenden. An demselben Tage schickte Kaunitz den Brief mit folgendem Schreiben an Karl von Lothringen: „Die Nachricht, welche die beiliegende Piece enthält, ist von so guter Hand, daß sie Aufmerksamkeit verdient; angenommen, daß dieser Fürst auf diese oder andere Art in Böhmen eindringt, so hat er Hoffnung, einen entscheidenden Vortheil über uns zu gewinnen, der seine Lage für den Rest des Feldzuges verbessert. Was dem König zu wagen noth thut, liegt uns ob zu vermeiden. Folglich selbst in dem Falle, daß Alles bei beiden Theilen gleich stände, erheischt unser Vortheil, eine Entscheidung nicht eher dem Zufall zu überlassen, bis unsere Verbündeten nahe genug sind, um unsere Operationen zu unterstützen: ein Augenblick, dem der König zuvorkommen will, und den wir darum zu gewinnen suchen müssen. Es folgt daraus,

daß man nichts Bedeutendes wagen, sondern sich blos auf eine vernünftige Defensive beschränken müsse, die geeignet wäre, das feindliche Heer durch Ermüdung, Mangel, Desertion aufzureiben. Es ist nothwendig, die befehligenden Generale von diesen Ansichten Ihrer Majestät zu unterrichten, die sich ganz auf deren Eifer und Geschicklichkeit verlassen."

Lothringen schickte Briefe und Instruktion sofort an Brown in Prag, der sie am 9. erhielt, aber trotzdem er gleichlautende Nachrichten aus Prag empfangen, nicht daran glaubte und keine genügenden Vorkehrungen zur Defensive traf. Der König und Schwerin konnten später meist aus eroberten feindlichen Magazinen leben, da diese nicht hinter den neu gewählten Konzentrationspunkt des Heeres zurückgezogen waren.

Brown, den die Stimme der Armee als den Tüchtigsten bezeichnete, sollte das Kommando an den Prinzen von Lothringen, den doppelten, sehr von ihr geliebten Schwager der Kaiserin, abgeben (er war Bruder des Kaisers, seine Frau Maria Theresia's Schwester), der sich im österreichischen Erbfolgekriege ausgezeichnet hatte, aber unbesonnen, unentschlossen und wenig geeignet zum Ober-Kommando war. So war Brown von vorne herein gegen den neuen Kriegsplan, und es bestanden eigentlich beim Einrücken der Preußen zwei einander entgegengesetzte. Browns Stellung ad latus des neuen Oberfeldherrn war ohnehin eine unglückliche. An der Spitze des Hofkriegsraths stand Neipperg, eine durchaus negative Natur, geistreich und spöttisch, der bisher nur Schlachten verloren, wegen seiner gesellschaftlichen Talente und weil er der Erzieher des Kaisers gewesen, war er in Wien eine einflußreiche Person. Große Verdienste hatte sich Daun im Frieden um die Reorganisation des Heeres erworben, hatte dann die Gräfin Fuchs geheirathet, die bei der Kaiserin in besonderer Gunst stand. So erhielt er das Kommando des Korps, das Serbelloni führte, wurde durch die Gicht noch in Wien zurückgehalten, und Serbelloni leitete die Konzentration und den Rückzug des Korps von Königgrätz nach Kollin, war aber so unthätig, daß Lloyd und andere Schriftsteller annehmen, er habe in Mähren gestanden. Serbelloni sagte: „Ich mag die Suppe nicht kochen, die ein anderer essen soll?"*) Solche Personalia, die selbst die spätere Geschichte nur unvollständig zu enthüllen weiß, sind in allen Kriegen vom größten Einflusse und wirken viel entscheidender ein, als kleine Veränderungen der Bewaffnung oder elementar-taktische Spielereien. Die Bewaffnung in den Heeren Friedrichs des Großen und Napoleons war die ihrer Gegner.

---

*) Aus Cogniazzo's Geständnissen eines österreichischen Veteranen, der namentlich Brown zu vertheidigen sucht, während der in vieler Hinsicht sehr lehrreiche Bericht der österreichischen Militair-Zeitung ein Plaidoyer für Karl von Lothringen ist.

„Le projet était, wie der König in der histoire de la guerre de sept ans schreibt, que les quatre corps, pénétrant à la fois en Bohême, arrivassent par differentes directions à Prague, qui leur servirait de point de ralliement.“ So hoffte er die feindlichen Truppen in ihren Quartieren zu überfallen, zu zerstreuen, andere zu vernichten und von vorne herein ein Uebergewicht zu gewinnen. Nach Retzow (Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges) sollten alle 4 Kolonnen am 4. Mai bei Prag eintreffen, am 6. eine Schlacht liefern und Prag erobern. Dann sollte Schwerin nach Mähren gehen, der König wollte sich nach Hannover zur Armee seiner Alliirten wenden.

Nachdem Fürst Moritz am rechten Flügel der Aufstellung des preußischen Heeres mehrere Demonstrationen auf Eger gemacht, um Ahremberg irre zu leiten, ging er am 21. April über Reizenheim nach Böhmen, ließ das österreichische Kommando an Basberg durch Zietensche Husaren überfallen und ging über Kommotau nach Limay, wo er sich am 23. (abweichend von der ersten Instruktion, nach welcher er über Schlan vorrücken sollte) mit dem König vereinigte. Dieser war am 22. über Peterswalde, Aussig in Böhmen eingedrungen und lagerte am 23. Abends bei Limay. Am 20. war Bevern aufgebrochen, er ging über Grafenstein, Grottau und Reichenberg, wo er am 21. Königsegg zurückwarf und bis Libenau drang, wo ihm Königsegg in starker Stellung gegenüber halten blieb. Er hatte bis an die Isar gehen und sich dort mit Schwerin vereinigen sollen.

In 4 Kolonnen (Manteuffel über Schatzlar, Schwerin mit Winterfeld von Landshut über Güldenelse nach Trautenau, wo sich beide vereinigten. Hautcharmoy ging über Friedland und Eypel, Fouquet von Glatz über Giersdorf und Wünschelburg) rückte Schwerins Armee von Schlesien in Böhmen ein. Am 22. war sie im Lager bei Miletin zusammengestoßen. Ueber den Paschkopol, Lowositz, Welwarn war der König, dem Moritz' Korps folgte, auf dem linken Elbufer gegen Prag vorgegangen und lagerte am 2. Mai am weißen Berge. Brown hatte seine Regimenter erst an der Eger gesammelt, war dann auf Prag zurückgegangen, am 29. traf Ahrembergs Korps ein, er wollte noch Königsegg an sich ziehen, während Serbelloni gegen Schwerin vorgehen sollte. Am 30. April traf Lothringen ein. Der Rückzug nach Prag und die Aufstellung der Armee auf dem rechten Moldauufer wurde beschlossen, eine Kolonne ging am 1. Mai auf einer Schiffbrücke unterhalb Prag über, die andere durch Prag. Am Abend lagerte die Armee bei Nusle am rechten Moldauufer. Dem ersten Plane nach sollte Schwerin am 24. bei Gitschin stehen, dann konnte Königsegg, der noch bei Liebenau stand, abgeschnitten werden, aber Fouquets Kolonne hatte sich verspätet, der Feldmarschall hatte auch, auf die Nachricht des Gefechts von Reichenberg, seine Absicht geändert und wollte

sich nun bei Münchengrätz statt bei Turnau mit Bevern vereinigen. In der Nacht zum 26. war Königsegg unbemerkt aus seiner Stellung bei Libenau abmarschirt und hatte, nachdem er die Elbe am 1. bei Brandeis passirt, am 2. Mai die Armee bei Prag erreicht. Bedeutende Magazine waren in Schwerins Hände gefallen. Bevern ging bei Podol über die Iser und traf am 28. im Lager bei Jung-Bunzlau mit Schwerin zusammen. Die Armee folgte Königsegg nach Brandeis, brachte 2 Tage mit Brückenschlagen zu und lagerte erst am 4. Mai Abends, nachdem die Elbe passirt war, bei Brandeis, Winterfeld bei Kosteletz. Noch am 5. blieb Schwerin im Lager stehen, — hier traf ein Adjutant mit der Nachricht ein, daß der König „sehr ungnädig" sei, weil der Feldmarschall seinen Marsch nicht mehr pressirt habe. Nach Gaudi's Tagebuch war der König „sehr übel zufrieden", daß Schwerin noch bei Brandeis stand, von wo aus dieser ihn, falls er bei Czimitz angegriffen wurde, nicht unterstützen konnte. Wirklich stand der König sehr exponirt; er war am 3. Mai stehen geblieben (Hauptquartier Welleslawin), hatte am 4. Vorbereitungen zum Uebergang auf das rechte Moldauufer getroffen, hatte am 5. früh eine Brücke bei Selz, unterhalb Prag, schlagen lassen und war im Laufe des Tages mit 20 Bataillonen und 28 Eskadrons übergegangen, die am Abend des 5. bei Czimitz lagerten, während Keith mit 26 Bataillonen und 38 Eskadrons am weißen Berge, also auf dem linken Ufer geblieben war. Eine halbe Meile von der Festung, einer Armee von etwa 70,000 Mann (incl. der Garnison) gegenüber, hatte der König den Uebergang ungestört ausgeführt.

Um Mitternacht marschirte Schwerin in 3 Kolonnen von Brandeis ab, um am 6. früh mit dem Könige zusammenzustoßen. Die Streitkräfte waren am Morgen des Schlachttages so in Böhmen vertheilt:

Preußen.

Der König im Lager bei Czimitz . .	20 Bat.	38 Esk.	
Schwerin auf dem Marsche von Brandeis	46 „	75 „	
			63,000 M.
Keith am weißen Berge	26 Bat.	38 Esk.	
Bei der Bagage	2 „	10 „	
In Brandeis, Jung-Bunzlau . . .	9 „	2 „	
Besatzungen an der Elbe und Posten zur Verbindung mit Sachsen . . .	11 „		
Nach Pilsen detachirt	2 Freibataillone.		

Es ist charakteristisch für die Verpflegungsmethode jener Zeit, daß 21 Bataillone schon damals zum Schutz der Verbindungen detachirt waren.

Oesterreicher.

Im Lager bei Prag	61,000 Mann.
Garnison von Prag	13,000 „
Puebla in Böhmisch-Brod	9,000 „
Beck mit leichten Truppen bei Mochow	3,600 „
Daun bei Neu-Bidschow	10,000 „
(Er war am 4. zur Uebernahme des Kommandos an Serbelloni's Stelle eingetroffen.)	
Ariosti bei Podiebrad	4 Batt.
Haller bei Königgrätz und Kroaten	3,000 Mann.
	112,000 Mann.

Um 7 Uhr Morgens stießen die Teten der drei Kolonnen Schwerins, der Avantgarde desselben unter Winterfeld und der zwei Kolonnen des Königs bei Prosik zusammen. Da der König und Schwerin bei der Rekognoscirung des Terrains die Front der feindlichen Stellung zu stark fanden, wurde eine Umgehung des rechten Flügels beschlossen, der schwach angelehnt war, und der Feind versäumt hatte, die Zugänge zur Stellung bei Unter-Poschernitz zu besetzen. Schwerins Armee sollte den linken Flügel bilden und angreifen, die des Königs den rechten Flügel, der zurückgehalten werden sollte. Nur Winterfeld, Schwerin und Bevern, der etwa in der Mitte stand, wurde der Schlachtplan mitgetheilt. Da Schwerins Kolonnen rechts abmarschirt waren und mit dem linken Flügel angreifen sollten, so mußte, um die Inversion zu vermeiden, der linke Flügel vorgezogen werden. Ein Manöver, das, hier auf Beverns Rath zum ersten Male ausgeführt, in der Armee gebräuchlich wurde. Der letzte Zug des letzten Bataillons machte linksum, marschirte um seine Frontbreite vor, machte wieder rechtsum und setzte sich an die Tete, ebenso alle folgenden Züge und Bataillone. Ohne daß die Armeen in Schlachtordnung aufmarschirten, wurden aus den 6 Kolonnen 3 gebildet, das erste und zweite Treffen, und die Reserve, die nur aus Kavallerie bestand. Da die Teten der Kolonnen erst um 7 Uhr bei Prosik zusammengestoßen waren und bald nach 10 Uhr der Angriff erfolgen konnte, so haben die Truppen eine seltene Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit bewiesen. Es soll im Folgenden keine detaillirte Beschreibung der Schlacht gegeben werden, die ohne einen Plan nicht verständlich wäre. Die Pläne der Schlacht aus jener Zeit, noch mehr die späteren, widersprechen einander wie den Berichten der Augenzeugen in vielen Punkten.

Die Schlachtpläne wie die Gefechtsberichte werden seit alter Zeit fast alle je nach den Absichten des Darstellers zurecht gemacht. Nach jeder Aktion bildet sich eine Art Gefechts-Mythus aus, sehr verschieden bei den

Gegnern, selbst bei den einzelnen Truppentheilen, und die Pläne werden, mit rücksichtsloser Behandlung des Terrains, demgemäß gestaltet. Es werden hier daher nur die Punkte hervorgehoben, die für die Kriegführung jener Zeit oder für einzelne Persönlichkeiten charakteristisch sind, so wie die Momente, auf welche die spätere Kritik ihre Angriffe gerichtet hat.

Schwerin hatte mit seinen ermüdeten Truppen erst am 7. angreifen wollen, um dann die Umgehung vollständiger ausführen zu können. Der König beschloß die Ueberraschung der Oesterreicher zu benutzen, die ihm hier wie so oft zum Siege verhalf, am folgenden Tage konnte Puebla, und wenn Serbelloni seine Truppen nicht verzettelt hätte, Daun mit 25,000 Mann auf dem Schlachtfelde, während des Gefechts, im Rücken des Königs eintreffen. Nach dem Gespräche mit dem Könige soll Schwerin gesagt haben: „Frische Fische, gute Fische!" und fortgeeilt sein, um die Kolonnen, wenn doch einmal gerade an diesem Tage geschlagen werden solle und müsse, vorzuführen. Retzow*) legt dem Könige die etwas veränderte Aeußerung in den Mund, um ihm die Schuld an dem, seiner Meinung nach verfrühten Angriffe in die Schuhe zu schieben. Nach dem ruhigen Beobachter Gaudi, der fast nie von seiner objektiven Haltung abweicht, fiel das Wort in einem spätern Momente. Der König, der während des Flankenmarsches an der Spitze der Kolonnen seiner Armee ritt, wollte erst einschwenken lassen, wenn die Tete von Schwerins Armee Sterboholy passirt hätte, um die Flanke des Feindes zu gewinnen. Der Angriff des linken Flügels der Infanterie sollte erst erfolgen, wenn die feindliche Kavallerie des rechten Flügels geworfen war. Da kam Schwerin, der in Folge der Verweise am vorigen Tage und weil sein Rath, den Angriff zu verschieben, abgelehnt worden, in sehr erregter Stimmung war, im Carriere angesprengt und bat den König, gleich einschwenken zu lassen. Ohne die Antwort abzuwarten oder recht zu verstehen, rief er: „Frische Fische, gute Fische!" und jagte zu seinen Kolonnen, ließ sie einschwenken, 10 Bataillone durch Unter-Poschernitz vorgehen und führte die Kavallerie selbst gegen den Feind, ohne das Eintreffen der Artillerie abzuwarten, unter deren Schutz die Infanterie vorrücken sollte. Der König erwähnt in der histoire de la guerre de sept ans dies Gespräch nicht und hat in seiner Erzählung der Schlacht nur Worte des Lobes und der Ehre für den Heldengreis, aber Gaudi, der keiner Partheinahme für Friedrich II. verdächtig ist, erzählt den Vorfall in dieser Weise. Einige Bataillone des ersten Treffens und die des zweiten gingen links am Dorfe durch sumpfige Wiesen, wo Viele bis an den Gürtel einsanken. Winterfeld hatte vorher rekognoscirt und die grünen Flächen für Haferfelder angesehen, es waren

*) Sohn des Generals und Intendanten v. Retzow, damals junger Offizier.

aber abgelassene Karpfenteiche, die allerdings mit Hafer besäet waren. Nur mit großer Mühe konnten die Bataillone auf Brettern und schnell ausgehobenen Thüren, die einen Weg über den Sumpf bildeten, übergehen, aber die Infanterie brauchte soviel Zeit, um diese und andere Defileen zu passiren, daß der erste Angriff unter Winterfelds Leitung durch nur 10 Bataillone gemacht wurde. Etwa zu derselben Zeit hatte die Kavallerie des linken Flügels, welche bald durch die Reserve (drittes Treffen) verstärkt wurde, die österreichische des rechten Flügels unter Luchesi geworfen, nachdem sie mehrere erfolglose Angriffe gemacht. Luchesi hatte dem Debouchiren der feindlichen Kürassiere aus den Defiléen zugesehen und ihren Angriff erwartet. Hier, also am Beginn des Gefechts, wurde Karl von Lothringen in Folge der Erregung und Anstrengung besinnungslos, wurde nach einem Dorfe gebracht, zu Ader gelassen und erhielt erst nach dem Verlust der Schlacht das Bewußtsein wieder.

Die Oesterreicher hatten am 6. keine Schlacht erwartet, da sie Schwerin am 5. Abends noch bei Brandeis wußten. Viele Kavalleristen aller Regimenter waren sogar beim Beginn des Gefechts noch in Prag, um Fourage zu holen. Als die preußischen Kolonnen-Teten sich näherten, war das Heer in die Stellung hinter dem Liebener Grunde, Front nach Norden, gerückt, den rechten Flügel im Haken zurückgebogen. Sobald des Königs Absicht, zu umgehen, erkannt war, wurde die Kavallerie am rechten Flügel verstärkt und bis Sterboholy gegenüber gezogen, beide Treffen der Infanterie machten rechtsum und schwenkten rechts, um eine nach Osten gewendete Stellung zu nehmen; nur 17 Bataillone des linken Flügels blieben unnützer Weise am Liebener Grunde stehen. Zwischen der Kavallerie und dem rechten Flügel der Infanterie war eine Lücke, die Brown dadurch ausfüllte, daß er die Grenadier-Kompagnien der Bataillone des zweiten Treffens zusammenstellte und unter Kommando des Obersten Guasco auf eine Höhe placirte. Gegen diese war Winterfelds erster Angriff gerichtet. Das Feuer der Grenadiere und der Artillerie warf die preußischen Bataillone zurück, Schwerin, der sein eigenes Regiment weichen sah, stellte sich an die Spitze und fiel, ebenso wurde Brown hier bei dem Versuche, die Grenadiere zum Angriff vorzuführen, schwer verwundet. Daß so viele höhere Führer fielen oder verwundet wurden, erhöhte den Mangel an Ordnung und Leitung des Gefechts. Die Kavallerie-Attaquen hatten gewaltigen Staub aufgerührt, der Pulverrauch lag schwer auf dem engen Gefechtsfelde, und so war gerade in dieser Schlacht die Unordnung und der Mangel an Uebersicht besonders groß.

Der König hatte, wie oben erwähnt, en ordre oblique schlagen wollen, nur der linke Flügel — Schwerins Armee — und die durch die Reserve verstärkte Kavallerie des linken Flügels hatte schlagen sollen.

Fürst Moritz von Dessau, der bei Keith geblieben war, hatte den Auftrag, am 6. früh eine Brücke oberhalb Prag bei Branik zu schlagen, mit einigen Bataillonen und 20 Eskadrons überzugehen, um ein Ausweichen geschlagener feindlicher Abtheilungen gegen die Podbaba zu verhindern und eventuell im Rücken der österreichischen Armee anzugreifen. Nach Schwerins Fall scheinen die Regimenter, die er und der auch verwundete Winterfeld vorgeführt hatten, in großer Unordnung zurückgewichen zu sein, indessen waren 14 Bataillone des ersten Treffens vorgegangen, die Artillerie war angekommen und auf einer Höhe placirt; der König hatte Bataillone aus dem zweiten Treffen in die erste Linie geführt und zu der Zeit, als die österreichische Kavallerie des rechten Flügels fast vom Schlachtfelde verschwand, wurden hier auch die Grenadier-Kompagnien und die Infanterie des rechten Flügels geworfen. Der König drang in den folgenden Stunden immer weiter vor, ohne ernstlichen Widerstand zu finden. Er forderte Kavallerie zur Verfolgung, aber nur einige hundert Versprengte konnte Oberst Lentulus sammeln. Gerade diese Momente der Schlacht sind die allerdunkelsten, und alle Relationen sind hier voller Widersprüche. Der König sagt, zuerst von der mißglückten Attaque Winterfelds redend, „à peine dix bataillons de la gauche étaient formés, qu'ils attaquèrent avec plus de courage et de précipitation que de prudence.“ Während Schwerin fiel: „arriva la seconde ligne, le roi attira encore le prince Ferdinand de Brunswic avec quelques régiments (der stand auf dem äußersten rechten Flügel und kann hier gar nicht eingegriffen haben) et le combat se redressa d'autant plus facilement que Treskow avec sa brigade, qui était un peu plus à droite, avait passé la ligne des ennemis. Le roi fit avancer les regiments Jung-Brunswic et Charles, et avec ces corps il poussa l'infanterie autrichienne au delà de leurs tentes.“ Treskow erhielt nach der Schlacht den schwarzen Adlerorden, trotz dieser für seinen Rang als Generalmajor seltenen Auszeichnung erwähnen ihn die meisten Schriftsteller hier kaum.

Zu derselben Zeit, etwa gegen halb 11 Uhr, war Bevern mit dem Centrum gegen das des Feindes in und bei Malleschitz vorgegangen und hatte nach längerem Kampfe eine Batterie links vom Dorfe genommen und den Feind gegen Prag zurückgeworfen. Der rechte Flügel unter Prinz Henrich (denn so wird sein Name damals geschrieben) und unter Ferdinand von Braunschweig sollte zurückgehalten werden, das Terrain war für einen Angriff sehr ungünstig. Ohne Befehl erhalten zu haben, griff Mannstein an und beide Prinzen unterstützten ihn. Prinz Heinrich drang mit 6 Bataillonen vor, umging Malleschitz und nahm die Höhe hinter dem Dorfe. Ferdinand von Braunschweig hatte zu derselben Zeit die schwach von Kroaten vertheidigte Batterie auf der Höhe von Hlupetin

gestürmt und war auf der langgestreckten Höhe bis gegen Malleschitz vorgegangen. Die bisher isolirten Angriffe vereinigten sich nun und Centrum und rechter Flügel bildeten eine Art von Schlachtlinie; die Oesterreicher setzten sich noch dreimal auf den „wie ein Amphitheater" gegen Prag zu liegenden Höhen, wurden aber durch Braunschweigs und Prinz Heinrichs Angriffe geworfen, in der letzten Stellung hatten sie auch die 17 Bataillone des linken Flügels herangezogen. Der König sagt: „La droite n'était à cause du terrain pas destiné à combattre." Manstein folgte seinem „courage fougeux", und Prinz Henrich und Braunschweig „tout en désapprouvant sa conduite" unterstützten seinen Angriff. Die Linksschwenkung Braunschweigs, die der König erwähnt, durch welche er die Oesterreicher in Flanke und Rücken faßte, scheint bei Malleschitz, Prinz Henrich unterstützend, vorgekommen zu sein. Auch nach Gaudi's Tagebuch wurden bei den kühnen, aber nutzlosen Angriffen des preußischen rechten Flügels 4—5000 Mann unnütz aufgeopfert, „doch an diesem Tage drängte Jeder vorwärts, um sich auszuzeichnen." Wenn der ganze rechte Flügel, der die Bestimmung einer Reserve hatte, seinen Marsch auf und durch Unter-Poschernitz fortsetzte und um 11 Uhr intakt, zur Verwendung bereit, in der rechten Flanke des bereits halb geschlagenen Heeres stand, so konnte das Resultat der Schlacht sehr viel größer sein. Hier mögen nur noch einige Zwischenfälle erwähnt werden, die für die damalige Kriegführung und für die an diesem Schlachttage herrschende Unordnung bezeichnend sind. Mehrere österreichische Husaren-Regimenter ritten am Morgen des Tages bei den preußischen Kürassieren, die sich eben aus den Defileen entwickelten, vorüber und schienen einen Flankenangriff zu beabsichtigen. Aber sie verschwanden in der Karriere vom Schlachtfelde und wurden nicht wieder gesehen. Die preußische Kavallerie des rechten Flügels und der Reserve hatte gegen 11 Uhr die feindliche geworfen und bis gegen Miehle gejagt, von da bis zu Ende der Schlacht, wo sie gegen die geschlagene Infanterie hätte vortrefflich wirken können, wird sie nicht mehr erwähnt; als gegen 2 Uhr der König Husaren zur Verfolgung verlangt, muß ihm Zieten berichten, sie seien Alle betrunken. Bei Nusle und Miehle waren sie über die Marketenderwagen der feindlichen Armee hergefallen und hatten sie geplündert. Als Bevern, nachdem Malleschitz genommen, mit vieler Mühe das Kürassier-Regiment Schönaich herangezogen, und es eben aufmarschirt war, um zur Attaque überzugehen, erhielt es von hinten her durch preußische Bataillone mehrere Salven, die etwa 50 Mann tödteten. Bald war die Ordnung hergestellt, aber der Moment zum Einhauen vorübergegangen. Es ist unbegreiflich, wie Behrenhorst sagen kann, „die Reiterei gewann die Schlacht bei Prag".

Nach österreichischen Berichten endete das Gefecht um 7 Uhr Abends nach preußischen um 3 Uhr Nachmittags. Der König war selbst bis unter die Kanonen des Wisherad geritten, aber da Fürst Moritz keine Brücke geschlagen, die Kavallerie nicht gefechtsfähig, die Infanterie nach so heißen Kämpfen erschöpft war, da der zur Reserve bestimmte rechte Flügel sich unnütz engagirt hatte, konnte er den Rückzug der geschlagenen Armee nach Prag nicht hindern. Andere österreichische Regimenter, namentlich Kavallerie, hatten sich schon am Vormittag südlich gegen die Podbaba zurückgezogen.

Die Verluste beider Heere waren sehr bedeutend, Feldmarschall Schwerin und Generalmajor v. Amstell waren gefallen, die Generale Fouquet, Winterfeld, Ingersleben, Plettenberg, Saldern, Kessel, Blankensee, Schöning, Hautcharmoy schwer verwundet, die drei letztgenannten starben an ihren Wunden. Außerdem waren gefallen:

	56	Offiziere, 3,282	Mann,
verwundet	308	= 8,711	=
vermißt	8	= 1,851	=
	Summa	14,227	Mann,

fast der vierte Theil des Heeres, ein Verlust, der den in den Schlachten der Gegenwart bedeutend übersteigt.

Im österreichischen Heere war Brown verwundet, und starb noch während der Blokade. Lothringen war am Schlachttage krank. General Peroni war geblieben. Der Verlust wird auf:

3000 Todte,
10,000 Verwundete,
44 Offiziere und 4,500 Gefangene angegeben,
Summa 17,544 Mann.

71 Standarten, 33 Kanonen, 40 Pontons und viele Zelte waren in die Hände der Preußen gefallen.

Puebla, der in Böhmisch Brod stand, hatte Befehl erhalten, nach dem Schlachtfelde aufzubrechen, sein Erscheinen gegen Mittag auf dem linken Flügel des preußischen Heeres hätte eine bedenkliche Wendung herbeiführen können, aber er kam nur bis Auwal, 2 Meilen von Prag, wo er unthätig stehen blieb. Beck war von Mochow nach Brandeis marschirt, hatte es 5 Uhr Abends mit Sturm genommen, 650 Mann und 2 Kanonen gefangen und die Brücke verbrannt. Dann war er wieder abgezogen.

Daun, dessen Avantgarde Puebla bildete, war bei Podiebrad über die Elbe gegangen, und stand während der Schlacht bei Satzka, 5 Meilen von Prag. Der König forderte noch am 6. Abends die Festung Prag auf zu kapituliren, erhielt aber eine ablehnende Antwort, und entschloß sich, vielleicht im Vertrauen auf Lothringens Unentschlossenheit und nach den

Erfolgen der ersten schlesischen Kriege, zu einer Blokade, da vor dem Eintreffen der Belagerungsgeschütze eine Belagerung nicht stattfinden konnte. In Prag waren 44,000 Mann Infanterie, 4000 Reiter, 1,400 Artilleristen, er wußte, daß bis etwa Ende Juni Proviant da war. Konnte er Daun bis dahin fernhalten oder ihn schlagen, was bei Collin, ohne eine Reihe von unglücklichen Zufällen, geschehen wäre, so mußte die Festung kapituliren. Ein mit dem Angriff der Ersatzarmee kombinirter großartiger Ausfall der Garnison war bei dem Charakter beider Feldherrn um so weniger zu fürchten, als beide von Wien aus die Instruktion erhalten vor Allem das Heer zu konserviren, um nach dem Eintreffen der französischen und russischen Heere mit diesen gemeinsam operiren zu können. Ein Ausfall eines Heeres von 40,000 Mann aus einer Festung mit wenigen Ausgängen ist ohnehin eine fast unausführbare Sache, nach dem vollständigen Siege bei Prag konnte der König auf keine andere Weise die Vernichtung des feindlichen Heeres erreichen. Es lag aber ganz in seiner Natur immer auf das Endziel des Kampfes hinzudrängen, wo es ihm die Schwäche der Mittel, über die er verfügte, irgend erlaubte. Grade für ihn gilt Napoleon's Wort „la vraie sagesse d'un général est une détermination énergique".

Am 18. April hatten seine 4 Korps an der Gränze Böhmens in Sachsen und Schlesien gestanden, am Abend des 6. Mai stand sein Heer vor Prag, und hatte die Besatzung und das Heer von 50,000 Mann eingeschlossen; in etwa 14 Tagen war der Norden von Böhmen genommen, die Siege bei Reichenberg und Prag erfochten, und eine große Zahl von Magazinen erobert, aus denen das preußische Heer großentheils lebte. Das ist eine Energie der Kriegführung, reich an strategischen Momenten höchster Bedeutung, die nur durch wenige Feldzüge des 19. Jahrhunderts übertroffen wird. Jetzt aber, und das darf bei der Beurtheilung der Feldherren früherer Zeit nie vergessen werden, sind die Mittel der Kriegführung sehr verbessert, sie selbst vielfach erleichtert durch die geänderte Art des Ersatzes, der Bewaffnung und Ausbildung der Heere, ferner durch die erhöhte Ernährungsfähigkeit der meisten Kriegstheater, besonders durch die sehr entwickelten Kommunikationen, Chausseen, Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen.

Die Literatur der Schlacht bei Prag und ihre Kritiker.

Das Werk des Königs, histoire de la guerre de sept ans, ist das erste, das den Krieg im Zusammenhange darstellt. Er begann es nach dem Hubertsburger Frieden, und vollendete es noch vor Ablauf des Jahres 1763. Gedruckt und veröffentlicht wurde es, dem Willen des

Königs gemäß, erst nach seinem Tode, 1788. Ein so schnell und so bald nach den Ereignissen geschriebenes Werk mußte manche Detail-Irrthümer enthalten. Der König verwechselt die Namen einzelner Regimenter; Zeit und Ort namentlich bei Gefechten werden bisweilen unrichtig angegeben, aber die politischen Verhältnisse, die persönliche, oft scharfe Charakteristik, die Zeichnung der Kriegführung in ihren großen Zügen ist meisterhaft. Das Werk sollte eine Fortsetzung der histoire de mon tems bilden, und wenn es auch von dieser an Objektivität übertroffen wird, so verdient doch gewiß Alles was der König und Feldherr über seine Kriege sagt, die höchste Beachtung. Und die hat das Werk seltsamer Weise nicht gefunden. Noch während der Regierung Friedrichs des Großen erschien Lloyds Geschichte, wurde später von Tempelhof übersetzt und mit sehr lehrreichen Anmerkungen versehen, in denen der König gegen Lloyd's Angriffe vertheidigt wurde. Dies Werk Tempelhofs wurde mehrere Jahrzehnte lang dem Studium des siebenjährigen Krieges zu Grunde gelegt, und es erklärt sich daraus, daß die Darstellung des Königs, die ohnehin mit Unrecht für partheiisch galt, so wenig berücksichtigt wurde. In der histoire de mon tems tadelt der König fast nur sich selbst, er erscheint da durchaus als der philosophische Schriftsteller, man mag bei der Geschichte des späteren Krieges seine Angaben prüfen, seine Urtheile widerlegen, wenn aber ein Fürst, Feldherr und Schriftsteller, wie Friedrich der Große über seine Absichten, die Pläne seiner Schlachten spricht, so darf die Kritik nicht einfach darüber hinweggehen. Der König wollte sich vor der Nachwelt rechtfertigen, er wollte auch einzelnen Prinzen seines Hauses, manchem Generale und manchen Staatsmännern zeigen, daß der Krieg und die Okkupation Sachsens eine Nothwendigkeit für ihn gewesen seien. Seine Brüder August Wilhelm und Heinrich waren für die Erneuerung des Defensiv-Tractats mit Frankreich und gegen die englische Alliance und das Einrücken in Sachsen gewesen, in diesem Sinne war es eine Rechtfertigungsschrift. Endlich wollte er seine reichen Erfahrungen, für den Fall eines späteren Krieges mit Oesterreich, seinen Nachfolgern als Lehre hinterlassen.

Die Größe des Schriftstellers ist, was die Sprache betrifft, neuerdings von den Franzosen unbedingt anerkannt, die Lucidität seiner Darstellungsweise ist seit Cäsars Kommentarien kaum erreicht worden. Jeder Satz enthält in knappester Form nur den Gedanken, dem er Ausdruck geben soll, aber er giebt ihn auch ganz und voll wieder. Es ist als wenn die hellen scharfen Augen des großen Mannes uns aus dem Buche anblicken, vielleicht kann man bisweilen zweifeln, ob er das sagt was er denkt, da ihm politische Rücksichten manche Beschränkung geboten, aber an keiner Stelle kann man in Zweifel über das sein, was er sagen will.

Ueber die Gründe zum Einmarsch in Sachsen, zu dem in Böhmen spricht er sich mit großer Klarheit aus, das Heer bei Prag mußte er sogleich, vor dem möglichen Eintreffen Daun's, schlagen. Den Befehl, eine Schiffbrücke oberhalb Prag zu bauen, hatte er schon am 5. an Fürst Moritz gegeben, also zu einer Zeit, wo er noch die Absicht hatte, die Oesterreicher in der Front anzugreifen.

Vertrieb er die Oesterreicher aus ihrer Stellung hinter dem Liebener Grunde, so stand Moritz mit 20 Eskadrons und 6 Bataillonen in ihrem Rücken. Nicht weniger hätte dies Korps auch bei der veränderten Angriffsweise leisten können. Dennoch enthält des Königs Werk kein Wort des Tadels über des Fürsten Versäumnisse.

Als die Umgehung des feindlichen rechten Flügels beschlossen war, wollte der König en ordre oblique schlagen. Der ganze rechte Flügel unter dem Prinzen Heinrich und Ferdinand von Braunschweig sollte zurückgehalten werden, der linke Flügel weiter als Unterposchernitz marschiren und erst einschwenken und angreifen wenn die Artillerie in Position stand und wenn die feindliche Kavallerie des rechten Flügels geworfen war. Deshalb wurde die Reserve-Kavallerie am Beginn der Schlacht dahin gezogen, um mit der Infanterie des linken Flügels zugleich die feindliche in Front, Rücken und Flanke angreifen zu können. Genau der Ordre oblique, wie sie die Generalprinzipien beschreiben, entsprechend. Mannstein's Ungestüm, der die beiden Prinzen mit fortriß, vereitelte die Ausführung des Planes, der zu einem glänzenden, entscheidenden Siege führen konnte.

Lloyds Geschichte des Krieges in Deutschland hat das Verdienst, die Wichtigkeit der moralischen Elemente der Kriegführung, wie die des Terrains hervorzuheben. Aber er überschätzt den Einfluß desselben; in noch höherem Grade thun es seine Nachfolger, die den taktischen Einfluß des Terrains (d. h. den auf dem Schlachtfelde) auf strategische Verhältnisse (auf dem Kriegstheater) übertragen, wo sie großentheils bedeutungslos sind.

Bei Gelegenheit der Schlacht von Prag sagt er: „In jeder Stellung giebt es einen gewissen Punkt, von dessen Besitz der Erfolg der Schlacht abhängt. So lange man denselben in Händen hat, gewinnt der Feind nichts, läßt man ihn fahren, so ist Alles verloren. Das Talent, diesen Punkt zu entdecken, ist vielleicht die erhabenste von allen Eigenschaften eines Feldherrn, vielleicht auch diejenige, die man am seltesten antrifft. Hier war dieser Punkt unstreitig der Raum zwischen Sterboholy und dem rechten Flügel der österreichischen Infanterie. Diesen hätte die Kavallerie einnehmen, die leichten Truppen und etwas reguläre Infanterie hätten in Sterboholy lagern und eine Batterie auf der Höhe von dem rechten Flügel

der Kavallerie auffahren sollen. So lange sie dies Terrain behaupteten, konnten sie nicht geschlagen werden — aber sie hatten keine Kenntniß von der Lagerkunst und formirten ihre Kavallerie hinter diesem Punkte. Daher wurden sie auch geschlagen." Also nicht die Ueberraschung und Umgehung des österreichischen Heeres, Browns Verwundung, Lothringens Erkrankung und ihre Folge, der Mangel an Leitung und Befehl im österreichischen Heere, nicht des Königs, Beverns, des Prinzen Heinrich und Braunschweigs Energie und der Muth der Preußen haben die Schlacht entschieden, sondern der Besitz eines Terrainpunktes auf dem Schlachtfelde! Diese mystische Idee eines taktischen, dann strategischen Schlüssels, wie solche Punkte genannt wurden, hat wie Clausewitz sagt, „ihr zähes Judenleben bis in unsere Tage fortzuspinnen gewußt."

Die österreichische Militair-Zeitschrift sagt, der Schlüssel des Schlachtfeldes sei die Anhöhe von Hlupetin gewesen, mit deren Erstürmung durch Prinz Ferdinand von Braunschweig die Schlacht verloren gewesen sei. Noch dunkler ist die Idee strategischer Schlüssel, die sich später ausbildete, und in der, von jedesmal ganz individuellen Verhältnissen bedingten, Erfahrung, daß große Schlachten auf denselben Feldern geschlagen wurden, eine scheinbare Stütze fand. H. v. Bülow sagt, der Besitz der Werbener Schanze (am Einfluß der Havel in die Elbe) „sichere den von Norddeutschland", und Straßburg galt lange als der Schlüssel von Frankreich. Als wenn man nicht von Belgien aus in Frankreich eindringen, oder keine Brücken über den Rhein schlagen könnte! Diese von Lloyd ausgehende Ueberschätzung des Terrains hat oft einen verderblichen Einfluß auf die Kriegführung gehabt, und die historische wie die militairische Kritik nimmt diese beschränkte und irrige Auffassung noch oft als Grundlage ihrer Urtheile.

Der König hätte nach Lloyd Daun entgegengehen und ihn schlagen sollen, dann wäre ihm Lothringen von Prag aus entgegengerückt und er hätte mit mehr Erfolg diesen 5 Meilen vor der Festung schlagen können. Er hätte dann freilich den Vortheil der inneren Linie gehabt, konnte aber auch Benedeks Erfahrung aus dem Jahre 1866 machen, und während er Daun in der Front angriff, von Lothringen im Rücken angegriffen werden.

Daß der König einen Theil der Armee unter Keith am linken Moldauufer ließ, wiederspricht am meisten den Anschauungen der Gegenwart, diesen Tadel, den Lloyd ebenfalls ausspricht, sucht Tempelhof zu widerlegen und sagt, die Stellung am weißen Berge war nöthig, um die Verbindung mit Sachsen und der Elbe zu sichern. Darauf ließe sich erwidern, im Fall eines Sieges war die Sicherung nicht nöthig, im Fall einer Niederlage sehr fraglich, übrigens war die numerische Ueberlegenheit in den Schlachten jener Zeit, namentlich bei Friedrichs Flankenangriffen

weniger entscheidend als heute. Den meisten Tadel fand es mit Recht, daß Lothringen sich mit 50,000 Mann in Prag einschließen ließ, ohne einen kräftigen Ausfall zu machen und die feindliche Linie zu durchbrechen. Der dem Tode nahe Brown soll auf Lothringens Anfrage, was zu thun sei, gesagt haben: „Est ce que Sa Majesté croit que nous sommes tous des canailles? — dites au Prince que mon avis est que son Altesse aille sur le champ attaquer Keith“ — solche Ausfälle aus einer Festung mit nur zwei Ausgängen waren aber sehr schwierig auszuführen, und Lothringen wie Daun war von Wien aus der Befehl ertheilt, vor Allem das Heer zu erhalten. Belle-isle, der 1744 einen glänzenden Rückzug aus Prag machte, hat ausgerufen: „Si j'y etais, avec la moitié des troupes je détruirais le roi“ — „Doucement, Mr. le barbier, bemerkt Tempelhof dazu, la main vous tremble.“

Von der Idee eines unmittelbaren Zusammenhangs der Schlachtlinie ausgehend, hielt er die Hauptursache der Niederlage des österreichischen Heeres in der Lücke, die bei Kyge dadurch entstanden sei, daß Brown nur eine Hakenstellung mit zurückgebogenem Flügel habe nehmen wollen, keineswegs eine Rechtsschwenkung der ganzen Armee. Des Königs später veröffentlichte Darstellung konnten Lloyd und Tempelhof nicht berücksichtigen, Behrenhorst und Retzow widmen der Kritik der Schlacht bei Prag nur wenige Worte, Gaudis Tagebuch erwähnt Mansteins ungestümes Vorgehen nichts, sagt aber daß, gegen die Absicht des Königs, der Prinzen Heinrich und Braunschweig kühnes aber unnützes Erstürmen der österreichischen Stellungen 4—5000 Mann gekostet habe. Die Gefechtsberichte aus jener Zeit widersprechen einander wie dem Terrain ebenso sehr, als ihre Schlachtpläne denen neuerer Werke widersprechen, und so ist es grade für diese Schlacht besonders schwer, sich ein deutliches Bild ihres Verlaufs zu machen. Es ist doch charakteristisch, daß sowohl Cäsar, als Friedrich II. oder Napoleon selten auf einzelne Gefechtsmomente eingehen, und ihnen eine besondere Bedeutung zuschreiben, sie wissen, daß die Entscheidung in sehr geringem Maße von elementartaktischen Formen und von der Beherrschung einzelner Terrainpunkte abhängt. Wo aber Friedrich II. über seine Schlachten, denn so kann man sie in jedem Sinne nennen, schreibt, darf seine Darstellung nicht von der strategischen Kritik ignorirt werden. Und Jomini tadelt, „daß Friedrich II. an Manstein den Befehl gegeben habe, die Hlupetiner Höhe zu stürmen“, weiß auch nicht, daß der König dauernd den rechten Flügel versagen wollte. Ohne eine Kenntniß des Feldzuges, die über die Resultate einer flüchtigen Lektüre von Tempelhofs Bemerkungen zu Lloyds Geschichte hinausgeht, beurtheilt er alle Operationen des Königs wie die Schlacht bei Prag nur nach seinen

sehr allgemeinen und nichts sagenden Grundsätzen, die er aus einzelnen, willkürlich gewählten Schlachten und Feldzügen Napoleons hergeleitet hat.

Jominis Anschauungsweise hat noch heute bei den französischen Schriftstellern und Kritikern fast allgemeine Geltung, von ihr ausgehend hat der Schweizer Oberst Lecomte den Feldzug von 1866 beurtheilt, und ihn calqué sur celui de 1757 genannt. Seine Ansichten sind in französischen Zeitschriften unzählige Male wiederholt, sie wenden im Grunde Napoleons Urtheile in den St. Helena-Memoiren über Friedrich des Großen Einmarsch in Böhmen (1757) auf den letzten Krieg Preußens an. Da in beiden Feldzügen ein Einmarsch in Böhmen beschlossen war, um das feindliche Heer zu schlagen, so ergeben sich natürlich viele Aehnlichkeiten, auch ist es klar, daß bei der Feststellung des Operationsplans das Bild jenes Einmarsches der Erinnerung gegenwärtig war. Aber ebenso groß sind die Verschiedenheiten; die einzelnen Armeen drangen 1866 von der Lausitz und von Schlesien aus, nicht aber von Sachsen aus ein, der Vereinigungspunkt der Hauptarmee sollte ursprünglich Gitschin nicht Prag sein.

Napoleon sagt „Friedrich II. beging den Fehler zwei 60 Lieues von einander getrennte Operationslinien zum Einmarsch zu wählen,' die sich 40 Lieues von ihren Ausgangspunkten entfernt in Gegenwart des feindlichen Heeres treffen sollten. Der König wechselte am 5. seine Operationslinie und nahm die nach Brandeis. Er hätte auch Keith auf das rechte Ufer ziehen sollen, dann sicherte er diese Linie und hatte 20,000 Mann mehr zur Schlacht. Während derselben gab der König die Rückzugslinie nach Brandeis auf und stellte sich à cheval der Straße nach Collin, Daun mit 30,000 Mann war in seinem Rücken. Lothringen mußte vorher Königsegg an sich ziehen und sich auf Schwerin oder den König werfen, er mußte den König nicht vor seiner Nase über die Moldau gehen lassen — wehrte er ihm das nur 2 Tage, so war Daun da, und er 100,000 Mann stark. Oder er mußte Schwerin nicht über die Elbe lassen. (Dann konnte er, trotz des Vortheils der inneren Linien, das Schicksal Benedeks am 3. Juli 1866 haben.)

Lothringen hätte während der Schlacht seinen linken Flügel nach Obell (hier hatte der König seine Bagage in einer Art Wagenburg gelassen, es lag im Rücken seiner zuerst projektirten Aufstellung) gehen lassen sollen. Noch in der Nacht vom 5. zum 6., also nach der Niederlage, konnte Lothringen 15,000 Mann am Ziska-Berge stehen lassen, durch Prag gehen, die vom König bei Selz geschlagene Schiffbrücke verbrennen und Keith vernichten. Dann am Abend wieder in Prag sein, und am 7. vereinigt mit Daun den König schlagen. (!)

In der Schlacht war die österreichische Armee nicht weit genug nach rechts gezogen, die Kavallerie mußte am Teiche von Sterboholy stehen. Die Idee Prag zu blokiren nennt Napoleon „une des plus vastes et des plus hardies, qui jamais aient été concues dans les temps modernes“.

Cogniazo, der Verfasser der Geständnisse eines österreichischen Veteranen und unbedingter Verehrer des Königs, giebt interessante Aufschlüsse über die Persönlichkeiten der obersten Führer und des österreichischen Hauptquartiers. Brown rechtfertigend, giebt er dem Mangel an Leitung und Uebereinstimmung der Maßregeln, dem späten Eintreffen des neuen, defensiven Planes Schuld. Statt ein Paar gute Positionen an der Elbe und Iser zu nehmen, ließ man die Magazine vorne, und den einen Zugang durch Königsegg vertheidigen, alle anderen nur beobachten.

Schwerin kam durch Fouquets Schuld zu spät, sonst mußte Königsegg abgeschnitten werden. Die Vorwürfe, die Serbelloni und Daun verdienten, wurden durch den Jubel der Daunschen Parthei in Wien über den Sieg bei Collin ausgelöscht. Lothringen durfte den König nicht eine halbe Stunde von Prag Brücken bauen und ungehindert die Moldau passiren lassen. Seine erste Aufstellung war in der Front stark, als er endlich die Umgehung bemerkt hatte, ließ er zu viel Truppen am linken Flügel, zu wenige wurden nach dem rechten geschickt. Die Lücke, welche durch das Rechtsziehen der Truppen entstanden, füllte Brown nur zwischen dem linken Flügel der Kavallerie und dem rechten der Infanterie durch die Grenadier-Kompagnien aus. Das versäumten die anderen Generale und so konnte der König zwischen Kyge und Hlupetin eindringen, nachdem die dortige Batterie genommen war. Diese Bewegung war entscheidend, weil keine Reserve da war, (also der Moment, in dem der König, nachdem Schwerin gefallen, 14 Bataillone, ergänzt und verstärkt aus dem zweiten Treffen vorführt.) Vorher hatte Luchesi, mit der Kavallerie des rechten Flügels, statt die debordirenden feindlichen Regimenter bei Sterboholy anzugreifen, sich von ihnen angreifen lassen. Der Fehler der Preußen war gewesen, zu früh und in zu schlecht rekognoscirtem Terrain anzugreifen.

Diese Kritik aus dem Werke eines Oesterreichers vor dem Erscheinen der oeuvres posthumes, stimmt in allen Hauptpunkten mit der Darstellung des Königs überein. Sie unterscheidet sich auch darin von allen damaligen und den meisten späteren, daß sie die Ursachen der Niederlage wie der verunglückten Defensive mehr in den Persönlichkeiten der Führer, den Wiener Instruktionen, der Natur des österreichischen Heeres und der Unordnung während der Schlacht sucht, als in der Wahl einzelner Stel-

lungen und Punkte, und der Richtung der Schlachtlinie zu den Operationslinien.

Sehr bezeichnend für die kriegswissenschaftliche Richtung, der Müffling angehörte, welche lange in der preußischen Armee die herrschende war, ist die Beurtheilung der Einleitung des Feldzuges von 1757 und der Schlacht von Prag in der Geschichte des siebenjährigen Krieges, herausgegeben vom preußischen Generalstabe. Sie schließt mit den Worten: „Diese Betrachtungen über die Schlacht gehören nur der abstrakten Erkenntniß an, in besonderer Beziehung der die Kriege bedingenden Verhältnisse von Raum und Zeit. Weit außer ihr, als Gegenstand des geschichtlichen Vortrags, liegt der wirkende und schaffende Feldherrngeist des Königs, der im Prinzip seiner Unternehmungen, in der Beurtheilung seiner Gegner, der Erkenntniß seines Uebergewichts, in der Gewalt mit sichern Schlägen die verhängnißvollen Verschlingungen der Verhältnisse zu lösen, uns oft die Größe seines Geistes nur ahnen läßt." Also die politischen Bedingungen, die moralischen und intellektuellen Mächte, die vor Allem im Feldherrngeiste liegen, die gehören der kriegsgeschichtlichen Betrachtung nicht an, welche sich wesentlich mit den abstrakten Verhältnissen von Raum und Zeit zu beschäftigen hat! Daher kann auch bald darauf bei Gelegenheit des Operationsplanes für 1757 gesagt werden: „Rußland erreichte erst im August den Niemen, und so blieb es unausführbar, daß eine russische Armee vor Mitte Oktober an der Oder eintreffen konnte ... Durch Lehwalds Aufstellung war Rußlands Heer für diesen Feldzug gänzlich außer Operationswirkung gesetzt." Wenn aber Apraxin und Bestuchef nicht vom Beginn des Krieges der kranken Elisabeth Tod und Peter des dritten Succession erwartet hätten, so konnte und mußte Lehwald weit früher aus Preußen verdrängt werden, es konnten 66,000 Mann im September an der Oder, im Oktober bei Berlin oder Glogau stehen und eine „Operationswirkung diesseits der Weichsel" erreichen, welche die Siege von Roßbach und Leuthen sehr zweifelhaft machte. Aber solche Rücksichten auf die Politik wie auf die Persönlichkeiten der Führer stören die abstrakte Betrachtung nicht in ihrem Calcul.

„Friedrich II. hätte im April von der Lausitz aus gegen die Iser vorgehen, ein Observationskorps nach der schlesischen und eins nach der sächsischen Seite schicken, und die Operationslinien denen der Oesterreicher direkt entgegenlegen sollen, weil, im Falle er eine Schlacht verlor, er den Rückzug nach der Lausitz gesichert hatte und das Lausitzer Gebirge zwischen sich und den Feind legte. (Doch erst nach glücklicher Ausführung des Rückzuges?) Im Falle des Sieges hatte er die Elbbasis gewonnen und Prag von Olmütz getrennt." Wenn der König aber bei Kollin siegte und das Heer in Prag kapitulirte, hatte er Elbbasis, Trennung von Olmütz

und Wege nach Wien gewonnen, obendrein 50,000 Oesterreicher, die er in Prag blokirt hatte. Der Verlust der Schlacht bei Kollin war die Ursache des Mißlingens, keineswegs der Angriff von Sachsen, der Lausitz und Schlesien her. Wollte der König von der Lausitz her in Böhmen einrücken, so mußte sein Korps wie das des Fürsten Moritz vorher nach der Gegend von Bautzen geschoben werden, die Ueberraschung des Gegners, der noch an einen defensiven Feldzugsplan des Feindes glaubte und darin bestärkt wurde, die Aufreibung einzelner Theile, wäre unmöglich geworden, und gerade auf die Ueberraschung seiner geistig und mechanisch schwerfälligen Gegner, auf dem Kriegstheater wie auf dem Schlachtfelde legte Friedrich II. den höchsten Werth und ihr verdankt er einen großen Theil seiner Erfolge.

Das Heer ist keine Maschine, sondern ein Organismus, ein vielfach gegliederter Körper, jeder Einzelne durch Pflicht und Ehrgefühl, Furcht, Interesse, Leidenschaft bewegt, und der Krieg ist kein Rechenexempel, sondern ein Kampf aller intellektuellen, moralischen und materiellen Kräfte, bedingt durch unzählige, ewig wechselnde Einflüsse. Er bewegt sich auf räumlicher Grundlage und verläuft in der Zeit, ist also auch mathematisch aufzufassen, aber diese „abstrakten Verhältnisse von Raum und Zeit", unter denen es erlaubt ist, die Fülle der Erscheinungen zu sondern und zusammenzufassen, haben in keinem einzelnen Fall wirkliche Geltung, da jeder Marsch, jeder Konzentrationspunkt des Heeres, jede Schlacht durch das Individuellste des Falles bestimmt wird, und die Länge der Linien wie die Größe der Winkel ihren wahren Werth erst durch viele Nebenumstände erhalten (z. B. Zustand der Wege, Wetter, Störung durch den Feind), die in abstracto gar nicht auszudrücken sind.*)

Auch dies Werk des preußischen Generalstabs, im Wesentlichen Gaudi's Tagebuch zu Grunde legend, hat die Darstellung der Schlacht bei Prag

---

*) Wie sehr die Neigung komplicirte Verhältnisse geometrisch oder arithmetisch aufzufassen, selbst klare Köpfe irre leitet, will ich nur an einem schlagenden Beispiele zeigen. Aus den Schriften von Carnot, Ruhle von Lilienstern, also ernster, geistig hochstehender Männer, könnte ich eben so seltsame Beispiele anführen, wie aus der großen Masse der militairischen Werke und Journale, neuerdings besonders aus der französischen Militair-Literatur. Der geistreiche, wenn auch excentrische H. v. Bülow spricht im Feldzuge von 1805 darüber, daß größere Staaten den Individuen mehr Vortheil gewähren, als kleinere.

„Denn $2 + 2 = 4$
$2 \times 2 = 4$
aber $200 + 200 = 400$
$200 \times 200 = 40{,}000$
q. e. d.

Das klingt wie Wahnsinn, hat es gleich Methode.

und die Veranlassungen ihres nur halben Erfolges, wie sie l'histoire de la guerre de sept ans enthält, nur wenig berücksichtigt.

Abweichend von fast allen Kritikern damaliger und späterer Zeit hält Clausewitz den Operationsplan des Feldzuges von 1757, die Konzentration der 4 Korps nach vorne, da wo der Feind stehen mußte, den Entschluß zur Schlacht und die spätere Blokade von Prag für zweckmäßig und im Geist der napoleonischen Kriegführung gedacht. Für den König galt es hier, das Höchste zu erreichen, daher durfte er, da auf keine andere Weise die Vernichtung der österreichischen Armee möglich war, Alles wagen. Die Kapitulation der Armee hätte wahrscheinlich den Krieg beendet; bei den damaligen Verhältnissen der Höfe Rußlands und Frankreichs hätten ihre Armeen dann weder den Niemen noch den Rhein überschritten und Maria Theresia hätte Frieden geschlossen. Das bestimmte den König, mit theilweiser Aufgabe seines Rückzugs und Operationslinie bei Prag zu schlagen, es dann zu blockiren, obgleich ein Entsatzheer in der Nähe stand. Nach Clausewitz' Lehre und nach seinem Beispiel soll die militairische Kritik, die von der historischen gar nicht zu trennen ist, von dem individuellsten des Falles ausgehen; — die Persönlichkeit beider Feldherren, die moralischen Elemente und alle Eigenthümlichkeiten beider Heere, die Kriegführung und Fechtweise der Zeit, die politische Konstellation, und zahlreiche mitwirkende Umstände, die er unter dem Begriff der Friktion der Maschine zusammenfaßt, bilden erst die nothwendige Grundlage für die Beurtheilung einer Kriegshandlung. Die strategische Wissenschaft und Kritik, die sich auf eine geometrische Anschauungsweise der Kriegführung, auf eine geheimnißvolle Terrainlehre, oder auf abstrakte Grundsätze stützt, sie enthält, wenn man den winzig kleinen Gedankenkern aus der krausen Schale löst, nach seinem Wort nichts als taube Hülsen.

Wie sein Ahnherr, der große Kurfürst, so erscheint Friedrich der Große immer bedeutender als Feldherr und Staatsmann wie als Mensch, je mehr man in seine Geschichte und in die inneren Motive seiner Handlungen eindringt. Die Mängel und Beschränktheiten, die seiner Kriegführung Schuld gegeben werden, lagen theils an den geringen Mitteln, die er in Händen hatte, dem mangelhaften Werkzeug, mehr noch an der Beschränktheit und Partheilichkeit seiner Kritiker. Mit solchen Mitteln und Werkzeugen, wie sie ihm zu Gebote standen, hat kein Feldherr alter und neuer Zeit mehr geleistet.

Was der große König an die Spitze der General-Principien stellt, daß Pflicht und Ehrgefühl, also moralische Elemente, die Grundlage aller Erfolge des preußischen Heeres seien, das gilt noch heute, und dazu haben Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. ihre Armee erzogen. Friedrich der Große war die Incarnation des altpreußischen Pflichtgefühls, in seinem Leben

voll Entsagung und Selbstüberwindung, hat er das Wort eines späteren Dichters lange ehe es gesprochen, erfüllt.

„Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden,
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll —
Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste; genießen macht gemein.

Nach dem kategorischen Imperativ — Du kannst, denn Du sollst — hat er, ehe Kant den Ausdruck gefunden, 46 Jahre bis an die äußerste Grenze eines 74jährigen Lebens, auf dem Throne gelebt, ihm war es nur Mühe und Arbeit; seinem Heer und Volk, und uns, den späten Enkeln, eine Quelle reichen Segens und Gedeihens.

Mittheilungen des Thorner Residenten am Warschauer Hofe aus den Jahren 1771 und 1772

von

Prof. Dr. Leop. Prowe (Thorn).

(Fortsetzung.)

Den 1. März 1772. Man hat hier sichere Nachricht, daß Wien mit Rußland über die Grundlagen des Friedens einig sei und daß Oesterreich es über sich genommen, die stipulirten Punkte bei der Pforte durchzusetzen. In Betreff Polens hat Rußland versichert, es hätte niemals etwas Anderes erstrebt, als dieses Land in demjenigen Zustande zu erhalten, in welchen es alle Nachbarn zu sehen wünschten; Rußland wolle daher ganz öffentlich und in Gemeinschaft mit Anderen in Polen agiren. Diese Nachrichten haben am hiesigen Hofe sehr viel Aufmerksamkeit erregt, indem Wien und Rußland wirklich, was man dem Ambassadeur nicht hatte glauben wollen, sich ganz verständigt zu haben scheinen und bei dieser Verständigung an Polen gar nicht gedacht worden sei. Als Saldern von dieser Bewegung an unserm Hofe hörte, ließ er nun wiederum à dessein ausstreuen und trug auch mir ausdrücklich auf, zu verbreiten, daß ich von ihm gehört hätte, es sei die Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland noch in sehr weitem Felde, indem Wien noch sehr hartnäckig und kalt gegen Petersburg thäte. Er wollte nur sehen, wie sich der Hof dann wieder benehmen und was er in Wien wohl anbringen würde. Ich habe nicht erfahren, ob und was von Seiten des Hofes in Wien wirklich erfolgt ist. Das ist aber unstreitig, daß in dem Frieden der Pforte mit Rußland Polens nicht gedacht werden wird. Erst nach dem Frieden mit der Pforte wird es in Polen wieder recht losgehen; deshalb sind eben aus Rußland in der letzten Zeit so viele Truppen eingerückt und so große Magazine angelegt.

Diese große Verstärkung der Russischen Macht in Polen hat sicherlich Oesterreich biegsamer gemacht und bewirkt, daß es zu einem Verständniß

mit Rußland gekommen ist. Ebensoviel aber hat gewiß Preußens Raubbegier, die es in Polen zeigt und mit Abreißung ganzer Ländereien hat sättigen wollen, zu dem Vernehmen beigetragen. Ohne irgend welche Ursache haben die Preußen unerschwingliche Lieferungen ausgeschrieben und diese sollen mit Gelde bezahlt sein, welches des Königs von Polen Bildniß, Namen und Stempel trägt, das aber um 50% schlechter ist. Auch haben sie ganze Colonien von Frauenvolk ausgehoben und bis nach Westphalen geschickt, um sie dort zu verheirathen u. dgl.

Der Ambassadeur hat mich versichert, daß ohne die Annäherung Rußlands an Oesterreich es sehr weit hätte kommen können; denn wenn Rußland sich nicht ganz hätte von Preußen trennen und ihm gar zu Leibe gehen wollen, so wäre ganz Polnisch Preußen ohne jede Ausnahme drauf gegangen. Allein nun könnte er mir mit seinem Kopfe dafür garantiren, daß Thorn und Danzig nicht Preußisch werden würden. Indessen werde es doch nicht ohne Zwacken mit Polen abgehen, vielmehr würden jetzt alle Puissancen Schwert, Gesetz und Frieden über Polen ergehen lassen, Alles müßte feindlich behandelt werden, was sich nicht für die Ordnung erklärte. Dann müsse Alles in das Chaos nach König August des Dritten Tode zurückgestoßen werden, Commissiones und König müßten castrirt werden, nam nocent vicinis. Wenn der König einstimmt, so könnte es Codex Stanislaneus werden; wenn nicht, dann würde es noch anders kommen. Um den Frieden zu erhalten, werden auf Polnische Kosten Executionstruppen im Lande gelassen werden. Ich könnte wohl denken, schloß Saldern, daß diese neue Ordnung der Dinge eine schwere Arbeit sein würde. Wer würde das umsonst thun! Daher wäre es das Wenigste, wenn Preußen, Oesterreich und Rußland die ihnen nächst gelegenen Ländereien von Polen sich zueignen würden!

Den 14. März. Die Conföderirten streifen noch immer bis ganz in die Nähe von Warschau, ungeachtet hier so viele Russische Truppen einquartiert sind. In den letzten Tagen haben sie den greisen Landrichter vom Warschauer Districte, Stanißewski, von seinen Gütern aufgehoben, weil dieser nach der Verlautbarung der versehrlichen Acte die Gerichtsbarkeit ausgeübt hat und anjetzt auch im Begriffe war, hieher zu reisen, um die Gerichte zu halten.

Die Camaldullen in Bielawy haben letztlich den dem Könige bei der Wegführung abgerissenen Preußischen schwarzen Adlerorden nach Hofe gebracht, vorgebend, es hätte ihn ein Bursche im Walde gefunden.

In Großpolen haben die Preußischen Truppen schon Gelegenheit gehabt, einige Haufen von des Zaremba und Masowiecki Partei zu klopfen, welche sich innerhalb der Preußischen Postirungen eingeschlichen hatten.

Pulawski ist noch um Czenstochau herum und die Uebrigen in den festen Stellungen um Krakau.

In Krakau haben die Russen am 29. v. M. das Schloßthor sprengen wollen; sie sind jedoch mit Verlust zurückgeschlagen. Den Polen, die im Schlosse liegen, mangelt es ganz an Aerzten, so daß Viele umkommen, die sonst noch länger hätten leben können. Ein Französischer Offizier, der im Schenkel schwer verwundet, dort gelegen, hat sich aus dem Schlosse zu den Russen als Kriegsgefangener bringen lassen, um von ihren Wundärzten geheilt zu werden. Suwarow läßt ihn alle Pflege genießen.

Der Belgische Conföderationsmarschall Miączynski, der von den Russen gefangen und schon bis Kiew geführt war, wurde gegen Revers nicht mehr zur Conföderation zu gehen und gegen Bürgschaft an Geld entlassen. Er kam darauf hieher und nach einiger Zeit verließ er Warschau unter dem Vorgeben, in fremde Länder zu reisen. Allein er ging zur General-Conföderation und hat von dort aus folgendes Schreiben veröffentlichen lassen: „Die Russen haben sich von mir einen Revers und von meiner Familie eine Bürgschaft von 4000 Dukaten geben lassen, das heißt Ehre und Geld in ein und denselben Werth gesetzt. Ich glaube deshalb gegen sie weiter nicht gebunden zu sein, wenn ich ihnen erlaube, sich an die Bürgschaft zu halten. Wofern sie geglaubt haben, daß eine Auszahlung einen für sein Vaterland bewaffneten Polen zurückhalten könnte, so melde ich ihnen, daß ich zur Aufrechthaltung der Freiheit meines Vaterlandes nicht allein die 4000 Dukaten aufopfere, sondern daß ich noch all mein Vermögen und ebenso mein Leben dafür zu opfern bereit bin." In einem andern Schriftstücke hat Miączynski unsern Gesalbten mit den bittersten Benennungen belegt, während dieser gerade seine Befreiung bewirkt hat und auch kürzlich noch seinen Vater zum Woiwoden von Podlachien gemacht hat.

Den 31. März. Es ist unstreitig, daß Wien und Berlin sich vollkommen verständigt haben und Rußland weiß nicht einmal, worin dies besteht. Der Ambassadeur gesteht selbst, daß, obgleich Oesterreich sich an Rußland mit Versicherung seiner bona officia zum Türkenfrieden gewandt hat, es dennoch noch nicht die Independenz der Krimm zugestanden hat. Auch sonst sei nicht zu zweifeln, daß Preußen und Oesterreich einen Frieden mit der Pforte nur dann fördern werden, wenn ihr eigener Vortheil dabei gewahrt sei. Rußland wird ihnen schließlich auch eine Vergrößerung zugestehen müssen, da es bei den großen Summen, welche der Krieg kostet, an Geld zu fehlen anfängt, auch wohl die Aufbringung von Mannschaften schwer fällt — was man schon daraus entnehmen kann, daß bisher nie in Europa gebrauchte Völker, wie die Baschkiren, hergeschleppt werden. Neulich sagte der Ambassadeur, wenn Wien und Berlin sich über ihre Vergrößerung vollständig werden geeinigt haben, dann werden sie ganz

dreist zu reden anfangen — entweder artig: wir zweifeln nicht, daß wir für unsere bona officia werden dies und jenes fordern können — oder ganz barsch: wenn das sein soll, so kann es nicht anders sein, als so und so — es hängt vom Wählen ab! Es unterliege nun keinem Zweifel, daß Oesterreich auf das ehemalige Haliczer Reich außer Zips und Sandeck sein Absehen habe, Preußen aber auf Ermeland, die Marienburgische Woiwodschaft und ein Stück Großpolen. Freilich würde Rußland nie zugeben, daß die Städte Thorn und Danzig von Polen abgerissen würden; indessen riethe uns der Ambassadeur, in Zeiten vertraut miteinander Abrede zu nehmen und auf alle Fälle gesichert zu sein. Das was vorgehen solle, werde zwar nicht in der Nacht geschehen, allein man werde dann nicht Zeit haben, erst viel zu Rathe zu gehen; er werde mir übrigens, wenn der Moment dasein werde, es rechtzeitig melden. Ich glaube, es ist gut, dem Rathe des Ambassadeur, der uns als Deutscher wohl will, nachzukommen.

Alle diese Conjuncturen in den politischen Angelegenheiten steigern den Haß der Russen gegen den König und die Czartoryski's. Saldern selbst muß noch durch manche piquante Bestoßung gegen den König persönlich aufgebracht sein. Als ich neulich einmal bei ihm allein war, sagte er: ich werde nichts vergessen und habe Alles getreu nach Hofe berichtet, wie diese undankbare Creatur gegen seinen Schöpfer auftritt. Ich will schon Ordre erlangen, daß ich ihm, anstatt mit Complimenten, mit Nasenstübern begegnen kann; ich werde es ihm schon vergelten, wie er neulich mich angefahren hat mit den Worten: Monsieur l'Ambassadeur, n'oubliez pas que je suis Roi. Ich speye schon immer aus, wenn ein Hoftag ist; ich gehe auch alle Monat nur einmal in das Schloß. Wollte Gott, nicht wir, nicht Polen hätte diesen König gesehen!

Mit unsern Gesandten giebt man sich weder in Berlin noch in Wien viel ab. In Berlin läßt der König dem Polnischen Gesandten auf seine Aufsätze wohl noch antworten; er hält ihn in der Antwort aber immer zum Besten. So schreibt er ihm u. A., er werde die strengste Ordre geben, daß der neue General Anhalt Alles seiner Intention gemäß einrichten werde. Und nun meint der Gesandte recht was erhalten zu haben!

Den 9. April. Das Schreiben vom 31. v. M. habe ich erhalten, worin ich von der Conferenz der Preußischen Generale und Kammerpräsidenten zu Marienwerder benachrichtigt werde und mir zugleich der Auftrag ertheilt wird, Erkundigung einzuziehen, ob es außer allem Zweifel sei, daß auch die Territorien von Thorn und Danzig mit dem Polnischen Preußen an das Königreich Preußen geschlagen werden sollen. Ich begab mich sofort zu dem Russischen Großbotschafter. Dieser hatte soeben die Abschrift eines merkwürdigen Briefes erhalten, der an eine Standesperson

in Königsberg geschrieben*), mit den Nachrichten übereinstimmt, welche durch die Preußischen Offiziere in Thorn verbreitet sind. Von diesem Briefe meinte Saldern jedoch, er sei nicht recht glaubwürdig, weil darin die Königl. Ordre an den Kammerpräsidenten Domhardt mitgetheilt werde, welche Letzterer doch schwerlich auch nur einem Freunde gezeigt haben dürfte. Im Uebrigen, sagte er, mag es sich mit diesem Briefe verhalten, wie es wolle, so versichere ich Sie, daß etwas sehr Großes vorgeht; Genaueres kann ich nicht sagen, denn von dergleichen Sachen kann man nicht eher sprechen, als bis sie völlig reif sind. In der That wollen Preußen und Oesterreich es so machen, wie ich Ihnen mehrfach gesagt habe, und ich sehe nicht, wie dies gehindert werden kann. Es dient ihnen als Prätext, Polen müsse verkleinert werden, damit nicht in demselben Conföderationen von irgend einer Bedeutung, durch welche die Nachbarstaaten fürchten müßten, beunruhigt zu werden, sich bilden könnten. Wenn Preußen und Oesterreich aber große Stücke von Polen abreißen, so wird doch Rußland nicht so dumm sein, daß ihm nicht auch Weiß- und Roth-Rußland und die Ukraine noch zufallen sollten. Alsdann wird Polen klein genug sein, auch eine ganz andere Regierungsform darin etablirt werden müssen. Wehe also einem Könige und einer Familie, die durch ihren Trotz und Halsstarrigkeit dieses Unglück über Polen gebracht haben! Hätten sie der Kaiserin noch vor einem Jahre die Hand zum Frieden geboten, dann wären Oesterreich und Preußen nicht soweit gekommen und es hätte Vielem vorgebeugt werden können. Jetzt ist Alles zu spät!

Darauf ging Saldern näher auf die partage ein. Wenn Oesterreich, sagte er, das Haliczer Reich, das Krakau'sche und Anderes haben will, so muß — ungeachtet jenes nur unkultivirte Länder sind — doch Preußen auch etwas Proportionirtes erhalten. Jedenfalls aber wird dieses nicht das ganze Polnische Preußen kriegen, sondern eher noch etwas von Groß-Polen. Was Thorn und Danzig speziell betrifft, so erkläre ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung, daß ich darüber von meiner Kaiserin belehret bin; ich kann in ihrem Namen versichern, daß Sie nie in fremde Hände kommen sollen, ebensowenig das Gebiet, das Sie jetzt besitzen. Dies können und sollen Sie bei sich zu Hause ganz zuversichtlich glauben und lassen Sie sich durch kein Gerede anfechten. Wie Sie sich gegen Preußen zu verhalten haben, das kommt ganz allein auf Ihre Klugheit an! Da Ihr beide Städte nun zuverlässig, wenn es zur partage kommt, davon ausgeschlossen

*) Saldern gestattete dem Thorner Residenten, eine Abschrift dieses Königsberger Briefes zu nehmen und an seine Vollmachtgeber zu senden. Ich unterlasse jedoch die Mittheilung dieses interessanten Dokumentes, weil dasselbe bereits bei Hermann, Gesch. d. Russ. St. V, 524 vollständig abgedruckt ist.

sein sollt, so tretet rechtzeitig zusammen und überleget, wie Eure Verfassung unter Polen und Eure Sicherheit gegen den neuen Besitzer von Preußen tractatmäßig stabiliret werden soll. Seid dann fertig auf den ersten Wink, den ich Euch gebe, mit Eurer Arbeit zu erscheinen. Ich rathe es ernstlich; thut es, ehe Euch der Tag übereilt, wie ein Dieb in der Nacht! Dies war Alles, was ich in dieser wichtigen Angelegenheit vom Ambassadeur erhielt und getreulich berichte.

Den 22. April. Wir haben anjetzt die größte Hoffnung, daß zwischen den Türken und Russen der Waffenstillstand abgeschlossen werde; Oesterreich hat Rußland nachgegeben, weil es so wie Preußen gut profitiren wird.

Die Königl. Preußischen Truppen rücken in verstärkter Zahl, namentlich aus Polnisch Preußen nach Groß-Polen vor. Die Woiwodschaften Kalisch, Posen, Jnowraclaw und Cujavien sind schon seit längerer Zeit besetzt; jetzt sind sie auch in die Woiwodschaft Lencyc eingerückt und stehen schon in Kutno 16 Meilen von hier. Die Preußen agiren jetzt gleichfalls gegen die Conföderirten. Zaremba, der von den Russen geschlagen auf dem Rückzuge war, stieß in der Gegend von Kosmin in Groß-Polen auf die Preußen und sein Trupp wurde gänzlich auseinandergesprengt, zweihundert Mann getödtet und ebensoviel gefangen genommen. Durch das allenthalbige Vorrücken der Preußen ist ihm aber sein gewöhnlicher Tummelplatz genommen, ebenso drängen ihn von der andern Seite die Russen. Dazu hat ihm nun noch die General-Conföderation ernstlich anbefohlen, sich unter den Befehl von Pulawski zu stellen. Deshalb hat er hieher an den Hof einen seiner Leute geschickt und versprochen, sich unter gewissen Bedingungen zu unterwerfen. Man hat aber noch nicht gehört, daß darauf etwas beschlossen worden. — Von Laßocki traf ein Trompeter an Bibikow ein, der auf eine Auswechselung der Gefangenen antrug (Laßocki hatte außer einigen Gemeinen 2 Stabsoffiziere gefangen genommen). Die Auswechselung ist ausgeschlagen, dagegen der Befehl eingeschärft, Kaiserlich Russische Offiziere auch als solche zu behandeln.

Vor einigen Tagen wurden hier von Praga alle Polnischen Gefangenen zu Fuß nach Rußland abgeführt, unter ihnen war auch der unlängst gefangene Oberst Nowicki. — Branicki geht in den Gebirgen herum und in den Gegenden der festen Schlösser, welche die Conföderirten besitzen und greift immer Viele auf, welche gleichfalls an die Russen abgegeben werden. Auch diese schicken von dem Lemberger Corps Detaschements aus und suchen Conföderirte aufzugreifen, welche sie nach Polonne bringen, um von da nach den Asiatisch-Russischen Ländern gebracht zu werden. Dort haben in vorigem Herbste die unter Russischer Hoheit gestandenen Kalmucken ihre Heimath verlassen und sind mit Hab und Gut nach Persien gezogen, wo-

durch ein großer Strich Landes öde geworden ist. An ihre Stelle sind nun zwar die Bessarabischen Tartaren abgeschickt worden, die sich im Jahre 1770 ergeben haben und deren Nachbarschaft in dem Krimmer Vorlande doch immer zweideutig war; doch wird es nicht leicht zu viel neue Colonisten geben, um die dortigen ungeheuren unbebauten Flächen urbar machen zu können. Viel Land wird schon jetzt angebaut werden können, wenn man bedenkt, welche große Anzahl Seelen aus Polen bereits als Gefangene weggeführt worden sind.

Aus Krakau hört man, daß die polnische Besatzung schon die Uebergabe mit einem Aufstande hat erzwingen wollen. Der Französische Commandant Choisi hat aber sogar ein paar Offiziere aufhängen lassen und erkläret, er werde das Schloß nicht eher in andere Hände übergehen lassen, bis er selbst nicht mehr leben werde. Die Russen — denen es allerdings ewig Schande ist, daß die Conföderirten das Schloß genommen — haben schweres Geschütz herbeikommen lassen, um Bresche zu schießen, dann wird freilich die Uebergabe bald erfolgen müssen.

Den 29. April. Gestern bin ich beim Ambassadeur zur Tafel gewesen. Der alte Herr war bei ziemlich guter Laune und hat sich über Manches sehr freimüthig ausgelassen. Kein Reichstag, sagte er, werde das zukünftige Schicksal von Polen bestimmen, es sei folglich keine pluralitas votorum zu fürchten; Alles werde durch Tractate abgemacht werden. Die Hauptmacht werde auch eine eigene formam executionis besorgen, wie Alles in statum gesetzet würde. In Zukunft werde Rußland allein die Haupt-Personage in Polen spielen; dieses werde um so leichter sein, als Polen auf's Aeußerste ohnmächtig und verwirrt gelassen werden würde. Zuletzt sagte er — wiewohl ich dächte, so etwas sollte er sich nie merken lassen — wenn er allein etwas zu sagen hätte, so sollte Rußland den Raub von Polen nur passive gehen lassen. Rußland sollte selbst nichts nehmen, vielmehr seinen Abscheu gegen den Raub bezeugen, den Polen in Allem, was es ohne Nachtheil seiner Ehre thun könnte, nachgeben und beistehen. Wenn Rußland auf solche Weise das Vertrauen superieur über die andern Nachbarn von Polen erhalten hätte, dann würde es nicht schwer sein, gemeinschaftlich mit Polen, den Raub wieder abjagen zu können. Zu diesem Zwecke würde er Polen etwas zu Kräften kommen lassen; Rußland sei stark genug, um später dann wieder zu vernichten, was ihm zu bedenklich erscheinen möchte.*) Schließlich meinte jedoch Saldern selbst, bei der

*) Wir sind Geret Dank schuldig, daß er die im Texte mitgetheilten vertraulichen Aeußerungen des Russischen Gesandten dem Papiere übergeben hat. In ihnen enthüllt Saldern, der vertraute Rathgeber und Gehülfe Panin's, den Plan, den der leitende Minister Rußlands in Betreff Polens verfolgte.

gegenwärtigen großen Erschöpfung Rußlands dürfte dieser Plan nicht durchzuführen sein; man müsse jetzt active mit vorgehen, weil sonst die beiden andern Mächte die Hauptpunkte Rußlands im Frieden mit der Pforte nicht annehmen würden.

Allem Ansehen nach sind wirklich alle drei Nachbarn von Polen über die wichtigsten Fragen einig und Frankreich, welches gern sein Corsika garantirt haben will, muß sich eben Alles gefallen lassen. Welche schreckliche Zeit für Polen und welche erniedrigende Periode für Frankreich und die Pforte!

Daß es mit dem Frieden zwischen den Türken und Russen nicht lange mehr dauern wird, schließe ich auch daraus, daß Saldern schon anfängt, an die dissidentischen Sachen zu denken. Er verlangt ein Précis aller iurium der Dissidenten und daß man das widerlegen solle, was in den beiden zu Paris herausgekommenen Büchern: Traité perpetuel de l'amitié entre la Russie et la Pologne und Manifestes de Pologne wider die Dissidenten boshafter Weise gesagt sei. Zu diesen Absichten, welche der Ambassadeur verräth, möchte ich auch die Gährung hinzufügen, die man in Roth-Reußen, der Ukraine und Podolien unter den Unirten gewahr wird, welche von der Union, mit der man sie betrogen, wieder abtreten und alle wieder altgriechisch werden wollen. Damit könnte man Polen erschrecklich ängstigen, denn alsdann sind wieder in den Ländern Polens kaum zwei Fünftel Römische Unterthanen.

Saldern und Bibikow sind so miteinander gespannt, daß beide zusammen unmöglich hier verbleiben können. Ich schreibe das Folgende im höchsten Vertrauen, damit nur ja kein Russe bei uns etwas davon erfährt. Die Verbitterung zwischen beiden ist erschrecklich und man sucht dieselbe hier auf alle Weise anzublasen. Es geht soweit, daß man Repnin, welcher doch 1769 öffentlich der Welt als der schlimmste Tyrann abgemalt ist, mit der größten Aufmerksamkeit bei seiner jetzigen Anwesenheit behandelt. Mit Repnin und Bibikow macht man Gemeinschaft, um nur den Saldern wegzubekommen. Letzthin ist es zwischen Saldern und Bibikow schon so weit gewesen, daß Letzterer einen Courier nach Petersburg schicken wollte, um Satisfaction zu erlangen. Saldern aber hat nachgegeben, weil ein Russe gegen einen Ausländer immer im Vortheil ist; Saldern hat deshalb auch, was erstaunlich ist, dem Bibikow die erste Visite gemacht. Es ist überhaupt zwischen diesen Herren hier eine unerhörte Zucht. Saldern schreibt wider Bibikow nach Petersburg und Bibikow mit Repnin berichten wieder an Panin gegen Saldern; auch verzögert Repnin seine Abreise nach dem Bade noch immer.

Wider Erwarten ist das Schloß von Krakau am 24. d. M. übergeben worden, nachdem schon manche Bombe auf dasselbe geworfen und einige

Minen angelegt waren. Der Commandant Choisi mit etwa 20 französischen Offizieren ist in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. Die 720 Polen aber, welche zu Gefangenen gemacht worden sind, werden den Weg ihrer Brüder nach der Wolga gehen. Inzwischen tummeln sich diese ihre Brüder noch ziemlich dort herum, wo etwas Platz für sie ist, und ein Stückchen, das ihnen dann und wann gelingt, macht ihnen wieder Muth, ihr Handwerk fortzusetzen.

Die beiden Häupter der Barer Conföderation (die sich jetzt National-Conföderation nennt) waren nach ihrer Zurückkunft aus der Türkei so miteinander in Zwist gerathen, daß in Eperies ein förmlicher Vertrag zwischen ihnen gestiftet werden mußte. Der Woywod von Posen, Fürst Jablonowski, und der Castellan von Sandomir, Soltyk, sind die Schiedsmänner gewesen.*) Endlich erfolgte dann am 14. März der Einzug der beiden Herren in Teschen mit größter Feierlichkeit, militairischen Aufzügen, Abfeuerung des groben Geschützes und Begleitung aller dort befindlichen vornehmen Polen beiderlei Geschlechts. Man ist diesen Herren sogar bis Jablunka entgegen gefahren und von da sind sie nach Teschen eingeholt

---

*) Geret hat die beiden auf die Versöhnung der beiden Führer der General-Conföderation bezüglichen Aktenstücke („gegeben auf dem Marsche 11. März 1772") in den Thorner Wöchentl. Nachr. 1772. 17 in wortgetreuer Uebersetzung abdrucken lassen. Da dieselben sonst kaum bekannt sind, so hebe ich aus der „Vereinigungs-Akte, welche zum ewigen Andenken der Nachwelt und zum allgemeinen Besten des Vaterlandes festgesetzt worden ist", die wesentlichsten Stellen nachfolgend heraus. Das an diese Vereinigungs-Akte sich anschließende „Universal" wiederholt im Ganzen die Gedanken der Vereinigungs-Akte.

„Nachdem die ganze Nation der Krone Polen zu Befreiung des geliebten Vaterlandes von seinem völligen Untergange den .... Grafen Krasinski zum General-Conföderations-Marschall und den Herrn ... Potok-Potocki zum General-Kronregimentarius ..... auserkoren hat, so haben diese beiden an die Spitze der Nation gestellten Männer in Eintracht und brüderlicher Liebe alle ihre Absichten dahin gerichtet, damit die Vorrechte des Adels in der Gleichheit und in dem Schutze unter der aristokratisch-demokratischen Regierung .... auf das Vollkommenste möchten erhalten werden. Da gedachte Männer mit der ihnen anvertrauten Macht einige Jahre hindurch ..... die Absichten der Nation glücklich in Erfüllung gebracht haben, so hat die Bosheit des Feindes, da sie sah, daß sie mit der offenbaren Macht nichts ausrichten konnte, sich eifrigst bemüht, durch heimliche Mittel zu schaden und in den Herzen dieser Männer des Vaterlandes das Band der Eintracht und Liebe zu schwächen. Durch diese List des Feindes wurde die Nation von ihren gefaßten Entschlüssen abgeschreckt, und da er sah, daß sie nicht auf ihrer Hut war, so zeigte er desto offenbarer, daß er dieses Gift immer mehr unter ihr wollte wirken lassen. Allein hiedurch hat er die von dem Vaterlande auserwählten Männer zu der vorigen Eintracht und gegenseitigem Vertrauen zur innigsten Freude der ganzen Nation angefeuert. Daher erklärt der .... Krasinski alle in der Zeit dieser Uneinigkeit unter dem Titel von Sancitis und Universalen mit Beleidigung der Person des .... Potocki ausgegangenen

worden; dort wurden sie in das Haus des Litthauischen General-Marschalls Pac geführt, welcher bisher auch die Würde eines Kron-General-Marschalls bekleidet hat. Vermuthlich wird nun bei den Herren wieder neue Hoffnung wachsen, während Alles ohne Polen abgemacht werden wird!

Schriften für null und nichtig......... Zugleich verspricht er von nun an mit dem .... Potocki in unverbrüchlicher Freundschaft und Einigkeit zu verbleiben; ..... auch verspricht er allen Truppen der Krone Polen durch ein Universal anzuzeigen, daß sie unter dem Befehle des .... Potocki, als ihres rechtmäßigen und von der conföderirten Nation ihr gesetzten Kommandanten ferner verbleiben sollen...... Dagegen wird der ..... Potocki Alles ..... in ewige Vergessenheit stellen und verspricht vollkommene Eintracht und beständiges Vertrauen."

(Fortsetzung folgt.)

III. Recensionen und Anzeigen neu erschienener Bücher.

Blätter aus der preußischen Geschichte von K. A. Varnhagen von Ense. B. 1—3. Leipzig bei Brockhaus. 1868. (Von Dr. Schöne, Berlin.)

Zu den früheren Denkwürdigkeiten sind nun noch V.'s Tagebücher von L. Assing herausgegeben worden. Die vorliegenden drei Bände beginnen mit dem 16. November 1819 und enden mit dem Jahre 1825. Die Herausgeberin schickt ein Vorwort voran, welches mit einem gewissen Pathos einen Vergleich zieht zwischen jener Zeit nach den Freiheitskriegen, welche durch die in Karlsbad beschlossenen Polizeimaßregeln die Presse, die Universitäten geknechtet sah, keine Telegraphen, keine Eisenbahnen, sondern nur „stille, einsame, mit Paß- und Zollschikanen wohlverzierte Landstraßen" kannte, und der heutigen Zeit, dem heutigen Preußen. Sie meint dann, aus den Tagebüchern V.'s lerne man die Staatsmänner jener Zeit, „die Ritter von der traurigen Gestalt", Wittgenstein, Schuckmann, Kamptz, Altenstein, Ancillon genau kennen mit einer Klarheit und Deutlichkeit, „wie wenn wir wirklich in jene entschwundene Zeit zurückversetzt würden", sie spricht von vielen bisher noch verborgen gebliebenen Thatsachen, die hier niedergelegt, von dem anerkannten Talent der Auffassung, der unübertrefflichen prägnanten Bezeichnung, mit der hier die Denkwürdigkeiten seiner Zeit von V., als einem „Priester der Wahrheit im vollsten Sinne", geschrieben seien; sie glaubt eine patriotische Ehrenpflicht mit ihrer Publikation zu erfüllen.

Eine gewisse gesinnungstüchtige Richtung in der Tagespresse hat diese Tagebücher auch so aufgenommen, wie die Herausgeberin es wünschte, die historischen Zeitschriften haben sie meist bekämpft; aber Waitz hat sie in seine Quellenkunde der deutschen Geschichte aufgenommen (Nr. 2626). Nachstehendes Referat wird durch einfache Zusammenstellung gewisser Nachrichten Einiges hervorheben, welches für sich selbst in so bezeichnender Weise spricht, daß jeder historisch Gebildete diese Publikation nicht allein für keine Quelle ersten Ranges, sondern überhaupt kaum für eine beachtenswerthe Quelle in dem feststehenden technischen Sinn halten dürfte.

Sehen wir zunächst, welche Gesichtspunkte V. selbst bei der Führung seiner Tagebücher leiteten. Bd. II p. 67 spricht er es mit genügender Klarheit aus im Anschlusse an Göthe, der an mehreren Orten das genaue Aufzeichnen einzelner Züge und Tagesbemerkungen empfehle, es sei darin oft das Wesentliche der Geschichte enthalten und manches Geringfügige der Gegenwart in der Zukunft wichtig. „Er hat Recht, fährt V. fort, das Wahre in den Vorgängen ergiebt sich nach und nach von selbst und erhält sich als gedrängte Thatsache; aber was man für wahr gehalten, was so geschienen, darin liegt das wahre Lebensbild einer Zeit. In Tagebüchern kann daher nicht der Inhalt seiner Wirklichkeit verbürgt werden, sondern nur die augenblickliche Gestalt desselben." Also V. giebt selbst zu, daß er nicht möglichst sachgemäß (pragmatisch) sein will resp. sein kann, daß er nicht die wirklichen Vorgänge aufzeichnet, sondern die Auffassungen der Menschen von denselben; das nur subjektive Element des historischen Lebens ist sein Feld, die Auffassungen von Auffassungen. Damit fällt die Werthbestimmung, welche die Herausgeberin für diese Tagebücher giebt; sie sind keine Quelle ersten Ranges, von denen freilich keine die „eigentliche historische Thatsache" giebt, geben kann, jede lückenhaft ist, aber es zu sein sich bestrebt, mitten in der Auffassung der Thatsachen schon Kritik übend. V. hat sich das erspart und dem zukünftigen Historiker es überlassen, sich herauszufinden aus dem wüsten Durcheinander der gleichzeitigen Nachrichten, Gerüchte, Meinungen und Urtheile oft sich grimmig befehdender Parteien, ja Coterien, bei deren Zwist zuletzt jede sachliche Differenz verschwindet und das persönliche Moment durchaus in den Vordergrund tritt, der Eigenvortheil, der Neid, der Dünkel des besseren Wollens und Könnens, die Verketzerung des Rivalen; Verhältnisse, wie sie oft genug selbst bei sehr fähigen Menschen vorkommen. Man denke, um in dieser Zeit zu bleiben, nur an die Zwistigkeiten zwischen York und Gneisenau, wie sie der neueste Band von Pertzen's Gneisenau schildert, zwischen Stein und Hardenberg, Männer, von denen doch jeder unzweifelhafte Verdienste hatte. Man wird nun nicht leugnen können, daß, wie V. bemerkt, das, was man für wahr gehalten hat, für die Beurtheilung einer Zeit oft von sehr bedeutendem Gewicht ist. Aber so ohne Weiteres? Ist es jedes Gerücht, jeder Glaube zunächst der an bedeutender Stelle wirkenden Menschen? Doch gewiß nur, wenn dieser Glaube Macht über sie gewinnt, wenn er als treibender Faktor ihrer Handlungen auftritt, um dieses aber zu entscheiden, wird es der Kritik bedürfen, wird vor dieser die ganze Reihe der Meinungen und Urtheile der handelnden Person in Beziehung zu setzen sein mit der ganzen Reihe seiner Willensakte, seiner Handlungen. Ein schwieriges Feld! Selbst bei ausreichendem Material; die Geschichte findet hier bei der psychologischen Interpretation ihre Grenze. Und ist denn der han-

delnden Person, zumal dem Saatsmann, stets gegeben, sich frei zu entscheiden, wird er nicht oft gezwungen, seine besten Pläne aufzugeben durch die Macht der Ereignisse? Erst jüngst hat L. v. Rauhe in seinem Wallenstein offen ausgesprochen, daß trotz des reichen Materials der hypothetischen Momente gar viele bleiben. Wie nun erst gar in V.'s Tagebüchern, wo wir nur Aphorismen oft sehr allgemeiner Natur, Notizen äußerlichster Art, die nur die Oberfläche der Ereignisse streifen, durchaus nicht in das Innere des Menschen oder nur sehr gelegentlich blicken lassen, haben? Denn wie ist die Stellung des beobachtenden und seine Beobachtungen Tag um Tag niederschreibenden V. in Berlin? Seine Aufzeichnungen liefern uns einiges, immerhin beachtenswerthes, wenn auch einseitiges Material. — V. hatte eine diplomatische Mission in Baden gehabt und sie dann durch seines Nachfolgers Berstett's Ränke, wie Minister v. Brockhausen zu ihm äußerte (I. 1) verloren, er ist in Berlin mit Wartegeld. Selbstverständlich will er wieder angestellt sein und geht deshalb gelegentlich die leitenden Staatsmänner an. Zunächst scheint er es auf den Posten in Kassel abgesehen zu haben, wie R. aus der öfteren Erwähnung der möglichen Besetzung dieses Postens schließt (S. 16, 87, 128, 133, 158) und die einen großen Theil der drei Bände füllenden Erwägungen über den Wechsel der Gesandten, selbst bei ganz kleinen Höfen, hängen sicher auch mit den eigenen Absichten zusammen. Aber sie erfüllen sich nicht, ob er auch mit dem Staatskanzler in Beziehungen tritt, der ihm (I. 75) im Vertrauen seinen ausführlich entworfenen Plan zur Reorganisation Preußens, wie er ihn 1807 von Riga eingesandt, mittheilt, obschon Ancillon (I. 137) bei einem Besuche bei V. äußert, der Residentenposten in Frankfurt sei V. nicht würdig, zu unbedeutend, und sehr verbindlich ist, er (I. 139) hört, daß Wittgenstein ihm doch diesen Posten zugedacht habe, nachdem dieser (I. 95) versprochen, ihn bei Hardenberg zu empfehlen. Er fühlt sich deshalb zurückgesetzt (I. 261) und fürchtet, selbst an höchster Stelle (I. 358), was Wittgenstein jedoch in Abrede stellt. In Folge seiner Mißstimmung über seine verfehlten Hoffnungen kommen zuweilen die stärksten Ausfälle gegen die zünftigen Diplomaten vor, nichts interessire sie, als was sie in ihre Depeschen aufnehmen könnten, ihr Fressen und Wohlleben und ihre sogenannten Ehren; er nennt sie Gelichter (I. 184), fährt indessen fort, gerade aus ihren Gesprächen seine Nachrichten zu beziehen, jede ihrer Aeußerungen sorgfältig zu registriren. Ebenso macht er (II. 152) gelegentlich eine hämische Bemerkung über den Charakter der Hofleute und wenige Seiten darauf, als er auf einen Wink von Ancillon (II. 158) nach Töplitz gereist ist, um womöglich den König dort zu sprechen, bemerkt er doch mit steigender Genugthuung, daß der König nicht, wie er früher geglaubt hatte, Groll gegen ihn habe — derselbe redete ihn wiederholentlich

an — daß Wittgenstein und sein Vertrauter Greuhm, obschon er gewiß damals schon wußte (III. 28), daß dieser ein entschiedener Ultra, Klatscher und Herumträger schlimmster Art sei, von entschiedener Freundlichkeit gegen ihn sind, ebenso Kamptz, Bernstorff; er registrirt mit einiger Hoffnung, daß ihn die Wahl treffen könne, Wittgensteins Frage, wen Bernstorff mit nach Italien nehme, und in Dresden, daß Golz ihm mitgetheilt habe, er wünsche ihn nach Frankfurt, Metternich habe nichts gegen ihn, Bernstorffs zweideutige Aeußerungen lägen in dessen geringer Macht. Bernstorff (II. 360) aber bleibt dabei, Metternich wolle ihn nicht in Frankfurt, V. habe keine Hoffnung auf Wiederanstellung. „Er kennt nichts Größeres als Metternich." Auch gut! bemerkt V. — Ob dem so war? Wer wollte aus diesen Notizen, um ein Beispiel statt vieler herauszugreifen, es entscheiden, ob auch Kamptz (III. 66) sich ebenfalls mit Metternich entschuldigt? Dagegen wünscht Bernstorff (III. 16. 27) Aufsätze von V. für die Staatszeitung, damit V. sein Gehalt bleibe. Danach wird er mit halbem Gehalt pensionirt, aber Ancillon, Kamptz, Wittgenstein geben ihm gute Worte und Aussichten für die Zukunft. Wirklich wird er auch durch Bernstorffs Fürsprache geheimer Legationsrath und erhält Beschäftigung für die Staatszeitung (III. 193. 199. 237. 243. 273.).

Man sieht wohl, zu den einflußreichen Männern gehört V. in Berlin nicht, er stellt sich mit allen so, daß er nirgend anstößt und so manche liberalisirende Aeußerung in den Tagebüchern (II. 403 z. B.), mancher harte Tadel (z. B. über Voß III. 283) über das preußische System und die leitenden Kreise dürfte wohl nur niedergeschrieben sein. Auch mit Gneisenau verkehrt V. (I. 26. 30.), aber mit W. v. Humboldt scheint er — und das dürfte schwer in's Gewicht fallen — sich durchaus nicht in diesen Jahren haben in ein freundliches Verhältniß setzen können, und bezeichnend genug sind die Notizen über ihn durchaus widersprechender Natur, keine giebt bemerkenswerthen Aufschluß über dessen Stellung im Staate und zu den leitenden Kreisen, und doch war es gerade eine Lebensfrage des Staates, die sich an diesen Mann knüpfte, seitdem er (11. Jan. 1819) als Minister eingetreten war und besonders die ständischen Dinge behandeln sollte; mit Stein war er, voll guter Hoffnung für das Gelingen, in eifrigstem Verkehr, legte ihm seinen Plan vor, der dann mit dem von Hardenberg dem Verfassungsausschuß übergeben wurde, gerade Humboldt führte die Opposition gegen die Karlsbader Beschlüsse im Staatsrath, er war für Reichsstände, nannte die Einsetzung von Provinzialständen eine den Staat auflösende Maßregel. Was sagt nun V. von Humboldt, wie steht er zu ihm? V. sieht Humboldt, nachdem er durch Hörensagen von dessen Zusammenhalten mit Boyen, Beyme, Eichhorn gesprochen, von der Herz gehört, er habe keine Partei, zum ersten Mal

Digitized by Google

am 2. März 1820 in dessen eigenem Hause, und erst 1825 den 30. April ist bemerkt, V. sei in Tegel gewesen, ebenso den 28. Nov. 1825. Was soll man nun mit so nichtssagenden Mittheilungeu machen, wie: Wittgenstein soll Humboldt entschieden hassen, Humboldt's Verhältniß zum Kanzler ist äußerst gespannt, Humboldt ist angreifend (I. 14. 24.), der Kanzler heftig, sich an die Ultra's anschließend, man findet allgemein, daß eine große Krisis jetzt stattfindet. Sie war selbstverständlich nach den Karlsbader Beschlüssen bei Humboldt's Charakter und Antecedentien. Ferner: (I. 124.) H. sucht noch einige Fäden zu dem Kanzler zu erhalten, er spricht gut von ihm, nachdem H. aus dem Ministerium getreten (I. 154.). Es scheint, man wird H. gewinnen, Gneisenau vermittelt zwischen ihm und Bernstorff, (160) dann: der Kanzler leugnet es. Ueber den Sturz Humboldts, Boyens, Beymes giebt er (I. 109.) an, durch eine Dame, die jene belauscht, habe der Kanzler von der Absicht gehört, ihn zu stürzen, und nun seinerseits gehandelt; (I. 206.) später heißt es, der Kanzler soll Humboldt dadurch gestürzt haben, daß er dem König erzählte, H. vernachlässige über seinen Studien die Königlichen Geschäftsarbeiten. V. fügt hinzu: H. soll in der That zuletzt gar nicht gearbeitet haben, die Geschäftsmänner loben ihn als Geschäftsmann gar nicht. Damit stimmt (III. 53) folgende Bemerkung: H. hat sich jetzt auf's Chinesische geworfen. „Ja, es ist wahr, er lernt viele Sprachen, aber im Preußischen ist er nicht geschickt genug." Und doch hieß es auch: H. werde die öffentliche Meinung als ein Opfer der guten Sache ansehen (I. 30), dann wieder (32): Des Kanzlers Persönlichkeit ist alles werth; H. fehlt der praktische Sinn und (36) ferner: H. hat an der englischen Anleihe 70,000 Thlr. gewonnen. Aber (38) auch wieder: Die Ministerial-Veränderung macht großen Eindruck, (40) H. hat mehr die allgemeine Stimmung für sich, wenige entschiedene Anhänger (42), Humboldt wird als Held der guten Sache angesehen und doch sagt V. (47), H. giebt zu verstehen, er habe an den König geschrieben in der Rücksicht, daß man nicht sagen solle, er wünsche von Beyme recht abzustechen. (Beyme erhielt nur 3000 Pension, Humboldt lehnte 6000 ab). V. bemerkt: Zartheit und Großmuth von Reinecke!

Doch genug! Die Methode der Tagebücher dürfte sich genügend daraus kennzeichnen, wer wollte, wer könnte solches Material zu historischen Zwecken verwenden wollen?

Den Inhalt dieser drei starken Bände bilden neben sehr umfangreichen Zeitungs- und Literatur-Nachrichten, sorgfältige Aufzeichnungen über die Censurverhältnisse, die leidigen Demagogenhetzereien, ferner die Möglichkeit dieser oder jener Veränderung in den Stellen der Minister, Räthe, Gesandten, schließlich allgemeiner Klatsch. Ref. vermag es anders nicht zu bezeichnen. Unglaubliche Dinge kommen da oft vor; und es ist wirklich

oft nicht zu deuten, ohne daß ein häßlicher Schatten auf des Mannes Charakter, der sonst sich bemüht, bei Anderen alle Gebrechen hervorzuheben, fällt, wenn Dinge erzählt werden, die ohne jedes politisches und historisches Interesse sind, die nur die Skandalsucht befriedigen können. Man urtheile selbst: II. 12 wird erzählt, des Kanzlers Krankheit sei durch ein zärtliches tête à tête mit Frau v. Kimsky hervorgerufen; II. 198 eine Skandalgeschichte von einem Grafen Kaunitz in Wien; II. 276 vom Kronprinzen eine gegen den König gerichtete Zote, aber hinzugefügt, sie sei nicht wahr; II. 300 (wozu I. 164 zu vergleichen ist) vom König selbst; ebenso II. 380 eine schielende Bemerkung; nachdem er dann das ganze Verhältniß des Königs recht breit, mit verstreuten hämischen Bemerkungen (III. 163, wo der Ausdruck „Wirthshaus" nicht anders wohl gedeutet werden kann), auch jeder Berliner Witz (III. 181) registrirt ist, hält es V. für angemessen, auch die sonst mit dem Schleier des Geheimnisses verdeckten ehelichen Verhältnisse des Königs gerüchtweise hervorzuziehen (III. 279). Auch vom Kronprinzen spricht er mit gleichem Ton in gelegentlichen Bemerkungen. Von dem Minister Voß wird selbst nach seinem Tode (II. 283. 302) mit geradezu gemeinem Witz geredet. Voß hatte den Titel Hochwohlgeboren den bürgerlichen Beamten nicht geben wollen, bald darauf starb er. V. meint, er sei nun doch „Hochwohlgestorben" ꝛc.

Um so mehr ist hervorzuheben, wie wenig eigentlich Sachliches in diesen Tagebüchern sich findet und wie dieses Wenige an sich unerheblich ist, Werth nur erhält, wenn es mit anderen Nachrichten in Beziehung gesetzt wird.

V. ist nicht inmitten der Geschäfte, wo dann selbst seine Gerüchte nicht ohne Weiteres abzulehnen wären, er steht seitab und erhält seine Nachrichten oft aus zweiter Hand. Daher die meist unsicheren und viel zu allgemein gehaltenen, die oft sich durchaus widersprechenden Notizen, von denen ich einige noch hervorhebe. Im Januar 1820 erschien das preußische Schuldgesetz, mit ihm die Versprechung zukünftiger Reichsstände; es war ein Schlag gegen die märkische Junkerpartei, die Hardenberg gerade wegen seiner Finanzwirthschaft heftig angegriffen hatte. Es wäre vom höchsten historischen Interesse, zu wissen, wie es zu Stande gekommen ist. V. bringt darüber nur allgemein, viele Finanzmaßregeln des Kanzlers seien vom König an den Staatsrath gewiesen (I. 56), und als das Edikt wenige Tage darauf erscheint, bemerkt er: Man sagt, der Kanzler habe die Verordnungen selbst aufgesetzt und bringt nur noch 291 die wunderliche Notiz, aus Versehen sei der Passus über die Reichsstände im Edikt stehen geblieben! Eine spätere Notiz verwirft aber wieder diese Nachricht. Von den Sitzungen des Staatsraths berichtet er ebenso höchst dürftig; so (I. 161) über eine Rede Vinke's Einiges, ihren Eindruck (163), über

Ancillon (172), die Klassensteuer sei mit 18 gegen 13 Stimmen durchgegangen; aber er weiß nicht, daß die im Staatsrath vorgelegene Landgemeindeordnung auf dem Kongreß in Laibach Metternich zum Opfer gefallen ist, weiß nicht, daß der Kronprinz, über dessen Stellung zur Frage der ständischen Verfassung er nur ganz allgemeine, oft sich widersprechende Notizen bringt, z. B. der Kronprinz sei für die Junker (III. 96), und dann: er sei der Freund des Herrn von Schön! seltsam genug von H. v. d. Marwitz, wie vom Freiherrn von Stein Gutachten eingefordert hat. — Englands Opposition gegen das Einschreiten der europäischen Mächte in Italien kennt er zunächst nicht; am 24. Nov. 1820 meldet er: England soll mit Oesterreich in geheimem Bündniß stehen und eventuell gegen Neapel Hülfe geben; erst (262) das veröffentlichte Circular Englands gegen das Circular der Mächte, namentlich Oesterreichs, belehrt ihn über Englands Stellung. Um noch einen seiner zahlreichen Widersprüche hervorzuheben, deren Ausgleichung V. in freilich sehr bequemer Manier der Zukunft überlassen hat, die für uns aber entscheiden über die Werthlosigkeit seiner Tagebücher für historische Zwecke. Von Niebuhr heißt es (I. 233): Seine Depeschen aus Rom vom J. 1819 sind ein schreckliches Gemisch von Albernheit, Unschicklichkeit, Bosheit, Galle; er spielt den verworfensten Ultra; und vorher hieß es nach Humboldt, er habe die Revolution in Neapel vorausgesagt. Also doch ein Beweis von diplomatischer Fähigkeit. Ebenso von Savigny (III. 58): Unsere Ultra's bezeigen seit einiger Zeit einen stärkeren Widerwillen gegen S. Den ächten Liberalen gilt er schon längst für einen tückischen Schleicher, voll Falschheit und Herrschsucht! — Es soll nun zwar nicht gesagt sein, daß nicht wenigstens einige Notizen V.'s beachtenswerth sind, — Ref. rechnet darunter besonders die Aeußerungen des Grafen Golz über Preußens Stellung am Bundestag (III. 64) und die beigebrachte Einzelheit darüber auf S. 346, und das leider anonyme vortreffliche Urtheil über Preußens Zukunft auf S. 410, welches es ausspricht, daß trotz aller üblen Vorgänge in Preußen doch Großes geschehe, daß die preußischen Militairschulen, die Bauern- und Gewerbefreiheit in 20 bis 30 Jahren eine neue bessere Zukunft herbeiführen werde; — aber sie verschwinden unter der Menge des völlig Unbrauchbaren und sind eben wie manches Andere Notizen, und aus diesen versteht und schreibt man nicht die Geschichte einer so tief bewegten Zeit, wie die der Jahre zwischen 1819 und 1825. Was die allgemeine Stimmung in Preußen betrifft, glaubt Ref., sie werde besser erkannt etwa aus einem Buche, wie das Leben von Fr. Perthes (von Gervinus häufig benutzt); die Staatsgeschäfte aber aus Büchern, wie das von Pertz über Stein, und sobald es vollendet, über Gneisenau; auch haben wir nächstens endlich

die lange erwarteten Aufzeichnungen Hardenbergs von der Hand des Meisters historischer Wissenschaft Aussicht publizirt zu sehen. Schöne.

Bernhard Erdmannsdörfer: **Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein Staatsmann im siebzehnten Jahrhundert.** Berlin, G. Reimer 1859. 8°. XX und 476 S.

Es ist als eine höchst erfreuliche Erscheinung zu begrüßen, daß, nachdem Droysen in der Geschichte der preußischen Politik das Wirken und Walten des großen Kurfürsten grundlegend geschildert hat, ein bewährter Forscher zur Ergänzung und theilweisen Berichtigung jenes Bildes die Aufmerksamkeit auf die einzelnen Staatsmänner lenkt, die den Kurfürsten umgaben. Hr. Dr. Erdm. hat in der Vorrede zu der vorliegenden Monographie eingehend den Standpunkt dargelegt, von dem er die Arbeit unternommen hat, von dem sie anzusehen sei, und diese Bemerkungen sind so bedeutsam, von so großer allgemeiner Wichtigkeit, daß wir sie etwas ausführlicher berühren müssen. — Zunächst weist er darauf hin, wie wenig Berücksichtigung bisher den Staatsmännern, die zur Zeit des großen Kurfürsten in brandenburgischen Diensten standen, zu Theil geworden ist. „Dieser Mangel vermittelnder und, so zu sagen, erläuternder Neb nfiguren hat für die Gestaltung des historischen Bildes dieses Fürsten die Wirkung gehabt, daß er selbst dadurch in eine für lebendiges Ergreifen nd Verstehen ungünstige Ferne, in die Ferne einer halbmythischen Figu : beinahe gerückt wird . . . Wie wurde im Einzelnen und Concreten und mit welchen persönlichen Kräften die große Arbeit vollbracht, durch welch die zersplitterten Bruchtheile deutschen Landes und Volkes unter de großen Kurfürsten zuerst zu einem wirklichen Staat zusammenzuwachsen beg nnen? .. Sehr unproduktiv ist im Grunde doch jene Antwort, die uns hi gewöhnlich entgegengebracht wird: die Vorstellung von einer gewissen bstrakten staatsgründenden Genialität des großen Kurfürsten, zu welcher da gesammte Material von Stoffen und Kräften sich gleichsam nur als sch re widerstrebende Masse und besten Falls als gefügiges Werkzeug verh e." Der Herr Verf. glaubt, daß in den originalen Quellen sich wohl ie Mittel finden dürften, eine Auseinanderhaltung der Arbeits- und rdienstesantheile bis zu einem gewissen Grade zu bewerkstelligen und h dies mit Recht für eine der nächsten und wichtigsten Aufgaben der preu chen Geschichtsforschung. „Es wäre eine Aufgabe der Dezentralisatio es käme darauf an, jenen für die gesammte deutsche Geschichte so e heidenden Entstehungs- oder, wenn man will, Schöpfungsprozeß auseinar : zu legen

in seine einzelnen Akte und in die Wirkungssphären der einzelnen daran mitarbeitenden Kräfte. Wie wünschenswerth wäre es, eine Reihe der hervorragendsten Gestalten neben dem großen Kurfürsten biographisch in dem ganzen Zusammenhang ihres Wirkens verfolgen zu können; wie Vieles würde sich dadurch lebendig und organisch erklären."

Es ist dem Hrn. Verf., wie mir scheint, hierin vollkommen beizupflichten und es ist in hohem Grade dankenswerth, daß er den Anfang zu der Gallerie brand.-preuß. Staatsmänner mit der vorliegenden Biographie gemacht hat. Sie behandelt einen Mann, dessen Name wenig genannt und dem auch in den ausführlicheren Darstellungen der preußischen Geschichte bisher nirgends eine mehr als beiläufige Erwähnung zu Theil geworden ist.

Georg Friedrich Graf von Waldeck, geboren 1620, trat, nachdem er kurze Zeit in der niederländischen Armee gekämpft hatte, 1651 in den Dienst des großen Kurfürsten zu der Zeit, als der Krieg gegen den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg eben ausgebrochen war. „Er war als Soldat gerufen worden und seine erste Aufgabe wurde, einen sich als unmöglich herausstellenden Krieg diplomatisch zu Ende bringen zu helfen." Man zog sich mit guter Art aus den Verwicklungen heraus, zu deren gewaltsamer Lösung die damaligen Mittel des brandenburgischen Staates nicht ausreichend waren. Deshalb erachtete Waldeck, als er definitiv zum Mitglied des geheimen Rathes ernannt worden war, es für die dringendste Sorge, den Uebelständen im Innern abzuhelfen, den Kurfürsten zum Herrn der gebundenen Kräfte seines Staates zu machen, feste militairische und finanzielle Verhältnisse zu begründen. — Bevor der Hr. Verf. die inneren Reformversuche W.'s darlegt, giebt er eine höchst beachtenswerthe Skizze über das Beamtenthum des großen Kurfürsten. Er weist nach, wie grell der Mangel an eigentlicher innerer Zuverlässigkeit und moralischer Tüchtigkeit selbst in den höchsten Beamtenkreisen vor der Regierung Friedrich Wilhelms hervortritt und wie erst allmählig unter ihm und durch ihn die Depravation abnimmt, wie sich schrittweise die Idee des Staates und mit ihr das Pflichtbewußtsein gegen das Ganze herausbildet. — W. wird von den Beamten-Coterieen sehr mißgünstig aufgenommen und seine Reformgedanken finden innerhalb dieses Beamtenstandes, der seine Amtirung fast immer noch wie im Mittelalter als nutzbares Recht auffaßt, den gefährlichsten Widerstand. Aber trotzdem gelingt es ihm, Ordnung in den Geschäftsgang zu bringen; schon im Dezember 1651 wird eine Geschäftsordnung für die Arbeiten des geheimen Raths eingeführt. Damit ist der Anfang einer Centralisation, einer Geschäftstheilung, einer gleichmäßigen Behandlung der Geschäfte gemacht. Es folgt eine Reorganisation der Finanz- und Domainen-Verwaltung; doch war man nicht

im Stande, der finanziellen Schwierigkeiten gänzlich Herr zu werden; die Hülfe der Stände mußte angerufen werden. Und hieran scheiterte das ganze Reformwerk; die Opposition der Stände, die von Geldbewilligung erst nach Verminderung des Heeres hören wollten, der Gegensatz zwischen Schwerin und Waldeck in Bezug auf das Ressort, in dem die unabweislichen Ersparungen zu machen seien, bewogen W., seine ganze Aufmerksamkeit der äußeren Politik zuzuwenden und die inneren Angelegenheiten seinem Gegner zu überlassen. — Und auf diesem Felde lagen die eigentlichen Ziele seines Ehrgeizes: er schlug „eine mit Energie geführte auswärtige und Reichs-Politik, Anknüpfungen nach allen Seiten, Steigerung der diplomatischen Thätigkeit, große Verbindungen in und außer dem Reich, möglichste aktive Betheiligung an allen großen politischen Fragen, die Brandenburg und das Reich näher oder ferner berührten", dem Kurfürsten vor. W. bewegt sich ganz und mit Leidenschaft in dem Gegensatze gegen die kaiserliche Politik in Deutschland und in Europa.

Es war die Zeit des Regensburger Reichstages (1653), als W. gewissermaßen als Minister des Auswärtigen sich der Geschäfte annahm. Der Hr. Verf. schildert bei Gelegenheit dieses Reichstages die Verwirrung im Reich so klar und eindringlich, daß man an Häussers meisterhafte Darstellung der Reichsverhältnisse erinnert wird. Brandenburg, isolirt und ohnmächtig, näherte sich dem Kaiser, um die Schweden aus Hinterpommern zu verdrängen. Dazu drängte auch der Gegensatz zwischen den Kurfürsten und Fürsten, an deren Spitze Schweden stand. Trotz W.'s Widerspruch schloß sich Friedrich Wilhelm momentan der kaiserlichen Partei an und traf damit das unzweifelhaft Richtige: die Schweden räumten Hinterpommern. Es würde zu weit führen, wenn wir dem Hrn. Verf. in die Details des Regensburger Reichstages, den er ausführlich und mit steter Berücksichtigung der verwickelten reichsrechtlichen Fragen darstellt, folgen wollten. Nur dies sei bemerkt: W. setzte es durch, daß der Kurfürst noch während desselben auf eine völlige Schwenkung einging, der kaiserlichen Politik, die in vollem Zuge war, die im Westfälischen Frieden behaupteten Positionen neu zu festigen, die verlorenen oder zweifelhaft gewordenen wieder zu gewinnen, entgegentrat und sich an die Spitze der Fürstenpartei stellte. Damit wurde die Opposition so mächtig, daß man in Wien daran dachte, den Reichstag aufzulösen, und das geschah 1654 im Mai in der That. W. faßt die Resultate der eingeschlagenen Politik dahin zusammen: Beseitigung des unfruchtbaren Streites zwischen Kurfürsten und Fürsten, die Begründung einer kompakten protestantischen Partei auf dem Reichstage unter der Führung Brandenburgs, die Anerkennung des Grundsatzes der Parität, die Verweigerung der letzten Reichssteuer, die vorläufige Nichtanerkennung des Reichshofrathes, die Einigung über die Frage der Wahl-

kapitulation u. a. — Dazu kam die geachtetere Stellung Brandenburgs dem Auslande gegenüber; das Uebergewicht Schwedens in Norddeutschland war in Frage gestellt. Es war ein vielversprechender Anfang. — Sogleich nach Beendigung des Reichstages legte W. Hand an die Ausführung eines Planes, der seinen Anspruch auf eine Stelle unter den ersten Staasmännern des brand.-preuß. Staates begründet. In richtiger Würdigung des nationalen Berufs Brandenburgs entstand die Idee, unter Führung Brandenburgs einen deutschen Fürstenbund zu gründen, der im Stande wäre, den Uebergriffen des Hauses Oesterreich Halt zu gebieten; es war eine neue, schöpferische Idee, deren Durchführung allerdings erst 130 Jahre später gelingen sollte. In einem Gutachten vom 31. Dezember 1653 entwickelt Waldeck, wie nothwendig Alliirte für Brandenburg, wie unsicher aber Alliancen mit den Kurfürsten seien; man müsse sich an die evangelische Fürstenpartei anschließen, ein Bündniß, zu dem zunächst die vornehmsten Evangelischen einzuladen seien: Kursachsen, Kurpfalz, Bremen und Verden (Schweden), Braunschweig, Pommern (Schweden), Magdeburg, Hessen, Mecklenburg, zu Stande zu bringen suchen. Er hielt sich, wie man sieht, vorerst auf der Linie eines protestantischen Bundes; aber darüber ging er bald hinaus. Die Hülfe, die der Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Erzbischof von Köln gegen den Herzog von Lothringen leistete, gab Veranlassung, die Grenzen der zu schließenden Union zu erweitern. Indessen stießen alle darauf bezüglichen Verhandlungen auf ein schwer zu besiegendes Mißtrauen gegen die Uneigennützigkeit der von Brandenburg ausgehenden Pläne; selbst die welfischen Fürsten, die wesentlich dieselben Interessen hatten, hielten lange zurück, wollten von einem Separatbündniß durchaus nichts hören, höchstens von einem Zusammenhalten am Reichstage und innerhalb der Kreisverfassung. W. ruhte und rastete nicht; seinem persönlichen Einflusse gelang es, endlich eine Verständigung mit Braunschweig in Goslar herbeizuführen und schon schien es, als würden sich mit dem Eintritt des Erzbischofs von Köln, Hessen-Kassels und kleinerer Staaten die ausschweifendsten Hoffnungen erfüllen, schon baute W. auf seinen Bund weitaussehende Pläne, als die Krisis zwischen Schweden und Polen ihrem Ausbruch näher und näher rückte und die ganzen Verhältnisse, die früheren Parteistellungen vollständig umgestaltete. Der Plan eines Fürstenbundes fiel damit; aber W.'s Schuld war es wahrlich nicht. — Höchst anziehend ist die Parallele, die der Hr. Verf. zwischen diesen Unionsbestrebungen von 1654 und denen von 1785 zieht. Es läßt sich in der That gar nicht in Abrede stellen, daß die Aehnlichkeit in vielen Punkten ganz überraschend ist, und es ist wohl bemerkenswerth, daß die Ausdrücke zuweilen bis auf das Wort zusammentreffen, und doch waren W.'s Projekte zu Friedrich des Großen Zeit schon gänzlich in Vergessenheit gerathen!

Ueberraschend ist es auch, daß Braunschweig beide Male eine so hervorragende Rolle bei diesen Bestrebungen einnimmt. Aber doch scheint der Hr. Verf. W.'s Formulirung dieses Gedankens, wenn er sie auch ungleich unklarer findet als die Friedrichs, doch immer noch, eben von dem Standpunkte der Parallele aus, etwas zu günstig zu beurtheilen. Indessen, wie dem auch sei, man muß zugestehen, W. war seiner Zeit bedeutend voraus, er war in der That ein kühner, weitblickender Staatsmann.

Als solcher zeigte er sich auch der Eventualität des nordischen Krieges gegenüber. In dem Gutachten, das er dem Kurfürsten über die einzuhaltende Politik überreicht, wirft er, sehr im Gegensatz zu den übrigen geheimen Räthen, die Frage auf, ob dieser Konflikt zwischen Schweden und Polen nicht zu benützen sei, um die Souverainetät Preußens zu erringen; er drängt zu einer Politik energischer Aktion. Ja, der Hr. Verf. vermuthet, daß man sich schon damals mit dem Plane, Polen zu zerstückeln, getragen habe. Jedenfalls warf sich W. mit voller Kraft in die politische und militairische Aktion. Er trat gewissermaßen persönlich haftend für die Politik, die er empfohlen hatte, ein. Zwar für den Augenblick gelang es nicht, eine Verständigung mit Karl Gustav zu erzielen; daß sie aber später doch zu Stande kam, zuerst der Königsberger, dann der Marienburger Vertrag geschlossen wurde, das ist bekannt genug. Nur daß Waldeck einen so entscheidenden Einfluß dabei ausgeübt hat, wie das jetzt ersichtlich wird, war weniger bekannt. Natürlich fiel W. nunmehr auch eine Hauptrolle in dem sich abspielenden Schauspiel zu; er wurde Statthalter von Großpolen. Aber auch militairisch wurde er viel verwendet und kämpfte nicht immer mit Glück; die Niederlage, die er am Lyck erlitten, brachte ihn sogar vor ein Kriegsgericht.

Trotzdem im Vertrage von Labiau die Souverainetät Preußens von Seiten Karl Gustavs anerkannt worden war, gingen brandenburgische und schwedische Interessen doch immer mehr auseinander. Noch einmal wird ein gemeinschaftlicher Stoß in das Herz Polens gemacht, um dem fernen Bundesgenossen Rakoczy die Hand zu bieten. Zum Theil mißlang das Unternehmen, zum Theil gab es Karl G. auf, um sich gegen Dänemark zu wenden. „Mit dem Scheitern dieses Feldzuges, mit dem Eintritt Oesterreichs und Dänemarks in den Kampf, mit dem Abzug K. G.'s nach Holstein entschied sich eine neue Wendung der Dinge." Mit dem Welauer Vertrage trat der durch die Verhältnisse gebotene Umschwung der brandenburgischen Politik ein. Waldeck war entschieden dagegen und er stand und fiel mit seinen Ansichten: er bat um die Demission; noch erhielt er sie nicht, sondern wurde auf seinen Wunsch zum Statthalter von Minden und Ravensberg ernannt. Aber auch hier fand er sich unbehaglich. Damit, daß durch die brandenburgische Kurstimme Leopold zum deutschen

Kaiser erhoben wurde, sah er auch in der Reichspolitik die von ihm vertretene anti-habsburgische Richtung verlassen. Zu der politischen Verstimmung traten Aergernisse, die ihm vom Hofe her bereitet wurden. Im Mai 1658 bat er nochmals um seine völlige Entlassung und erhielt sie.

Damit erklärt der Hr. Verf. seine Aufgabe für erfüllt; er giebt nur noch einen kurzen Ueberblick über die fernere Wirksamkeit W.'s, über seinen Eintritt in schwedische Dienste; über die Verwickelungen und Feindseligkeiten, in die er dadurch zum Berliner Hof gerieth, über die endliche Aussöhnung mit dem Kurfürsten. Endlich am Schlusse ihres Lebens fanden sich die beiden Männer noch einmal darin zusammen, daß sie 1686 mit Energie den französischen Uebergriffen entgegen traten.

Wir können nicht ohne eine Empfehlung dieser interessanten Arbeit schließen. Das reichhaltige, zum großen Theil unbenutzte Material ist mit äußerster Sorgfalt durchgearbeitet und doch ist von der Mühe der gelehrten Forschung der schönen Form wenig anzumerken. Wir haben auf die Glanzpunkte der Auffassung und Darstellung schon bei der kurzen Uebersicht der Resultate hingewiesen; es bleibt nur der Wunsch auszusprechen, daß der Hr. Verf., der bei der Herausgabe der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg die tiefgehendste Einsicht in die verwickelten politischen Verhältnisse dieser Zeit gewonnen und öfters an den Tag gelegt hat, die preußische Historiographie recht bald wieder mit einer derartigen werthvollen Arbeit bereichere.

F. Wagner.

Einhundert historische Volkslieder des Preußischen Heeres von 1675 bis 1866. Von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth, Berlin 1869. Mittler u. Sohn. S. 162. gr. 8.

Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde hat in vorliegendem Werkchen der Verfasser hundert historische Volkslieder des preußischen Heeres von 1675—1866 aus einer von ihm seit mehr als 40 Jahren betriebenen größeren Sammlung der Oeffentlichkeit übergeben. Diese Lieder legen Zeugniß dafür ab, daß es mit dem poetischen Volksgeiste, selbst in den trübsten Tagen unserer Geschichte, lange nicht so traurig bestellt war, wie man auf Grund bisher dürftigen Materials hat behaupten wollen. Es tritt uns vielmehr auf diesem kriegerischen Gebiete eine solche Fülle gesunder, kerniger, naturwüchsiger Poesie in Scherz und Ernst durch alle Tonarten entgegen, daß gleichzeitige Kunstdichtung, wie der Verfasser sagt, bis zu Anfang unseres Jahrhunderts kaum Ebenbürtiges dagegen aufzuweisen hat.

Wer hat denn dieses Lied erdacht?
Das haben die lustigen Preußen gemacht;
Wir haben's gesungen, wir haben's erdacht,
Wir haben's dem König zu Ehren gemacht.

Diese Worte (vergl. S. 104) erklingen uns aus allen hier dargebotenen Liedern. Wie Scherz und Ernst darinnen vertreten sind, das mögen einige Proben erweisen. Zunächst ein „Spottlied auf den bei Krefeld geschlagenen Clermont". 23. Juni 1758.

Kikeriki, kikeriki!
So schrie der Hahne spät und früh.
Bei Krefeld hat er ausgekräht,
Das Messer an die Kehle geht!
:,: Clermont, Clermont, lauf,
Sonst kriegst noch hinten drauf! :,:

Ja unser Herzog Ferdinand
Hat schon die Ruthe in der Hand;
Er weiß, wie man sie appliciert,
Daß euch der Lusten vergehen wird:
Clermont u. s. w.

Ja, ja, Mosjö, so geht es nicht,
Daß man daher nur kömmt und siegt! —
Wir schmauchen uns're Pfeif' Toback
Und singen dies zum Schabernack:
Clermont u. s. w.

Für den Ernst bürgt das Lied: „Die Invaliden an Vater Friedrichs Grabe", † 17. August 1786.

Hier stehen wir, auf unsre Krücken
Gelehnt, an Vater Friedrichs Grab;
Und Thränen stürzen von den Blicken
Auf unsern grauen Bart herab.

Er war so edel, sanft und bieder,
Er war der Einzige, so gut!
Nein, nein, ein Friedrich kehrt nicht wieder,
Und kauften wir ihn auch mit Blut!

Ja, Vater! könnten wir dich kaufen
Mit unserm Blute: ja, bei Gott!
Wir Invaliden würden raufen,
Wir würden raufen um den Tod!

Wir, die wir einst bei Friedrichs Leben
Erhielten unsern Sold so wohl,
Uns wird ein mager Brod gegeben,
Und leben jetzt so kummervoll!

Hier stehen wir verlass'ne Waisen,
Und sehen uns mit Thränen an,
Und wünschen dir bald nachzureisen,
Hin, wo uns nichts mehr trennen kann.

Ein Stücklein Erd' von deinem Grabe,
Ein Stücklein, Vater! nehm' ich mir;
Und wenn ich einst begraben werde,
Dann lege man es auch zu mir!

Von echtem Soldatenfeuer zeugt das Gedicht „Bonaparte und Marschall Vorwärts", 1815, nach der Melodie: Es zogen drei Burschen zum Thore hinaus.

Bonaparte, der wollte auf Reisen gehn. Ade!
Und sich die Länder am Rhein besehn. Ade!
Drum spannte die alte Garde er ein,
Kutschierte nach Belgien eiligst hinein. Ade, Parischen, ade!

Doch Blücher rief bald ein „Werda?" ihm zu. O weh!
Und stört ihn in seiner gemächlichen Ruh. O weh!
Bonaparte, Bonaparte, kehr' um nach Paris,
Das einmal schon treulos den Rücken dir wies! Ade, ade, ade!

Die Preußen, die hemmten den Kaisertrab; o weh!
Sie spannten die Pferde vom Wagen ihm ab. O weh!
Ach, bliebst du auf Elba mit feindlichem Sinn,
Da kommt doch der preußische „Vorwärts" nicht hin! Ade, ade, ade!

O Kodrus, o Niklas, wie kannst du so fliehn? Ade!
So schmählich dich aus der Affaire ziehn? Ade!
Sehn das die Pariser, und kommst du nach Haus,
Sie kratzen die Augen dem empereur aus. Ade, ade, ade!

Was in letzterer Strophe die Namen „Kodrus" und „Niklas" anbetrifft, so hatte sich Napoleon häufig mit Kodrus verglichen, der sich für sein Volk geopfert hat; ferner behauptete der Soldatenwitz, Napoleon hieße Niklas und hätte sich nur den hochtrabenden Namen „Napoleon" zugelegt. — Interessant sind die Lieder in Gesprächform, wie z. B. „Maria Theresia und König Friedrich", 1745, „Oestreicher und Preuße" beim Ueberfall von Schweidnitz, 1761, „Napoleon und der König von Preußen", 1815, „Napoleon und Blücher" 1815, doch würde es zu weit führen, hierfür Beispiele heranzuziehen.

Grade in dem zweihundertjährigen Zeitraume von 1675 bis 1866 fließt der Strom unseres deutschen historischen Volksliedes so spärlich im Vergleich zum 15. und 16. Jahrhundert, daß es zur Pflicht wird, nichts verloren gehen zu lassen und daß daher jede Bereicherung aus Unbekanntem oder Vergessenem mit doppeltem Danke aufgenommen werden muß.

Am Schlusse der Sammlung ist zu jedem Liede der Nachweis seines Ursprunges, seines Verfassers und resp. einzelne Textes-Variationen gegeben, soweit möglich seine Melodie angegeben, dem Ganzen als Anhang: „Die Rechnung ohne Wirth oder das eroberte Sachsen", Lustspiel in 3 Auftritten (Fliegendes Blatt 1758), ein Nachspiel dazu: „Der hinkende

Bothe oder die aufgehobene Belagerung von Neiß", und mehrere Musikbeilagen beigefügt. Der Preis des Buches ist so billig gestellt, daß weite Verbreitung wohl sicher in Aussicht steht. E. W.

III. Kleinere Mittheilungen.

(Korrespondenz.)

In der Krypta der Pfarrkirche St. Gereon, dieser alten, im schönsten romanischen Styl gebauten Kirche zu Köln, besteht der Bodenbelag aus vielen Hundert Mosaikstücken, die von einem prächtigen Mosaikboden herzurühren scheinen und nach ihrer Beschaffenheit sowie nach einzelnen historischen Daten aus dem Anfang der christlichen Zeit stammen dürften. — Nach früheren vergeblichen Versuchen, diese Stücke wieder zu ihrer ursprünglichen bildlichen Darstellung zusammen zu ordnen, ist es in neuester Zeit, im Frühjahr des Jahres 1869, dem Kölner Künstler T. Avenarius gelungen, daraus zunächst 14 alttestamentliche und noch einige andere Bilder zusammenzusetzen. Die 14 erstgenannten beziehen sich zur Hälfte auf das Leben Simsons, zur Hälfte auf das Leben Davids und konnten theilweise vollständig wieder hergestellt werden. Sie sind von außerordentlicher Schönheit, und diese jetzt glücklich wiedergewonnenen Mosaiken dürften zu den hervorragendsten aus der christlichen Zeit zu zählen sein.

In derselben Pfarrkirche St. Gereon in Köln, den militairischen Märtyrern aus der thebaischen Legion geweiht, deren älteste Kirche „Zu den goldenen Heiligen" in Köln schon von Gregor von Tours erwähnt wird (vgl. den Abschnitt über den Drachenkampf und die militairischen Märtyrer, namentlich am Rhein, in meiner Schrift zur christlichen Alterthumskunde), befinden sich seit undenklicher Zeit in einer Nische hinter dem Hochaltar drei verschlossene steinerne Särge, welche der Tradition nach die Gebeine des heiligen Gereon und seiner Genossen enthalten sollen. Auf Befehl des Erzbischofs von Köln, Dr. Paulus Melchiors, wurden diese Särge endlich am 2. Juni 1869 Nachmittags in seiner Gegenwart und der mehrerer Domherren, des Kirchenvorstandes, eines Beigeordneten und des durch mittelalterlich-kirchliche Kunstforschungen bekannten Canonicus Bock aus Aachen geöffnet. Es fanden sich in den Särgen außer Resten von menschlichen Knochen nur Ueberbleibsel von Gewändern, namentlich ein ziemlich wohl erhaltenes Käppchen. Die Stoffe schienen aber erst aus dem 12. Jahrhundert herzurühren, während das Märtyrerthum der thebanischen Legion in das Ende des dritten Jahrhunderts zurückfällt. Diese

Särge würden demnach, wenn nicht etwa die Stoffe später zur Verherrlichung der alten Märtyrer-Gebeine beigefügt sein sollten, mit den thebanischen Märtyrern in Köln, die überhaupt auch noch nicht historisch feststehen, nichts zu schaffen haben.

In Trier machte man um die Mitte August dieses Jahres bei der Ausschachtung eines Hospital-Grundstückes jenseits der Moselbrücke zur Aufschüttung des Eisenbahndammes einen antiquarischen Fund. In der geringen Tiefe von 3 Fuß fand man zunächst 3 steinerne Todtensärge in verschiedenen Richtungen 20 bis 28 Fuß von einander entfernt. Sie waren ungefähr 6 Fuß lang, aus grauem Sandstein roh gearbeitet. Die Decksteine sind 12 bis 14 Zoll dick, gewölbeartig zugehauen. Die darin vorgefundenen Skelette waren ziemlich gut erhalten, eins schien ein weibliches zu sein, die beiden andern männliche. Bei dem ersteren waren zwei Glasfläschchen, eins mit einem Henkel versehen und etwas verziert. Auch in einem der andern Särge waren ähnliche Fläschchen. Andeutungen über das Alter fanden sich nicht. Die zwei erwähnten Särge standen so in der Erde, daß das Gesicht der Todten nach römischer Weise nach Osten schaute, der dritte Sarg wich von dieser Richtung etwas ab. Derselbe war auf der Außenseite seines Decksteins mit der Zeichnung eines halben Kreuzes versehen, was auf christlichen Ursprung schließen läßt. — In der Nähe der Särge fand sich auch ein Brunnen, ein Gewölbe, ein Estrich u. dgl. mehr.

In Münster in Westphalen wird wahrscheinlich bald ein interessantes historisches Denkmal, das Wahrzeichen Münsters, der alte Lamberti-Kirchthurm mit den eisernen Käfigen der drei Wiedertäufer Johann von Leiden, des Königs von Zion, und seiner Genossen Krechting und Knipperdolling, zu Grunde gehen. Es ist nämlich daselbst eine durchgreifende, auf 250,000 Thlr. veranschlagte Restauration der Kirche in altgothischem Baustyle unternommen worden, wobei zugleich die nicht ganz vollendete Kirche fertig gestellt und der Thurm neu gebaut werden soll. Für den Fall, daß die Mittel zu allem dem wirklich nachgewiesen werden, hat man höheren Ortes die Niederlegung des alten schiefen, eigentlich unschönen und nicht zweckentsprechenden Thurmes zugegeben, mit dem dann freilich auch die 366 Jahre lang dort hängenden historischen Käfige fallen würden, doch dürfte auf ihre Wiederanbringung an dem neuen Thurme, wenn derselbe zu Stande kommt, Bedacht zu nehmen sein. Huyssen.

IV. Bibliographie.

Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier von 1865 bis 1868. Herausgeg. von Ladner. Trier 1869. 4.

S. 4—23. J. Leonardy, Ueber Trierische Eigennamen I. — Verf. unternimmt die Ableitung einer Anzahl Trierischer Lokal- und Personennamen aus dem Keltischen, ohne jedoch damit die keltische Abstammung der Trevirer beweisen zu wollen.

S. 23—25. L., die Clotten'sche Zeichnung des Amphitheaters in Trier. Aus Schneemanns Nachlaß. — Beweis, daß die angeblich im 13. Jahrhundert angefertigte Zeichnung das römische Amphitheater zu Trier nicht vorstellt.

S. 25 f. Ladner, der Erzberg bei Hermeskeil. — Zahlreiche Funde weisen auf römische Niederlassungen hin.

S. 26—41. Ladner, Der hiesigen römischen Baudenkmale Schicksale im Mittelalter und in neuerer Zeit. c) Schicksale der Porta nigra. — Mit Abbild. Nachdem die Franzosen 1794 die in die Porta eingebaute Kirche geschlossen, wurde das Thor als solches von der preußischen Regierung hergestellt, im Jahre 1817 zum ersten Male für den Einzug des Kronprinzen geöffnet, 1822 als Stadtthor eingeweiht.

S. 41 f. F. X. Kraus, Die Aebtissinnen von St. Anna in Löwenbrücken. — Register von 1233 bis 1697, aus einer Trier'schen Handschrift des 17ten Jahrhunderts.

S. 42 f. v. Lassaulx, Römische Begräbnißstätte bei Schloß Ramstein an der Kill. — Entdeckt 1865.

S. 44—46. Chr. Schmidt, Eine Ausgrabung auf Franzen Knüppchen bei Trier. Mit Abbild. — Ein Hügel mit einer kreisförmigen Umfassungsmauer von 512 Fuß und einem aus Stein aufgemauerten Kerne wurde aufgegraben, die Bestimmung desselben jedoch nicht enträthselt.

S. 46. Ausgrabungen in Conz. — Ein großes römisches Haus wurde 1867 entdeckt.

S. 47—56. Antiquarische Funde. — 25 von verschiedenen Personen erstattete Berichte, mit Abbild.

S. 56—60. v. Wilmowsky, Ein Ueberrest römischer Dekorationsmalerei in Trier. Aufgegraben 1868. — Verf. geht genau auf die angewandte Technik ein.

S. 60. Chr. Schmidt, Ueber den Mörtel der hiesigen römischen Bauten, namentlich über die Beimischung des Ziegelmehls.

S. 61 f. Schömann, Epigraphisches. — Mit Abbild.

S. 63—67. Die christliche Epigraphie von Trier. — Mittheilungen von Marx, Sattegast und Kraus.

S. 67 f. L., Varianten einer Urkunde des Bischofs Wilhelm von Utrecht für die Abtei Echternach 1063.

S. 68—71. F. X. Kraus, Analecta diplomatica II. — Abdruck einer

Urkunde von 1335, Besitz und Rechte des Marienklosters zu Trier betreffend.

S. 71—91. Münzfunde. — Berichterstattungen von Sattegast, Ladner u. s. w.

S. 92 - 94. Buß, Statistisches, als Nachtrag zur Darstellung der industriellen Thätigkeit im Reg.-Bez. Trier im Jahresberichte pro 1864.

S. 94—96. Rosbach, Bericht über die an der Gränze unseres Florengebietes bei Mertert vorkommenden seltnern Pflanzen.

S. 96. C. Schäffer, Chemische Analyse des Fastrauer Sauerbrunnens.

S. 96 f. Meteorologisches. — Feststellung der Thatsache, daß das Thermometer in Trier Morgens und Abends niedriger, Mittags meist höher steht als in Köln.

S. 97 f. C. Lichtenberger, Beobachtungen der Abweichung der Magnetnadel vom wahren Norden zu Trier.

Beil. A—H. Haupt-Resultate der Witterungs-Beobachtungen, welche auf den meteorologischen Stationen zu Trier und zu Birkenfeld während der Jahre 1865—1868 angestellt worden sind.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. 2. Bd. Heft 3—4. Kassel 1869. 8.

S. 193—241. W. Beß, Aus dem Tagebuch eines Veteranen des siebenjährigen Krieges. — Aufzeichnungen des 1810 † Oberförsters Beß, der die Feldzüge der „alliirten" Armee zuerst als Jäger, später als Offizier mitmachte.

S. 241—310. F. Nebelthau, Denkwürdigkeiten der Stadt Kassel. 1. Abschnitt. — Verf. führt die Geschichte der äußeren und inneren Entwickelung der Stadt zunächst bis in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts; den Namen erklärt er: Chad-sele, d. i. Wohnsitz des Chad.

S. 311—327. E. Mülhause, Die Ringwälle in der ehemaligen Provinz Oberhessen. — Behandelt die Ringwälle auf der Eubenhard im Winkel zwischen Lahn und Ohm (mit Grundriß) und den „weißen Garten" auf dem Kellerberge; beide hält der Verf. für altgermanische Opferstätten.

S. 328—338. Lenz, Die sogenannte Holzbibliothek im Museum zu Kassel. — Eine Sammlung von 546 hölzernen Kästchen in Bücherform, welche in Proben und Beschreibung die ganze Naturgeschichte der in Hessen wachsenden Bäume enthalten; eine sinn- und lehrreiche Zusammenstellung des 1816 † Oekonomie-Direktors Schildbach.

S. 339—396. Bernhardi, Zur Geschichte des Königreichs Westphalen. Uebersetzung der Aufzeichnungen eines Fräulein Ulliac, die als Tochter eines französischen Offiziers die Jahre 1810—1813 in Kassel zugebracht hat.

Als zweites Supplement ist beigegeben: Quatuor calendaria praesentiarum ecclesiae quondam collegiatae fritzlariensis de annis ciaciter 1340, 1360, 1390 et 1450. Ex codicibus bibliothecae cassellanae et ipsius ecclesiae fritzlariensis. Sectio I. continens calendaria anniversariorum. Kassel 1869. 4. — Der Herausgeber, C. L. Weber, hat von den Präsenz-Kalendern des 1803 säkularisirten Petersstiftes zu Fritzlar zunächst vier Anniversarien-Kalender, dem ein von dem verstorbenen Strehlke beigebrachtes Bruchstück eines fünften hinzugefügt ist, sehr übersichtlich neben einander gestellt und den Gewinn, der aus denselben für die Topographie des mittelalterlichen Fritzlar sich ergiebt, in einem beigegebenen Grundrisse der Stadt zur Anschauung gebracht.

Altpreußische Monatsschrift u. s. w. Herausgeg. von R. Reicke und E. Wichert. VI. Bd. 8. Heft (Nov.-Dez.). Königsb. 1869. 8.

S. 673—698. H. L. Elditt, Das Bernstein-Regal in Preußen. Forts. — Im Jahre 1837 hörte die Generalpachtung auf und die Regierung schloß, den Wünschen der Strandbewohner entsprechend, mit diesen (74) Pachtverträge

zur Gewinnung des Bernsteins auf eignem Grund und Boden, zunächst auf 6 Jahre ab, ohne den Ertrag für den Fiskus dadurch zu steigern.

S. 699—726. B. Stadie, der landräthliche Kreis Stargard in Westpreußen in historischer Beziehung von den ältesten Zeiten bis jetzt. Schluß. — In alphabetischer Folge werden die Ortschaften von O -Z durchgenommen. Beigegeben sind 6 bisher ungedruckte Verleihungs-Urkunden einzelner Dörfer des Kreises aus dem 14. und 16. Jahrhundert.

S. 727—734. Reusch, Eine alte Schul-Ordnung. — Abdruck der ältesten Schul-Ordnung der Provinz, verfaßt um 1550 von Nic. Wimann, Vorsteher der lateinischen Schule zu Elbing, mit theilweis hinzugefügter Uebersetzung in deutschen Versen des Hier. Falconius.

S. 735—743. M. Curtze, Domenico Maria Novara da Ferrara, der Lehrer des Copernicus in Bologna.

S. 761 f. Mittheilungen von R. Bergau über den Fortgang der von Blankenstein begonnenen Aufnahme der Marienburg, von M. Curtze über das Portrait des Copernicus in den Ufizien zu Florenz u. s. w.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin. Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Land und Leute in Westpreußen.

Von
F. W. F. Schmitt,
Dr. phil. (Lulkau bei Thorn).

(Fortsetzung.)

Die Frage nach den Urbewohnern Westpreußens fällt mit der Frage über die Urbewohner des nördlichen Europa überhaupt zusammen. Es scheint, als ob dies Finnische Stämme gewesen sind.

Vermöge der vielen See'n hat das Pommerisch-Preußische Küstengebiet mit dem jetzigen Großfürstenthum Finnland noch gegenwärtig bedeutende Aehnlichkeit; in früheren Zeiten, als es von den Meeresfluthen, die es nach allgemeiner Annahme ursprünglich bedeckten, kaum verlassen war, muß diese Aehnlichkeit viel größer gewesen sein. Die Finnen, welche sich selber Suomalaiset, d. i. Sumpfbewohner nennen, haben sich auf diesem Terrain vielleicht behaglicher, als irgendwo, gefühlt. Von westlich und südlich andringenden Feinden angegriffen, thürmten sie hier wohl jene räthselhaften Erdwälle auf, welche sich etappenartig von Rügenwalde bis Kalisch längs der alten Römischen Handelsstraße hinunterziehn.*) Aus

*) Ueber die gedachten Erdwälle sind bisher vorzüglich drei Hypothesen aufgestellt; 1) sie seien Kaufstätten, die man für die Römischen Kaufleute errichtet habe, 2) sie seien Kriegsschanzen, zur Abwehr eines von Westen eindringenden Feindes aufgethürmt, 3) sie seien Ueberbleibsel der befestigten Lager, welche das Gothenvolk auf seiner Wanderung von der Ostsee nach dem Schwarzen Meere stationsweise aufgeschlagen. Der ersten Meinung widerspricht Größe und Umfang dieser Erdhügel, die man in einer so unkultivirten Zeit, wie die angenommene, des bloßen Handels wegen wohl nicht geschüttet hätte. Der dritten Meinung stellt sich der Umstand entgegen, daß sich solche Erdwälle auch in seitlicher, ja selbst in ent-

dieser Position vertrieben, floh dann die Masse dem äußersten Norden zu, wo sie noch gegenwärtig Sitze hat; während sich Einzelne vielleicht auf abgelegene Seebecken zurückzogen, wo sie in ihren Pfahlbauten noch längere Zeit den Siegern Trotz boten.

Nach Abzug der Finnen haben in Westpreußen geraume Zeit hindurch Gothische Stämme gewohnt, zwischen denen — schon vor der Völkerwanderung — als Unterthanen oder Bundesgenossen Slaven und Letten saßen. Bald nach Beginn der großen Völkerwanderung finden wir dann diese Slaven und Letten als die einzigen Bewohner vor, mit der Maßgabe, daß die Slaven links, die Letten aber rechts der Weichsel ihre Sitze haben.*)

---

gegengesetzter Richtung vorfinden (z. B. bei Nakel, bei Bromberg und bei Groß-Wöllwitz im Flatower Kreise). Auch liegen sie für eine Etappenstraße an manchen Stellen (z. B. bei Flatow und bei Wongrowiec) zu dicht an einander. Auch die zweite Vermuthung, der wir uns oben angeschlossen, stößt auf Schwierigkeiten. Es fragt sich nämlich, warum die Schanzen in einer Gegend gezogen sind, welche als politische oder Naturgrenze nirgends hervortritt, und deren Wichtigkeit als militairische Position nicht ersichtlich ist. Es fallen jedoch diese Bedenken hinweg, wenn man in Erwägung zieht, daß gerade auf dieser Strecke eine merkliche Elevation des Bodens stattfindet, die auch auf den neueren Karten bezeichnet ist. Zu Zeiten also, wo Sumpf und Wasser im Lande vorherrschten, war dieser Weg eine förmliche Brücke, welche zwischen Sümpfen von der Ostsee nach dem Schwarzen Meere führte. Auch diejenigen Erdwälle, welche eine von dem Hauptwalle verschiedene Richtung haben, sind an großen, zum Theil noch heute bestehenden, Sümpfen angelegt (so liegt der bei Gromadden unweit Nakel befindliche im großen Netzebruch). Es bildeten also diese Erdwälle für Sumpfbewohner eine so günstige militairische Position, als nur möglich. Daß sie dann späterhin als Wegezeichen benutzt wurden, ist erklärlich genug. Die Finnen erscheinen bei den alten Skandinaven meistentheils unter Namen, wie Jaette, Thurs, welche „Riese" bedeuten. Es ist vielleicht nicht zufällig, daß die Slavischen Bewohner dieser Distrikte den gedachten Erdwällen die Benennung wolotówki (tumuli gigantum) gaben. Vgl. dazu meine Schrift über den Kreis Flatow, Thorn bei Lambeck, 1867.

*) So wie die später „Preussen" genannten Letten (Ostiaeer, Aisten, Aesthyer, Esthen) mit den Gothen gleichzeitig in Preußen saßen (schon 320 v. Chr. Geb. erschienen sie neben den Guttones): so haben wahrscheinlich Slaven ebenfalls mit den Gothen gleichzeitig in Preußen gewohnt. Die erste authentische Nachricht darüber bringt Claudius Ptolemäus (ca. 170 n. Chr. Geb.), welcher neben den Gothen die Wilzen nennt. (Auch die Kossinner des Artemidor werden wahrscheinlich Slavische Stämme sein.) Die Wilzen erscheinen also merkwürdiger Weise an der Preußisch-Pommerischen Küste fast um dieselbe Zeit, in welche man den Beginn der großen Völkerwanderung, namentlich aber des Gothenzuges, zu setzen pflegt (180). Da sie gleich unter ihrem eigenen Slavischen Namen auftreten: so scheint es, als ob sie sich von einer Fusion mit den Gothen fern gehalten. Wogegen die Transvistulanischen Letten sich dermaßen mit Gothen vermischten, daß sie noch im 11. Jahrhundert nach Christi Geburt Gothen hießen. Auch ihre Sprache ist mit Gothischen Elementen durchsetzt, während die Mund-

Fast ein Jahrtausend saßen diese Stämme in größter Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Unberührt von den Raubzügen der **Hunnen** und **Awaren**, denen ihre südlichen Stammgenossen anheimfielen — unbelästigt von den **Germanen**, denen ihre westlichen Brüder zum großen Theile erlagen — wenig beunruhigt von den **skandinavischen** Seekönigen, die es vorzogen, sich reichere Beute zu suchen — kaum geschädigt von dem Ehrgeiz **polnischer Könige**, welcher wegen mangelnder Einheit im Innern dauernde Erfolge zu erringen außer Stande war — versunken im Heidenthum — ohne Bedürfniß einer Kultur, die sie nicht kannten — vegetirten sie von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis endlich das Kreuz an ihren Grenzen erschien und in ihnen eine Gährung erzeugte, welche mit ihrer Germanisirung enden sollte.

Das Christenthum, auf der Spitze des Degens getragen, wie es damals Sitte war, drang zwar zunächst durch Vermittelung der von ihm zeitiger ergriffenen Polen ein. Jedoch bedienten sich dieselben auf beiden Seiten der Weichsel **deutscher** Hülfe, um es auszubreiten. Zwar links der Weichsel genügten deutsche **Mönche**, das Land unter polnischem Schutze zu bekehren; auf der rechten Weichselseite aber sahen sich die Polen genöthigt, für das Bekehrungsgeschäft deutsche **Ritter** heranzuziehen. Auf der rechten Weichselseite griff eine **völlige** Germanisirung, auf der linken eine **partielle** Platz.

Der **rechts** der Weichsel belegene Theil der Provinz Preußen wurde nach einem 53jährigen Kampfe (1230—83) christianisirt. Der Christianisirung folgte die Germanisirung auf dem Fuße nach. Ueberall durchsetzt

---

art der jetzigen Meer-Kassuben, die als Nachkommen der Ptolemäischen Wilzen zu betrachten sind, dergleichen kaum aufweist. — Als Gothische Nebenstämme an den Weichselufern betrachten wir: die **Ulmerugier** (Holmrygr), **Gepiden** (nach denen das Weichsel-Delta Gepidojos hieß), die **Widivarier** oder Withinge. Im Netzedistrikt wohnten die **Burgunder**, welche 245 nach Pannonien abzogen, ihr Land den dort wohnenden Lechischen Stämmen (**Paluken**, **Kujawen** u. a.), die wohl ebenfalls unter ihnen gewohnt hatten, überlassend. Bemerkenswerth ist, daß der räthselhafte Name der von Ptolemäus erwähnten Handelsstadt im Burgunder-Lande: **Ascaucalis** (welches man für Nakel hält) weniger räthselhaft erscheint, wenn man ihn aus zwei verschiedenen Wörtern, einem Deutschen und einem Slavischen (Ascau: Schiffau, und Calis: Sumpf) zusammensetzt. — Die **Reidgothen**, welche nach dem **Song of the Traveller** (7., 8. Jahrhundert) an der Weichsel mit den **Hunnen** im Kampfe liegen, möchten wir für **Letten** (Stamm-Preußen) halten, die um den Besitz des Weichsel-Delta's mit den **Slaven** kämpfen. Daß die Slaven oft mit den Hunnen verwechselt werden, ist anerkannt. Daß die preußischen Letten Reidgothen genannt werden, wird Niemand auffallen, der da weiß, daß sie noch zur Zeit des Boleslaw Chrobri **Gothen** heißen. Der Kampf endigte zu Ungunsten der Stamm-Preußen; denn als die Deutschen Ritter nach Preußen kamen (1230), fanden sie Pommerellische, d. i. **Slavische** Herzoge im Besitz der Weichsel-Mündungen.

von deutschen Kolonisten, welche die deutschen Kriegsmänner auf ihren Heidenfahrten zum Theil begleitet und unterstützt hatten, konnte die besiegte und gedemüthigte Lettische Nationalität nicht mehr widerstehen; sie ging in der deutschen auf. Zur Zeit der Reformation gab es nur wenige — meistens samländische — Dörfer, wo die altpreußische Sprache noch gesprochen ward; in dem westpreußischen Antheile war sie schon früher verschwunden. Als dieser Antheil polnisch wurde (1466), war es bis auf wenige Distrikte des Culmer Landes und der Löbau, wo auf dem platten Lande Polen saßen, ein deutsches Land.

Anders verhielt es sich mit dem links der Weichsel belegenen Pommerellen-Land. Dieses Land hatte sich zum Christenthum in einer mehr friedlichen und allmäligen Weise schon vorher bekehrt. Bevor noch der deutsche Orden seinen Fuß auf altpreußischen Boden setzte, standen in Pommerellen Kirchen und Klöster, als deren Wohlthäter und Beschützer die Stammherzoge des Landes selbst auftraten. Während ihrer Regierung beschränkte sich die Germanisirung des Landes auf die Stadt Danzig, welche als Handelsstadt fremden Elementen am meisten bloß lag, und auf geringe Ansätze von Kolonisten in Städten und Klosterdörfern.

Erst mit der Occupation des Landes durch den deutschen Ritterorden (1308) beginnt die Germanisirung im größeren Maßstabe. Die deutschen Ansätze in den Städten erweitern sich zu einer deutschen Gesammtbürgerschaft; neue Städte entstehen, von vorneherein mit lauter Deutschen besetzt. Die ganze Weichselniederung erfüllt sich mit Deutschen, welche ihren Stammbrüdern auf dem rechten Ufer die Hände reichen. Das platte Land im südwestlichen Theile der Landschaft, welcher während des 35jährigen Krieges der Ritter mit den Polen am meisten litt, wird mit deutschen Einzöglingen bevölkert, und wüste Dörfer erhalten völlig deutsche Bewohnerschaft.

Als das Land (1466) wieder polnisch ward, konnte man die Städte hier als völlig deutsch betrachten. Von dem platten Lande war die Niederung entschieden deutsch, die Höhe getheilt zwischen Deutschthum und Slaventhum.

Während der polnischen Herrschaft wurden die Dörfer des Culmer und des (später) so genannten Michelauer Landes (d. h. der Kreise Straßburg und Löbau) fast gänzlich polonisirt. Auch die Städte der beiden Landschaften nahmen polnische Elemente in Menge auf. Bei der preußischen Besitznahme von 1772 fanden sich hier als rein deutsche Distrikte nur Stadt und Territorium Thorn, sowie die Thorn-Culmer Niederung vor.

Geringere Erfolge hatten die Polonisirungsversuche in der Woywodschaft Marienburg erzielt. Die Städte Elbing, Marienburg, Tol-

kemit, Neuteich und Christburg waren gleich dem ihnen benachbarten platten Lande deutsch verblieben. Nur Stadt und Starostei Stuhm waren mit polnischen und kassubischen Einzöglingen erfüllt worden, welche der Einfluß der letzten Starosten — die fast alle polnischen Geblütes waren — dorthin gezogen hatte.

In Pommerellen war durch die polnische Herrschaft bewirkt worden, daß der Kampf zwischen Deutschthum und Slaventhum, welcher auf dem Höhenlande nordöstlich der Brahe noch schwebte, einstweilen zu Gunsten des letzteren entschieden ward. Die Niederung dagegen und das Höhenland, welches südwestlich der Brahe liegt, blieb den Versuchen zur Polonisirung großentheils unzugänglich. Das Einzige, was man hier erreichte, waren geringe Ansätze des Polenthums in den kleineren Städten, sowie partielle — gewöhnlich durch Rekatholisirung vermittelte — Polonisirungen deutscher Edelleute und Bauern auf dem Höhenland.*)

Den Netzedistrikt betreffend — so hatte seine ethnographische Entwickelung mit derjenigen des pommerellischen Höhenlandes südwestlich der Brahe die größte Aehnlichkeit. Ansätze von Deutschen in Städten und geistlichen Dörfern fanden hier fast gleichzeitig, wie in Pommerellen, aber in größerem Maßstabe statt. Eine Zeit lang hatten hier deutsche Mächte (Brandenburg und der deutsche Ritterorden) Herrscherrechte in Anspruch genommen und auch faktisch ausgeübt. Templer, Johanniter, Cistercienser und Kreuzherrn von Miechow hatten die deutsche Kolonisation in diesen Distrikten derartig begünstigt, daß selbst der Rückfall des Landes an die Krone Polen im 14. Jahrhundert kein Hinderniß mehr für die Germanisirung war. Polnische Prälaten und Gutsherren setzten das begonnene Werk ihres Privatnutzens wegen mit Eifer fort. Zur Zeit der Reformation erhielten die deutschen Elemente durch Flüchtlinge neuen Zuwachs und erstarkten in einem Grade, daß die in Folge der Schwedenkriege eintretende katholisch-polnische Reaktion ihrer nicht mehr Herr ward. Im Jahre 1772 war das Deutschthum in den Städten des Netzedistrikts fast überall vorherrschend; auf dem platten Lande machte es einen achtbaren Bruchtheil aus.

*) Daß eine beträchtliche Anzahl echt-deutscher Adelsfamilien im 17. und 18. Jahrhundert durch das Mittel der Rekatholisirung polnischer Nationalität anheimfiel und diesem Umstande durch Zusätze an ihrem Familiennamen Ausdruck gab, kann als bekannt gelten. Nur muß man sich vor zu großer Verallgemeinerung dieses Satzes hüten. Ein großer Theil des pommerellischen, ja sogar des Culmer Adels, stammt trotz seiner deutschen Namen gar nicht von Deutschen, sondern von Slaven ab. Bei diesem kann nicht von Polonisirung, sondern von Repolonisirung, ja in Fällen selbst von dieser nicht, die Rede sein. Vgl. dazu meine Geschichte des Stuhmer Kreises S. 69 ff.

Die Sprachen- und Nationalitäts-Verhältnisse lagen also zur Zeit der preußischen Occupation von 1772 etwa folgendermaßen:

Das Weichselthal sammt dem großen Delta war fast überall von Deutschen besetzt. Von der Höhe enthielten vorzugsweise deutsche Bevölkerung: 1) das Land, welches im Norden der Ossa, und 2) das Land, welches im Südwesten der Brahe gelegen ist. An das letztere schloß sich der Netzedistrikt als ethnographischer Appendix an.

Eine vorzugsweise slavische Bevölkerung dagegen fand sich in den Komplexen 1) südlich der Ossa, 2) im Nordosten der Brahe vor.

In dem vorzugsweise deutschen Gebiete nördlich der Ossa bildete die Stuhmer Starostei, in welcher polnisches Wesen vorherrschte, eine kleine Sprachinsel. In dem vorzugsweise polnischen Gebiete nordöstlich der Brahe fanden sich kleine Sprachinseln um die Städte Schöneck, Berent und Neustadt (Weyhersfrei), wo die schon frühzeitig angesiedelten Deutschen, durch Umstände begünstigt, der Polonisirung mit Erfolg widerstanden hatten.

Im Ganzen fand also noch immer dasselbe Verhältniß, wie 1466, statt. Die Niederung war deutsch, während die Höhe sich unter die beiden Nationalitäten vertheilte, mit der Maßgabe, daß die polnische Nationalität auf derselben numerisch überwog.

Unterscheiden wir Stadt und Land, so war die deutsche Sprache in den Städten, die polnische auf dem platten Lande vorherrschend. In den vorzugsweise polnischen Höhetheilen im Süden der Ossa und im Nordosten der Brahe konnten sämmtliche Städte als deutsche Sprachinseln gelten, weil ihre Gerichts- und Umgangssprache die deutsche war.

Die deutschen Komplexe standen mit einander durch eine schmale Sprachbrücke, welche das Weichselthal von Thorn-Schulitz bis Graudenz-Warlubien bildete, in Verbindung; die vorzüglich polnischen Komplexe waren durch die deutsche Niederung von einander abgetrennt.

Unterscheiden wir die sozialen Klassen, so war der Adel und der Bauernstand vorzugsweise polnisch, während im Bürgerstande die deutsche Nationalität überwiegend war.

Von der Gesammtbevölkerung konnte man — Städte und Stadtgebiete von Thorn und Danzig mit eingerechnet — ziemlich die Hälfte auf die deutsche Seite schreiben, während die andere Hälfte für das slavische (polnische und kassubische) Element verblieb.*)

*) Nach Lippe l. l. S. 94 ff. wurde 1784 angenommen, daß sich die Katholiken in Westpreußen zu den Protestanten der Zahl nach wie 5:3 verhielten. Es bildeten also die Katholiken 5/8, die Evangelischen 3/8 der Bevölkerung. 1776 wird die Bevölkerung in Summa auf 351,711 Köpfe angegeben. Die Bevölkerung der Städte und

Die deutsche Bevölkerung war im Ganzen mit der Einverleibung in die preußische Monarchie wohl zufrieden. Der deutsche Bürger und Bauer sah sich von den Bedrückungen des Adels und der Geistlichkeit, unter denen er geschmachtet hatte, erlöst; die wenigen Ueberreste deutschen Adels im Lande begrüßten eine Staatsveränderung, welche sie vor Religionsverfolgungen sicherte und ihnen das Recht auf Staatsämter wiedergab, mit Freuden. Alle Stände dieser Nation — soweit sie evangelischen Glaubens waren — konnten einer Staatsveränderung, die ihnen die größten Vortheile brachte, unmöglich abhold sein.

Es war aber ein Geist der Schlaffheit in den deutschen Elementen des Landes, wie ihn nur eine Jahrhunderte lange Unterdrückung, gegen die man immer vergebens angekämpft, erzeugen kann.

Allerdings ging diese Ermattung damals durch das ganze Land, ja eigentlich durch ganz Europa. Es war das Zeichen einer absterbenden Zeit, welche keinerlei Galvanisationen erwecken konnten. Erst mit der großen Revolution von 1789 begann ein neues Leben.

Trotz der Aufregungen des Konföderationskrieges war auch die muntere und lebhafte polnische Nation in eine Art von paralytischem Zustand gerathen. Der beste Beweis ist, daß die Preußen eine Provinz von dem Umfange Westpreußens fast ohne Widerstand besetzen konnten. Selbst die Errichtung der Grenzbäume und die Aufhissung der Adler ging ohne Exzeß vorüber. Ein Theil des Adels, ja selbst der Geistlichkeit neigte sich den preußisch-deutschen Formen zu. Es war die Zeit, wo polnische Gräfinnen ihre Einverleibung in die preußische Monarchie betrieben und polnisch-katholische Geistliche versicherten, daß „ihr Blut ganz auf preußischer Seite walle".

Bei den Deutschen im Lande zeigte sich aber diese universelle Erschlaffung in einem grelleren Lichte, da sie mit einer gräßlichen Demoralisirung gepaart erschien. Man wird sie begreifen, wenn man den eigenthümlichen Charakter der polnischen Bedrückungen in Erwägung zieht.

Gegen ein eisernes Joch, wie etwa das türkische, wird eine starke, zähe Nationalität, wie die deutsche, namentlich in dem hier vorzugsweise vertretenen niedersächsischen Stamme ist, sich wild emporbäumen; es wird

---

Stadtgebiete Danzig und Thorn ist auf ca. 100,000 Köpfe zu veranschlagen. Diese — als fast durchweg evangelisch — den Evangelischen beigefügt, wird ihre Zahl den Katholiken ungefähr gleichstellen. Läßt man nun die wenig zahlreichen Katholiken deutscher Zunge (massenweise kamen sie nur im Tuchler Amte vor) außer Betracht und setzt die Katholiken den Polen gleich (Evangelische polnischer Zunge kommen hier fast gar nicht vor) — so wird die obige Behauptung nicht zu kühn erscheinen. — Noch wird bemerkt, daß sich die obige Berechnung nur auf das echte Westpreußen (ohne den Netzedistrikt) bezieht.

biegen oder brechen müssen. Der intermittirenden polnischen Tyrannei gegenüber, welche — dem weiblich gearteten Charakter der Nation gemäß — bald pochte, bald schmeichelte, bald schlug, bald wieder besänftigte — befand sich der ehrliche, allen Ränken und Intriguen fernstehende Deutsche völlig ohne Waffen; sie verblüffte und verdummte ihn. Schloß ihm der katholische Parochus seine evangelische Kirche zu, zwang ihn der königliche Starost — des verbrieften Rechtes nicht achtend — zu Hand- und Spanndiensten — so gerieth er vielleicht in Zorn und drohte mit Auswanderung. Kam dann wieder eine freundliche, in die verbindlichsten Formen gekleidete Andeutung, daß man den Tempel gegen einige Hüte Zucker oder Pfunde Eibeben wieder öffnen werde, daß man auf die Hand- und Spanndienste gegen ein mäßiges unpräjudizirliches Geldgeschenk verzichten werde — so war der deutsche Michel wieder neu versöhnt. Bereitwillig glaubte er an die ihm gemachten Versprechungen und leistete das geforderte Opfer in der Ueberzeugung, daß er fortan für alle Ewigkeit Ruhe haben werde. Aus dieser Ueberzeugung nach Kurzem durch neue Bedrückungen aufgeschreckt, wiederum bedroht und gehätschelt, ging er auf's Neue in die ihm gestellte Falle; und so wiederholte sich dieser Prozeß bis in's Unendliche.

Hellere Köpfe unter den Deutschen, namentlich die Stadtbürger, zeigten einen größeren Ueberblick. Die polnische Politik durchschauend, benutzten sie deren Bestechlichkeit, um ihre Pläne durchzusetzen. Hieraus entwickelte sich jene Art von unmoralischer Pfiffigkeit, wie man sie in Ländern, deren amtliche Organe Bestechungen zugänglich sind, sehr häufig findet. Damals war es, wo sich in den westpreußischen Städten jenes philisterhafte Raffinement entwickelte, welches von der durch einfache Geradheit ausgezeichneten ostpreußischen Art so unvortheilhaft absticht.

Dazu kam, daß man aus Rücksichten der Polonisirung das Stadtregiment in Hände gelegt hatte, die ihm nicht gewachsen waren. Um das Gesetz durchzuführen, daß eine gewisse Anzahl von Katholiken im Rath sitzen müsse, blieb nichts übrig, als ärmliche Handwerker, ja selbst Tagelöhner (andere katholisch-polnische Elemente gab es in den Städten nicht), welche des Lesens und Schreibens kaum kundig waren, in den Rath zu bringen. Wohlhabende und intelligente deutsche Stadtkörper geriethen nicht selten in die Lage, einem armseligen Fischer oder Töpfer polnischer Nation zu gehorchen, welcher nur mit Mühe seinen Namen schrieb. Die Niedergeschlagenheit, welche ein solcher Zustand anfangs erzeugte, wich bald der Erwägung, daß ein armer Pole viel leichter zu bestechen sei, als ein reicher es gewesen wäre.

Von welcher Beschaffenheit aber die Deutschen waren, welche die polnische Regierung solcher Aemter für würdig hielt, läßt sich wohl denken. Es waren oft Abenteurer und Auswürflinge jeder Art, die ihrer Nation

Schande machten; von jenem Gelichter, welches noch gegenwärtig im russischen Polen blüht; von jenem Gelichter, welches die Schuld trägt, daß sich der Pole vom Deutschen einen ganz falschen Begriff gebildet, indem er ihn — das Urbild der Geradheit und Einfachheit — für einen geborenen Mantelträger und Betrüger hält.

Ein Augiasstall war in den Städten auszumisten, wie er nicht schlimmer sein konnte. Die Bauern aber setzten allen Verbesserungsplänen des Königs die Kraft des passiven Widerstandes entgegen, welche unter der polnischen Bedrückung eher gestiegen als gesunken war. Die einzigen Deutschen im Lande, welche den König bei seinen Bestrebungen thatsächlich unterstützten, waren die kleinen, aber achtbaren Ueberreste des deutschen, evangelisch verbliebenen Adels: die Goltz, die Dönhof, die Borcke, die Rittberg (als Erben der Schach v. Wittenau), die Krockow und die Kayserlingk.

Die Polen aber nahmen dem Könige gegenüber — mit Ausnahme des erwähnten, sehr bescheidenen Bruchtheils — eine direkt feindliche Stellung ein.

Der polnische Adel, welcher neben dem preußisch gewordenen auch in dem polnisch verbliebenen Antheil Güter hatte, verließ das preußische Gebiet und betrachtete fortan seine in Preußen belegenen Güter, wie ein englischer Absentee-Lord seine irischen Gründe — als Ausbeutungsstücke, deren Erträgnisse er sich nach Polen senden ließ, um sie dort zu verzehren. Die Kleinedelleute in der Tuchler Haide weigerten sich thatsächlich, als man sie aufforderte, ihre Waffen abzuliefern; und es bedurfte erst eines Husaren-Kommando's, um sie dazu zu zwingen. Als man sie später aufforderte, ihre Kinder in das Culmer Kadettenhaus zu schicken, versteckten sie dieselben und fertigten die königlichen Boten mit allerhand leeren Vorwänden ab. Nur die aus den Distrikten Lauenburg-Bütow stammenden Adligen (welche auch großentheils evangelischer Konfession waren) söhnten sich mit der Prussifizirung aus und traten in den preußischen Kriegsdienst. Abgehärtet, tapfer, voll militairischen Geistes, wie er Familien eigen ist, deren Ruhm und Wohlstand Jahrhunderte auf ihrem Säbel beruht hat, errangen diese pommerellischen Edelleute unter dem schwarzen Adler eine Auszeichnung, die ihnen unter dem weißen Adler niemals zu Theil geworden; die Schmude, Sommitz, Malotke v. Trzebiatowski, v. Helden-Sarnowski, Yorck (v. Jarcken-Gostkowski) und andere, deren Namen wie Kriegstrompeten erklingen, stammen aus diesen Haiden, die ihre Vorfahren nur dann verließen, wenn der Ruf: „wici na pospolite ruszenie!"*) durch die Lande ging. Der größere Theil des

*) „Gerten zum allgemeinen Aufgebot." Weidenruthen, diese heiligen Symbole der befriedenden und sich vertheidigenden Staatsmacht, wurden nach

pommerellischen Adels aber verharrte in strikter Opposition gegen die Regierung, die ihm so viele Vorrechte entzogen hatte. Für Diejenigen, die einst um die Königskrone werben durften, schienen die königlich preußischen Epauletten kein Ersatz zu sein.

Die Geistlichkeit schenkte der Milde und Schonung, mit welcher der große König sie behandelte, wenig Beachtung; sie hatte Sinn und Gedächtniß nur für dasjenige, was ihr entzogen ward. Männer, wie Krasicki, Fürstbischof von Ermeland, dessen unzweifelhaft patriotisch-polnische Gesinnung durch die Freundschaft des großen Königs gemildert ward, und Scheunert, Abt von Polnisch-Crone, ein wirklich preußischer Patriot, der später als Official von Tuchel die Briefe des Erzbischofs von Gnesen, die ihn zur Insurrection aufforderten, zerriß — gehörten schon damals zu den Ausnahmen. Im Ganzen nahm die Geistlichkeit die ihr erwiesenen Wohlthaten ohne irgend einen Dank, als selbstverständlich, entgegen; während sie den ihr durch Säkularisirung der Bisthümer und Klöster verursachten Schaden nicht vergessen konnte. Sie ward zum Hauptdepositär jenes patriotischen Grolles, der bald nach des Königs Tode sich in blutigen Aufständen Luft machte.

Ein polnischer Bürgerstand war kaum vorhanden. Die wenigen Ansätze dazu konnten es nicht verschmerzen, daß ihnen die in polnischen Zeiten garantirte Herrschaft entrissen war; sie standen dem unruhigen Adel, sobald er die alten Zustände zurückrufen wollte, jederzeit zur Verfügung.

Der polnische Bauer, der großentheils leibeigen gewesen, befand sich in einem Zustande thierischer Verdumpfung, die ihm jede politische Bedeutung entziehen mußte. Auf den adligen Territorien, denen die Beibehaltung der Leibeigenschaft gestattet war, blieb er ein Spielball des Grundherrn, wie zur polnischen Zeit. Die einzige Wirkung der preußischen Occupation bestand für ihn darin, daß er sich gegen die Exzesse grausamer Behandlung, die unter polnischer Herrschaft, wo nicht das Gesetz, so doch Sitte und Usus gestattet, durch die königliche Regierung gesichert wußte. Auf den königlichen Domainen wußte der Bauer der Regierung für die ihm geschenkte Freiheit, die er weder begreifen noch benutzen konnte, keinen Dank. Die einzige Aenderung, welche hier eintrat, bestand darin, daß er aus der unumschränkten Bevormundung des königlichen Starosten in diejenige des Geistlichen überging.

Das war das Material, mit welchem der große König operiren mußte. Richtete er Feuerkassen ein, so beutete man sie durch böswillig

---

polnischer Sitte umhergetragen, um den Adel aufzubieten, wenn allgemeiner Krieg war.

angelegte Brände aus. Wollte er verhindern, daß man den Dünger als überflüssig in's Wasser werfe, während Sandäcker ungedüngt in der Nähe lagen, so antwortete man, daß diese Methode, sich des Düngers zu entledigen, schon seit Jahrhunderten im Gange sei und daß die Bearbeitung reiner Sandflächen bei Ueberfluß an schwarzer Erde keine Eile habe. Verbot er, „meilenweit" auseinander zu säen, so säete man so dicht, daß ein Korn das andere ersticken mußte. Ließ er das Abbrennen des Haidekrauts im Walde, welches zu Gunsten der wilden Bienen stattfand, als feuergefährlich untersagen, so widersetzte man sich, weil der Untergang der Wälder nur ein geringer Schade sei gegen der wilden Bienen Untergang. Wollte er die Sandflächen mit Lupinen besäen, so widersprach man, weil die Lupinen kein Vieh fressen wolle. Ließ er, um den Anbau von Kartoffeln zu befördern, ganze Scheffel davon an die kleinen Wirthe austheilen, so schütteten sie dieselben zu 50 in große Löcher, um dann triumphirend sagen zu können, daß das giftige Zeug, welches man von Amerika importirt, weil es die Wilden dort nicht mehr essen wollten, hier zu Lande keine Art habe. Befahl er, die Hausgärten mit Obstbäumen statt mit Weiden zu bepflanzen, so fragte man höhnisch, wovon man die Scheunen bauen sollte, wenn nicht von Bindwerk, zu dem diese Weiden den Stoff lieferten? — Ermahnte der König, statt solcher Scheunen (deren Durchschnittspreis er auf 1 Thlr. 16 Gr. taxirte), ordentliche Scheunen von Steinen aufzuführen, so klagte man, daß es an Ziegeleien fehle. Ließ der König Ziegeleien bauen, so beschwerte man sich, daß die Ziegel zu theuer seien. Bewirkte er, daß die Ziegel im Preise fielen, so behauptete man, daß man auch zum Ankauf billiger Ziegel kein Geld habe. Streckte der König auch das Geld vor, so verwendete man dieses Geld — womöglich — in anderer Weise. Kurz — es wiederholte sich hier das alte Lied von dem widerwilligen jungen Mädchen, welches darüber klagt, daß ihr Topf ein Loch bekommen hat.

Trotz aller dieser Hindernisse, welche ihm die „Halbwilden", „Canadier", „Irokesen", wie Friedrich der Große die damaligen Westpreußen wechselsweise bezeichnet, bereiteten, trotz der verschiedenen Unbilde, die er von Boden, Klima, Wind und Wetter erfahren mußte, brachte der König seinen „Zipfel Anarchie" nicht blos in Ordnung, sondern schmückte ihn auch auf eine Weise aus, daß man ihn kaum wiedererkannte.

Das steinigte Bette der Brahe wurde ausgeräumt, die Brahe mit der Netze durch den Bromberger Kanal in Verbindung gesetzt, im Weichsel-Delta der Kraffuhl-Kanal geschüttet. Wüste Dörfer wurden massenweise kolonisirt, wüste Baustellen in den Städten massenweise angebaut. Die Dörfer erhielten Schulen, die Städte Feuerspritzen. Man sah eine regulaire Polizei, eine prompte Justiz erstehen, die man nie-

mals gekannt hatte. Wo irgend eine Verbesserung anzubringen war, gab der König Geld dazu. Er stattete Handwerker aus, die sich neu besetzen wollten, gab armen Mädchen, die sich verheirathen wollten, Mitgift. Keine größere Freude — wie er selber sagt — konnte ihm erstehen, als wenn er dem armen Manne ein Haus herstellte.

Er empfing einen Trümmerhaufen und ließ einen Garten zurück. Wenn er nicht der „Einzige" hieße, müßte man ihn den „Erbauer" nennen.

Dennoch hat diese so glänzende Thätigkeit eine Schattenseite, welche zu verhüten kein Sterblicher im Stande war.

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß das Zeitalter des großen Friedrich das Zeitalter des aufgeklärten Despotismus, eine Aera absterbender Kräfte war, welche einem neuen Leben weichen mußten. Die Operationen, welche damals intelligente Fürsten mit ihren Völkern vornahmen, machen daher den Eindruck galvanischer Erregungen, durch welche man kurzathmiges Scheinleben in einen Kadaver bringt. Eine Reformation, bei welcher sich das Volk so passiv verhält, wie angedeutet, wird — dem Samen gleich, der auf steinigten Boden fiel — zwar rasch aufgehen, aber auch bald verdorren, weil er keine Wurzel hat.

Es ist eine alte Erfahrung, daß man den Werth einer Sache nicht zu schätzen weiß, die man geschenkt erhält. Wo das Volk gewohnt ist, Alles von der Regierung zu erwarten und selber nichts zu thun, als dasjenige, welches man ihm aufträgt; wo es die Regierung in keiner Weise unterstützt, ihr niemals entgegenkommt: muß sich ein Zustand erzeugen, wie in der Ehe, wenn die Frau krank geworden, und der Mann neben der ihm obliegenden Erledigung der Außengeschäfte noch kochen, backen und waschen muß.

Man hat von Friedrich dem Großen gesagt, daß seine Fehler diejenigen seines Zeitalters, seine Tugenden aber sein eigen waren. Grundsätze, wie sie seitdem durch die erste französische Revolution in den Gang gekommen, und wie sie jetzt Jedermann geläufig sind — ruhten damals zum Theil noch unausgesprochen in der Zukunft Schooße. Viel weniger dachte Jemand — selbst nicht der kühnste Reformator — an ihre Einführung in die Wirklichkeit. Anschauungsweisen, welche gegenwärtig selbst konservative Politiker für antiquirt erachten — die Auffassung des Adels als Kriegerkaste, die haarscharfe Trennung von Stadt und Land, das Merkantilsystem, das Zunftwesen und ähnliche Dinge — waren damals selbst in der Theorie kaum angefochten; viel weniger in der Praxis. Bei Friedrich dem Großen war es ein Glaubensartikel, daß sich nur Adlige zu Offizieren eigneten; daß alle Waaren, die man aus dem Auslande importirte, so hohe Eingangszölle als möglich zahlen müßten; daß Handel

und Verkehr nur in den Städten stattzufinden habe; daß auf dem Lande nur die nothwendigsten Gewerke zu gestatten seien. Deshalb war er auch „vor die Juden nicht portirt", wie Lippe erzählt. Wenigstens wollte er sie auf dem Lande nicht zulassen. Die Juden — meinte er — würden auch auf dem Lande handeln wollen. „Auf dem Lande aber müsse Ackerbau getrieben werden und nicht commerce, sonst wäre das eine verkehrte Wirthschaft."

Die deutschen Zünfte waren während der polnischen Herrschaft in Verfall gerathen. Den Polen war dieses Zunftwesen ein Dorn im Auge, sie empfanden es als eine Irregularität, die in ihr Staatswesen nicht hineinpaßte. Um es zu beseitigen, erschienen verschiedene Reichstagsbeschlüsse, die es zu vernichten drohten. Zwar wurden diese — in landesüblicher Weise — vermöge klingender Reklamationen niemals ausgeführt. Doch war dadurch die Existenz der Zünfte prekär geworden. Der allgemeine Verfall des polnischen Staatswesens äußerte auch auf Handel und Verkehr seinen nachtheiligen Einfluß. Schließlich drängte die allgemeine Gährung, in welcher sich Europa kurz vor der großen Revolution befand, auf den Untergang der Zünfte hin.

Die Zünfte lagen in den letzten Zügen, als sie der große König in Aufnahme zu bringen trachtete. Auch hier wiederholte sich das angedeutete Verhältniß, daß der König Alles alleine that, ohne daß die Zunftbürger, zu deren Gunsten er einschritt, einen Finger rührten. Der König setzte Handwerker an, gab ihnen Häuser, Gelder, ja sogar Handwerkszeug. Er verbot die Mißbräuche, die sich zu polnischer Zeit in den Zünften eingeschlichen, und unterwarf die Zünfte einer strengen Aufsicht. Er schützte sie gegen Böhnhasen, die früher gerade unter starosteilichem (also königlichem) Schutze ihr Wesen getrieben; ja er verzichtete zu ihren Gunsten auf bedeutende Einkünfte, indem er den Domainen-Beamten das Bierbrauen untersagte.

Gewiß blieben diese Anstrengungen nicht unbelohnt. Die verarmten Städte hoben sich von Jahr zu Jahr. Aber die alte Blüthe, wie sie etwa zur Zeit des Ordens bestanden, konnte nicht wiederkehren, weil sich die Zeiten geändert hatten. Der Untergang der Zünfte konnte wohl aufgehalten, aber nicht verhindert werden. Wie ein Schwindsüchtiger kurz vor seinem Tode noch einmal auflebt, um endlich zusammenzubrechen, so flackerte das Lebenslicht der Zünfte, durch künstliche Mittel genährt, noch einmal auf, um dann für immer zu erlöschen.

Hin und wieder fehlte es auch nicht an Mißgriffen.

Nichts hatte das Selbstgefühl der Zünfte so sehr aufrecht erhalten, als daß sie in den Schützengilden einen Sammelheerd fanden, an dem sich ihre kriegerische Ader erwärmen konnte. Der König sah diese Schützen-

gilden für unnütze Spielereien an. Als sich beispielsweise die Stadt Zempelburg über Verletzung ihres Schützen-Privilegiums von Seiten des Grundherrn beschwerte, ließ er d. d. Potsdam, den 17. Juli 1785 also antworten:

„Sr. Majestät von Preußen kommt das Gesuch der Schützengilde in Zempelburg im Netzedistrikte wunderlich vor. Dieser Ort wird zuverlässig niemals attaquiret werden. Wozu bedarf es also eines Schützenkönigs? — Bei jetziger militairischer Einrichtung in allen Reichen haben die Bürger nicht mehr nöthig, sich in den Waffen zu üben, und daher mag auch Hochgedachte Majestät von Preußen ihrem Gesuche nicht willfahren."

Weniger üble Folgen hatte das in der Zeit liegende absolute Bevormundungssystem auf dem platten Lande. Denn hier diente es einer Sache, die damals im Ansteigen war, der Sache des freien individualisirten Besitzes, welcher erst in späteren Jahren verallgemeinert ward. Die Schwaben-Kolonieen, welche der große König bei Danzig, in Cassuben, im Netzedistrikte und im Culmer Lande ansetzte, hatten gesegneten Fortgang und entwickelten sich zu einer kräftigen Blüthe, die noch gegenwärtig andauert.

Merkwürdiger Weise waren diese Kolonien nach einer Methode angelegt, welche den Ansichten des großen Königs nicht sehr entsprach.

Der König, einer Philosophie ergeben, welche auf eine Verwischung der religiösen und nationalen Unterschiede hinarbeitete, hatte gegen die Polen an und für sich kein Vorurtheil. Manche ihrer Tugenden, namentlich ihre militairischen Talente, hat er sogar ausdrücklich anerkannt. Doch galten sie damals für so schlechte Wirthe, daß sie bei Kolonisationen gar nicht in Frage kamen. Um sie zu germanisiren, hielt er es für passend, die Bevölkerungen zu mischen. Er befahl ausdrücklich, daß man deutsche Ansiedler mit den polnischen Leuten in's Gemenge setze: „qui exempli sint", wie Wladyslaw Dronicz sich in seinen Urkunden ausdrückt. Im Uebrigen aber möchte man mit den Polen — sagt er — keine Komplimente machen, weil sie das nur verdürbe.

Die Schwaben aber erbaten sich ausdrücklich, daß man sie mit polnischem Volke nicht „meliren" solle, und der König, fürchtend, daß ihm diese fleißigen Wirthe sonst entgehen würden, hielt es für besser, sein System aufzugeben als seine Kolonisten. Das „Perissent les colonies plutôt que le principe!" war nicht sein Grundsatz.

Gewiß hat er nichts daran verloren. Denn wäre sein System zur Ausführung gekommen, so hätte es sicher ganz andere Resultate ergeben, als er beabsichtigte. Die vereinzelten deutschen Einsprengsel hätten dem geistigen Attractionsgesetze zu Folge, wonach die Anziehungskraft mit der Masse in gleichem Verhältniß steht, sich eher selbst polonisirt, als daß sie

die Germanisirung der sie umgebenden Polen beschleunigt hätten. Die Zeiten, wo ein wenig germanischer Sauerteig genügte, den polnischen Süßteig zu durchsäuern, war längst vorüber. Nicht mehr war es das germanische Wesen, das die Welt beherrschte: romanische Einflüsse waren es, die mit dem Könige selbst auf dem Throne saßen. Der weiche, verschwimmende, universelle Charakter des deutschen Volkes war eher einer Veränderung fähig, als der stark konzentrirte, durch Unglück auf sich zurückgeworfene und potenzirte Nationalcharakter des Polenvolks.

Das einzige Mittel zur Germanisirung der Polen — ihre Evangelisirung nämlich — lag weder in der Macht des großen Königs, noch in seinem Willen. Als Vorkämpfer der Toleranz hätte er einen Rath, der ihm in dieser Richtung gegeben worden wäre, mit Entrüstung abgewiesen. Aber auch, wenn er ihn hätte befolgen wollen, wäre er durch die Ungunst der Zeiten daran verhindert worden. Das Zeitalter Hume's, Voltaire's und Rousseau's, das Zeitalter höchster religiöser Verödung, dem es als Grundsatz galt, daß eine Religion so schlecht sei, als die andere, war nicht danach angethan, protestantische Mission zu machen.

Um so weniger, als gerade damals in Polen eine religiöse Krisis sich abgeschlossen hatte, mit einem Resultate, welches noch gegenwärtig andauert.

Bekanntlich hatte die Reformation in Polen während des 16. Jahrhunderts eine große Ausdehnung gewonnen; und es hatte damals eine Zeit gegeben, wo eine große Majorität des Adels ihr ergeben war. Da aber der gemeine Mann dem gegebenen Beispiele nicht folgte, sondern katholisch blieb, fühlte der evangelisirte Adel, daß ihm die Basis fehle; und statt die Alleinherrschaft der von ihm adoptirten Konfession zu dekretiren, wie damals üblich war: begnügte er sich festzustellen, daß man sich gegenseitig dulde. Dieses Zugeständniß der Schwäche, welches von einer geringen Vertiefung des religiösen Sinnes eingegeben und begleitet war, hat man in unsern Zeiten irrthümlich für Toleranz gehalten und mit Lobsprüchen überhäuft, an welche es keinen Anspruch hat.

Im Laufe der Zeiten stellte es sich heraus, daß die evangelische Religionsform dem polnischen Nationalcharakter nicht entsprechend war. Es zeigte sich immer deutlicher, daß einem leichtblütigen, munteren Volke der morose Ernst des Protestantismus widerstehen mußte; daß es sich dem bequemeren Abfindungssystem des römischen Katholizismus zuneigte, dessen Priesterschaft ihm einen großen Theil der Bürden abnahm, welche der Protestantismus beließ. Diesen nationellen Zug benutzend, brachten die Jesuiten die Rekatholisirung des polnischen Adels mit einer Leichtigkeit zu Stande, welche ohne Beispiel ist. Während im 16. Jahrhundert fast vier Fünftheile des Adels evangelisch waren, gab es zur Zeit der Kon-

föderation von Bar (also etwa 200 Jahre später) von protestantischen Dissidenten in diesem Stande nur einen geringen Ueberrest.

Man darf sich über diesen Umstand nicht dadurch täuschen lassen, daß die Theilungsmächte in ihren Manifesten die Dissidenten als einen beträchtlichen Bruchtheil der Nation bezeichnen, und daß in den Jahren 1767 und 68 von zwei großen Konföderationen der dissidentischen Edelleute die Rede ist. Abgesehen davon, daß es im Interesse der Theilungsmächte lag, die Zahl der Dissidenten zu übertreiben — so sind hier immer die griechischen Dissidenten miteingerechnet, deren Zahl in Litthauen und den westlichen Provinzen allerdings bedeutend war.

Die Masse der protestantischen Dissidenten in Polen wurde von Bürgern deutscher Zunge und Nationalität gebildet, welche nach polnischem Rechte keine Vertretung auf dem Reichstage hatten, also als Cives rei publicae gar nicht galten. Vom Adel aber wird es schwer halten, viel mehr aufzutreiben, als die 120 Familien, von denen Friedrich der Große schreibt, daß sie in seinen Staaten eine Zuflucht fanden.*)

Von diesen 120 Familien sind nach Polen nur wenige zurückgekehrt, die meisten sind in den deutschen Provinzen Preußens geblieben und haben sich hier in einer Weise germanisirt, daß ihre polnische Abkunft — außer in ihren Familien-Namen — nicht mehr erkennbar ist. Von den Zurückgekehrten aber nahmen die meisten den katholischen Glauben an.

So geschah das Merkwürdige, daß Polen das protestantische Element gerade in dem Momente seines Unterganges von sich ausschied, und daß es sich gerade in dem Augenblicke als spezifisch katholische Macht bekannte, da man sich anschickte, es zu zerstückeln.

Daß das der Augenblick, eine Reevangelisirung des Landes zu erstreben, nicht sein konnte, leuchtet ein. Die Germanisirung Westpreußens konnte nur eine mechanische sein; und was in dieser Beziehung geleistet werden konnte, hat Friedrich der Große geleistet.

Unter seinem Nachfolger erlitt die Arbeit der inneren Civilisation fast einen Stillstand. Der Aufstand, welcher sich an die zweite und dritte Theilung knüpfte, beunruhigte die Bewohner und störte vielfach ihre friedliche Thätigkeit. Namentlich litt der Netzedistrikt und das Culmer Land. Es gab eine Zeit, wo Dombrowski in Bromberg stand und das ganze Land südlich der Netze in polnischen Händen war. Nach Beendigung des Aufstandes wandte sich die Aufmerksamkeit der Regierung mehr den südpreußischen Distrikten zu, über denen man Westpreußen vernachlässigte.

---

*) Ein großer Theil des dissidentischen Adels in Polen, die Goltz, die Unruh, die Schach von Wittenau u. A. gehörten überdies bis in die letzten Zeiten der Republik der deutschen Zunge an.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. traten zunächst die bekannten Ereignisse ein, welche einen Rückschritt in der Germanisirung zur Folge hatten. Westpreußen verblieb zwar preußisch, verlor aber im Frieden von Tilsit das Culmer (und Michelauer) Land, sowie den größten Theil des Netzedistriktes, welche Landschaften beide zum Herzogthum Warschau geschlagen und einem Polonisirungs-Systeme überliefert wurden, dessen geringe Erfolge nur aus der Kürze der Frist zu erklären ist, die ihm vergönnt war (1807—13).

Nach dem Frieden von 1815 erhielt Westpreußen zwar das Culmer (und Michelauer) Land, nicht aber den südlichen Theil des Netzedistriktes zurück, welcher dem neuen, aus den Ueberresten von Südpreußen gebildeten Provinzkörper des Großherzogthums Posen hinzugelegt ward. Zwar lenkte man jetzt wieder in die alten Bahnen ein. In Folge der allgemeinen Abspannung aber, die sich als Reaktion gegen die ungeheure Aufregung der Napoleonischen Weltkriege geltend machte, wurden diese nicht mit der Energie beschritten, welche zu Zeiten des großen Friedrich üblich war. Erst seit der polnischen Revolution von 1830, welche bei der westpreußischen polnischen Bevölkerung Anklang und Unterstützung fand, wurden die Sehnen etwas straffer angespannt. Seit dem renitenten Auftreten des Erzbischofs von Posen in der Ehesache (1837) überwachte man vorzugsweise die katholische Geistlichkeit, in welcher man die Trägerin polnischer Umtriebe in Preußen zu sehen glaubte.

Nach dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm III. sind für die Kultur und Aufnahme der in Rede stehenden Landschaft große Dinge geschehen. Schon Friedrich Wilhelm III. hatte zwei große Staatschausseen, eine Militairstraße und eine Handelsstraße angelegt, welche Westpreußen in verschiedenen Linien durchschnitten. Seinem Sohne, Friedrich Wilhelm IV., war es aufbehalten, dieselben Territorien durch eiserne Bänder an Deutschland zu fesseln, welche sein großer Urahn für dasselbe erworben hatte; der Bau der Ostbahn, an welchen sich derjenige der Brücken über die Weichsel und Nogat schloß, ward unter ihm vollendet. Die Ueberrieselungen in der Tuchler Heide, die Kanalisirung des Braheflusses und andere Meliorationen schlossen sich den Kulturbestrebungen, welche Friedrich der Große begonnen, in würdiger Weise an.

Die innere Politik betreffend — so tauchte nach 1840 das Problem einer Versöhnung mit den Polen auf, an dessen Lösung man selbst nach den Aufständen von 1846 und 1848 nicht verzweifelte. Man suchte die Polen in der Art zu befriedigen, daß man ihrer Muttersprache in den Schulen einen Platz einräumte und daß man der katholischen Kirche in der Provinz vollkommene Parität mit der evangelischen gewährte, namentlich

ihr de facto — wenn auch nicht de jure — die Oberaufsicht über die katholischen Schulen gab.

Seit 1848 begann die Bevölkerung beider Zungen die bis dahin beobachtete passive Haltung mehr und mehr zu verlassen.

Die in Folge der Februar-Revolution von 1848 eingetretene allgemeine Bewegung, welche die Völker aus ihrem Schlafe rüttelte, erfaßte auch Westpreußen, welches bis dahin der Politik ziemlich ferne stand. Die deutsche Bevölkerung — ihrer Präponderanz übergewiß — trat an jene abstrakten politischen Fragen heran, welche damals auf der Tagesordnung standen. Sie warf sich in politische Debatten, die die Grenzen der bloßen politischen Kannegießerei weit überschritten; sie schloß sich politischen Parteien an. Ob die Revolution, ob die Reaktion bestehen solle, wurde scharf erörtert; und Jedermann mußte Rechenschaft geben, ob er ein Demokrat oder ein Aristokrat sei. Die allgemeinen politischen Grundsätze wurden mit einem Eifer besprochen, wie ihn nur der Zauber absoluter Neuheit erwecken kann.

Mitten in diesem rein politischen Wirbel trat an die deutsche Bevölkerung eine bisher übersehene Frage heran, nämlich die Nationalitätenfrage.

Auch die Polen waren von der großen Bewegung erfaßt worden; auch sie hatten sich in Demokraten und Aristokraten unterschieden; auch sie handhabten die üblichen Tagesphrasen von Selbstbestimmung der Völker, von Selbstregierung und Aehnlichem mit Geläufigkeit. Die Berliner März-Revolution war ihnen sehr zu Statten gekommen; man klagte sie konservativerseits als die Urheber derselben an. Waren doch ihre Vorfechter, die Staatsgefangenen von 1846, durch diese Revolution befreit worden, hatte man sie doch im Triumph durch die Straßen gezogen. Kein Wunder also, daß sie vorzugsweise als Anhänger derselben betrachtet wurden.

Allein sie faßten die Sache in einer weniger theoretischen Weise als die Deutschen auf. Die politische Frage wandelte sich ihnen sofort in eine nationale um. Während sich die Deutschen einander die Köpfe zerschlugen, weil sie darüber uneinig waren, ob die Revolution feierlich anzuerkennen sei oder nicht: organisirten die Polen in aller Stille den Aufstand, rissen die schwarzen Adler ab und proklamirten die polnische Republik.

Dieses geschah in der Provinz Posen.

Versuche, den Aufstand nach Westpreußen hinüberzuspielen, mißlangen zwar, regten jedoch das Nationalgefühl der westpreußischen Polen so weit an, daß sie bei den politischen Wahlen als geschlossene Partei erschienen. Die Deutschen geriethen dadurch in die Nothwendigkeit, mehre Fragen zu gleicher Zeit zu beantworten. Man nöthigte sie, sich gleich-

zeitig darüber auszusprechen, ob sie Demokraten oder Aristokraten und ob sie Polen oder Deutsche sein wollten.

Im Netzedistrikte, wo diese Frage bereits eine sehr praktische Gestalt angenommen, da die polnischen Insurgenten hier sengten und brannten, fanden die Deutschen sehr bald eine Antwort, indem sie vereint zu den Waffen griffen und öffentlich erklärten, daß sie als Deutsche leben und sterben wollten. In Westpreußen — wo man noch fern vom Schuß war — wurden die Deutschen von diesen Doppelfrage in einer Weise verblüfft, daß sie auf beide Fragen zugleich zu antworten sich weigerten. Es gab da Gegenden, wo die deutschen Demokraten mit den Polen, bei denen die politische Trennung keine Rolle spielte, sich koalirten, um über die verhaßten Reaktionaire zu siegen; es gab auch Gegenden, wo die deutschen Reaktionaire polnische Hülfe gegen die Demokraten suchten. Noch heute besteht das gleiche Verhältniß, daß die Deutschen über die immer wieder von Neuem entstehende Durchkreuzung der politischen Frage durch die nationale verdrießlich werden, zuweilen die politische überordnen; während die Polen über den Vorzug nationaler Gesichtspunkte vor den politischen niemals im Zweifel sind. Sie verstehen es instinktmäßig, daß es nicht gerathen ist, sich über den Baustil des zu errichtenden Gebäudes zu zanken, während der Baugrund zu entweichen droht.

Es muß jedem unbefangenen Beobachter klar sein, daß die Polen nicht blos größeres Nationalgefühl, sondern auch größeren politischen Takt beweisen, als die Deutschen, indem sie jederzeit wissen, worauf es ankommt. Die ihnen so oft vorgeworfene Uneinigkeit schweigt sofort, wie sie sich den Deutschen gegenüber sehn.

Ueberhaupt ist in der polnischen Bevölkerung seit 1848 eine moralische Erhebung sichtbar.

Schon vor dem Aufstande Kongreß-Polens im Jahre 1830 bemühten sich die Polen, diejenige Bedeutung, die ihnen auf dem politischen Boden versagt war, auf literarischem Gebiete zu erringen. Dichter und Gelehrte erstanden im Polenlande, wie man sie seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte; klassische Werke gingen von ihnen aus, welche auch im Auslande gewürdigt wurden. Namentlich erblühte die Alterthumswissenschaft und Geschichte. Der polnische Knabe, der in den offiziellen Staatsschulen jedes Unterrichtes in der polnischen Geschichte entbehren mußte, konnte sich jetzt, am vaterländischen Heerde sitzend, an den Erinnerungen erquicken, welche der gewandte Griffel hochgebildeter Landsleute heraufbeschwor.

Man lernte seine Nationalfehler kennen und dachte mit Ernst an ihre Besserung. Man pflegte die Landwirthschaft, die man bisher mit sprichwörtlichem Leichtsinn betrieben hatte; man suchte sich der angeborenen

Verschwendungslust zu entreißen.*) Die Fühlung mit dem Bauern, welche der Adel fast verloren, wurde wieder hergestellt. Der Bauer entsagte dem Trunke, der ihn bisher in seinen Fesseln gehalten und legte ein Gelübde der Enthaltsamkeit in die Hände des Geistlichen nieder, welches er zu halten entschlossen war. Um dem Vorwurfe zu begegnen, daß man keinen Mittelstand aus sich heraus erzeugen könne, legte man sich fortan mit Vorliebe auf die Erwerbszweige, welche mit Gewerbe und Handel in Verbindung stehen. Man gründete Banken und Vorschußvereine, unterstützte polnische Künstler, ermuthigte die polnische Wissenschaft, verhinderte daß polnischer Boden in deutsche Hände kam. Das Wort des Grafen Dzialyński: „Große Verräther verkaufen ihr Vaterland im Ganzen, kleine morgenweise!" machte die Runde durch das ganze Land. Von jetzt ab wurde jeder Morgen polnischen Besitzes zu einem Bollwerk nationaler Abwehr.

Der Pole von 1870 ist nicht der Pole von 1772 mehr. Die Nationalität hat eine Intensität, eine Tiefe gewonnen, wie sie ihr noch niemals eigen war.

Noch ein anderer Faktor hat sich im Laufe der Zeiten eingefunden, mit welchem man früher nicht rechnete, nämlich die Juden.

In dem echten Westpreußen wurden unter der Ordensherrschaft keine Juden geduldet. Auch unter polnischer Herrschaft wurden sie hier in den Städten nicht zugelassen; auf dem Lande und in den Vorstädten siedelten sie sich zuweilen unter dem Schutze der Starosten an. Als das Land 1772 an Preußen fiel, wurden daselbst kaum 1000 Juden gezählt.

Anders im Netzedistrikt, wo von alten Zeiten her Juden in Masse saßen. Zwar ließ der König viele Tausende derselben, welche bettelnd umherzogen und ihr Domicilrecht nicht beweisen konnten, über die Grenze nach Polen schaffen. Dennoch blieben noch über 20,000 Köpfe, die man nicht so ohne Weiteres verstoßen durfte.

Durch die spätere Gesetzgebung begünstigt, haben sich denn diese Juden vom Netzedistrikte aus über ganz Westpreußen ausgebreitet. Nach dem Frieden von 1815 begannen sie die verarmten Städte auszukaufen; die besten Grundstücke und Nahrstellen der kleinen Städte gingen in ihre Hände über. Nachgehends ließen sie sich — großentheils als Schankwirthe — auch auf dem platten Lande nieder.

---

*) Schon zu den Zeiten der Barer Konföderation erhob sich unter dem polnischen Adel ein plötzlicher Enthusiasmus für die Sparsamkeit. Doch war es damals Strohfeuer. Der lustige Fürst Lubomirski ließ öffentlich austrommeln, daß ihm von jetzt ab Niemand etwas borgen solle. Die Wirkung dieser „Proklamata" wird man sich denken können.

Auch bei den westpreußischen Juden ist eine erhebliche Aenderung des Volkscharakters eingetreten.

Als Westpreußen preußisch wurde, bedienten sich die dortigen Juden genau derselben Tracht, welche noch gegenwärtig in russisch Polen und Galizien üblich ist. Sie trugen lange schwarzseidene Kaftane, lange Seitenlocken (Peißen) und hohe Pelzmützen, die sie auch im Sommer nicht ablegten. Sie beobachteten die talmudischen Vorschriften mit derselben peinlichen Genauigkeit, wie die polnischen Juden noch heutzutage; sie führten ihre Bücher in hebräischer Sprache, hielten sich von jeder christlichen Bildung fern.

Wenige Jahre der preußischen Herrschaft genügten, sie völlig umzuwandeln. Die deutsche Tracht war das Erste, was sie von den sie umgebenden Deutschen annahmen. Alsdann gingen sie an die deutsche Bildung, die sie sich mit einer staunenswerthen Schnelligkeit zu eigen machten. Schließlich nahmen sie eine Revision ihrer Ritualgesetze vor, deren nicht wenige fallen mußten. Gegenwärtig ist der westpreußische Jude ein von dem polnischen völlig verschiedenes Wesen. Der letztere sieht ihn als eine Art von Ketzer, als einen halben Christen an, während ihn dieser wegen seiner Rohheit und Unbildung bemitleidet.

Im Jahre 1848 trat die Frage der politischen Emancipation auch an die Judenwelt. Die oben erwähnte Doppelfrage wurde den Juden eben so wenig erspart, als den Christen.

Daß sie sich politisch auf die demokratische Seite schlugen, wird ihnen wohl Niemand verdenken. Es war selbstverständlich, daß sie die Konsequenzen einer Revolution, die ihnen politische Rechte versprach, mit Freuden annahmen.

Die nationale Frage beantworteten sie auf verschiedene Weise. Bald schlugen sie sich auf die deutsche Seite, bald auf die polnische, je nachdem es ihren Interessen zusagte. Es konnte dieses Schwanken nicht auffallen, da ja die Deutschen, wie wir gesehen haben, dasselbe thaten.

In ihrem Innern waren sie der deutschen Nation geneigter, als der polnischen. Das protestantische Wesen sagte ihnen mehr zu, als das katholische. Die in Preußen herrschende strenge Gesetzlichkeit und Unparteilichkeit imponirte ihnen. Der Pole ließ sich zwar leichter behandeln als der Deutsche, er war in Geschäften bequemer und freigiebiger, aber er hatte ihnen gar zu oft seine Verachtung gezeigt, sie zu oft mit Fußtritten traktirt und gemißhandelt. Sie zogen den Deutschen vor, welcher zwar grob und knickerig, aber auch gerecht und ehrlich ist.

Seit 1861 begann — von russisch Polen ausgehend — eine andere Anschauungsweise Platz zu greifen.

Dieselbe Bewegung, welche sich in Westpreußen längst vollzogen, trat 1861 — also fast ein Jahrhundert später — unter den russisch-polnischen Juden ein. So wie sich die westpreußischen (und Posener) Juden damals germanisirt hatten, begannen die polnischen Juden jetzt ihren Polonisirungsprozeß. Sie verbündeten sich mit den Polen und nahmen thatsächlich an ihrem Aufstande Theil. Es bildete sich der Gedanke, daß man von einem wiedererstandenen Polen dasjenige erlangen werde, was man von den Russen zu erhalten verzweifelte.

Aehnliche Vorstellungen breiteten sich unter den galizischen und posenschen Juden aus. Auch nach Westpreußen sind sie schon vorgedrungen. Sie finden ihren Eingang vorzüglich bei der jüngeren Generation, während die ältere dem preußisch-deutschen Wesen geneigter ist. Ob sie durchdringen werden, hängt von Umständen ab, die vorläufig noch außer aller Berechnung liegen.

Wir haben gesehen, wie sich die westpreußische Bevölkerung historisch entwickelt hat. Betrachten wir jetzt näher ihre aktuelle Beschaffenheit.

Die slavische Bevölkerung von Westpreußen hat ihren Hauptsitz auf dem pommerellischen Höhenlande, welches nordöstlich der Brahe liegt.

Die slavischen Fürsten von Ost-Pommern hatten auch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum ihre Nationalität bewahrt, während die slavischen Fürsten von West-Pommern sich fast gleichzeitig mit ihrer Christianisirung derselben entäußerten. Der Apostel von Ost-Pommern war ein Slave gewesen, während West-Pommern durch einen Deutschen dem Heidenthume entrissen ward. In Ostpommern war von jeher der polnische Einfluß vorwiegend, während Westpommern den deutschen Einwirkungen widerstandslos anheimfiel.

Als das Deutschthum von Westen andringend ganz Westpommern durchzogen hatte, blieb es vor jenen düsteren Höhen und unfruchtbaren Haiden stehen, in deren Waldesdunkel der echte unverfälschte Slavismus seine letzte Zuflucht fand. Hier giebt es Stellen, wo noch gegenwärtig die Bewohner den Fremdling, welcher sie in deutscher Sprache anredet, wild und trotzig anschauen, ohne ihn einer Antwort zu würdigen; giebt es Stellen der Erinnerung an das Heidenthum, die noch nie ein deutscher Fußtritt entweiht hat; Stellen, deren Bewohner — außer dem Gensdarm und dem Steuererheber — niemals einen unslavischen Menschen zu Gesicht bekamen.

Das ist die sogenannte „Kassubei"*), die „falsche Kassubei", wie man sie eigentlich nennen sollte (die wahre liegt in der Provinz Pommern zwischen der westpreußischen Grenze und dem Persante-Fluß).

Die westpreußischen Kassuben oder Ost-Wilzen, wie man sie eigentlich nennen sollte, sind im Laufe der Zeiten dermaßen polonisirt, daß sie sich von den echten Polen nur wenig unterscheiden. Auch ihre Mundart weicht nach dem Zeugniß der besten Slavisten vom Hochpolnischen nicht erheblich ab. Der Stock specifisch kassubischer Wurzelwörter, wie sie Mrongovius und Cejnova verzeichnet haben, ist unbedeutend, desto größer die Anzahl der recipirten Germanismen, die allerdings ein echt polnisches Ohr beleidigen.

Der Pole pflegt zwar gegen die Deutschen, die seine Sprache radebrechen, sehr tolerant zu sein. Er betrachtet ihre kindlichen Versuche in seiner Muttersprache, als eine deren Vorzügen dargebrachte Huldigung, welche durch Spott oder Gelächter zu unterbrechen plump und unrecht wäre. Vielmehr bemüht er sich, dem Strauchelnden nach Kräften beizustehen und weiß den Irrenden mit ebensoviel Geschick als Takt auf den rechten Weg zu bringen.

Anders verhält er sich einem geborenen Polen gegenüber, der seine Muttersprache in inkorrekter Weise handhabt. Er betrachtet ihn gleichsam als einen entarteten Sohn der allgemeinen Mutter, dessen innerer Abfall sich in seiner Redeweise verleiblicht. Wenn der westpreußische Kassube in

*) Die wahre Kassubei (schon in Urkunden des 12. Jahrhundert Cassubia vera genannt), ist gegenwärtig fast gänzlich deutsch, bis auf den kleinen Landstrich zwischen der westpreußischen Grenze und dem Lebafluß, wo die sogenannten deutschen (soll heißen: evangelischen) Kassuben wohnen, die man in früheren Zeiten auch „Istker" nannte, weil sie mit der Endung istka oder istko Mißbrauch trieben (beispielsweise statt „chłop" der Bauer „chłopistko" sagten; im Polnischen heißt chłopistko ein plumper, grober Bauer). An ihrer angestammten Sprache halten sie noch gegenwärtig mit Eifer fest, und die bei ihnen angestellten evangelischen Prediger, fast lauter Deutsche, haben die Verpflichtung, ihre Vorträge in polnischer Sprache zu halten. — Diesen evangelischen Kassuben ähnlich, aber dennoch von ihnen verschieden, sind die zwischen Leba und Lupow ansässigen National-Wenden, die sich selbst „Slaven" nennen (auch ihre Hauptstadt wurde Slawa, jetzt Schlawe genannt). Sie sprechen eine Mundart, welche von derjenigen der Spreewald-Wenden nicht so erheblich abweicht. Ihre Vorfahren bildeten offenbar ein Enklave in dem mehr Lechitischen Kassubenstamm. — Die mittleren Kassuben wurden früher Kabatten genannt, weil sie in Pelzen dieses Namens gingen, die sich durch eine primitive Zubereitungsart auszeichneten. Sie nähten nämlich zwei; Schaffelle in der Art zusammen, daß sie für Kopf und Arme Oeffnungen ließen. Dieses sack- oder taschenartige Kleidungsstück mußte allerdings den Polen, welche bereits in feinen Röcken gingen, sehr auffallen. Es hat daher Mrongovius angenommen, daß die Kassuben von diesem Klei-

die Gegend von Posen oder Gnesen kommt, wo man — wenn nicht das feinste — so doch das korrekteste Polnisch spricht: setzt man seinen Ansprüchen auf angeborenes Polenthum die ernstesten Zweifel entgegen und hängt ihm schließlich den Schimpfnamen: „Niemiec“ an. Was man bei einem wirklichen „Niemiec“ als Naturfehler entschuldigt, gilt bei dem falschen „Niemiec“, dem Kassuben, als Kapitalverbrechen.

Als 1807 die Polen mit den Franzosen vereint Westpreußen wiedereinnahmen, wiesen sie an vielen Orten die patriotischen Liebesbeweise der Kassuben mit Verachtung von sich. Sie lehnten es ab, mit ihnen zu fraternisiren; sie stellten sie in Betreff der Behandlung kaum den Deutschen gleich, die sie zwar haßten aber nicht verachteten.

Sie hatten selbst den größten Schaden davon.

Als 1846 der Krakauer Aufstand sich nach Posen und Westpreußen verpflanzte, war es einem jungen Edelmann bei Pr. Stargard gelungen, einige Hundert kassubische Bauern um sich zu versammeln, mit denen er die schwarzen Husaren aus der Stadt vertreiben wollte. Wie es an die Ausführung dieses Vorhabens ging, trat ein alter kassubischer Schneider auf und ermahnte seine Landsleute mit eindringlichen Worten, umzukehren. „Er wisse sich sehr wohl zu erinnern“, sagte er, „wie sich die Polen während der Jahre 1806 und 7 in Westpreußen betragen hätten. Mit den Deutschen und Juden seien sie gut Freund gewesen, die Kassuben aber hätten sie gemißhandelt.“ Die Wirkung der Rede war, daß die Kassuben auseinandergingen, ihren jugendlichen Führer im Stich lassend, der bald darauf gefangen ward.

Gegenwärtig haben die Polen ihren damals gemachten Fehler eingesehen und suchen ihn nach Kräften zu repariren.

Die polnische Qualität der Kassuben, welche eine Thatsache ist, wird von den Polen der Neuzeit nicht mehr bestritten. Der Pole reicht dem Kassuben jetzt unbedenklich die Bruderhand, welche der Kassube jetzt nicht mehr ausschlägt, wie ehemals. Denn auch in ihm hat die Erstarkung des Nationalgefühls, welche ein Kennzeichen der Neuzeit ist, Platz gegriffen; das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der großen Mutter Polen, hat den Groll über ehemalige Zurücksetzung überwunden. Weshalb auch die in neuerer Zeit gemachten Anstrengungen der Panslavisten, eine eigene

---

bungsstück, das früher etwa einen ähnlichen Namen gehabt haben mag, da kazha oder kazka im Altslavischen L.der heißt, ihren Namen tragen. — Schließlich sei hier noch bemerkt, daß auf dem Wappen von Pommerellen ein weißer Greif im rothen Felde zu sehen ist, während das Wappen des Herzogthums Kassubien einen schwarzen Greif im gelben Felde zeigt.

kassubische Nationalität zu konstituiren, die sich an Rußland statt an Polen lehnen solle, gescheitert sind*).

Ein Unterschied zwischen dem Kassuben und dem echten Polen ist allerdings vorhanden. Doch ist derselbe lange nicht so bedeutend, wie derjenige zwischen den deutschen Stämmen, z. B. Sachsen und Schwaben ist, welche sich gegenseitig als Deutsche anerkennen.

Der Kassube hat eine trübere und dumpfere Natur, als der Pole; es fehlt ihm etwas von der Elastizität und Munterkeit, welche den Polen auszeichnet. Auch seine Sprache zeichnet sich durch dumpfe Vokale aus. So sagt er beispielsweise zbon für dzban (Krug), Gdunsk für Gdansk (Danzig), was freilich (da Vokalverdumpfung dem Patois überhaupt eigen ist) auch in anderen provinziellen Mundarten gehört wird. Ueberbleibsel des Heidenthums, welche in der Provinz Posen schon längst geschwunden, finden im westpreußischen Kassuben noch immer eine Stätte; abergläubische Gebräuche, welche man in Posen nicht mehr kennt, werden hier noch immer gehegt und gefeiert. Hier ist der klassische Boden, wo noch 1837 eine Hexenschwemmung veranstaltet ward, deren tragisches Ende (die „geschwommene" Hexe starb) die Urheber in's Zuchthaus führte. Hier ist es, wo man noch immer versucht, seine Feinde „todt zu singen." Hier ist es, wo man noch häufig die Gräber öffnet und den Todten, welche „Vampyre" oder „Gierache" sind, die Hälse abstößt.

Der westpreußische Kassube ist kleiner und schlechter genährt, als der Pole; aber stark und ausdauernd, wie die kleinen einheimischen Pferde, mit denen er nach der Stadt fährt, seine kärglichen Produkte abzusetzen. Der Haidebewohner (Burak) spannt vor den Haken oder Pflug, mit welchem er seine leichten Felder ackert, ein Pferd, eine Kuh und schließlich sich selber vor. Hat er die Sande gefurcht und besäet, so eggt er sie, indem er über die rauhen Stellen der Reihe nach mit einem abgebrochenen Fichtenstrauch fährt. Das Uebrige überläßt er vertrauensvoll dem lieben Gotte. „Pan Bóg daj rosnąć!"**) murmelt er, sich und den Acker fromm bekreuzend, und geht nach Hause.

Auf einzelnen Stellen der Tuchler Haide ist die Kargheit des Bodens so groß, daß die Bewohner sich einen Theil des Jahres hindurch von Buchweizengrütze, Buchweizenklößen und Kartoffeln nähren. Brot ist ein Leckerbissen, welchen sie nur selten zu Gesicht bekommen. Fehlen die

---

*) Dr. Florian Cejnova, der Hauptagitator für die Loslösung der Kassuben vom Polenthum, war mit auf dem letzten Slavenkongresse in Moskau. Der Anklang, den er sich dort erworben, fand in den Herzen seiner westpreußischen Landsleute keinen Wiederhall.

**) „Gott gebe das Gedeihen!"

Kartoffeln und ist das Buchweizenmehl sammt der Buchweizengrütze ausgegangen — so leben sie von Kohl, zu dem sie außer verschiedenen nicht sehr verdaulichen Garten- und Feldkräutern noch wilden Buchweizen (Polygonum arvense) nehmen. In der Nähe der großen See'n befinden sich Dörfer, deren Bewohner fast ganz von Fischen leben. Oft verbreiten sie schon von ferne einen Fischgeruch, der an das Land der Eskimo erinnert.

Die Erlaubniß, in fremden See'n zu fischen, ist entweder von Alters her ertheilt, oder auch neuerdings für einen geringen Zins zu erlangen. Das Jagdrecht dagegen ist dem Besitzer des Grundes und Bodens reservirt, auf welchem sich das Wild findet, wird eifersüchtig von demselben bewacht und selbst gegen gute Bezahlung selten abgetreten. Wer also eines Jagdgebietes entbehrt, wird namentlich, wenn er sich vom Wilde ernähren will, wildern müssen.

Das Geschlecht der Wildschützen ist daher in keinem anderen Theile der Monarchie so stark wie hier vertreten. Die Wildschützen (Kurpiki ehemals genannt, von Kurpie, einer Art von Bastschuhen, deren sie sich bedienten), bilden eine eigene Klasse von Bewohnern, welche mit dem Gesetze und dessen Wächtern, den Forstbeamten, im ewigen Kriege liegen.

Alle — auch anderwärts üblichen — Wilddiebskünste finden sich hier in der größten Vollkommenheit.

Kommt ein neuer Förster, so wird er erst ausprobirt. Sieht man, daß er gelinde Saiten aufzieht, daß er Miene macht, fünf gerade sein zu lassen, so geht man ihm möglichst aus dem Wege und wildert in Gegenden, wo er nicht hinkommt. Zeigt er sich streng und unerbittlich, so tritt man ihm frech entgegen und sucht ihn bei Gelegenheit — hinter einem Baume stehend — „wegzuputzen." Will das nicht gelingen, so schleicht man sich Abends an seine Wohnung, wartet bis der Förster zu Hause, Licht angezündet und die Fensterladen geschlossen sind, und erschießt ihn dann durch die herzförmige Oeffnung in den Laden, sobald er sich daran zeigt. Tritt dann ein neuer Förster ein, so beginnt diese Taktik von Neuem; und so in's Unendliche.

Der Wildschütz ist weit erhaben über den armen Fischer, der auf erlaubte Weise sein Leben fristet. Er ist ein bewaffneter Mann, nicht selten ein Adliger. Das Nationalbewußtsein, das auch in dem armen Fischer wohnt, erscheint in dem Wildschützen potenzirt; er kommt sich wie ein Indianer auf dem Kriegspfade vor; er ist ein Parteigänger, welcher den von seinen Landsleuten aufgegebenen Krieg gegen die Deutschen auf eigene Rechnung fortsetzt; ein Unversöhnlicher, welcher seine Kinder für einen größeren Krieg vorbereitet, den die Zukunft bringen wird.

Und diese Kurpiken waren es, welche man 1806 zu Freikorps im preußischen Interesse vereinigen wollte, um sich gegen ihre Landsleute, die mit den Franzosen verbündeten Polen, zu schlagen! — Natürlich gelang das nicht; vielmehr liefen sie zu den Polen über, welche unter Dombrowski die Weichsel hinunterzogen.

Als 1813 der Aufruf des Königs an sein Volk erging, auf welchen die Deutschen auch in Westpreußen mit thatkräftiger Begeisterung antworteten, versteckten sich Viele der polnischen Bewohner in der Haide, um nicht ausgehoben zu werden, und es bedurfte eines geordneten militairischen Kesseltreibens, um sie aus diesen Verstecken herauszuholen.

Außer dem Wildern ist bei den Kassuben der Tuchler Haide auch ein Gewerbe im Gange, das freilich auch die dort wohnhaften Deutschen nicht vernachlässigen, nämlich die Holzdefraudation. In Folge der Holzdefraudationen ist unter dem Kleinadel der Tuchler Haide zu preußischen Zeiten stark aufgeräumt worden. Denn da bekanntlich in Preußen jede dritte Holzdefraudation als crimen gilt, und zwar als schimpfliches, so wurde denjenigen Adeligen, welche man wegen dritter Holzdefraudation zu strafen genöthigt war, der Adel aberkannt. Auf diese Weise haben Hunderte von den Klein-Edelleuten in der Tuchler Haide ihren Adel ganz eingebüßt.

Trotzdem giebt es deren noch immer genug.

Man hat schon oft danach geforscht, woher dieser zahlreiche Kleinadel (drobna szlachta) in der Tuchler Haide stamme. Man hat allerhand Mährchen Glauben geschenkt, welche darüber im Schwange gehen. Man hat neue Mährchen erdacht, um den alten Glauben zu schaffen*).

Die Anhäufung des Adels an dieser Stelle ist die Folge einer ganz naturgemäßen Entwickelung.

Der pommerellische Adel hat gleich dem polnischen niemals ein Seniorat gekannt. Der Vater vererbte sein Gut nicht an einen Sohn, welcher die anderen abfand, sondern an alle Söhne, welche auf dem Gute zusammenblieben, so lange es anging. In kultivirteren Gegenden sah man sehr bald die Unmöglichkeitein, dieses System fortzuführen. Waren die Güter bis auf ein gewisses Minimum herabgebracht, so übernahm sie einer der Söhne für sich allein, und fand die Miterben mit angemessenen Summen ab. Wo aber so primitive Zustände herrschten, wie in der Tuchler Haide, entwickelte sich eine Geldwirthschaft erst in später Zeit. Hier lag die Ab-

---

*) Eine landläufige Fabel läßt sie aus einem Regimente herstammen, welches Johann Sobieski wegen in der Schlacht bei Wien bewiesener Tapferkeit in den Adelstand erhob. Andere sprechen von königlichen Leibsoldaten (Hajduken), welche dort auf königlichem Grunde angesetzt seien.

findung jüngerer Söhne durch Geldsummen, wie klein diese auch sein mochten, außerhalb der Möglichkeit; es blieb nur Naturaltheilung übrig, da es an Gelde mangelte.

Auch die Werthlosigkeit des Objektes begünstigte die Naturaltheilung. Es ist ein großer Unterschied, ob man 1000 Morgen Gerstenland erster Klasse besitzt oder 100. Ob man aber 1000 Morgen fliegenden Sandes besitzt, oder 100, oder 10, oder 3 Morgen, bleibt sich fast gleich. Nun aber verlor der polnische Edelmann gesetzmäßig zwar nicht sein Waffenrecht — dies mußte ihm immer verbleiben — aber seine politischen Rechte, sobald er nicht possessionatus war. Konnte also ein Vater seinen Söhnen ihre politischen Rechte dadurch erhalten, daß er ihnen zu 10—15 Morgen solchen Ackers vertheilte, der — bei dem westpreußischen Höhenwinde — fast immer „unterwegs" war; warum hätte er es nicht thun sollen?

Endlich hatten sich in diesen armen Gegenden vorzugsweise viele kleine Freie (Pane) erhalten, während in Gegenden von größerer Kulturentwickelung die ärmeren Freien zu Kmethonen (Bauern), ja selbst zu Leibeigenen herabsanken. Wer wenig braucht und sich deshalb leichter ernähren kann, mag seine Freiheit länger behaupten, als der Ueppige. Aus diesen Gemeinfreien aber ist erweislich der polnische Adel entstanden. Auch in anderen Gegenden des ehemaligen polnischen Reiches, wo ähnliche Verhältnisse obwalteten, wie im Dobrzynska-Lande, in Masovien, im Gebiete Belcz und anderswo, finden sich von Alters her ganze Dörfer, welche mit Edelleuten besetzt sind.

Die „Nobiles pauperes e districtu Czluchoviensi" werden bereits in einem Statut von 1505 erwähnt. Auch nicht ein Einziger dieser Adligen stammt aus den Kriegen des Johann Sobieski her. Wahrscheinlich liegt hier eine Verwechselung mit dem Türkenkriege zur Zeit des Kaisers Rudolf II. vor. Demselben wohnte unter Anführung des Gerhard v. Dönhof eine Hilfsschaar von polnischen Edelleuten aus der pommerellischen Haidegegend bei, von denen sich Einige so auszeichneten, daß der König ihnen gestattete, den Halbmond in ihr Wappen aufzunehmen; welches also — wohl verstanden — schon vorhanden war.

Daß Kolonisationen von königlichen Hajduken (Leibsoldaten) in der Haide stattgefunden, ist nicht ganz abzuweisen. In der That müssen solche Kolonisationen in der Gegend von Schliewitz geschehen sein, wo man noch gegenwärtig inmitten des Kassubischen eine reine hochpolnische Mundart hört. Jedoch haben die Kolonisationen niemals einen solchen Umfang genommen, daß sie den Charakter der ganzen Bewohner infiziren konnten. Im Uebrigen ist es auch zweifelhaft, ob die angesetzten Kolonisten adlig waren.

Die Bewohner des nördlichen Netzedistrikts betreffend, die von den Groß-Polen auch gewöhnlich Kassuben genannt werden — so gehören diese großentheils dem Stamme der Paluken*) an, der sich von anderen groß-polnischen Stämmen nicht sehr unterscheidet. Daß sie einige Solocismen mit den Kassuben gemein haben, kann nicht geleugnet werden. So hört man hier die Kartoffeln „bulwi" und „perki" nennen, während man sie im hochpolnischen „kartofle" nennt. Doch Ungeheuerlichkeiten, wie „verpachtować" statt „wydzierzawić" oder „puścic w arędę", wie man es in der kassubischen Schweiz zu hören bekommt, sind hier nicht gebräuchlich.

Die auf dem Höhenlande südlich der Ossa wohnenden Polen stammen großentheils aus dem Dobrzyńska-Lande und der echten (polnischen) Michelau.**) An einzelnen Stellen schlossen sich der polnischen Emigration auch Kujawen an. An der Südgrenze, wo sie fast noch im Zusammenhang mit ihrer Heimath stehen, kann man sie leicht an ihren breiten Hüten von den Dobrinern und Michelauern, welche Spitzhüte vorziehen, unterscheiden. Weiter nördlich haben sich diese Unterschiede mehr verwischt. Der polnische Bauer um Culm und Graudenz herum hat seine Nationaltracht abgelegt und sich den nichtssagenden modernen Formen anbequemt.

Sowohl die Dobriner, als auch die Michelauer Polen, gehören zu den besten Stämmen ihrer Nation. Sie zeichnen sich, wie auch die Kujawen, durch größeren Fleiß in ihren Arbeiten, sowie durch größere Sauberkeit aus. Der Dialekt, welchen sie sprechen, steht dem Hochpolnischen näher, als das Kassubische und Masurische; er enthält nur wenige Idiotismen.

Im Osten der Landschaft befinden sich bereits Masurische Elemente, wie sie in dem südlichen Ostpreußen vorherrschen. Die dort wohnenden Polen sprechen einen eigenthümlichen Dialekt, welchem die geschliffenen

---

*) Ueber die Grenzen des Paluken-Landes vergleiche meine Schrift über den Kreis Flatow S. 24. Den Namen Pałuki möchten wir von Pa (= po) und łuki Wiesen, herleiten. Es würde also Wiesenland heißen, im Gegensatz zu dem benachbarten Waldlande, Kujawien (mit dem nord. skóg, Wald und den poln. choja, Fichte, zusammenhängend). Wer Paluken kennt, weiß, daß es wirklich ein Wiesenland ist. Kujawien betreffend, so muß man es nicht nach dem kleinen Striche um den Goplo-See beurtheilen, der waldlose Niederung ist. Das Gros des sich weit in das russische Polen hineinerstreckenden Kujawiens ist noch heute Waldland.

**) Ist ein kleines Ländchen im Süden von Straßburg an der Drewenz das der Orden erst im Pfandbesitz hatte und dann durch Verjährung gewann. In preußischen Zeiten wurden die Kreise Straßburg und Löbau unter dem Namen „Michelauer Kreis" zusammengefaßt.

Laute fremd sind. Sie sprechen „carny“ (zarny) statt „czarny“ (tscharny = schwarz), cele̜ (zelleng) statt ciele̜ (tscheleng = Kalb); und Aehnliches, welches auf die gebildeten Polen keinen guten Eindruck macht.

Die Geschichte dieser Masurischen Bevölkerung auf Preußischem Gebiete, welche größtentheils dem evangelischen Bekenntnisse angehört, ist ziemlich unbekannt. Sie scheinen sich in Ostpreußen schon zur Zeit des Ordens niedergelassen zu haben, da Sudauen und Galinden durch die Eroberungs- und Bekehrungskriege desselben in eine menschenleere Wüste verwandelt war. Als die Herzoge von Preußen die evangelische Religion annahmen, wurden die Masuren ebenfalls evangelisirt. Ein bedeutender Nachschub masurischer Protestanten, welche, durch die intolerante Gesetzgebung des Herzogthums Masovien gezwungen, das Land verließen und in Ostpreußen eine Zuflucht fanden, ließ ihre Zahl so anschwellen, daß sie fast das ganze südliche Ostpreußen überschwemmten, welches noch heutzutage Masuren heißt.

Ehemals gab es evangelische Polen auch außerhalb der masurischen Distrikte in ganz Westpreußen. In Stuhm und an vielen anderen Orten hatten ehemals die evangelischen Prediger die Verpflichtung, periodisch in polnischem Idiom zu predigen. In Danzig besteht noch heutzutage die evangelisch-polnische Kirche zu St. Anna, bei welcher der bekannte polnische Lexikograph Cölestin Mrongovius bis an sein Lebensende als Pfarrer stand. Die ehemals zahlreiche Gemeinde war bereits zu seinen Lebzeiten bis auf ein Minimum herabgesunken, so daß er gewöhnlich vor leeren Bänken predigte.

Wo mögen nun alle diese evangelischen Polen geblieben sein? — Die Antwort auf diese Frage ist schon oben angedeutet. Sie haben sich theils germanisirt, theils nahmen sie den katholischen Glauben an.

Auch unter den evangelischen Polen findet gegenwärtig eine Bewegung statt, welche dem Slavismus günstig ist. Häufige Bekehrungen zum Katholizismus, Sympathieen mit den russischen Polen, die früher nur spärlich vorhanden waren; antipreußische Gefühle, die sich mit der politischen Demokratie verschlingen, zeigen zur Genüge, daß hier die nationalen Interessen über die religiösen triumphiren wollen. Ob ihnen dieses gelingen werde, hängt noch von Umständen ab.

Die polnische Sprachinsel im Stuhmer Kreise ist, wie bereits erwähnt, durch Kolonisation mit kassubischen Elementen durchsetzt. Doch haben diese keine selbständige Existenz gewonnen. Im Ganzen kann man annehmen, daß die hier seßhaften Polen von denjenigen des Culmer Landes nicht sehr verschieden sind.

Die deutsche Bevölkerung in ganz Westpreußen ist niedersächsischen Stammes. Nur in einem kleinen Distrikte an der Grenze von Ostpreußen — in dem sogenannten Oberlande — haben sich oberdeutsche Elemente concentrirt. Hier spricht der Bauer hochdeutsch, und zwar einen breiten bayerischen Dialekt, während sonst auf dem platten Lande die niederdeutsche (plattdeutsche Mundart) vorherrscht.

Die deutschen Einzöglinge kamen bekanntlich aus allen Theilen Deutschlands herbei. Doch waren die Oberdeutschen in solcher Minorität, daß sie von den Niederdeutschen aufgeschluckt wurden. Nur in dem Orden selbst war das oberdeutsche Element zuletzt stärker vertreten, so daß sich die niedersächsischen Ritter über Zurücksetzung beschwerten. Die Eifersucht der beiden großen Stammgruppen gehört mit zu den Ursachen, welche dem großen Abfall von 1454 zu Grunde liegen.

Auch die Niederdeutschen kamen aus verschiedenen Gegenden und brachten verschiedene Trachten, Sitten, Dialekte mit.

Es ist in Westpreußen (wie auch in Pommern und im Netzedistrikte) eine gewöhnliche Erscheinung, daß man in zwei aneinander grenzenden Dörfern mitten im Lande zwei ganz verschiedene Dialekte hört. In dem einen Dorfe wird das Buch „Book“, in dem andern „Bauk“ genannt; in dem einen Dorfe wird die Neune „Nägen“ ausgesprochen, welche Benennung, in dem Nachbardorfe vorgebracht, stets schallendes Gelächter erregt, da man hier die Neune „Neigen“ nennt.

Im Ganzen aber kann man festhalten, daß die Deutschen auf der Höhe südwestlich der Brahe dem westphälischen, die auf dem Höhenlande im Norden der Ossa wohnhaften dagegen, so wie die Niederunger, dem niedersächsischen Stamme par excellence angehören.

Die niedersächsische Race zeichnet sich in ihrer Heimath durch Fleiß und Zähigkeit aus; sie ist auch in ihrem neuen Domizil nicht ausgeartet. Am besten wird der Stammcharakter durch die Niederunger repräsentirt, welche mit dem Lande, welches sie bewohnen, mehr verwachsen sind, als die Höhischen. Sie sind länger im Lande, sind ungemischter, und endlich macht ihnen der beständige Kampf, den sie um ihr Land mit den Elementen führen, dasselbe um so theurer; so wie eine Mutter dasjenige Kind am meisten liebt, das ihr die größten Sorgen verursacht. Wenn man dem Niederunger die Unbilde seines Daseins in's Gedächtniß ruft, antwortet er mit Stolz, „daß er lieber in der Niederung ersaufen, als auf der Höhe verhungern wolle.“

Die Niederunger enthalten eine starke Beimischung flämischer und friesischer Elemente, welche namentlich in den Mennoniten vertreten sind. Das sind die Nachkommen jener holländischen Wiedertäufer, welche

um die Zeiten Alba's herum aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden und in Westpreußen, namentlich auf den Territorien des großen, des kleinen und des Danziger Werders eine Zuflucht fanden. Durch Nüchternheit und Mäßigkeit übertrafen sie noch ihre niedersächsischen Stammgenossen, unter denen sie sich ansiedelten.

Die Friesen und Fläminger befehdeten sich zwar untereinander, da sie in Religionssachen und Tracht von einander abwichen. Die strengeren Friesen, welche noch altmodische Röcke mit Haken und Oesen trugen, hielten sich von den neumodischen Flämingern fern, die ihre Röcke mit Knöpfen besetzten. Denn, wie es in dem bittern Spottvers heißt:

„Die mit Haken und Oesen
Wird Gott erlösen;
Die mit Knöpf' und Tasken
Wird der Teufel erhasken."

Darin aber waren beide Fraktionen einig, daß sie Tracht und Sprache rein deutsch erhielten. Ebenso prallten alle Bekehrungsversuche, sowohl der Katholiken, als der Evangelischen, an ihrer unerschütterlichen Ueberzeugung ab.

Die Mundart der vorzugsweise niedersächsischen Abtheilung zeichnet sich durch einen gewissen Hang zur Verbreiterung, Verdumpfung und Verunreinigung der Vokale aus. Eigenthümlich ist ihr das unreine a (oa, z. B. Koahn statt Kahn), welches etwa dem schwedischen a entspricht, und das unreine e, welches fast wie lang a gesprochen wird (so wird statt Sperling „Spaarling" gesagt). Das kurze i wird regelmäßig zu e verflacht (statt „ich" z. B., welches im gewöhnlichen Plattdeutsch „ick" heißt, hört man „eck" aussprechen); ebenso das kurze u in o (statt „unn" z. B. wie man das hochdeutsche „und" sprechen sollte, wird „onn" gesagt).

Die Mundart der westphälischen Abtheilung neigt sich im Allgemeinen zu helleren und reineren Lauten hin. Eigenthümlich ist ihr die Aussprache des langen u, welches, ähnlich dem englischen u und ew, wie ju lautet (z. B. dju statt du); sowie des langen o, welches ähnlich dem alt-angelsächsischen eo gesprochen wird (z. B. Meod' statt Mod').

Die deutschen Sprachinseln in Kassuben und dem Kulmer Lande bedienen sich noch immer des schwäbischen Dialektes, den die Vorfahren ihrer Bewohner in's Land gebracht. Sie können sich ihren niedersächsischen Landsleuten kaum verständlich machen, sowie sie ihrerseits die plattdeutsche Sprache derselben schwer auffassen. Der Deutsche ist einmal harthörig — zumal, wenn es seinen Landsleuten gilt. Es ist vorgekommen, daß deutsche Leute ein schlechtes Polnisch als das einzige Mittel ansahen, sich mit diesen Schwaben zu verständigen.

Die plattdeutsche Mundart war ehemals als Umgangssprache (als offizielle selten) auch in den Städten vorherrschend. Gegenwärtig verschwindet sie hier immer mehr, um dem Hochdeutschen (Schriftdeutschen) Platz zu machen. Als Umgangssprache der gemeinen Leute findet man sie nur noch in Danzig, Elbing, Marienburg, in den kleinen Städten von Süd-Pommerellen und in den Städten des Netzedistrikts (selbst noch in Bromberg) vor.

Der Deutsche von Bildung — gleichviel ob eingeboren oder eingewandert — bedient sich überall der Büchersprache und hält sich von Dialekten so viel als möglich frei.

Wo kompakte Massen von Deutschen zusammensitzen, wo also eine Volkssprache wirklich vorhanden ist, wird die gebildete Umgangssprache von dieser Volkssprache allerdings beeinflußt. Hier kann man von einer hochdeutschen Mundart sprechen, die der sie umgebenden und unter ihr durchgehenden Volkssprache parallel läuft. Der gute Beobachter wird einen gebildeten Niederunger unschwer herausfinden, weil er das lange e (= a) ganz wie sein plattdeutsch redender Nachbar spricht. Der gebildete Netzedistriktbewohner wird an den Slavismen, die er mit seinem plattdeutsch redenden Nachbar gemein hat, so wie an dem polnischartigen Accente kenntlich sein. Selbst der Charakter einzelner Städte und Dörfer prägt sich in der Mundart von gebildeten Leuten aus, welche in denselben geboren sind.

Wo aber die Deutschen nur sporadisch vorkommen, wo sie aus aller Herren Ländern eingewandert und durch einander gerüttelt sind, hat sich ein fast dialektfreies Schriftdeutsch als Umgangssprache eingebürgert, wie es reiner in keinem der echt deutschen Länder zu finden ist. In Thorn und den kleineren Städten des Kulmer Landes z. B. hört man aus dem Munde der Gebildeten ein so korrektes Deutsch, wie man es nur irgend verlangen kann. Auch auf den Höhen von Nord-Pommerellen ist die gebildete Umgangssprache ohne erhebliche Provinzialismen.

Die westpreußischen Juden sprechen, wie alle Juden des ehemaligen polnischen Reiches, die sich sammt denen von Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen „Aschkenasim", d. h. „Deutsche" nennen, einen schwäbischen, mit Hebraismen durchsetzten Dialekt, wie man ihn ganz ähnlich in den unvermischt deutschen Ländern hat. Vor den russisch-polnischen Juden zeichnen sie sich durch die weichere Aussprache des ch (so sagen sie „iche", während die russisch-polnischen Juden „i-ach" sagen), sowie durch reinere Aussprache der Vokale (sie sagen z. B. „Pohlisch", während die russisch-polnischen Juden „Pöhlisch" sagen) aus. Der letztere Umstand trennt sie auch von ihren rein deutschen Stammgenossen, welche in vielen Landschaften das a wie o und das ei wie öi aussprechen. Die Gebildeten unter

ihnen sprechen ein völlig reines Deutsch (Schriftdeutsch), das von dem Normaldeutsch nur durch eine überscharfe Accentuirung abweicht. In einigen Gegenden, wo sie sich vorzüglich heimisch fühlen, wie in Elbing und Danzig, haben sie selbst diese Accentuirung abgelegt, so daß man sie an der Sprache von den Nationaldeutschen fast gar nicht unterscheiden kann.

Einen winzigen aber merkwürdigen Theil der Gesammtbevölkerung von Westpreußen bilden die Zigeuner, welche im Netzedistrikte seit 1772 seßhaft sind. Sie haben die christliche Religion in derjenigen Form angenommen, die in ihren Wohnsitzen zufällig die herrschende ist, sich sofort mit Deutschen (nicht aber mit Polen) gemischt und werden, da sie unter deutschen Namen in die Gemeindelisten eingetragen sind, binnen Kurzem bis zur Unkenntlichkeit germanisirt sein. Abgesehen von den körperlichen Eigenthümlichkeiten, die noch immer nicht verwischt sind, zeichnen sie sich vor den echten Deutschen durch einen gewissen Hang zu vagabondirenden Erwerbszweigen aus. Es giebt im Netzedistrikte westpreußischen und posenschen Antheils mehre Dörfer, die von Wandermusikanten, athletischen Künstlern und Kesselflickern ganz erfüllt sind.

Werfen wir jetzt unser Auge auf dasjenige, was die Nationen durch ihren wechselseitigen Verkehr während mehrerer Jahrhunderte von einander angenommen haben, so fällt uns ein reichlicher Austausch von Formen bei spärlicher Annäherung des Wesens auf. Die Formen sind oft nur der Niederschlag verunglückter Annäherungsversuche, die man in denselben ad acta legte. Sie werden, der Scheidemünze gleich, als Verkehrsmittel gebraucht und dann verachtet. Nicht selten müssen sie der gegenseitigen Neckerei und Verhöhnung dienen.

Die deutsche Nation hat vermöge ihrer angestammten Universalität und Weichheit gar Manches von den andern angenommen.

Der westpreußische Deutsche unterscheidet sich von dem ostpreußischen im Allgemeinen durch größere Gewandtheit und Lebhaftigkeit, welche häufig mit leichterem Sinn verbunden ist. Da beide auf demselben Stamme erwachsen sind, so wird das westpreußische Spezifikum offenbar die Folge einer häufigeren Berührung mit Polen sein. Ferner zeichnet sich der westpreußische Deutsche vor seinem ostpreußischen Landsmann durch größere Streit- und Prozeßsucht aus. Wo die Bevölkerungen sich so vielfach mischen, wie in Westpreußen: sieht sich der Einzelne auch in Friedenszeiten als einen Posten an, der zur Beobachtung des Feindes Wache steht. Jede Miene, jede Handbewegung des Andern wird scharf bekrittelt; jedes Wort wird auf die Goldwage gelegt. Die gerichtliche Statistik weist in den westpreußischen Bezirken, wie in den posen'schen, eine Unzahl von Injurien- und Bagatell-Prozessen nach. Nirgends werden die Behörden mit

einer solchen Sündfluth von Denunciationen überschwemmt wie in Westpreußen und seiner Nachbarprovinz; nirgends machen die Rechtsanwälte so glänzende Geschäfte.

Eine Ausnahme von dieser westpreußischen Spezialität machen die Niederunger. In kompakten Massen wohnend, von vorzugsweise zähem Kaliber, wie sie sind, halten sie sich von der westpreußischen Streitlust ebenso fern, wie von der westpreußischen Lebhaftigkeit. Man kann sie die deutschesten der Deutschen in der ganzen Provinz benennen, weil bei ihnen slavische Einflüsse am wenigsten zu bemerken sind. In der höchsten Potenz aber zeigt sich diese Zurückhaltung bei den Mennoniten, deren angeborenes Phlegma sich um so breiter macht, als es durch religiöse Grundsätze geweiht erscheint.

Polnische Einwirkungen spürt man besonders bei den deutschen Bewohnern der süd-pommerellischen Landschaften und des Netzedistriktes, welche ehemals an das alte Polen grenzten. Hier findet man bei den Deutschen noch gegenwärtig gewisse polnische Umgangsformen, als die gegenseitige Begrüßung von Bekannten durch Doppelkuß auf die Wange, die gesteigerte, sich namentlich in vielen Handküssen äußernde Galanterie der jungen und alten Herren gegenüber den Damen, und Aehnliches, das man den polnischen Nachbarn abgesehen.

Zwischen Tuchel und Conitz wohnt eine Fraktion von katholisirten Deutschen, welche sowohl von ihren Sprachgenossen, als auch von den Polen mit dem räthselhaften Spitznamen der „Koschnewier"*) belegt werden. Es sind dies Landleute niedersächsischen Stammes, die sich von ihren evangelischen Nachbarn und Stammgenossen nicht besonders unterscheiden. Seit dem 14. Jahrhundert in der Tuchler Komthurei angesessen, traten sie zur Zeit der Reformation fast alle zum evangelischen Glauben über. Nach ihrer im 17. Jahrhundert durch die Conitzer Jesuiten bewerkstelligten Rekatholisirung nahmen sie zwar polnische Tracht und Haltung an (sie trugen polnische Röcke mit Haken und Oesen, Schärpen und Leibbinden,

*) Von den mannigfachen Erklärungen dieses Wortes, welche bekannt geworden, wollen wir hier nur folgende anführen, da sie die einzige ist, welche auf historischer Grundlage beruht:

Als König Kasimir, Jagello's Sohn, Conitz im Jahre 1466 belagerte, zwang er die deutschen Bauern in der Umgegend von Conitz, Fuhrleute und Schanzgräber zu stellen. Es ist sehr möglich, daß die kassubischen Edelleute der Tuchler Haide ihnen dieses vorrückten, wenn sie sich ihrer Freiheit und ihres Waffenrechtes berühmten. Ein Schanzkorbträger aber heißt auf Polnisch koszonosz (Plur. koszonoszy), welches vielleicht in „Koschnewier" verdorben ist. Die Vermittelung dieser Corruption mag durch die Diminutivform koszonoszek (Plur. koszonoszcy oder koszonieszcy) geschehen sein.

schnitten Haare und Bart bis auf den Schnurrbart ab), hielten sich jedoch von polnischer Sprache und Sitte fern. Nach der preußischen Okkupation (1772) verschwand die polnische Tracht allmälig bis auf die letzte Spur; es schien eine Reaktion nach der deutschen Seite hin stattzufinden, welche auch in feindlichem Verhalten gegen alle polnischen Schilderhebungen einen Ausdruck fand. Neuerdings hat wieder eine Annäherung an das Polenthum stattgefunden, die sich in vielfachen Heirathen mit National-Polen, sowie in häufigen Koalitionen mit der polnischen Partei bei den politischen Wahlen zeigt.

Bei den übrigen (meistens evangelischen) Deutschen, welche in Süd-Pommerellen und im Netzedistrikt wohnen, hat eine Annahme polnischer Tracht und Haltung niemals stattgefunden. Desto zahlreichere Spuren polnischen Einflusses treten in der Sprache hervor.

Zwar die Gebildeten suchen ihre Umgangssprache von polnischen Wurzelwörtern rein zu halten; bei ihnen pflegt sich der polnische Einfluß mehr in Accent und Betonung zu zeigen. Wer einen gebildeten Deutschen aus diesen Gegenden seine Muttersprache handhaben hört, glaubt nicht selten einen Polen zu vernehmen, welcher gut Deutsch gelernt. Er bemerkt im Verkürzen der Vokale, ein Zerhacken der Silben, einen Hang zur Accentuirung der penultima, einen Betonungsmangel, der uns durch die Berührung mit polnischen Elementen zu erklären ist. Wandert man von Thorn die Weichsel hinunter, so hört man bis an die Gabelung bei Montau und weiter die hochdeutsch Redenden das ei gesperrt aussprechen, z. B. me-in, de-in statt mein, dein, wodurch man an die polnische Feindschaft mit den Diphthongen erinnert wird. In gewissen Gegenden, namentlich in den ehemaligen Komthureien Tuchel und Schlochau, zeigt sich bei Gebildeten wie bei Ungebildeten eine Neigung, die Gaumlaute zu erweichen, welche sich bis zur Schleifung potenziirt. Nicht blos, daß man dort g vor e und i (auch vor ue und ui) zu einem j erweicht, wie in Norddeutschland wohl allgemein geschieht: man spricht es dort stellenweise = dj aus. Abweichend von jeder andern deutschen Mundart (außer der friesischen), wird das k vor e und i erweicht, das ch aber vor und hinter diesen beiden Buchstaben derartig geschliffen, daß es = sch lautet. Die Positionslänge, welche dem Genius der deutschen Sprache so zuwider ist, wird bei gewissen Vokalen und Diphthongen, wie u und ü, welches man übrigens ie spricht, deutlich wahrgenommen (z. B. Bu-tter, Schlie-ßel).

Bei dem gemeinen Manne war die polnische Einwirkung realistischer. Während er Accent und Betonung rein erhielt, vermischte er seine Umgangssprache mit zahlreichen Polonismen, welche noch immer gäng und gäbe sind. Für die Aussprache derselben machte er sich sogar einen neuen Laut zurecht: ein weiches sch, welches dem polnischen ż und dem französi-

schen j entspricht. Um diese Mundart zu figuriren, haben die Gelehrten, die sich mit solchen Idiomen beschäftigen, ganz neue Zeichen erfinden müssen. Zur Bezeichnung des weichen sch hat Weinhold den Buchstaben sch', zur Bezeichnung des überweichen k Schweminski den Buchstaben k' eingeführt. Zur Bezeichnung des überweichen g möchte Schreiber dieses — obgleich ein bloßer Dilettant in diesen Sachen — ein g' empfehlen.

Als Beispiele dieser Mundart mögen folgende Wörter gelten, welche — wenn auch nicht ganz in derselben Form und Aussprache — durch ganz Westpreußen üblich sind:

Fensel, Finsel (Fischreusen) von węzel (Bündel).

G'nietsch (zornig, boshaft) hängt mit dem polnischen gniew (Grimm) zusammen.

Kawke (Dohle) von kawka (dasselbe).

Kusel (kleine Fichte, Krüppelfichte) von kusy abgestumpft. Für denselben Gegenstand sind auch die Ausdrücke Kujen und Glambuwken üblich, von denen der erste mit choina (Fichte), der zweite mit głąb (Gestrünke) zusammenhängt.

Kusser (kleiner Mensch) von demselben Stamm.

Rusch'emusch'e (Verwirrung, Lärm) hängt mit rozmącać (durch einander rühren) zusammen.

Schmand, Schmant (Sahne) von smietana (dasselbe).

Temnitz (Gefängniß) von ciemnica (dunkler Ort). Dasselbe bedeutet Komurke von komórka (Kämmerchen).

Utscheck (Reißaus) von uciekać (weglaufen).

Wrucken, Frucken (Kohlrüben) von brukiew (dasselbe). Diesen Ausdruck, als er in amtlichen Berichten vorkam, rügte die hohe Staatsbehörde unter dem 11. Januar 1775. Vgl. Lippe l. l. 129.

Wunzen, Funzen (Schnurrbart) von wąs (dasselbe). Ein Mann mit vorzüglich lang gezipfeltem Schnurrbart heißt in Süd-Pommerellen und dem Netzedistrikt „Funzenknaller".

Polnische Wendungen und Endungen pflegt der gemeine Mann vorzüglich zu gebrauchen, wenn er anfängt, hochdeutsch zu reden. Das Hochdeutsche, welches er nicht gern spricht, steht ihm als eine fremde Sprache gegenüber; es kommt ihm als eine Art von Polnisch vor. Die Beschränkung des Relativs auf die Neutralform „was" (z. B. der Vater, was gestorben ist = ojciec co umarł); die Gewohnheit „laß" für „mag" zu sagen (z. B. laß er doch kommen, poln. niech pójdzie); die Diminutivformen usch, usche, usch'e, uschchen (poln. uś und usia) und andere Polonismen hört man vorzugsweise bei Ungebildeten, welche den Versuch machen, hochdeutsch zu sprechen. Mit der letztgenannten, ein echt deutsches Ohr

beleidigenden Endung wird vorzüglich von zärtlichen Müttern und Ammen Mißbrauch getrieben; sie ist das Hauptkennzeichen der Kindersprache.

Ein bekanntes westpreußisches Schlummerlied fängt also an:

Jusch'e, mein Musch'e,
Was raschelt im Stroh? —

Die erste Reihe möchte wohl ein Rheinländer kaum verstehn. Der Westpreuße versteht sie; denn seine Wärterin oder Amme hat ihn oftmals damit in den Schlaf gelullt, als er in der Wiege lag. Er weiß, daß diese merkwürdigen Worte: „schlafe, mein Kleines!“ bedeuten sollen.

Von den Juden haben die hiesigen Deutschen einige, meist hebräische, also besonders charakteristische, Wörter angenommen, welche in neuerer Zeit, wo die Juden eine größere Rolle spielen, als ehemals, auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Vor etwa fünfzig Jahren dürfte man in Berlin vergebens nach einem deutschen Christen gesucht haben, welcher gewußt hätte, was „Pleite“ heißt. Seitdem hat man diesen Namen (freilich auch die Sache) so gründlich kennen gelernt, daß kein Zweifel darüber obwaltet.

Von Wörtern, die man vielleicht anderwärts weniger kennen möchte, nennen wir: Balbôës der Hausherr, Parrach Kopfgrind und peigern tödten. Zwei sehr bekannte, aber der Bedeutung nach mißverstandene Wörter sind: Scheigatz und Schicksel. Von derselben Wurzel (Schekez) herstammend, welche „Greuel“ bedeutet, wurden sie von den Juden während einer früheren Periode auf Christenknaben und Christenmädchen angewandt, als welche ihnen ein „Greuel“ waren. Die Christen, von der darin liegenden Beschimpfung nichts ahnend, hielten sie für die hebräischen Benennungen von „Knabe“ und „Mädchen“, und wandten sie demgemäß auf die Juden an.

Dem Wesen nach haben die hiesigen Deutschen von den Juden fast gar nichts angenommen. Vielleicht möchte der unhistorische, abstrakte, nüchterne, allen Idealen abholde, Sinn, welcher unter ihnen herrscht, einigermaßen auf Rechnung des vielfältigen und andauernden Verkehrs mit den Juden zu setzen sein.

Der hiesige Deutsche, selbst der Eingeborne, dessen Vorfahren Jahrhunderte lang auf derselben Scholle saßen, hat in der Regel keinerlei Tradition von der Vergangenheit; kaum, daß er weiß, was sich zur Zeit seines direkten Erzeugers zugetragen hat. Die ganze Vergangenheit kommt ihm als ein polnisches Tohuvabohu vor, welches man vergessen müsse, wenn man es zufällig wissen sollte.

Das letztere ist indessen nicht zu befürchten. Die Unwissenheit der Deutschen in allen polnischen Angelegenheiten, selbst den aktuellen, gegenwärtig bestehenden, befindet sich hier auf einer Höhe, welche selbst der

pessimistischen Beschreibung des Abgeordneten v. Niegolewski spottet. Vorzüglich ist sie bei den gebildeten Einzöglingen deutscher Zunge vertreten, an welchen Westpreußen so großen Ueberfluß besitzt. Sie wandeln oft Zeit ihres Lebens auf historisch geweihtem Boden, ohne davon eine Ahnung zu haben. Wahrscheinlich ging von diesen Leuten der Dichter Kraszewski aus, als er uns Deutsche den Polen gegenüber mit Hunnen und Vandalen verglich.

Die Heimathskunde, welche man den Elementarschülern überliefert, bezieht sich in der Regel auf alles Mögliche, auf Ostpreußen, Brandenburg, Pommern, nur nicht auf Westpreußen. Alles Westpreußen speziell Betreffende wird mit einer Geschicklichkeit umsegelt, welche unbegreiflich wäre, wenn man nicht wüßte, daß die Lehrer selber nichts davon verstehen. Und woher sollen sie es wissen, da es ihnen Niemand beigebracht? —

Auf den Gymnasien und höheren Bürgerschulen ist zwar ein Cursus der Landesgeschichte von den Behörden angeordnet. Es wiederholt sich hier aber dasselbe Spiel, wie in der Elementarschule. Die westpreußische Geschichte glänzt auch an dieser Stelle durch ihre Abwesenheit, weil der Lehrer sie selbst nicht kennt und sie kennen zu lernen nicht die Mittel hat. In allen Lehrbüchern ist sie als bloßes Anhängsel (von ostpreußischer oder polnischer Geschichte) behandelt; man fertigt sie mit einigen wenigen Worten ab, welche entweder Falsches oder Nichts besagen.

Auf den preußischen Universitäten findet der junge Student in der Regel auch keine Gelegenheit, seine Neugierde über diesen dunkeln Punkt der Landesgeschichte zu befriedigen; er bringt in dieser Hinsicht dieselbe Unwissenheit, die er mit auf die Hochschule genommen, unangetastet nach Hause zurück und in das Amt hinein, das man ihm auf demselben — ihm unbekannt verbliebenen — Boden anweist.

Es ist daher kein Wunder, wenn sich oft die gebildetsten Westpreußen über die Vergangenheit des Landes, welches sie bewohnen, nicht im Klaren sind. Da aber der Geist der Neuzeit kategorisch fordert, daß Jeder Alles wisse: so hört man oft diese Leere durch kühne Hypothesen ausfüllen, welche das Gelächter des Kundigen erregen würden, wenn — die Sache nicht ihre sehr ernste Seite hätte.*)

Als die ersten preußischen Beamten in das Land kamen, gingen sie ernsthaft an dessen Germanisirung, indem sie die achtbaren Ueberreste des Deutschthums daselbst in Form und Wesen ermuthigten. Auch gab es

*) Noch neulich stand in einer — sonst sorgfältig redigirten — Provinzialzeitung zu lesen, daß links von der Weichsel die alten Preußen gewohnt hätten. Diese mehr als kühne Behauptung schien keinem der deutschen Leser aufzufallen. Was würden wohl die Westphalen sagen, wenn ihnen die Weser-Zeitung erzählte, daß die Urbewohner Westphalens Achaeische Griechen gewesen seien? —

damals noch Beamte, eingeborene Deutsche, evangelische Polen und Andere, welche mit den polnischen Verhältnissen vertraut waren. Friedrich der Große selber kannte die Polen wohl und wußte sie angemessen zu behandeln.

Anders wurde die Strömung unter dem folgenden Könige, Friedrich Wilhelm II., welcher einen größeren Komplex polnischen Landes acquirirte. Die polnischen Elemente traten jetzt dem hieher gesandten, nicht einheimischen, Beamten so massenhaft gegenüber, daß er an deren moralischer Bewältigung verzweifelnd, sich damit begnügte, sie mechanisch zu reglementiren. Gewohnt an Accuratesse, glaubte er dies am Besten auszuführen, wenn er das Polnische in der korrektesten Form beließ. Ja, es bildete sich die Ansicht aus, daß man sich die Polen recht fern halten müsse. Der Gedanke einer deutschen Mission Preußen's trat immer mehr in den Hintergrund. Es schien dem Könige von Preußen desto größere Ehre zu erwachsen, je mehr barbarische Naturvölker unter seinem Scepter ständen. Man gab neuen Ansiedlungen auf königlichem Grund polnische Benennung; v. Holsche führt noch in späteren Zeiten Se. Majestät von Preußen als polnischen Besitzer im Netzdistrikt auf.

Nach der großen Katastrophe, als das nationale Bewußtsein der Deutschen in ehemals polnischen Landen mehr erstarkte, ging man zu dem entgegengesetzten Fehler über, welcher noch heute andauert.

Man glaubte, die polnischen Formen zu germanisiren, sobald man sie nur verdarb. Wenn z. B. der Ortsname Koszyce „Koschitz" oder „Koschütz" geschrieben wird, so ist dies eine regelrechte Germanisirung, eine den Deutschen mundgerechte Form, über die die Polen sich mit Recht nicht beschweren können, sobald man ihnen den Gebrauch der echtpolnischen Form als Nebenform nicht verkümmert. Es muß einer jeden Regierung gestattet sein, die ihr gehörigen Ortschaften zu benennen, wie es ihr gut dünkt, und es kann einer spezifisch deutschen Regierung Niemand verdenken, wenn sie eine Form wählt, welche dem Genius ihrer Sprache angemessen ist. Wenn aber die Behörde statt dessen: „Koschicz" oder „Koschycz" schriebe, so wäre dieses zunächst eine taktlose Halbheit. Zweitens aber könnten sich die Polen mit Recht darüber beschweren, denn es wäre eine förmliche Verhöhnung ihres Sprachgenius, zu welcher eine Veranlassung nicht vorliegt.

Solche täppischen Germanisirungen können nur dazu beitragen, die Abneigung zwischen den beiden Nationen unnützerweise zu vermehren.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts etwa hat ein Austausch von Sprachelementen zwischen Deutschen und Polen kaum mehr stattgefunden.

Nimmt der Deutsche jetzt polnische Formen auf, so läßt er sie unverändert; er macht nicht den mindesten Versuch, sie seinem Sprachgenius

anzupassen. So nennt er einen Reitknecht „Forrysch" (forysz), einen Pferdeknecht „Fornall" (fornal), einen Schweinejungen „Schwiniarreck" (świniarek), eine Beschließerinn „Opschectna" (oprzetna), die Gesindestube „Tschelladsch'niza" (czeladźnica). Es ist dies ein Zeichen, daß er sich vom polnischen Wesen entschieden abwendet und sich dasselbe fern zu halten entschlossen ist.

Diese Abwendung vom polnischen Wesen zeigt sich auch in der allgemeinen Antipathie, welche unter den Deutschen gegen die polnische Sprache herrscht. Gebildete Deutsche, welche sich die polnische Sprache bis zur Geläufigkeit in der Conversation aneignen, sind selbst in Städten mit stark gemischter Bevölkerung selten. Gewöhnlich sehen sie die polnische Sprache, die doch nach dem Urtheil aller Kenner eine der feinsten, geschliffensten, anmuthigsten auf der Erde ist, für einen barbarischen Complex unaussprechlicher Consonanten an.

Es ist zwar wahr, daß der Deutsche die polnische Sprache im Allgemeinen schwer erlernt. Dagegen bezeugen die Polen selbst, daß viele Deutsche sich der polnischen Sprache in einer Weise bedienen, daß man sie von geborenen Polen nicht unterscheiden kann. Allerdings werden das in der Regel nicht Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben, sondern Schlesier oder andere Ost-Deutschen sein, die auf ehemals polnischen Gebieten geboren sind. Aber selbst diese Deutsche, denen die Erlernung der polnischen Sprache verhältnißmäßig erleichtert ist, lassen sich gegenwärtig nur mit Schwierigkeit dazu herbei.

(Schluß folgt.)

Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auf Veranlassung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen. Fünfter Band. Ständische Verhandlungen. Erster Band. (Cleve-Mark.) Herausgegeben von August von Haeften, Archivar am Staatsarchive zu Hannover. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1869.

Von den auf Veranlassung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen herausgegebenen Urkunden und Aktenstücken zur Geschichte des großen Kurfürsten liegt uns in vorbezeichnetem Buche der fünfte Band vor, der die bedeutsamen Verhandlungen mit den Ständen von Cleve und Mark umfaßt. In mehr als zwölf aus- und inländischen Archiven, unter denen namentlich die preußischen Staatsarchive zu Berlin, Düsseldorf und Münster, die Stadtarchive von Wesel, Rees, Soest und Emmerich, das niederländische Reichsarchiv im Haag, die Archive der Familie von Wilich, der Freiherren v. Bodelschwingh, Plettenberg und von Romberg erwähnt werden müssen, hat der Herausgeber die cleve-märkischen landständischen Verhandlungen mit einem wahren Bienenfleiße zusammengetragen und durch deren Veröffentlichung der wissenschaftlichen Welt einen großen Dienst erwiesen. Er bleibt aber nicht bei der Veröffentlichung der Aktenstücke, die allein schon Anerkennung verdient, stehen. Seine Einleitungen zu den verschiedenen Kapiteln, sowie seine Haupteinleitung sind so eingehend, führen uns derart in den Entwicklungsgang landständischer Verhältnisse am Niederrhein und entrollen uns ein so anschauliches Bild der Wechselwirkung zwischen dem Kampfe der staatlichen Machtbestrebungen des Kurfürsten mit den ständischen Mächten in seinen rheinischen Landen und der politischen Aktion desselben im Allgemeinen, daß sie weit über die solchen einleitenden Worten gewöhnlich innewohnende Bedeutung hinausgehen und vielmehr auf eine gedrängte Geschichte der landständischen Verfassung in Cleve-Mark, wie der äußerlichen und innerlichen Erwerbung dieser westdeutschen Marken für den Staat des großen Kurfürsten Anspruch machen können.

Die allgemeine Einleitung lehrt uns das Werden der ständischen Mächte in Cleve-Mark von ihren langsamen Anfängen bis zum Jahre 1641 kennen. Gerade diese für die Beurtheilung der späteren Jahre so wichtige Periode war bisher fast gänzlich in Dunkel gehüllt. Neu und interessant sind daher die Bemerkungen des Herausgebers über Entwickelung des Steuerwesens, Verwaltung der Domainen und Justizpflege.

Wie in allen deutschen Territorien, so entwickelt sich auch hier die landsässige Ritterschaft aus der fürstlichen Dienstmannschaft. Jedoch brachte die clevische Ritterschaft es verhältnißmäßig spät zu einiger Bedeutung. Während in Mark schon vor der Vereinigung mit Cleve (1398) die Ritterschaft und Städte im Kampfe ihres Grafen mit den Erzbischöfen von Köln erstarkt und die landsässigen Städte in Cleve im Laufe des 14. Jahrhunderts große Freiheiten und Rechte zu erringen gewußt hatten, so daß bei dem Aussterben des alten clevischen Grafengeschlechts (1368) ihre Stimme für den jüngeren Sohn des Grafen Adolph V. von der Mark den Ausschlag geben konnte, tritt jene erst mit dem ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert als geschlossene Körperschaft hervor. Ritterschaft sowohl wie Städte beider Landschaften wissen im Laufe des 15. Jahrhunderts eine fortwährend wachsende Macht zu erlangen. Die Erbstreitigkeiten der clevischen Brüder von 1398—1461 begünstigten das Streben der Stände nach politischer Macht und Selbstständigkeit in hohem Grade. Schon im Jahre 1413 sitzen sie über diese Erbstreitigkeiten förmlich zu Gericht und in den Jahren 1417 und 1418 erlangen sie von dem eben zum Herzog ernannten Grafen Adolph für sich und seine Nachfolger das Versprechen, die Lande stets ganz und ungetheilt zu erhalten — die sogenannte Erbunion der Länder Cleve und Mark. Sie waren dadurch in allen Fällen, wo es sich um Erbauseinandersetzungen der fürstlichen Familie oder sonstige Territorialveränderungen handelte, als gleichsam „mitkontrahirende" Partei anerkannt. Mit dieser Machterweiterung ging ihr Bemühen, die Lasten des Regiments so wenig als möglich zu tragen, Hand in Hand. Schon während des 14. Jahrhunderts hatten die größeren clevischen Städte jede unfreiwillige Schatzung aller im Lande gelegenen Güter ihrer Bürger nach Art der Ritter, Knappen und freien Leute von sich abzuwenden gewußt, so daß nur noch die unfreien Leute, die Pächter und Zinsleute von ihrer persönlichen fahrenden Habe einer Schatzung unterworfen blieben.

Die Abhängigkeit Johanns II. (1481—1521) von der Politik des benachbarten und verwandten burgundischen Hofes, die ihn in manche Kriegsaffairen verwickelte und in fortwährendem Geldmangel erhielt, war nicht geeignet, ihm eine Selbstständigkeit den Ständen gegenüber zu verschaffen. Allgemeine Klagen erhoben sich über die Verpfändung fast

sämmtlicher Domainen und Zölle; die Stände geriethen, als der Krieg gegen Geldern einen unglücklichen Ausgang nahm, 1499 in offene Widersetzlichkeit gegen das „ungeschickte Regiment" des Fürsten, in Folge dessen am 8. März 1501 der Herzog einen Vertrag mit ihnen schloß, in dem er sich zu großen Machtentäußerungen verstehen mußte. Es sollten hiernach von ihm und der Landschaft gemeinsam 12 Landräthe, 8 aus den clevischen und 4 aus den märkischen Ständen zum „fürstlichen Staat und Regiment" verordnet werden, von denen stets 4 bei Hofe sein und sämmtliche in der Kanzlei geschriebene Schriftstücke, bevor sie vom Fürsten unterzeichnet würden, lesen und genehmigen mußten. Keine Domänen oder Aemter sollten versetzt, kein Beamter angenommen oder seines Dienstes ohne Zustimmung von wenigstens 6 dieser Räthe entlassen werden können. Nur diese verordneten Räthe sollten über Rechtsverweigerung und Leibesstrafen betreffende Klagen sowie über die von ganzen Gemeinden und Städten verwirkten Brüchte entscheiden. Ein mit des Herzogs Wissen ernannter Generalrentmeister solle mit ihrem Zuthun „alle Verschreibungen und Verpfändungen derart reduziren, daß nicht mehr als 6 Prozent von dem wirklich empfangenen Kapital gezahlt werde" und über alle Einnahmen und Ausgaben, wobei „keinerlei persönliche Anweisung des Fürsten gelten dürfe," jährlich jenen Räthen Rechnung ablegen.

Die Stände waren gewillt, die so in ihre Hände gelegte Regierung durch eine feste Organisation und Opposition zu wahren und zu schützen. Schon 1508 schließen sämmtliche cleve-märkischen Städte und 1510 die cleve-märkischen Landstände eine ewige Union zur Vertheidigung ihrer Rechte, nachdem der letzteren Vereinbarungen der Stände mit dem Fürsten über die beabsichtigte Verheirathung des Erbprinzen mit der jülichschen Erbtochter vorausgegangen waren, die wieder den Ständen nicht unbeträchtliche Machterweiterungen einbrachten. So erlangten sie z. B. Steuerfreiheit resp. das Bewilligungsrecht von Steuern der auf den Gütern der Ritterbürtigen und Bürger gesessenen Leute, und die Ritterschaft erwarb sich 1510 das sogenannte große Privileg, das sie zu unumschränkten Herren bezüglich des Lehen- und Erbrechts und der Manngerichte machte.

Es bedurfte eines klugen und energischen Fürsten, sollte ein Ausweg aus dieser fast anarchischen Ständeherrschaft auf die Bahn eines, gegenüber den neuen vielseitigen Aufgaben des werdenden Territorialstaates nothwendigen, fürstlichen starken Regiments führen.

Johann III. (1521—1539) verstand es, denselben zu finden. Durch allseitige Reformen in geistlichen und weltlichen Dingen, verbunden mit großer Sparsamkeit, die ihn die pekuniäre Beihülfe der Stände entbehren ließ, wußte er sich eine selbstständige Stellung zu erwerben und die Bestätigungen der Reversalen und Privilegien von der Hand zu weisen. Auch

sein von humanistischen Lehrern, wie Johann von Flatten und Conrad von Heresbach, erzogener Sohn und Nachfolger Wilhelm III. (1539—1592) folgte, so lange sein Geist noch nicht in den Fesseln des Irrsinns lag, der vom Vater eingeschlagenen Bahn. Leider dauerte dies nicht lange. Der Hof zu Düsseldorf wurde bald ein wüster Tummelplatz der Parteien. Gerade die Regierungszeit dieses irrsinnigen Fürsten weiß der Herausgeber anziehend zu schildern und neue Seiten an ihr hervorzuheben.

Die Verhandlungen der cleve-märkischen Landstände geben uns ein treues Bild der in ihren Interessen und letzten Zielen vielfach divergirenden Parteien in den jülich-clevischen Landen. Das Auftreten Alba's in den Niederlanden und die durch ihn hervorgerufene Reaktion gegen die thatsächlich bereits begonnene Kirchenreformation Wilhelm's rief einen bitteren Kampf mit der Majorität der cleve-märkischen Stände, die evangelisch war, hervor. Anderntheils verstand es keine dieser Faktionen gegenüber den Stürmen, die bereits aus den wildbewegten Niederlanden über den Niederrhein hereingebrochen waren und in noch verstärktem Maße sich zu wiederholen drohten, einen Standpunkt zu gewinnen, der ein Verständniß des dort ausgebrochenen Kampfes für die Bedeutung und Stellung der deutschen Grenzlande dazu verriethe. Alle ihre Klagen und alle ihre Wünsche betreffen nur Wahrung ihrer Privilegien und Beobachtung strikter Neutralität gegenüber den Parteien in den Niederlanden und den durch Gebhard Truchseß heraufbeschworenen kölnischen Händeln. Die Folge dieses kurzsichtigen Egoismus war, wie der Herausgeber treffend betont, daß das Land von allen gleichmäßig als gute Beute behandelt wurde. Die mit großem Pompe gefeierte Vermählung des Erbprinzen Johann Wilhelm mit der Markgräfin Jacobe von Baden (1585), des Ersteren bald sich kundgebende Blödsinnigkeit und das Streben der Letzteren, Theilnahme am Regiment zu erlangen, das sie mit gewaltsamem Tode zahlen mußte, bilden eine Reihe von Momenten, welche die Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände charakterisiren und durch das eigenmächtige Auftreten des Kaisers schon jetzt ahnen ließen, welchen Endzwecken man am Hofe zu Wien in Betreff der niederrheinischen Fürstenthümer bei dem bevorstehenden Ausgang des fürstlichen Mannsstammes entgegensteuerte.

Mit dem Tode Johann Wilhelm's (1609) war dieser Fall eingetreten. Die Erbprätendenten Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg und dessen Sohn Wolfgang Wilhelm treten durch ihre rasche Besitzergreifung der jülich'schen Lande für die folgenden Jahre in den Vordergrund der Begebenheiten. Es ist ein Hauptverdienst des Verfassers, das Verhältniß derselben zu den Ständen, einem Hauptfaktor in dem ganzen Successionsstreite, an der Hand des von ihm benutzten Quellen-Materials, zum ersten Male in allgemeinen Grund-

zügen dargestellt zu haben, da gerade diesen Punkt alle neueren Bearbeitungen nur oberflächlich oder gar nicht berühren konnten. Auch die Bemühungen des Kaisers, in diesen Landen festen Fuß zu fassen, werden in dieser allgemeinen Einleitung in ein neues und scharfes Licht gestellt. Es muß uns genügen, dies hier angedeutet zu haben, da ein genaues Eingehen in die Darstellung des Verfassers uns zu weit führen müßte. Nur über das Verhalten der Stände noch wenige Worte.

Das Streben derselben ist unverkennbar, die Entscheidung über die Erbfolge nicht dem Glücke der Waffen zu überlassen; da dann, mochten die Würfel des Krieges fallen, wie sie wollten, eine Bestätigung oder Erweiterung ihrer Privilegien nicht zu erwarten stand. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, erklären sie sich auf allen Landtagen für neutral, wollen sie sich bis zum gütlichen Austrag keinem Fürsten anschließen, erlangen sie sogar bei dem Abschlusse des Xantener Vertrages (1614) die Bedeutung einer selbstständig mitkontrahirenden Partei und gerathen, da gegen die Ausführung desselben von beiden Seiten Schwierigkeiten erhoben werden, in die heftigste Opposition gegen die Regierung des Kurfürsten, als deren Vertreter seit 1617 Graf Adam von Schwarzenberg erscheint. Das von spanischen, kaiserlichen und staatischen Truppen gleichmäßig heimgesuchte Land war hierbei den ärgsten Erpressungen und Verheerungen ausgesetzt, der Kurfürst selbst in allen seinen Bewegungen nach außen, sowie in seinen Maßnahmen im Innern gehemmt. Und als dann endlich nach Abschluß des Provisional-Vergleichs zwischen Brandenburg und Neuburg im Jahre 1631 die Generalstaaten, Spanien und der Kaiser ihre Truppen aus dem größten Theile der Successionslande ziehen, eine Zeit lang die erwünschte Neutralität anerkennen, benutzen die Stände die ihnen hierdurch gewordene Freiheit zu erneuter und verstärkter Opposition gegen Schwarzenberg, dessen ihren Privilegien und Herrschafts-Gelüsten wenig günstige Politik im Successionsstreite während der letzten Jahre sie ihm nicht zu vergessen Willens waren. Indessen trotz ihres Widerstrebens verstand es Schwarzenberg, des Kurfürsten Regiment in diesen Landen durch allseitige Reformen in der Regierung, Justiz und Domänen-Verwaltung zu heben und zu befestigen, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß seine persönliche Habsucht und sein Eigennutz dem Kurfürsten manchen Schaden zufügte. Die bald sich erhebenden äußeren Verlegenheiten, namentlich die mit den Generalstaaten wegen der Hoefyserschen Schuld entstandenen Verwickelungen, ließen hinwiederum die Stimme der Stände, die zur Abtragung derselben nur gegen unmäßige Erweiterung ihrer Privilegien sich bereit zeigten, laut werden.

Jene Hoefyserſche Schuld, aus einem im Jahre 1616 von dem holländischen Generalempfänger Peter Hoefyser erhobenen Darlehen von 100,000

Thalern erwachsen, hatte in kurzer Zeit durch Wucherzinsen und Mäklergebühren die enorme Höhe von 1 Million erreicht.

Neben dieser Forderung kettete noch eine andere Verpflichtung den Kurfürsten an die Generalstaaten. Als im Jahre 1621 die Spanier Jülich erobert, Cleve und Mark besetzt hatten, mußte sich 1622 Schwarzenberg die Hülfe der Generalstaaten unter den härtesten Bedingungen erkaufen. So verpflichtete er sich, ein Regiment von 1500 Mann zu ihrem Dienste bis zu einem endgültigen Austrage der Successionsstreitigkeiten und von da ab noch 20 Jahre 3000 Mann zu unterhalten. Zur Abtragung dieser Verpflichtung, an welche die Staaten immer stürmischer mahnten und selbst vor einer Konfiskation der für die Hoefyser'sche Schuld verpfändeten clevischen Domänen nicht zurückzuschrecken schienen, hatte Schwarzenberg die pekuniäre Beihülfe der Stände dringend nöthig. Hierzu waren letztere aber nur unter Bedingungen zu bewegen, die mit der Uebertragung der Regierungsgewalt in die Hände der Stände gleichbedeutend waren. So verlangte der „gemäßigste" Theil der clevischen Ritterschaft: „Die Ueberlassung der Landesregierung und Domänenverwaltung an einen mit unbeschränkter Vollmacht versehenen Regimentsrath, zu dessen, sowie zu sämmtlicher Beamtenstellenbesetzung die Stände dem Kurfürsten zwei Personen zur Wahl und unwiderruflichen lebenslänglichen Anstellung innerhalb eines Monats präsentiren sollten, jährliche Rechenschaft und Rechnungsablage des Regimentsrathes an die Stände und Eidesleistung auf diese, in Form einer Kapitulation festzustellende Landesverfassung seitens des Kurfürsten sowie Konfirmation derselben seitens des Kaisers."

Offenbar hätte ein Eingehen auf diese Bedingungen den Landständen nach dem Vorbilde der Verfassungen der vereinigten Provinzen die politische Bedeutung der „Herrn Staaten" verliehen, d. h. die Stände thatsächlich souverain gemacht, sie auf den rechten Weg zu dem Ideal jener gemäßigten Partei, die achte der vereinigten Provinzen zu werden, geführt.

Zur selben Zeit, als die Stände diese Forderungen erhoben, beschlossen die Generalstaaten, sich in den Besitz der clevischen Domänen zu setzen und machten im Oktober 1640 hiermit den Anfang, indem sie die kurfürstliche Zollkasse in Lobith in Beschlag nehmen ließen. Eiligst wurde von Berlin aus Joachim Friedrich von Blumenthal nach dem Haag entsendet, um die begonnenen Zwangsmaßregeln zum Stillstand zu bringen. Hier fand er die Deputirten der clevischen Ritterschaft, Dietrich von der Bötzlar und Hermann von Wittenhorst-Sonsfeld nebst dem Agenten der clevischen Städte Pauw, die, angeblich um die allseitige Neutralität des rheinischen Cleve zu erwirken, sich hier eingefunden hatten und seinen Vorschlägen zur Abtragung der staatischen Schuldforderung offen und geheim entgegenarbeiteten. Mitten in diesem Kampfe mit den Landständen, die

in der Hauptstadt einer fremden Macht gegen ihren Fürsten conspirirten, während das Land von den kaiserlichen, hessischen und staatischen Truppen gleichzeitig besetzt war und die unerschwinglichsten Kriegslasten zu tragen hatte, die nur durch ein wahrhaft patriotisches Verständniß der Stände für den Nothstand des Augenblicks und durch einen redlichen Willen, demselben abzuhelfen, zu erleichtern gewesen wären, starb Kurfürst Georg Wilhelm am 1. Dezember 1640, seinem Nachfolger das Land in der traurigsten Verfassung hinterlassend.

Unter solchen Umständen hatte der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm eine nicht leicht zu lösende Aufgabe. Das Land, das er auf Grund vielfach bestrittener Ansprüche eigentlich erst in factischen Besitz zu nehmen hatte, war von der äußersten Wichtigkeit für die ihm schon frühe in ihren großen Umrissen und letzten Endzielen vorschwebende brandenburgische Politik. Nicht allein in Preußen, auch in den niederrheinischen Territorien hatte der Kurfürst den erbittersten Kampf um Besitz und Herrschaft mit den Ständen zu führen.

Verfolgen wir diesen Kampf, wie ihn dieser erste Band der „ständischen Verhandlungen" überraschend offen und klar legt, so treten uns so recht die Hindernisse vor Augen, die sich den Bestrebungen des Kurfürsten, eine deutsche Staatsmacht zu gründen, entgegenstellten. Der Herausgeber unterzieht in der der ersten Abtheilung: „Der Landtagsabschied von 1649" vorausgehenden Einleitung dieselben einer eingehenden Betrachtung.

Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts entstand, wie wir gesehen, und entwickelte sich eine Bedeutung der Landstände, die, mittelalterlichen Territorialverhältnissen ihren Ursprung verdankend, in der Zerrüttung aller öffentlichen Zustände des 30jährigen Krieges zwar ihre eingreifende Wirksamkeit und jede innere Berechtigung dazu verloren, aber nicht ihre Ansprüche darauf aufgegeben hatten. Wollte der Kurfürst in seinem Lande, das fast ganz von fremden Truppen besetzt war, und dessen Stände in ihrer großen Mehrzahl im Jagen nach eigennützigen Berechtigungen und Conserviren partikularer, ja atomistischer, der Gegenwart in keiner Weise entsprechenden, Zustände der Sinn und das Verständniß für die Aufgabe eines geordneten politischen Gemeinwesens ganz abhanden gekommen war, selbst festen Fuß fassen und diese Lande wieder seiner wahrhaft deutschen Politik dienstbar machen, so mußte er seine fürstliche Landeshoheit zu heben und zu kräftigen suchen; denn nur durch diese war, wie der Verfasser richtig hervorhebt, eine Wiederaufrichtung des zerrütteten Wesens der in sich selbst zerfallenen Zustände zu erreichen. Seine Aufgabe war um so schwieriger, als ihm nicht allein die Stände und der Pfalzgraf von Neuburg, sondern auch die spanisch-habsburgische Macht, ja selbst die ihm scheinbar günstig gesinnte Republik der Niederlande energischen Widerstand

leistete. Der allenthalben sich entwickelnden territorialen Fürstenmacht stand der Kaiser gegenüber, der von Anfang an ihr Gegner, seit dem 16. Jahrhundert durch Begünstigung der Landstände in diesen ein geeignetes Mittel zur Bekämpfung jener fand. Nach Kräften hat sich das Haus Habsburg bemüht, die landständische Opposition anzuregen, zu stützen und auszunutzen, freilich nicht zum Frommen einer nationalen deutschen Staatsmacht, sondern zur Hebung der eigenen antinationalen Hausmacht. Am Niederrhein gab ihm die streitige Successionsfrage, die ihm schon längst zur Entscheidung unterbreitet war, noch mehr und ganz besonders Gelegenheit dazu. Gegen den Provisionalvergleich von 1629, in welchem dem Kurfürsten von Brandenburg Cleve und Mark auf 25 Jahre zum alleinigen Besitze überlassen war, hatte er lauten Protest erhoben und begünstigte auf alle Weise den Widerstand der Stände dagegen, von denen ein Theil, die katholischen Mitglieder der clevischen Ritterschaft unter der Führung der Freiherren Johann von Brempt zu Behn, Dietrich Karl von Wilich zu Winnenthal und Bertram Degenhard von Loe zu Wissen, durch den Kaiser und durch die Höfe von Düsseldorf und Brüssel geradezu Befreiung von dem kurfürstlichen Regimente zu erlangen glaubten. Ihnen gegenüber erklärte sich jene gemäßigte staatisch gesinnte Partei 1641 bereit, die Schuldentilgung zu übernehmen, jedoch nur gegen Annahme der schon im vorigen Jahre von ihr vorgelegten, damals aber verworfenen „Landesverfassung". Eine Deputation sollte dem fern in Königsberg weilenden Kurfürsten dieses Anerbieten überbringen. Die westrheinischen Städte Cleve, Calcar und Xanten, sowie die märkischen Landstände traten, nur von dem Wunsche beseelt, die hessische und kaiserliche Einquartirung los zu werden, diesen Anträgen bei, während die ostrheinischen Städte, an deren Spitze Wesel stand, die unter dem Schutze der Generalstaaten sich einer großen Autonomie und eines materiellen Wohlstandes erfreuten und am liebsten das Herzogthum Cleve zu einem „Schutzland" der Staaten gemacht hätten, zu keiner Hülfsleistung zu bestimmen waren. Die demnach nur einen Theil der Landstände vertretende Deputation konnte, abgesehen von ihren unannehmbaren Forderungen, beim Kurfürsten keine günstige Aufnahme finden.

Der Kurfürst mußte einsehen, daß diese Hin- und Herverhandlungen zu keinem erwünschten Ziele führen konnten. Es galt, in den rheinischen Landen, wie anderswo, nicht nur den Begriff staatlicher Gemeinschaft, die zur Erfüllung ihres Zwecks vor Allem der Macht bedarf, den jedem geordneten Gemeinwesen widerstrebenden ständischen Mächten nahe zu bringen, sondern auch seine Besitzrechte äußeren wie inneren Gegnern gegenüber zur Geltung zu bringen. Hierzu bedurfte er eines schlagfertigen

stehenden Heeres und eines nur ihm ergebenen, vom Einflusse engherziger, territorialer und ständischer Interessen freien, Beamtenthums.

Dem Kurfürsten ist beides, wenn auch in schwerem Ringen mit seinen auf's Aeußerste particularistisch und egoistisch gesinnten Landständen zum Heile des deutschen Volkes zu schaffen gelungen, und hierin sieht der Verfasser mit Recht die große Bedeutung dieser Kämpfe. Rasch benutzte er, als 1644 die Generalstaaten und Frankreich die spanischen und kaiserlichen Truppen in Süddeutschland zu beschäftigen beabsichtigten, die Gelegenheit, seine Lande frei zu machen. Schon 1644 räumten die Staaten die ostrheinischen clevischen Städte Duisburg, Dinslaken, Ruhrort und Holte, 1645 verließen die Hessen die von ihnen bisher besetzten westrheinischen Orte. Nachdem auch noch die Kaiserlichen ihnen gefolgt, waren die ganzen Lande, mit Ausnahme der märkischen Städte Hamm, wo Kaiserliche, und Lippstadt, wo Hessen zurückblieben, frei geworden. In ihre Stelle rückten 1645 Georg Ehrenreich von Burgsdorf mit einem aus Preußen herbeimarschirten Cavallerieregiment und Oberst Adam von Hacke mit einem neu geworbenen Infanterieregiment ein. Im Herbste 1646 war des Kurfürsten Streitmacht in Cleve-Mark schon auf 4000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie angewachsen — die ersten Anfänge des brandenburgischen Heeres —, auf die gestützt er den Forderungen der Stände und ihren Gelüsten, sich von der brandenburgischen Herrschaft loszureißen, entgegentreten konnte.

Die publizirten Aktenstücke gestatten uns einen tiefen Blick in den sich nun erhebenden erbitterten Kampf zwischen der neu aufkommenden Staatsmacht und der ständischen Selbstherrlichkeit, die in der stehenden Kriegsmacht nicht ohne Grund ihre größte Feindin erkannte. Es ist von größtem Interesse, an der Hand dieses neu gewonnenen Aktenmaterials den verschiedenen Phasen dieses Kampfes, in denen uns Personen und Sachen in einem ganz neuen Lichte erscheinen, welche die Bedeutung und Leistungen von Männern, wie Moritz von Nassau, Johann von Norprath, Otto von Schwerin, Erasmus Seidel, Conrad von Burgsdorf, Jakob und Alexander von Spaen, Daniel Weimann, Werner Wilhelm Blaspeil und Adam Isinck in diesem Kampfe gegen die ständische Libertät und deren Vertreter: Dietrich Karl von Wilich, Bertram Degenhard von Loe, Stephan Quad, Adolph Hermann von Wilich, Rollmann von Bieland, Johann Brembgen, Anton ter Schmitten, Johann Nieß und Leo von Aitzema zum ersten Male dem Dunkel der Vergessenheit entreißen, zu folgen. Und wenn sich auch zunächst nach dreijährigem zähem Ringen (1646—1649) der Kurfürst gezwungen sah, in wesentlichen Dingen den Ständen, die durch die Hülfe der antioranischen Partei in den Niederlanden und durch die „Erbunion" mit den jülichbergischen Ständen allzumächtig geworden

waren, nachzugeben, die in diesem dreijährigen Kampfe klar und scharf hervortretenden Streitpunkte zeigten sich doch als unausgleichbar und waren nicht zum endgültigen Austrag gebracht.

Im Landtagsabschied von 1649, der demnach mehr einen Waffenstillstand, als das Ende des Kampfes bedeutet, mußte er zwar die ständischen Privilegien in bedeutendem Umfange anerkennen, seine Truppen verringern und theilweise abführen, aber ein direktes ständisches Regiment hatte er doch nicht zugestanden, dasselbe vielmehr unmöglich zu machen gesucht. Die Landstände sollten obrigkeitliche Gewalt in kommunalen Kreisen behalten, aber der Kontrolle der kurfürstlichen Regierung unterstellt werden, keinenfalls irgendwelche politische Bedeutung und Macht oder auch nur Theilnahme am Regiment haben. Abgesehen davon, daß dem Kurfürsten im Herbste 1649 daran gelegen war, so bald als möglich in den Marken und Preußen erscheinen und persönlich die pommerschen und polnischen Verwickelungen regeln zu können, nöthigten ihn schon die den Ständen günstige Entwickelung der Parteiverhältnisse in den Niederlanden zu einem solchen Waffenstillstand. Die publizirten Aktenstücke lassen überhaupt diesen großen, durch die Oranische Familienverbindung des Kurfürsten gesteigerten Einfluß des Parteienkampfes in der niederländischen Republik und der inneren und äußeren politischen Lage derselben auf seine innere und äußere Machtstellung in den niederrheinischen Landen in klarster Weise erkennen, wie sie denn überhaupt für seine Beziehungen zu den Niederlanden reiche Beiträge liefern.

Im Frühjahre 1650 verließ der Kurfürst die Rheinlande, den General Johann Moritz von Nassau als Statthalter zurücklassend, dem er den geheimen Rath Philipp Horn zur Durchführung der dringend nöthigen Finanzreformen zur Seite gab. Mit der Darlegung dieser Reform und der derselben von den Ständen bereiteten Opposition eröffnet der Herausgeber den dritten Theil seiner Publikation, der den Krieg mit Neuburg des Jahres 1651 betrifft.

Wir betonen hier mit dem Herausgeber die Berichte und Vorschläge Horn's und die ihnen durch den Kurfürsten wiederfahrene Beachtung, die uns einen klaren Blick in die wirthschaftlichen Zustände jener Zeit gestatten. Die allenthalben sich offenbarende Abneigung der Stände gegen jede Art von Reform-Vorschlägen, ihr hierdurch immer klarer hervortretender Wille, den Vertrag des Jahres 1649 nicht als das Ende der Opposition, sondern als den Ausgangspunkt zu neuen Privilegien-Eroberungen zu betrachten, zwangen den Kurfürsten, durch ein kriegerisches Eingreifen der für ihn augenblicklich höchst widerwärtigen Sachlage eine andere Wendung zu geben. Es ist bezeichnend für den Partikularismus der Stände, daß, als 1651 ein Einfall des Herzogs von Lothringen, der

mit einem spanischen Heere heranmarschirte, in das westliche Cleve bevorstand, die märkischen Stände jede Steuer zu militärischen Zwecken ablehnten, und sogar die ostrheinischen Städte, die durch staatliche Besatzungen gesichert schienen, jede Hülfe den westrheinischen versagten.

Mehrmals hatte der Kurfürst den Versuch gemacht, durch ein Bündniß mit der oranischen Partei im Haag der Opposition seiner Stände die Stirne zu bieten, immer aber den sich erhebenden Schwierigkeiten weichen müssen. Im Jahre 1650, als der junge Statthalter Wilhelm III. mit der mächtigen antioranischen Partei in einen heftigen Kampf, der mit dem clevischen Ständestreite treffende Vergleichungspunkte bietet, verwickelt war, und schließlich nach dem Tode Wilhelm's die Antioranier die äußerste Anstrengung machten, durch eine Art Staatsstreich ihrerseits die ausschließliche Gewalt an sich zu reißen, drohte dem Kurfürsten nicht nur die Unterstützung der Generalstaaten für immer verloren zu gehen, sondern selbst eine entschiedene Feindschaft derselben zu erwachsen. Er entschloß sich zu einem kriegerischen Zuge zu Gunsten der von Wolfgang Wilhelm verfolgten Reformation in Jülich und Berg, um auf diese Weise die Generalstaaten selbst in einen noch immer in der Republik populären Kampf für die Freiheit ihres Bekenntnisses hineinzureißen, einen Umschwung der in den Niederlanden herrschenden politischen Strömung zu Gunsten der Oranischen Partei hervorzurufen und so das längst ersehnte Bündniß zu ermöglichen.

Was er erstrebte, sollte ihm nicht gelingen. Die Generalstaaten hielten sich auf Drängen der Aristokraten-Partei Holland's fern von jeder Verwicklung und zeigten sich nicht geneigt, dem Kurfürsten oder den Ständen thätliche Hülfe zu gewähren. Um so freudigere Aufnahme fanden die Vermittlungsanträge des Kaisers bei den cleve-märkischen Landständen. Seine Gesandten beendigten den Krieg durch den Vergleich vom 11. Oktober 1651, ein kaiserliches Mandat erkannte die Stände als neutral in dem Successionsstreite an und untersagte ihnen und sämmtlichen Unterthanen die Betheiligung am Kriege. Dieser Triumph der kaiserlichen Politik wog um so schwerer, als schon längst eine mächtige Partei unter den Ständen ihre Blicke nach Wien gerichtet hatte, und diesen der Rückzug des Kurfürsten Muth zu weiteren Schritten einflößen mußte. Es war dies die katholische Partei, der aus konfessionellen Gründen die Hülfe des Kaisers lieber war, als die der Generalstaaten. An ihrer Spitze stand der ehrgeizige und rastlos thätige Dietrich Karl von Wilich zu Winnenthal, der bald eine Vereinigung der Stände von Cleve-Mark und Jülich-Berg zu Stande brachte und dieselben zu einer gemeinsamen Deputation nach Regensburg zu bereden wußte.

Die hierauf bezüglichen Aktenstücke bringt uns der dritte Theil der

Publikation: „Die Deputation nach Regensburg und der Exekutionsreceß von 1653".

Wilich's Wünsche waren auf nichts Anderes, als Entlassung der bleibenden Garnisonen, auf ständisches Regiment, Entscheidung für die den Privilegien zuwider erhobenen Contributionen und Entscheidung des Successionsstreites durch ein Machtwort des Kaisers gerichtet. Es bedurfte nicht seiner Berufung auf das Privileg Kaiser Karl's V., nach welchem die erbvereinigten jülich-clevischen Länder auf ewig ungetheilt erhalten werden sollten, um zu erkennen, daß seine Endziele die vollständige Entfernung des Kurfürsten bezweckten. Pfalzgraf Philipp Wilhelm, der nach dem am 20. März 1653 erfolgten Tode seines Vaters Wolfgang Wilhelm eine Einigung mit seinen Ständen erzielt hatte, war mit dieser von ihm mit Wilich geplanten Wendung der Dinge sehr zufrieden und förderte dieselbe nach Kräften. Er reiste selbst zum Kaiser nach Regensburg, wo der Reichstag eben eröffnet wurde und bestimmte den Kaiser, vom Kurfürsten gütliche Satisfaktion wegen des Einfalls von 1651 für den Pfalzgrafen zu fordern.

Der Kurfürst scheint von den Verhandlungen Wilich's mit den jülich-bergischen Ständen Kenntniß gehabt zu haben, ließ ihn aber, wie die übrigen Mitglieder der Deputation, ungehindert nach Regensburg reisen, sei es, daß er die ganze Lage als nicht allzu gefahrvoll ansah, sei es, daß er überhaupt den Zeitpunkt zu einem energischen Eingreifen als noch nicht gekommen erachtete. Vor allem mochte es ihm auch passender erscheinen, die Ziele der Stände sich erst enthüllen zu lassen, da alsdann eine Entfremdung zwischen den cleve-märkischen Ständen und den Generalstaaten nicht ausbleiben konnte, und unter den Ständen selbst eine Trennung der evangelischen Majorität von den Katholischen erfolgen mußte. Letztere Hoffnungen und Befürchtungen sollten bald in Erfüllung gehen. Die Verhandlungen auf dem Essener Kreistage im Herbste 1653 ließen keinen Zweifel mehr darüber, daß unter der Führung des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm und des Bischofs von Münster, Christoph Bernhard von Galen, eine Liga katholischer Mächte im Entstehen sei, die Brandenburg aus dem Mitbesitz der niederrheinischen Territorien verdrängen sollte. Die General-Staaten sowohl als die evangelischen Ständemitglieder von Cleve und Mark traten offen auf die Seite des Kurfürsten; letztere ließen ihre gravamina wegen Nichtausführung des Landtagsabschiedes von 1649, sogar die Hauptforderung, die sofortige Entfernung der Besatzung von Lippstadt, fallen, bewilligten obendrein 50,000 Thaler thatsächlich zum Unterhalte derselben und verzichteten auf eine Entschädigung für die Kriegsschäden von 1649, freilich nicht ohne durch den s. g. Exekutionsreceß vom 14. Oktober 1653 eine erneuerte Bestätigung des Landtagsabschiedes von 1649

davon getragen zu haben. Die cleve-märkischen Deputirten erhielten die stricte Weisung, die Entscheidung des Successionsstreites nicht mehr beim Kaiser zu betreiben, die durch den Receß erledigten gravamina nicht mehr zu berühren und nur eine gleichzeitige Entlassung der brandenburgischen und neuburgischen Garnisonen zu fordern. Somit war die gemeinsame Instruktion der Deputirten durchlöchert, ihren Bestrebungen von Neuem wenigstens rechtlich und offiziell jedes gemeinsame Ziel genommen. Als noch endlich in Folge des Einfalls des Herzogs von Lothringen in das Stift Lüttich die bedrohten Reichsstände in Regensburg die kaiserlichen Evakuationsmandate dadurch annullirten, daß sie die Landsassen, Unterthanen und Bürger aufforderten, die nöthigen Garnisonen zu erhalten und ein Verbot erließen, dagegen beim Reichshofrath oder Reichskammergericht Prozesse zu erheben, da war den Ständen in ihren Klagen über den Unterhalt der Garnisonen bei dem Kaiser der Rechtsboden völlig abgeschnitten. In diesem günstigen Augenblicke mußte der Kurfürst daran denken, ein für alle Mal der gegen ihn gerichteten ständischen Bewegung die Ader zu unterbinden, und dies geschah durch die Verhaftung Wilich's am 20. Juli 1654.

Den weiteren Gang dieses ständischen Kampfes in den Jahren 1655 bis 1660 behandelt der vierte Abschnitt „Der nordische Krieg".

Wir sehen, in wie innigem Zusammenhange die schwedisch-polnischen und schwedisch-dänischen Verwickelungen des Kurfürsten mit den Ereignissen am Rheine stehen, wie der Kurfürst unablässig bemüht war, den Norden und Westen seines Landes vereint seinem großen Ziele eines deutsch-brandenburgischen Staates dienstbar zu machen. Am 5. August 1655 kam durch die rastlosen Bemühungen des kurfürstlichen Gesandten im Haag, Daniel Weimann, eine Defensiv-Allianz zwischen Brandenburg und den Generalstaaten zu Stande. Wenn diese auch, wie der Verlauf der folgenden Jahre zeigte, nicht von nachhaltiger Bedeutung war, so brach sie doch der clevischen Stände Opposition, die sich nur allzu rasch von Neuem unter der Führung des Rollmann Freiherrn von Bylandt zu Rheidt und des Syndikus Dr. Johann Nieß erhoben hatte, die Spitze ab. Der Herausgeber schildert in der Einleitung zu diesem Abschnitt eingehend die Bedeutung Weimanns, der sich im Haag wie in Cleve um die Sache des Kurfürsten die größten Verdienste erworben hat. Seine Tagebücher bieten eine Fülle höchst wichtigen Materials für die Geschichte des nordischen Krieges und dessen Beziehungen zu den Parteien und Ereignissen am Niederrhein. Wir sehen ferner, wie Pfalzgraf Philipp Wilhelm seine Bemühungen, eine katholische Liga gegen den Kurfürsten zu Stande zu bringen, rastlos fortsetzt, bald daran denkt, die deutsche Kaiserkrone einem Bourbonen zu übertragen und sich selbst zum Könige von Polen zu machen,

bald nach einem günstigen Augenblicke, etwa einer Niederlage des Kurfürsten in Preußen, späht, um mit Unterstützung der katholischen Partei unter den Ständen in Cleve-Mark einzufallen. Wir hören endlich, wie die Generalstaaten in engem und selbstsüchtigem Gesichtskreise befangen, die erste beste Gelegenheit benutzen, sich von der Defensivallianz loszusagen und damit umgehen, nicht allein die Neutralität der Lande im nordischen Kriege anzuerkennen, sondern sogar Cleve auf Drängen der evangelischen Stände gegen eine jährliche Kontribution von 80,000 Thalern als Schutzland aufzunehmen. Unter solchen Umständen war es für den Kurfürsten eine Pflicht der Selbsterhaltung, von 1656—1660 ohne alle Berücksichtigung der Stände und ihrer Privilegien das Regiment fortzuführen, ihre Zusammenkünfte, Berathschlagungen und Aufhetzungen mit Strenge zu unterdrücken. Als aber der Friede zu Oliva die Existenz seines Staates gesichert, ihm eine weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehende politische Bedeutung verliehen hatte, glaubte er dauernden Frieden mit den clevemärkischen Ständen freilich nur auf Grundlage seiner, ihre politische Machtstellung gänzlich beseitigenden Bedingungen, schließen zu müssen.

Die hierauf bezüglichen Verhandlungen bringt uns der fünfte und letzte Abschnitt: „Die Rezesse von 1660 und 1661 und die Erbhuldigung im Jahre 1666."

Nicht die Rechte der Stände, ihr Mit-Rathen und Thaten vollständig zu unterdrücken, ihnen nur die Privilegien zu nehmen, welche sie im Laufe der Wirren des 15. und 16. Jahrhunderts errungen hatten, und deren Geltendmachung und letzten Konsequenzen sowohl die brandenburgischen Besitzrechte auf Cleve-Mark bedrohte, als die Ausübung staatlicher Macht dort unmöglich machte, war der unbeugsame Wille des Kurfürsten. Durch den ihnen am 24. August 1660 zur Annahme vorgelegten revidirten Rezeß nahm er den clevemärkischen Ständen den durch den Landtags-Hauptrezeß des Jahres 1649 zugestandenen Konsens zur Werbung und Einführung von Truppen und die Beeidigung der Beamten auf die Rezesse: diejenigen Punkte des Schlachtfeldes, deren Besitz, wie der Herausgeber treffend bemerkt, den Kampf zwischen ständischer Libertät und fürstlicher Souverainetät entscheiden mußte. Die den niederrheinischen Landen schwer drohende Gefahr, entweder den Generalstaaten oder der spanisch habsburgischen Macht, oder sogar Frankreich zum Opfer zu fallen, war nicht beseitigt, so lange dem Kurfürsten nach dieser Seite die Hände gebunden waren.

Ohne ein stehendes Heer zum Schutze derselben nach außen und ohne ein Beamtenthum, das dem im Interesse nationaler Integrität und staatlicher Gemeinschaft regierenden Fürsten zur Seite stand, konnte er seine Lebensaufgabe, den Aufbau seines jungen Staates, nicht erfüllen.

Dagegen überließ er den Ständen das vollständige Steuerbewilligungsrecht sowie die Befugniß, sich unter der Kontrolle seiner Regierung zu jeder Zeit selbstständig versammeln zu dürfen; er gestattete ihnen sogar, zu eigener Disposition jährlich 12000 Thlr zu erheben, und erkannte selbst ihr Indigenatsprivileg mit einigen wesentlichen Beschränkungen an. Im Jahre 1661 willigten die Stände in diesen Rezeß. Sie gaben der landesfürstlichen Hoheit, die sich in den bisherigen Kämpfen als die einzige und bewußte Vertreterin des Landes gezeigt hatte, nach und fügten sich sogar, wenn auch nicht ohne eine letzte lebhafte Opposition, den ihnen vom Kurfürsten dargebotenen Reformen in der Verwaltung, Justiz- und Steuer-Gesetzgebung, die eine dauernde sowohl innerliche wie äußerliche Vereinigung mit den altbrandenburgischen Landen anbahnten. Ueber die Reformen und die Opposition dagegen geben noch die Akten des letzten Abschnittes ein überaus lehrreiches Material, das uns die wirthschaftlichen, finanziellen und administrativen Zustände jener Zeit lebhaft zur Anschauung bringt.

Nachdem der Kurfürst mit dem Pfalzgrafen von Neuburg den Erbvergleich auf Grund des „status quo" am 9. September 1666 abgeschlossen hatte, leisteten die clevemärkischen Stände am 15. Oktober die definitive Erbhuldigung. In 26jährigem Kampfe hat der Kurfürst die ständische Libertät in den Rheinlanden in ihrem Widerstande nicht nur innerlich zu brechen, sondern die Stände auch in einem gewissen Grade mit den großen Zwecken und Zielen seines Regiments innerlich auszusöhnen gewußt. Cleve-Mark begriff die Segnungen seiner Regierung, der es von nun an aufrichtige Treue bewahrte.

Wir können die Anzeige dieser so überaus reichhaltigen und uns in bisher so gut wie ganz unbekannte Gebiete historischen Wissens führenden Publikation nicht schließen, ohne den lebhaften Wunsch zu äußern, daß sich bald Jemand finden möge, der auf Grund dieses Materials eine umfassende Monographie über die Gründung brandenburgisch-preußischer Macht am Niederrhein liefere. Sollte nicht der Herausgeber selbst Zeit und Muße finden, sich dieser so verdienstlichen Arbeit zu unterziehen? Seine in markigen Zügen den Anfang und die Entwickelung dieser Gründung erörternde Darstellung in den Einleitungen gibt uns die Ueberzeugung, daß die Lösung dieser zwar schwierigen, aber dankbaren und gewiß heute mehr denn je zeitgemäßen Aufgabe einer kundigen Hand anvertraut wäre.

Im September 1869. Dr. A. Hegert.

II. Korrespondenz.

(Westphalen. — Chronik der Geschichtsvereine Münsters.) Bei Gelegenheit des am 20. d. M. gefeierten Stiftungsfestes unseres historischen Vereins, mahnt es mich, Ihnen über die jüngste Thätigkeit der Geschichtsvereine Münsters einige Nachrichten zu geben.

I. Der historische Verein zeugt durch seine immer mehr steigende Mitgliederzahl und das bedeutende Anwachsen seiner Büchersammlung von dem regen Interesse, dessen sich dieser fleißige Verein unter Leitung des Herrn General-Lieutenants Freiherrn von Czettnitz Excellenz weiterhin erfreut. Die in demselben gehaltenen Vorträge des vorigen Jahres waren die Folgenden:

1) Staatsanwalt Rolshausen: Ueber die Hansa. 2) Geheimer Archiv-Rath Dr. Wilmans: Ueber den Kampf zwischen Kirche und Staat in England im XI. Jahrhundert. 3) Professor Dr. Rospatt: Die Kriege in Ober-Italien am Ende des XVI. Jahrhunderts. 4) Oberlehrer Beckmann: Savonarola. 5) Der Unterzeichnete: Die Rulandssäule. 6) Professor Dr. Niehues: Ueber die Pyramiden. 7) Regierungsrath Wichmann: Ueber deutsche Personennamen. 8) Assessor Geisberg: Ueber das Rathhaus zu Münster. 9) Premier-Lieutenant Ritter: Rußland in Central-Asien. —

II. Der Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. Etwas ausführlicher kann ich über diesen neben dem historischen Vereine bestehenden äußerst tüchtigen und thätigen Verein berichten, da derselbe nicht nur durch Vorträge, sondern auch durch seine Zeitschrift in die Oeffentlichkeit tritt, und speziell in dem vergangenen Zeitraum sich durch eine große, bedeutenden Anklang findende Festversammlung ausgezeichnet hat.

Zunächst ist bemerkenswerth, daß der Verein (in seinen beiden Abtheilungen) jetzt über 600 Mitglieder zählt, eine Zahl, die so leicht nicht von einem andern Lokalverein erreicht sein dürfte. Was dann die wissenschaftlichen Mittheilungen betrifft, so sind seit dem 31. Oktober 1867 bis zum Beginne dieses Winters 14 mehr oder weniger umfangreiche Vor-

träge gehalten worden, die sich dem Zwecke des Vereins gemäß über lokalhistorische Stoffe verbreiteten. Der Gegenstand derselben und die Verfasser sind die Folgenden:

31. Okt. 1867 Dr. Hechelmann über die Häskenau, einem Hügel auf dem von Ems und Werse bei ihrem Zusammenflusse eingeschlossenen Winkel, von dem ich unten Näheres mittheilen werde. 21. Nov. und 12. Dez. Gen.-Vik. Sekr. Titus: Ueber die Grenzen der alten Diöcese Münster. 2. Jan. 1868 Dr. Nordhoff: Ueber die Festen und Burgen des alten Westphalens. 23. Jan. Ders.: Ueber das Städtewesen im alten Westphalen. 13. Febr. Dr. Wormstall: Ueber Römerspuren im südwestl. Theile Westphalens. 5. März und 23. April Herr Bibliothekar Guilleaume: Ueber Münsterische Ereignisse und Zustände in den Jahren 1802—1806. 26. März Dr. Rump: Ueber die Geschichte der Herren von Ahaus von Dr. Pücking. 22. Okt. Herr Assessor Geisberg: Ueber Nachforschungen und Funde auf dem Annenberge bei Haltern. 5. Nov. Dr. Rump: Ueber den Franziskaner Observanten P. Kölde und dessen Spiegel der Christenleute. 26. Nov., 10. Dez. und 21. Dez. 1868 und 21. Jan. 1869 Dr. Parmet: Ueber das Leben und die Schriften Rudolfs von Langen. 18. Febr. und 4. März Herr Bibliothekar Guilleaume: Ueber die erste Zeit der französischen Herrschaft in Münster (1806—1807). 11., 17. und 23. März Herr Assessor Geisberg: Ueber das Rathhaus zu Münster. 8. April der Unterzeichnete: Mittheilungen zur Kultur- und Sittengeschichte Westphalens seit dem 16. Jahrhundert. 11. Mai Dr. Rump: Ueber St. Katharina und das Rad von Osnabrück. An mehreren dieser Abende wurden außerdem kleinere Vorträge, besonders seitens des Assessor Geisberg, über einige neuere Funde gehalten.

Bei der Neuwahl des Vorstandes am 17. März 1869 wurde Dr. Rump für das nächste Triennium von der General-Versammlung wiedergewählt. Auch die übrigen Herren des Vorstandes behielten ihre bisherigen Geschäfte bei. — Von den Publikationen des Vereins ist besonders die Fortsetzung des westphäl. Urkundenbuches durch den Geh. Archiv-Rath Dr. Wilmans zu erwähnen, über welches im Novemberhefte 1869 ausführlich referirt wurde. An der Fortsetzung desselben, nämlich dem Schlußhefte der Urkunden des Fr. Münster nebst Registern, sowie an der zweiten Abtheilung, nämlich den Urk. des Fr. Paderborn, wird unausgesetzt gearbeitet. Ferner veröffentlichte der Verein, wie alljährlich, einen Band seiner Zeitschrift, auf welchen ich unten zurückkomme. — Auch ist die Anlegung einer archäologischen Karte von Westphalen beschlossen worden, die in der Art ausgeführt werden soll, daß auf besonders anzuschaffenden Spezialkarten, und zwar den Generalstabskarten, mit besonderen (rothen) Typen betreffenden Orts Notizen über den Befund einzelner Oertlichkeiten

über dort vorgefallene geschichtliche Ereignisse, Funde von Alterthümern, Münzen u. s. w. eingetragen werden. Besondere Zeichen wurden festgestellt für: Kirche, Kloster, Haus, Burg, Mühle, Brücke, Kreuz; Münzen, Urnen, Waffen, Lager, Menschen- und Thierknochen, Gräber, Schmucksachen, Gerichtsstätten, Grenzen, Schlachten, Belagerungen, Wege und Bäume. Die paderborner Abtheilung des Vereins erklärte sich mit diesem Plane einverstanden, und so ist denn diese interessante Arbeit fleißig in Angriff genommen.

Im Mai 1869 veranstaltete der Verein Nachgrabungen auf der Haskenau, zwei Stunden NNO. von Münster, einem Hügel am Einflusse der Werse in die Ems, der, von drei koncentrischen Gräben umgeben, selbst aus dem innersten derselben aufgeschüttet zu sein scheint, und durch diese seine merkwürdige Erscheinung längst schon zu weiteren Forschungen gereizt hatte. Die Resultate des unternommenen Ausflugs waren aber nicht erheblich und brachten wenig Neues und Wichtiges an das Tageslicht. Das Museum der Alterthümer des Vereins ist in der jüngst verflossenen Zeit um mehr als 180 Nummern bereichert worden, und zwar durch Gegenstände, die zum größten Theile hohes Interesse in Anspruch zu nehmen im Stande sind. Die Mehrzahl, 103 Nummern, stammt von der aufgelösten „westphälischen Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Kultur zu Minden" her, deren Manuskripte das K. Staats-Archiv hierselbst, und deren Münzen und Alterthümer der in Rede stehende Verein erwarb. Die Gegenstände gehören verschiedenen Perioden der deutschen Geschichte von den Stein- und Bronzearbeiten herab bis zu den Panzerrüstungen und Feuerwaffen an. — Auch die Münzsammlung hat sehr erfreuliche Bereicherungen erhalten: der Katalog konnte um 335 Nummern vermehrt werden, und darunter befinden sich 2 Gold- und 97 Silbermünzen.

Unter den neuen Erwerbungen für die Bibliothek ist vor Allem der umfangreichen Vorarbeiten zu einem altsächsischen wie zu einem westphälischen Wörterbuche zu gedenken, welche der verstorbene Oberlehrer Dr. Köne handschriftlich hinterlassen hatte, ferner wurde aus dem v. Ratzfeld'schen Nachlasse das bis in's 13. Jahrhundert hinaufreichende Nekrologium des Patrali-Stifts zu Soest erworben, und auch sonst erfreute sich die Bibliothek durch anderweitige Ankäufe und Geschenke eines nicht unerheblichen Zuwachses.

Kann somit der Verein mit Befriedigung und Genugthuung auf seine wissenschaftlichen Leistungen und seine Anstalten zurückblicken, so hat er auch Grund zur Freude darüber, daß ein oft und gern gehegter Gedanke in glänzender und höchst gelungener Weise in den letzten Septembertagen des verflossenen Jahres zur Ausführung gekommen ist. Schon längst hatte der Verein die Absicht, außer den regelmäßig stattfindenden Ver-

sammlungen, noch zu gelegener Jahreszeit eine größere, namentlich auch auf den Besuch auswärtiger Mitglieder berechnete Festversammlung in's Leben zu rufen. Der Stiftungstag, der 21. September, wurde dazu bestimmt, und das Komité, welches emsig bemüht war, das Fest so reich wie möglich auszustatten, hatte die Freude, daß der westphälische Kunstverein demselben sein Museum zu öffnen und die akademische Pauliner-Bibliothek eine Ausstellung seltener und kostbarer Bücher zu veranstalten zusagte. Das Domkapitel wollte im Kapitelsaale die kirchlichen Schätze des Domaltars ausstellen. Am 45. Stiftungstage der Münsterchen Vereinsabtheilung begann dann die eigentliche Festfeier mit einer stark besuchten Versammlung im altberühmten Friedenssaale des Rathhauses. Begrüßt vom Oberbürgermeister der Stadt, eröffnete sodann der Vereinsdirektor Dr. Rump die Hauptversammlung und gab einen kurzen Ueberblick über die Geschichte, die Aufgaben und Leistungen des Vereins, der zu den drei ältesten seiner Art in Deutschland gehöre. Nachdem drei weitere Vorträge gehalten waren, begann die Versammlung den vorbereiteten Rundgang durch die ihr freundlich geöffneten Anstalten und in die eigentliche Festausstellung.

Zunächst wurde das Museum des westphälischen Kunstvereins besucht und die reiche Gemäldesammlung der Gallerie, sowie das alte Antipendium aus dem Walpurgiskloster in Soest, fast das älteste Tafelgemälde in Deutschland, betrachtet. In einem Nebensaale hatte der Alterthumsverein die interessanteren Bilder seiner Sammlung ausgestellt.

Von hier aus begab sich die Versammlung in die Paulinische Bibliothek, wo bei der Kürze der Zeit leider nur ein ganz flüchtiger Ueberblick gewonnen werden konnte. Mit großem Geschick waren die werthvolleren Handschriften und Inkunabeln auf großen Tischen in dem herrlichen Saale aufgelegt. Ein Minale des 15. Jahrhunderts mit wirklich hervorragend schönen Miniaturen erregte allgemeinste Bewunderung.

Um 12 Uhr war der mit prachtvollen Holzschnitzereien reich geschmückte Kapitelsaal des Doms den Festgenossen geöffnet, und dort wurden die Schätze des Hochaltars einzeln und eingehend vorgewiesen.

Gegen 1 Uhr war die ganze Festversammlung im Ständehause vereinigt, wo die Hauptausstellung, zu welcher von fern und nah Kunstgegenstände eingeliefert waren, in geschmackvollem Arrangement eröffnet wurde.

In den unteren Geschossen befanden sich feine und kostbare Paramente aus uralter wie moderner Zeit, ferner Steinmetzarbeiten und Glasmalerein. Das Schönste, Werthvollste und Interessanteste barg aber der große, würdige, prächtig dekorirte Ständesaal. An den Wänden rings herum, sowie auf vier großen Tischen in der Mitte waren die Gegen-

stände ausgelegt und eine größere Anzahl Komitémitglieder hatte es übernommen, je an einer der Abtheilungen den Besuchern kundige und eingehendere Erläuterungen der einzelnen Objekte zu geben. Die dem Vereine gehörende Sammlung ausgegrabener westphälischer Alterthümer, sowie die Abtheilung der Waffen und besonders der Münzen war sehr bedeutend, an Zahl entschieden die hervorragendste.

Diese Gegenstände waren musterhaft geordnet und mit großer Uebersichtlichkeit nach Perioden rangirt, aufgestellt.

Es würde zu weit führen, hier die vielen hundert höchst werthvollen ausgestellten Gegenstände detaillirt zu besprechen, und so möge es genügen, einige besonders interessante Spezialitäten kurz namhaft zu machen.

Wir erwähnen zuerst die aus Iburg eingesandte Kasel des Bischofs Benno II. von Osnabrück. Dieser starb auf seiner Landesfeste Iburg im Jahre 1088 und wurde in dem benachbarten, von ihm gegründeten Kloster gleichen Namens beigesetzt. Als man 1408 sein Grab eröffnete, fand sich unter andern Gegenständen auch die in Rede stehende Kasel. Dieselbe hat die Form einer Glocke, eine bläulich schwarze Farbe, und zählt als purpura orientales wohl zu jenem Gewebe, die noch zur Zeit Benno's in Byzang oder auf Sizilien verfertigt wurden. Alles dieses läßt kaum daran zweifeln, daß sie noch dem 11. Jahrhundert angehöre. Vielleicht läßt sich sogar annehmen, daß sie zu jenen 100 Seidenstücken gehörte, welche der deutsche Kaiser Heinrich IV. von dem griechischen Kaiser Alexius in Italien zum Geschenk erhielt, und so als weitere Gabe dem verdienten Bischof Benno v. Osnabrück verehrt wurde. In der Nähe hatte der Graf von Galen die ganze Feldkapelle seines berühmten Vorfahren, des Bischofs Christopf Bernhard, ausgestellt.

Der größte Schatz unter den Schätzen der Ausstellung war ein aus dem Kl. Liesborn stammendes Kreuz. Während die Rückseite mit Metallplatten und Inschriften von Heiligennamen bedeckt war, war die Hauptseite mit Goldblech überzogen, und dieses sowohl mit Filigranarbeit und Gesteinen, als auch mit getriebenen Bildwerken geziert. In der Kreuzung erblickte man das Bild des Gekreuzigten, von den beiden Seiten desselben zunächst hier den h. Petrus, dort den h. Paulus, und in weiterem Abstande hier den h. Cosmas, dort den h. Domianus, die beiden Hauptpatrone des Klosters. Unter der Kreuzigung auf dem Hauptbalken war die Aufnahme Kaiser Heinrichs II. in den Himmel verbildlicht, und sowohl diesem historischen Anhaltspunkte wie der Technik des ganzen Werks nach glaubt man mit Recht, diese kostbare Arbeit noch vor das Jahr 1100 setzen zu müssen. Gesteine verliefen an den Rändern der Kreuzbalken und unter ihnen gewahrte man einige antike Gemmen aus der Klasse der intagli, also mit eingravirten Bildern.

Aus der Fülle der ausgestellten handschriftlichen Kunstdenkmäler ist es schwer, einzelne besonders namhaft zu machen; so mag denn nur auf den schönen, dem beginnenden zwölften Jahrhundert angehörenden, geschnitzten Elfenbeindeckel eines Evangeliars von St. Mauritz bei Münster, und auf ein selten prachtvolles gemaltes Gebetbuch des Jahres 1564 hingewiesen werden.

Ein von 150 Personen besuchtes Diner im großen Rathhaussaale und ein wohl gelungenes Abendfest in einem schönen Gartensaale vor der Stadt, wobei dem Humor in mancherlei Vorträgen sein Recht eingeräumt wurde, bildete die gesellige Seite dieses schönen Festes.

Was nun den letzten Band der Vereinszeitschrift (XXVIII oder 3. Folge, Band VIII) betrifft, so beschränke ich mich darauf, hier seinen Inhalt kurz anzugeben. Derselbe enthält: I. S. 1. Geschichte der Herrschaft und der Stadt Ahaus von Dr. Karl Tücking, Oberlehrer in Arnsberg. II. S. 80. Zur Topographie der Freigrafschaften (Nro. 21—30) von Dr. J. Seibertz. III. S. 107. Der Dukat des Erzbischofs von Köln in Westfalen und Engern, von H. Kampschulte in Alme. IV. S. 133. Geschichte der Herrschaft Gemen, ihrer Herren und deren Geschlechter, von Friedrich, Grafen von Landsberg-Velen. V. S. 197. Geschichte der Stadt Brakel, von Dr. Giefers. VI. S. 309. Die bei Werne in der Lippe gefundenen Alterthümer, von Borggreve, K. Baurath in Hamm. VII. S. 335. Urkunden zur westf. Geschichte während des 30jährigen Krieges; aus dem Chigi'schen Archive zu Rom, mitgetheilt von Dr. Tourtual. VIII. S. 348. Aktenstücke vom westf. Friedenskongresse, desgl. von demselben. IX. S. 359. Vier Ringe von Bronze, vom Ass. Geisberg. X. S. 365. Das Paderborner Siechenhaus, vom Domkap. Bieling. XI. Chronik des Vereins. S. 372—388.

3 Tafeln Abbildungen westf. Alterthümer zieren diesen reichen Band der Zeitschrift.

Münster, am 21. März 1870. Dr. Ernst Friedlaender.

III. Recensionen und Anzeigen neu erschienener Bücher.

Dr. W. Tobien. **Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit Westfalens.** Nach Quellen und neueren Forschungen dargestellt. I. Bd. 1. Abth. 1869. VI. u. 190 Seiten.

Der erste Halbband dieses Buches, welches den Verf. zum korrespondirenden Mitglied des Bergischen Geschichtsvereins ernannt werden ließ, enthält, im Widerspruch mit seinem Titel, eine vollständige pragmatische Geschichte Westfalens von Cäsars Zeiten an bis zum Jahre 1180. Der Verf. benutzt die Quellenliteratur für seinen Zweck fleißig und fast vollständig, wenngleich ihm manches Wichtige entgangen ist, wie z. B. die Kaiserurkunden der Pr. Westfalen von Wilmans. T. illustrirt seinen Text durch viele Anmerkungen, in welchen er eine große Anzahl Urkunden, die ihm besonders charakteristisch erscheinen, vollständig zum Abdruck bringt. Nothwendig und seinen Text wesentlich erläuternd, war der in den Erhard'schen und Lacomblet'schen Urkundenbüchern schon früher geschehene Abdruck wohl nicht.

Der zweite Theil des vorliegenden Halbbandes beginnt mit der Geschichte der Grafschaften Mark und Ravensberg, weil diese die ältesten hohenzollernschen Besitzungen im heutigen Westfalen sind; doch wäre wohl zunächst eine Darstellung der ältesten historischen Theile überhaupt, also der Bisthümer, mehr am Platze gewesen.

Der Rhein und die Rhein-Feldzüge. Militair-geographische und Operations-Studien im Bereich des Rheins und der benachbarten deutschen und französischen Landschaften von Georg Cardinal von Widdern. Berlin 1869 bei E. S. Mittler und Sohn, 8. 465 Seiten.

Für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland geschrieben, giebt das vorliegende Werk Untersuchungen über die Art und Weise der Rheinvertheidigung, und zwar erstrecken sich diese Studien auf das Gebiet zu beiden Seiten des Rheins und seiner Nebenflüsse von Basel bis Wesel. Da aber, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, das Feld

der Militair-Geographie ohne die Belebung durch die der Kriegsgeschichte entnommenen Operationsbilder ein trockenes bleibt und die Plastik der Landschaften sich nicht so haltbar dem Gedächtniß einprägt, so ist die Untersuchung an der Hand der Feldzüge von 1792—1814, so weit sie sich auf diesem Terrain abspielten, vorgenommen und wo es sich um eine Schilderung der Maingegenden handelte, auch der Feldzug von 1866 zu Rathe gezogen. Und wie schon in jenen Feldzügen der Rheinkrieg theils defensiver, theils offensiver Natur war, so hat auch der Verfasser beide Fälle behandelt und nach den bedeutend veränderten Kommunikations- und Vertheidigungsmitteln unserer Zeit modifizirt. Dabei sind denn auch besonders die Festungen einer eingehenden Kritik unterzogen worden, sowohl die französischen, die bei einer Invasion in der Richtung der drei großen Straßen Coblenz — Trier — Verdun — Chalons — Paris, Cöln — Wesel — Belgien — Paris, und Mainz — Mannheim — Vogesen — Saar — Paris in Betracht kommen, als auch die bei der Defensive in's Gewicht fallenden deutschen Rheinfestungen und Ulm, welches im Feldzuge von 1799 eine so bedeutende Rolle spielte. Zur Vervollständigung sind dem Werke angehängt: statistische Notizen über die Festungen, Bevölkerung, Produktion und Behörden im Osten Frankreichs. Trotzdem das Werk diesen Stoff in gedrängtem Stil behandelt, so regt es doch ungemein zum Selbststudium an; es verbindet die große Fülle von Material, die durch die eingehendsten Forschungen gesammelt ist, mit jener induktiven Weise der Behandlung, die das Urtheil des Taktikers zu voller Geltung kommen läßt.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Leopoldine Marie,

Markgräfin von Brandenburg=Schwedt, geb. Prinzessin von Anhalt=Dessau.

(Aus den nachgelassenen Papieren ihres Gemahls Heinrich, des letzten, 1788 verstorbenen Markgrafen von Schwedt.)

I.

In dem sogenannten Maler=Zimmer des herzoglichen Schlosses zu Dessau sehen wir, von dem berühmten Maler Anton Pesne gemalt, das Portrait eines 4jährigen Mädchens, welches, mit einem rothen Negligé=Röckchen bekleidet, in seinen runden Händchen einen mit Nelken und Rosen gefüllten Blumenkorb trägt. Ein paar große braune Augen lachen uns aus dem rosigen Kindergesichte entgegen.

Nicht weit davon hängt das Brustbild einer Dame in dem Alter von einigen 50 Jahren. Hals und Taille sind von einem schwarzen Spitzentuche verhüllt und nur an wenigen Stellen erkennt man die blaue Farbe des Kleides. Die einst so schönen, jetzt von Gicht entstellten Hände verbirgt ein kostbarer Muff von wärmendem Pelzwerk. Die dunkeln braunen Augen erinnern mit Recht an die des Kindes, dessen Portrait wir soeben gesehen haben, denn beide Bilder stellen ein und dieselbe Person in freilich sehr verschiedenen Lebensaltern dar, und während das Kinderköpfchen einem heiteren, von keiner Wolke getrübten Himmel gleicht, scheinen an der älteren Dame Kummer und Leiden nicht vorüber gegangen zu sein, denn trotz des Wohlwollens und der Freundlichkeit des Gesichtsausdrucks erkennt man, daß Sorge und Leid an ihrem Herzen genagt haben.

Leopoldine Marie, geboren am 12. Dezember 1716, war das neunte

Kind des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und der Fürstin Anna Louise. Sie war also zu einer Zeit geboren, wo der Ruhm ihres Vaters, als preußischer Kriegsheld, bereits die Welt erfüllte.

Das Haus Anhalt-Dessau hatte gar mannigfache Beziehungen zum preußischen Königshause. Der Fürst Leopold stand beim König Friedrich Wilhelm I. im höchsten Ansehen und sein Ausspruch war nicht nur in militairischen Dingen entscheidend, sondern auch in allen politischen Fragen fand sein Rath Beachtung.

Der Vater Leopold's, der Fürst Johann Georg II., war kurfürstlich brandenburgischer Feldmarschall und Statthalter der Mark Brandenburg und als solcher einer der treuesten Stützen des großen Kurfürsten gewesen. Die Brüder Leopoldinen's, Wilhelm Gustav, Leopold Maximilian, Dietrich Eugen und Moritz hatten bereits Kriegsdienste in der preußischen Armee genommen oder traten später in dieselbe ein, um darin die höchsten Würden zu erreichen.

Aber auch verwandtschaftliche Bande knüpften beide Fürsten-Häuser eng aneinander. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm und sein Statthalter, der Fürst Johann Georg II., hatten zwei Schwestern, Prinzessinen von Oranien, zu Gemahlinnen, so daß Fürst Leopold dadurch der rechte Vetter des Königs Friedrich I. wurde. Außerdem aber hatte sich der Stiefbruder des genannten Königs, der Markgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt mit Johanne Charlotte von Anhalt, einer Schwester des Fürsten Leopold, vermählt und dadurch das verwandtschaftliche Band von Neuem befestigt.

Der Markgraf Philipp Wilhelm starb 1711 in seinem 42. Jahre und hinterließ 3 Kinder: Friedrich Wilhelm, welcher Schwedt erbte, Henriette Marie, welche sich mit Friedrich Ludwig, Erbprinzen von Würtemberg, vermählte und Heinrich Friedrich, geboren den 21. August 1709.

Dieser Prinz erreichte im Jahre 1738 sein 29. Lebensjahr. Er war Oberst von einem Regiment zu Fuß und stand in Prenzlau in Garnison. Es war ein eleganter Offizier, nicht ohne Witz, jedoch ohne den Takt, seiner Zunge zur rechten Zeit Schranken anzulegen. Dies und seine leichten Sitten machten seiner Mutter manche Sorge und dem strengen und ernsten König Friedrich Wilhelm I. viel Verdruß. Der König hatte ihm 1734 die durch den Tod des Markgrafen Ludwig erledigte Dompropstei der Stiftskirche zu Halberstadt verliehen. Die dazu gehörenden Güter Dardesheim und Harsleben gewährten eine Revenüe von 4600 Thlrn.; außerdem war er im Besitz der Komthurei des Johanniter Ordens Lietzen und Gorgast, welche 10,200 Thlr. einbrachte, seine Appanage, die er vom König bezog, betrug 5000 Thlr., die von seinem älteren Bruder Friedrich,

dem Markgrafen von Schwedt, 4000 Thlr. Als Oberst des Regiments zu Fuß, Nr. 12., bezog er 3828 Thlr. und endlich von seinen 1737 erkauften Gütern Stolzenberg und Wormsfelde 4616 Thlr., so daß sich seine jährlichen Einnahmen auf 32—39,000 Thlr. beliefen.

Der Prinz hatte als Oberst 1734 den Feldzug am Rhein mitgemacht und im Juni 1735 sein Regiment in Berlin dem Könige zur Revüe vorgeführt. Vielleicht hatte er dabei die Zufriedenheit des Königs nicht erlangt oder es war etwas Anderes vorgefallen, warum der Prinz um Erneuerung der königlichen Gnade bitten mußte, worauf ihm Friedrich Wilhelm unterm 1. September 1735 erwiederte: „Ich habe Ew. Liebden Schreiben erhalten und gebe Ihnen darauf die Antwort, daß Sie sich nur gut aufführen sollen, so werde ich sein Euer Liebden freundwilliger Vetter."

Die Mutter glaubte ihren Sohn von seinen Thorheiten nicht gründlicher heilen zu können, als durch die Vermählung mit einer gescheidten und energischen Frau, und ihre Wahl fiel dabei auf ihre Nichte, die Prinzessin Leopoldine, welche im Jahre 1738 ihr 22. Lebensjahr erreicht hatte.

Die Prinzessin hatte ihre Kindheit in Dessau und dem von ihrer Großmutter angelegten Oranienbaum in muntern und oft wilden Spielen mit ihren Geschwistern verlebt. Mit Lernen wurde sie, wie alle Kinder des Fürsten Leopold, nicht zu viel gequält; die damalige Zeit machte überhaupt bei dem weiblichen Geschlecht sehr wenig Ansprüche auf Schulkenntnisse, und so waren die fürstlichen Eltern befriedigt, daß Prinzessin Leopoldine französisch sprechen lernte und einen guten Religionsunterricht genoß. Einige Briefe, welche Leopoldine als Kind an ihre um 1½ Jahr ältere Schwester, die Prinzessin Wilhelmine, schrieb, sind noch vorhanden. Die Prinzessin hat dieselben wahrscheinlich unter der Aufsicht ihrer französischen Bonne geschrieben, denn die Orthographie ist unstreitig besser, als die in ihren späteren Briefen, welche, was Recht- und Schönschreibung anbetrifft, sehr viel zu wünschen übrig lassen. Nur wenig Menschen waren im Stande, den Sinn ihrer Briefe völlig zu entziffern und selbst die Uebersetzungen, welche sich ihre Brüder nothgedrungen durch ihre Geheim-Sekretaire machen ließen, zeigen viele Lücken. Die Prinzessin glich darin vollkommen ihrem Vater, welcher mehrfach seine eigene Handschrift nicht lesen konnte und seine Entschuldigung darin fand, daß er seine Briefe auch nicht für sich schreibe.

Bei allen Lücken in ihren Schulkenntnissen war Leopoldine mit einem klaren Verstande begabt; sie war lebhaft, ja ihre Lebhaftigkeit konnte sich bis zur Heftigkeit steigern, aber eine große Freundlichkeit und ein unend-

liches Wohlwollen blieb ihr Haupt-Charakterzug, den sie sich von ihrer Kindheit bis in ihr spätes Alter bewahrte. Als einst ihre Schwester Wilhelmine erkrankt war, gerieth sie außer sich und schickte echt kindlich derselben mit einem zierlichen Billet ein Stück Kuchen und Leckzucker, wodurch sie genesen möge. Leopoldine war, als sie ihr 22. Jahr erreicht, eine schöne Erscheinung; groß, von üppigen Formen, graziöser Haltung, vielem Liebreiz und einer beneidenswerthen Heiterkeit.

Ihre Tante lud sie zu Ende des Jahres 1738 nach Stolzenberg, einem von dem Prinzen Heinrich kürzlich erkauften und bei Landsberg gelegenen Gut, ein, und es währte nicht lange, so entbrannte der leicht entzündbare Prinz für die jugendliche Prinzessin und verlobte sich mit derselben.

„Mein Glück — schreibt Leopoldine aus Stolzenberg, den 9. Dezember 1738 an ihre Schwester Wilhelmine — ist unaussprechlich, ich hätte nur gewünscht, meine Schwester hier zu sehen.“ Am 13. Februar des folgenden Jahres war in Dessau die Hochzeit. In den Ehepakten war die Mitgift der Prinzessin auf 45,000 Thlr. bestimmt. Als Wittwensitz ward ihr Stolzenberg und als Leibgedinge außer den Zinsen ihrer Mitgift, 3000 Thlr. aus den Revenüen des genannten Gutes festgestellt, außerdem versprach der König, in Folge der Oranischen Erbschaft, 2000 Thlr. Pension zu zahlen, fernere 2000 Thlr. sollte der Markgraf Friedrich Wilhelm zuzulegen bewogen werden und endlich sollte ihr das Gnadenjahr von der Domprobstei Halberstadt zufallen; nach dem Tode des Markgrafen Friedrich Wilhelm sollte ihre Morgengabe (200 Thlr.) und ihre Handgelder (1400 Thlr.) auf 2600 Thlr erhöhet werden.

II.

Der König Friedrich Wilhelm unterzeichnete die Ehepakten, obgleich er erzürnt war, daß sein Neffe, statt persönlich und zu rechter Zeit um seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu bitten, dies seinem Schwiegervater, dem Fürsten Leopold, überlassen hatte. Zwar antwortete der König dem Fürsten Leopold auf dessen Notifikationsschreiben, worin er seine Tochter der königlichen Gnade empfahl, ziemlich gnädig, indem er demselben unter dem 22. Februar 1739 schrieb: „— — Ich bin Ew. Liebden für dieses in mich gesetzte Vertrauen sehr verbunden und werde solches gegen gedachte meine Schwägerin, Hoheit und Liebden, bei allen vorfallenden Gelegenheiten in Erfüllung bringen.“ Dem Prinzen Heinrich dagegen schrieb er am 27. Februar: „Seine Majestät, der König in Preußen haben auf Dero Obristen, des Prinzen Heinrich's, Schreiben vom 23. Februar, dessen Ankunft bei dem Regiment, den abgestatteten

Dank für die ertheilte Permission und daß er um die königliche Affektion anhalte, ersehen. Es muß aber gedachter Prinz bedenken, wie sehr er sich dadurch versündigt, daß er mit seiner gedachten Heiraths-Verbindung Seiner Majestät, so Chef von der Familie und des Prinzen Kriegsherr sind, vorbeigegangen und deroselben nicht zuerst von seiner Absicht die schuldige Eröffnung gethan."

Um den König zu beruhigen, empfahl der Fürst Leopold am 27. Februar in einem abermaligen Schreiben Tochter und Schwiegersohn der königlichen Gnade, worauf Friedrich Wilhelm unter dem 1. März dem Fürsten Leopold antwortete: „— — Da ich nun auf Ansuchen Ew. Liebden einmal meinen Consenz dazu (zur Vermählung), gegeben, so wird es nur darauf ankommen, ob sich gedachter Prinz in's Künftige so gegen mir aufführen wird, als es einem Prinzen vom Hause und einem Offizier gebühret und anstehet, alsdann es gut gehen wird. Wo er es aber machet, wie bisher, so werden Ew. Liebden selbst ermessen, daß es nicht gut ablaufen kann, denn es wissen dieselben, was vorangegangen ist und habe ich es ja Alles Ew. Liebden deutlich vorher geschrieben. Ich wünsche indessen das Beste und werde allerzeit zeigen, daß ich mit aufrichtiger amitié bin Ew. Liebden freundwilliger Vetter."

Prinz Heinrich war mit seiner jungen Gemahlin am 22. Februar in Prenzlau angelangt, aber die rosigen Flitterwochen wurden ihm sehr durch die über ihm schwebende Ungnade des Königs getrübt. In dieser Gemüthsstimmung schrieb er seinem Schwiegervater:

„Ich verlasse mich auf Gott und Eure Durchlaucht, daß dieselben werden bei Gelegenheit als ein gnädiger Vater für mich und meine liebe Frau sprechen, welches das Einzige ist, das mich in der betrübten Situation, worin ich mich befinde, tröstet. Wenn ich doch noch so glücklich wäre, ein Paar Flügelmänner bei der Kompagnie zu bekommen, so ich dem Könige präsentiren könnte, so hätte ich Hoffnung, vielleicht auch ein gnädiges Gesicht zu bekommen.

Mich stehen die Haare zu Berge, wann ich an der Revüe denke. Wo Euer Durchlaucht nicht helfen, so weiß nicht, was ich armes Wurm machen soll."

Der Prinz war auch auf das Eifrigste bemüht, sich einige große Flügelleute zu verschaffen; er unterhandelte deshalb ganz in's Geheim mit einem gewissen Ludwig Kluge in Rendsburg, was aber zu keinem Resultate führte, dagegen versprach ihm ein Oberst-Lieutenant Francovitsch, einen Rekruten von 6 Fuß für 1500 Thlr. und der Kriegsrath Kircheisen, einen Flügelmann für 2000 Thlr. schaffen zu wollen. Bevor sich jedoch diese höchst erfreulichen Aussichten realisiren konnten, war das inzwischen eingelaufene Schreiben des Königs vom 10. März 1739 nicht geeignet, den

Prinzen zu beruhigen. Es lautete: „Seine königliche Majestät von Preußen geben Dero Obristen, Prinzen Heinrich auf dessen Schreiben in Antwort, und zwar ein vor allemal, daß Sie nicht mit demselben über das Geschehene raisonniren wollen, denn Er es sehr, sehr, sehre grob versehen."

Nochmals bewarb sich der Prinz um die Vermittelung seines Schwiegervaters. „Ich befürchte, schrieb er, — daß, wenn ich nach Berlin komme, mich der König noch mehr Dureteten, als er mir vorjahr gesaget, sagen wird."

Er hatte sich an die rechte Quelle gewandt. Fürst Leopold stand zu fest in der Gunst des Königs und wußte zu geschickt den richtigen Moment zu erfassen, als daß er nicht endlich hätte Sonnenschein für das junge Ehepaar erlangen sollen. Der König beglückte auch den Prinzen in Folge der geschickten Fürsprache Leopold's mit dem gnädigen Ausspruch, daß ihm nur des Prinzen Betragen, nicht seine Person, mißfällig sei, worauf Prinz Heinrich dem Könige nochmal versicherte, daß er allein aus regard seines Herrn Onkels und jetzigen Schwiegervaters Gnaden gefehlt habe, demselben die erste ouverture zu lassen, er aber wegen seines hierin begangenen Vergehens deprecire. Der König schenkte dem Prinzen hierauf sein Wohlwollen wieder, und gestattete ihm, mit seiner jungen Gemahlin nach Herford zu seiner Mutter, welche Aebtissin des dortigen Stiftes war, zu reisen, aber seinen weiteren Reiseplänen von da nach Aachen schob er einen Riegel vor, indem er dem Prinzen am 22. September 1739 schrieb: „— — Ich kann solches nicht accordiren, sondern Sie sollen nach vollendetem Verlaub wieder bei dem Regiment sein, denn es würde diese Reise zu nichts nützen, als das Geld unnütz auszugeben und kann Ew. Liebden sich den Fuß zu Berlin besser, als anderwärts curiren lassen."

Leopoldine, die nunmehrige Markgräfin Heinrich, hatte am 20. Februar ihre Heimath und den heitern Kreis ihrer Geschwister verlassen und Dessau mit Prenzlau als Wohnort vertauscht. Sie hatte hier die schweren Sorgen, welche in Folge der Ungnade des Königs auf ihrem Gemahl lasteten, zu verscheuchen, und gewiß dadurch manche schwere Stunde. Dennoch sprachen ihre Briefe aus dieser Zeit ihr volles Glück und ihre Zufriedenheit in einem Maße aus, wie man es nur von einer heiteren, glücklichen jungen Frau erwarten kann. Auch kleiner häuslicher Obliegenheiten unterzog sie sich. So bat sie am 10. Mai ihre Schwester Wilhelmine, ihr doch das Rezept zur Karpfensauce mit Sardellen, wie sie der Dessauer Hofkoch Bierwirth machte, zu schicken; auch schrieb sie sehr aufgelegt einandermal von einem beim Regiment des Prinzen stattgefundenen Feste, bei welchem man nach der Trommel gewalzt hatte.

Im Mai unternahm sie eine Reise nach Schwedt, um ihren dortigen

Verwandten einen Besuch abzustatten. Unmittelbar darauf wollte das Ehepaar nach Herford reisen, um der Schwiegermutter daselbst aufzuwarten, „allein — so schreibt Leopoldine nicht ohne Humor — der großmächtige König haben es nicht für gut befunden, daß wir jetzt nach Herford gehen, und sollen wir warten, bis Er aus Preußen zurück ist."

Die Reise wurde demzufolge bis zum August verschoben, wo dann Leopoldine in Herford von ihrer Tante und Schwiegermutter mit aller Zärtlichkeit aufgenommen und bei ihrer Abreise reich beschenkt wurde.

Die Beisetzung des am 31. Mai 1740 verschiedenen Königs Friedrich Wilhelm I. führte das Ehepaar nach Berlin; Friedrich II. erwies sich sehr freundlich gegen seine Muhme und auch die Königin-Mutter Sophie Dorothea, sowie die regierende Königin Elisabeth bezeigten der jungen Markgräfin viel Huld und Gnade.

III.

Inzwischen zogen sich schwere Wolken am politischen Horizont zusammen, der Krieg um den Besitz Schlesiens wurde vom Könige im Dezember 1740 begonnen. Am 3. Januar 1741 hielt Friedrich II. in Breslau seinen feierlichen Einzug; der eigentlichen Besitznahme dieser Stadt, welche erst am 10. August d. J. erfolgte, gingen jedoch mehrere Siege vorher: die Einnahme von Glogau am 9. März, die Schlacht bei Mollwitz am 10. April, die Einnahme von Brieg am 4. Mai. Auch der Prinz Heinrich, welchen der König unter dem 8. März 1740 zur Bezeigung seiner besonderen Affektion zum General-Major befördert hatte, rückte mit in's Feld und kommandirte bei Mollwitz den aus 6 Bataillonen und 4 Schwadronen bestehenden rechten Flügel des 2. Treffens.

Der König mußte aber mit dem Verhalten des Prinzen nicht wohl zufrieden gewesen sein, denn fortan erfreute sich dieser in militairischen Dingen nicht mehr seiner Gnade und fand keine weitere Verwendung. Aus den Briefen der Markgräfin an ihren Gemahl könnte man sogar schließen, daß sein Regiment in dieser Zeit anderweit vergeben wurde und er erst später wieder mit einem andern Regiment begnadigt worden wäre, doch wissen wir nur soviel mit Gewißheit zu sagen, daß der Prinz im Jahre 1741 Chef des Regiments Nr. 12., im Jahre 1762 aber Chef des 1741 neu formirten Regiments Nr. 42., welches nach dem Frieden in Frankenstein garnisonirte, war.

Bei dem Ausbruch des 2. schlesischen Krieges bat der Prinz um Verwendung bei der Armee, erhielt aber unter dem 23. Mai 1745 eine ausweichende Antwort, und als er später wünschte, der Armee seines Schwiegervaters zugetheilt zu werden, antwortete ihm der König unter dem

25. August: „— — Gleichwie Mir aber von einer Ungnade, so ich Ihrem Anführen nach gegen Ihnen habe, gar nichts bewußt ist, also können Dieselben solche Gedanken sicher fahren lassen und vielmehr versichert sein, daß ich Mir jederzeit ein besonderes Vergnügen daraus machen werde, Ihnen nur alle möglichen marques einer wahren und unveränderten Freundschaft zu geben. Was aber Dero Verlangen, bei der unter des Generalfeldmarschall Fürsten zu Anhalt, Liebden Kommando stehenden Armee mit emplacirt zu werden, anlanget, so kann ich Euer Liebden diesmal nicht willfahren, da alle Arrangements gemachet und eine hinlängliche Armee dabei ernannt ist, folglich, darüber etwas zu ändern, zu spät ist."

Die Markgräfin Leopoldine war ihrem Gemahl nach Schlesien gefolgt, hatte in Breslau ihren Wohnsitz genommen und blieb daselbst bis zum September 1741. Aus dieser Zeit sind 56 Briefe von ihrer Hand an den Markgrafen vorhanden, was eine sehr fleißige Korrespondenz beweist, zumal der Prinz die größte Zeit des Juni und Juli in Breslau, wohin er wegen Brustleiden Urlaub genommen hatte, gegenwärtig war. Die erwähnten Briefe der Markgräfin sind die einer zärtlich liebenden und besorgten Gattin, welche ihren Gemahl in seiner Niedergeschlagenheit zu trösten und aufzurichten sucht. Auch sind die Briefe für die Detail-Geschichte nicht ohne Interesse, leider aber so unleserlich und namentlich, was die Namen anbetrifft, so unorthographisch geschrieben, daß man dieselben nur mit der größten Vorsicht benutzen darf. Die Ueberschriften sind voller Schmeichelworte. Leopoldine redet ihren Gemahl dabei an „mon cher, cher Fifige" oder auch „mein liebes Engels Kikigue", nennt ihn im Briefe oft mon incomparable fifige und unterschreibt sich gewöhnlich „la plus fidèle et soumise femme jusque à la mort."

Es geht aus den Briefen hervor, daß der Prinz in dieser Zeit Anstrengungen machte, Herzog von Kurland zu werden.*) Die Kaiserin Anna von Rußland hatte es 1737 durchgesetzt, daß ihr Günstling, der Graf Ernst Johann von Biron, zum Herzog von Kurland erwählt wurde, welcher jedoch, nach dem 1740 erfolgten Tode der Kaiserin, von ihrem Nachfolger Iwan nach Sibirien verwiesen wurde. Die Bemühungen des Prinzen und die von seiner Gemahlin deshalb mit verschiedenen einflußreichen Personen gepflogenen Verhandlungen hatten aber kein Resultat, da, wie es scheint, der König den unter den obwaltenden Verhältnissen ziemlich abenteuerlichen Plan nicht unterstützte. Auch Leopoldine gab bald

*) In dem sogenannten Löwenwolder Vertrag vom 13. Dezember 1732 war dem König Friedrich Wilhelm I. zugesichert worden, daß das Herzogthum Kurland beim Erlöschen des Mannesstammes der herzoglichen Familie einem Prinzen des königlichen Hauses anheimfallen sollte. Hierauf waren die Ansprüche des Prinzen begründet.

die Hoffnung auf und schrieb Anfang Mai: „Ich weiß gar nicht, daß Du an so was denken kannst, weil wir ein solches Glück nicht erlangen können!" — —

Die Markgräfin war während des Feldzuges sehr um ihren Gemahl in Sorgen, nnd namentlich verlor sie fast die Fassung, als sich die Nachricht verbreitete, daß in der Schlacht von Mollwitz einer der Markgrafen gefallen sei.*) Sie schrieb am 12. April: „Mit viel Freude habe ich vernommen, daß die bataille, was Deine Person angehet, gut abgelaufen ist. Ich danke Dir für Deinen lieben und angenehmen Brief ganz unterthänigst und demüthigst und dafür, daß Du die arme Frau „Fifige" nicht hast lange warten lassen. Ich war ganz außer mir, als man sagte, daß einer von den Markgrafen geblieben sei. Ich war bei dieser Nachricht mehr todt als lebendig."

Sehr reichlich versorgte die Markgräfin ihren Gemahl mit Lebensmitteln; bald schickte sie Orangen, bald weißen Franzwein, bald Haselhühner. Während der Abwesenheit des Prinzen lebte Leopoldine sehr still in Breslau, da es ihre Verhältnisse nicht gestatteten, Menschen bei sich zu sehen, hatte sie doch nur über einen Lakaien zu gebieten, denn der außerdem ihr zu Dienst stehende Läufer war immer mit Briefen nach und von dem Lager unterwegs.

Im Juni und Juli hatte derselbe freilich Ruhe, da der Prinz in Breslau war, aber um so mehr war für ihn im August zu thun.

Hier gab die Ungnade, in welche der Prinz beim Könige gefallen war, den unerschöpflichen Stoff zu vielen Briefen. Die Markgräfin bat den Prinzen, sich viel beim König aufzuhalten, weil dies von gutem Effekt sein würde, und als der Prinz schrieb, daß er den König um ein Kommando bitten wolle, antwortete sie: „Gottes Barmherzigkeit gebe, daß es gut abläuft."

Der Wunsch des Prinzen fand jedoch keine Erfüllung und er war entschlossen, um seine Demission zu bitten, als ihm seine Gemahlin in ihrem Briefe vom 17. August zurief: „Ich bitte Dich um Gottes willen, resümire Dich doch, in was für einem Hause wir sind." Sie war unzufrieden mit ihrem Gemahl, daß er, der Gekränkte, sich im Lager statt chagrinirt, lustig und zufrieden gestellt zeige.

Am 2. September schrieb sie ihm; „Mon cher fifige kann persuadirt sein, daß ich Alles in der Welt darum geben würde, wenn ich Alles wieder remediren könnte, aber es muß erst eine viel schäbigere Zeit kom-

*) Es war der Markgraf Friedrich, ein Vetter ihres Gemahls, welcher bei Mollwitz blieb.

men, ehe Sie es selbst erkennen. Dann aber wird es zu spät sein. Ich bitte Gott, bedenken Sie doch, was Sie anfangen, es geht ja vor (wegen) ihrer naissance nicht an, daß man so leben kann."

IV.

Mit dem 23. September 1741 schließt der Briefwechsel und über die folgenden 10 Jahre haben wir sowohl von dem Prinzen Heinrich, wie von seiner Gemahlin nur sehr spärliche Nachrichten. Am 18. August 1745 erfreuten sich die fürstlichen Eheleute des ersten Kindes und am 24. September 1750 des zweiten. Beides waren Prinzessinen, von denen die älteste, Friederike Caroline Leopoldine Louise, später Aebtissin zu Herford wurde, die zweite Louise Henriette Wilhelmine sich 1767 mit dem Fürsten, spätern Herzoge Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau vermählte.

Inzwischen waren die ehelichen Verhältnisse vielfach getrübt worden. Wie aus den mitgetheilten Bruchstücken der Briefe Leopoldinen's an ihren Gemahl hervorgeht, war die Markgräfin bemüht, die Thatkraft desselben zu stählen. Bald entwickelte sich daraus eine unberechtigte Herrschaft der Frau, welche der Markgraf anfänglich aus Schwäche ertrug, endlich aber doch abzuschütteln suchte, während die Markgräfin es nicht fassen konnte, daß ihr Gemahl plötzlich ihren Willen fernerhin nicht mehr als Gebot betrachten mochte. Zwischenträger mögen das Ihrige dazu beigetragen haben, die Spannung der Eheleute bis zum Bruch zu steigern. Beiderseitige Eifersucht vollendete das Uebel. Der Markgraf huldigte dem Hof-Fräulein von Maskow*), während der Oberst-Lieutenant, Prinz von Holstein beim Regiment Würtenberg, der Markgräfin viele Aufmerksamkeiten erwies. Die Markgräfin entließ ihr Hoffräulein; hierüber kam es zum Wortwechsel, wobei die Markgräfin sich sehr harter und ungemessener Ausdrücke gegen ihren Gemahl bediente. Dieser, hierüber empört, meldete sein eheliches Zerwürfniß dem Könige und dem Bruder seiner Gemahlin, dem regierenden Fürsten Leopold Maximilian von Dessau.

Der Markgraf schrieb etwa am 15. oder 16. April 1751 dem Könige: „Ich sehe mich verpflichtet, Ew. Königlichen Majestät als meinen Herrn und Chef der Familie in Unterthänigkeit zu berichten, was sich jetzt und in meiner Wirthschaft zuträgt. Es ist Ew. Majestät und allen Menschen bekannt, daß ich 12 Jahre vor meine Frau alle nur ersinnliche Liebe

*) Ein junger Herr von Maskow, vielleicht ein Bruder der Hofdame, war Page beim Markgrafen und machte demselben, als er in sein Regiment eintrat, noch viel Sorge.

und Attention gehabt, da ich aber gefunden, daß mein Betragen gegen ihr nichts geholfen, sondern ich von ihr mit den allerempfindlichsten Wörtern traktirt worden bin und man mir Regeln meines Thun und Lassen vorgeschrieben, so sind mir endlich die Augen geöffnet, um hierin eine Aenderung zu machen. Da ich vor Recht halte, daß der Mann Herr im Hause sein muß und nicht die Frau, so habe ich solches an ihr declarirt und daß, was bisher geschehen, in's Künftige nicht mehr von mir zugelassen werden sollte, vielmehr wollte ich allein über sie herrschen, wie es alle Gesetze mit sich bringen. Ich habe ihr dabei versichert, daß, wenn sie sich wolle in's Künftige gut und stille im Hause conduisiren, ich sie den Namen nach als meine Frau lassen wollte und ihr dasjenige geben, was ich ihr schuldig und ihr versprochen habe."

Der König antwortete dem Markgrafen, Potsdam, den 19. April: „— Wenn ich Deroselben meine Gedanken aufrichtig eröffnen soll, so wäre es zuvörderst sehr zu wünschen gewesen, daß Ew. Liebden die vor zwölf Jahren getroffene Heirath gänzlich unterlassen hätten, maßen Dieselben eine Thorheit dadurch vermieden haben würden, welche nachher, als sie geschehen, der wahre Ursprung und die fast alleinige Quelle von allem Ihren darauf erfolgten Unglück und vielem Verdruß gewesen.

„Ich kann hierbei nicht unbemerkt lassen, wie es Ew. Liebden darunter so ergangen, als es den meisten Leuten gehet, die am allerletzten erfahren, was in ihrem Hause passirt.

„Da inzwischen geschehene Dinge nicht zu ändern stehen, so approbire ich gar sehr, daß Sie sich mit der Frau gänzlich auf einen andern Fuß setzen und derselben alle Autorität benehmen, als welches ich nicht nur sehr approbire, sondern auch als eine große Schwäche ansehe, daß Ew. Liebden solches nicht schon vorlängst gethan haben.

„Mein Rath geht dahin, daß dieselben keinen Eclat vor der Welt machen, sondern alle diese Sachen in Dero Haus in Stille abthun." —

Der Brief des Markgrafen an den Fürsten Leopold Maximilian war weniger gehalten, als der an den König und endigte mit den Worten: „Ich würde nicht werth sein, daß mir die Erde trüge, wenn ich noch länger unter dem Pantoffel einer solchen eigensinnigen capricieusen Frau stehen sollte."

Der Fürst glaubte nicht besser zum ehelichen Frieden mahnen zu können, als wenn er dem Markgrafen wie der Markgräfin ihre Altar-Gelübde wiederholte. Daß dieses aber ohne Erfolg bleiben mußte, lag bei der Erbitterung der Gemüther auf der Hand. Der König dagegen griff ernsthafter ein. Er wußte, daß der Herzog von Holstein eine der Veranlassungen zum ehelichen Zwist war und befahl am 20. April 1751 dem Gouverneur von Berlin, dem Generallieutenant Grafen Hacke, den Herzog

zu sich zu bescheiden und ihm im Namen des Königs das Haus des Markgrafen zu verbieten und der Frau Markgräfin zu bedeuten: „daß sie sich gegen ihren Eheherrn gebührend aufzuführen und ihm in allen Stücken den schuldigen Gehorsam zu leisten habe, widrigenfalls die Sachen auf die letzte, in Consideration ihrer ein übles Ende nehmen würden.“

Der Graf Hacke richtete seinen heiklichen Auftrag dem Befehl gemäß aus. Die Markgräfin beklagte sich dabei sehr, daß ihr Gemahl dem Könige geschrieben habe, indem er ja, wenn ihm etwas in seinem Hause nicht angestanden, solches selbst hätte ändern können. Der Markgraf und die Markgräfin beruhigten sich inzwischen sehr bald und ladeten den Grafen zur Tafel ein, wobei man sich ganz harmlos unterhielt. Aber der Frieden sollte nicht lange dauern.

Was den Herzog von Holstein anbetraf, so war derselbe über das Verfahren des Markgrafen empört und schrieb ihm einen sehr unangenehmen Brief. Der Markgraf führte darüber Beschwerde beim Könige, indem er dabei den verletzenden Brief mit übersandte, worauf Friedrich II. folgende Ordre an den Grafen Hacke erließ.

„Mein lieber Generallieutenant Graf von Hacke!

„Weilen sich der Obristlieutenant, Herzog von Holstein, dahin vergessen hat, daß er sich emanzipiren wollen, an des Markgrafen Heinrich's Hoheiten einen inrespectuösen Brief zu schreiben, so will Ich und befehle Euch hierdurch, daß Ihr gedachten Herzog von Holstein sogleich nach Erhaltung dieser meiner Ordre den Arrest von meinetwegen ansagen, auch ihn darin bis zu weiterer Ordre halten lassen sollt.

„Ihr sollet zugleich denselben von meinethalben in ganz ernstlichen Terminis sagen, daß ich große Ursach hätte, gegen ihn wegen seiner jetzigen Aufführung sehr mißvergnügt zu sein und daß es Mir sehr sensibel sein müsse, daß er den Respekt, so er denen Persohnen Meines Hauses schuldig wäre, aus der acht lassen wollen. Er müsse wissen, daß er in meinen Diensten stünde und selbst der Eid, welchen er auf die Krieges Artikul abgelegt, erforderte, daß er sowohl Mir, als auch demnächsten denen Persohnen Meines Königlichen Hauses respect und Soumission zu bezeigen habe. Ich hätte bisher vor ihn gesorgt und ihn aus guter Intention mit einer austräglichen Pension versehen, wäre auch geneigt gewesen, Ihn noch weiter zu versorgen. Bei einer so ohnüberlegten Conduite von ihm aber müsse Ich an mich halten, und könnte er leicht erachten, daß ich bei solchen Umständen so viel Recht hätte, ihn seine Pension wieder zu nehmen, als er solche von mir erhalten habe. Im übrigen sollet Ihr denselben gerade heraussagen, daß er nicht eher aus dem Arrest loß kommen werde, bis Er zuvor einen gebührenden und soubmissen Brieff an des Markgraffen Heinrich Hoheit geschrieben und dieselben darin

um Vergebung wegen des unbesonnenen und impertinenten Schreibens, so er Deroselben gesandt, gebeten und depreciret haben würde, von welcher an des Markgraffen Hoheit zu erlaßenden Schreiben er an Mich vorher das Concept einsenden solle, auf daß Ich sehen könne, ob der Brief gehörig abgefasset und meiner Intention conform eingerichtet sey."

Wenige Tage darauf schrieb der König:

„Mein lieber Generallieutenant Graf von Hacke!

„Es hat der Obristlieutenant Hertzog von Holstein aus seinem Arrest an mich geschrieben und gegen mich dasjenige, so wegen seines inrespectuösen Schreibens an den Markgrafen Heinrich Hoheit geschehen, depreciren, auch dabey anführen wollen, wie seine Intention nicht gewesen sei gegen die Königl. Famillie an respect zu fehlen, nachdem er sich sonsten in allen Gelegenheiten, wie es einem ehrliebenden Soldaten gebühret, betragen haben.

„Ihr sollet denselben darauf in meinem Nahmen sagen, daß es in gegenwärtigen Fall nicht die Rede von der bravour sey, als welche eine essentielle qualité von einem rechtschaffenen Offizier wäre; Sondern, daß es hier auf die von ihm bezeigte Conduite ankäme, und daß er nicht würde in Abrede sein können, wie er sich in dieser Sache mehr wie ein junger Fähndrich, als ein vernünftiger Obrist Lieutenant aufgeführt habe. Ihr sollt Ihn ferner von meinetwegen zu erkennen geben, wie ich von Ihm noch nicht verlanget hätte, daß er sein inconfidentes Betragen gegen Mich depreciren sollen, sondern daß mein Wille wäre, daß er einen vernünftigen und submissen Brief, und zwar durchaus mit seiner eigenen Hand, an des Markgrafen Hoheit schreiben und in solchen alles dasjenige, worunter er gegen dieselbe an respect manquiret, depreciren und abbitten solle. Es wäre ein ohngebührendes Anmuthen von ihn, wenn er verlangte, daß Ich ihn ein Formular dazu schicken solle, vielmehr liege ihn ob, und gewärtige Ich von ihn, daß er diesen Brief selbst aufsetzen und Mir solchen einsenden sollte, damit ich zuvor sehen könnte, ob selbiger recht gefasset sei oder nicht.

„Ihr sollet ihn dabei ernstlich sagen, daß ohne dieser, des Markgraffen Heinrich Hoheit gebührender Satisfaction er nicht aus seinen Arrest kommen werde und daß, wo ferne Er sich nicht bald accommodiren würde, Ich mich genöthigt sehen würde, zu andern nachdrücklichen Mitteln zu schreiten, welche er vermeiden würde, wenn er dasjenige, so seine Schuldigkeit von ihm hierunter erforderte, de bonne grace thun werde.

„Alles dieses sollet Ihr Ihn nur ganz trocken von meinetwegen hinterbringen."

Endlich schrieb der König am 29. April 1751:

„Mein lieber Generallieutenant Graf von Hacke. Nachdem mir der Obristlieutenant Hertzog von Holstein beikommendes Original von den Schreiben, so er an des Markgrafen Heinrich Hoheit senden will, zugesandt hat; So will Ich, daß Ihr gedachten Herzog solches selbst wieder zustellen und ihn dabei von meinetwegen sagen solltet, daß nachdem Ich solches sein Schreiben approbiret hätte, er selbiges nunmehr ohne weitern Anstandt an ermeldetes Markgrafen Hoheit, abschicken und Deroselben solches einliefern lassen sollte. Uebrigens ist Mein Wille, daß wenn erwähnter Hertzog solches Schreiben an den Marggrafen abgeschickt haben wird, Ihr denselben alsdann sogleich seines Arrest wiederum von Meinetwegen entlassen sollet."

Während so die Sache mit dem Herzog von Holstein beigelegt war, begann der häusliche Zwist im markgräflichen Hause von Neuem, und wie es scheint, verhinderte diesmal die Leidenschaftlichkeit der Prinzessin den Frieden. Sie wandte sich, Rath und Hülfe suchend, an ihren Bruder Leopold Maximilian, der leider durch Kränklichkeit verhindert wurde, persönlich nach Berlin zu kommen und sich begnügen mußte, der Schwester auf die liebevollste Art zur Nachgiebigkeit zu rathen. Diese aber, empört über die sie beleidigenden Verdächtigungen und in dem falschen Wahne, zu jeder Zeit noch Herrin ihres Gemahls zu sein, verlangte von demselben Reue und Buße, so daß dieser durch seine Frau einerseits und durch die Hetzereien ihrer Gegner andererseits auf das Aeußerste erregt, am 27. April dem Könige schrieb:

„Die Markgräfin mortificirt mich auf das Aeußerste. Gestern hat sie mir declariren lassen, wie sie sich gänzlich von mir wolle scheiden lassen. Da es mir unmöglich fällt, länger bei ihr auszustehen und ich befürchten muß, endlich den Tod davon zu haben, so bitte ich Ew. Königliche Majestät mich durch einen Machtspruch von derselben gänzlich zu separiren und meinen 12jährigen chagrin auf einmal ein Ende zu machen."

Der König hielt es jetzt für angemessen, mit dem Fürsten Leopold Maximilian von Dessau in Verbindung zu treten und schrieb ihm von Potsdam, den 1. Mai:

„— — So lange als es möglich gewesen, und Ich mir noch die Hoffnung gemacht, diese Sache appaisiren zu können, habe ich nichts unterlassen, eine solche durch gütige insinuationes in der Stille beizulegen.

„Nachdem aber aller meiner angewandten Bemühung ohnerachtet die Sache so weit gekommen, daß nicht nur der größte eclat davon überall ausgebrochen, sondern auch zu meinem besonderen Leidwesen die Markgräfin seit der Zeit, da ich die Sache zu appaisiren gesuchet, ohne einiges menagement und dergestalt schlecht sich conduisiret hat, daß es nicht

mehr auszustehen ist, so habe ich nicht länger Anstand nehmen können, Ew. Liebden Selbst davon communication zu thun und zu ersuchen; von beiden nachstehenden propositiones die eine zu choisiren, welche Dieselben am convenabelsten achten.

„Ob Ew. Liebden vor gut findet, die Markgräfin nach Dessau zu übernehmen, solche allda in so genauer Aufsicht halten zu lassen, daß selbe keine weitern Demarchen unternehmen, noch Meinem und Dero Hause einige blame zuziehen könne, oder ob Ew. Liebden es convenabler finden, daß ich die Markgräfin auf eines der Mir zuständigen, etwas entlegenen Schlösser bringen und allda unter der Aufsicht einer zuverlässigen Hofmeisterin dergestalt halten lasse, daß sie keine weiteren ecarts begehen könne, inzwischen standesmäßig unterhalten und ihr nöthige Alimentation durch den Markgrafen gereicht werde."

Der Fürst antwortete dem Könige:

„— — Da meine Schwester in Ew. Königliche Majestät Haus gekommen, so sind dieselben billig deren Richter und sie wird sich dem von Ew. Königlichen Majestät gefällten Spruch unterwerfen müssen; Mithin können Ew. Königliche Majestät dieselbe, wenn sie coupable zu sein, überführt ist, auf eines von Dero Schlössern bringen lassen. Ew. Königliche Majestät werden in dieser Sache aber keinen Spruch thun, bevor nicht die Markgräfin, meine Schwester, genüglich gehört worden."

Hierauf ging der König aber nicht ein, weil durch die Untersuchung der üble éclat nur noch vergrößert werden würde.

Die Markgräfin suchte jetzt, wo Ernst gemacht wurde, ihre leidenschaftlichen Uebereilungen gut zu machen, sie befolgte den Rath ihres Bruders und schrieb an den König und auch an ihren Gemahl.

Der letztere Brief lautete:

„Da ich wahrgenommen, daß Ew. Hoheit gegen mich unwillig und mißvergnügt sind, so will ich, ob mich gleich in Allen unschuldig weiß, und mir nichts zu reprochiren habe, dennoch Ew. Hoheit hierdurch um Vergebung bitten und zugleich versichern, daß ich mich wie bisher so auch künftig hin jederzeit als Dero getreue Frau aufführen werde, nicht zweifelnd, dieselben werden mich auch dafür achten und sich ferner als mein Herr und Gemahl jederzeit gegen mir erzeigen."

Es war aber zu spät, der König mochte mit Recht voraussehen, daß auch nach einer zu Stande gebrachten Sühne die beiden leidenschaftlichen Gemüther bald wieder von Neuem auf einander platzen würden und war entschlossen, das Ehepaar zu trennen.

Er schrieb in diesem Sinn der Markgräfin am 15. Mai 1751:

„Durchlauchtigste Fürstin, freundliche Muhme. Ich gebe Ew. Liebden auf Dero beiden letzten Schreiben, so mir wohl eingehändigt worden, zur

Antwort, daß weil ich darauf bedacht bin, die Sache auf eine convenable Art zu reguliren, Dieselben sich zu gedulden belieben werden, bis ich Deroselben das Nähere deshalb zu seiner Zeit bekannt machen werde."

Der Markgraf war inzwischen, ohne von seiner Gemahlin und Kindern Abschied zu nehmen, nach Lietzen abgegangen, über welchen Schritt die Markgräfin außer sich war und die Hülfe ihres Bruders von Neuem anrief.

Der König hatte dem Fürsten Leopold Maximilian bereits am 7. Mai mitgetheilt, daß er die Markgräfin auf das ihrem Gemahl gehörende Gut Stolzenberg schicken wolle und daß ihr eine gute convenable Hofmeisterin gegeben und für ihren Unterhalt gehörig gesorgt werden sollte. Auf die Bitte des Fürsten, den Feldmarschall von Kalckstein zu beauftragen, eine Aussöhnung zu versuchen, ging der König nicht ein, „da — wie er schreibt — die Sache eine Familien-Affaire ist, darin derselbe sich nicht meliren kann." Der Markgraf aber sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen, seiner Gemahlin Stolzenberg als retraite anzuweisen und so verfiel der König auf Colberg. Er gab ihr die verwittwete Majorin von Krummensee zur Oberhofmeisterin, bestimmte das Gouvernement zu ihrer Wohnung, befahl, daß ihr dort alle distinction erwiesen und ihre alle honette Freiheit gelassen werden sollte, nach Gefallen in Gesellschaft ihrer Oberhofmeisterin promeniren zu fahren.

Zu ihrem Unterhalt mußte sich der Markgraf verpflichten, 3000 Thlr. aus seinen „klarsten Revenüen" zu geben und außerdem ihre eingebrachten 45,000 Thlr. mit 2250 Thlr. zu verzinsen. Der König verpflichtete sich ferner dafür zu sorgen, daß die beiden Prinzessinen in Berlin erzogen und ihnen eine recht gute éducation gegeben würde.

Am 20. Mai kam der Kabinets-Minister Graf Podewils zur Markgräfin und theilte ihr den Befehl des Königs mit, sich auf einige Zeit nach Colberg zu begeben. Der Minister, welcher der unglücklichen Frau jetzt und auch später treuen Beistand leistete, suchte sie nach Kräften mit ihrem Geschick zu versöhnen. Nur der Gedanke an die Trennung von ihren Töchtern, von denen Friederike 6 Jahre, die jüngste, Louise, aber erst 8 Monate alt war, brachen der liebenden Mutter fast das Herz, im Uebrigen nahm sie die Botschaft mit würdiger Fassung auf.

Sie schrieb in dieser Weise dem Könige noch an demselben Tage und legte ihm die Sorge für ihre geliebten Kinder an's Herz, worauf der König am 22. Mai antwortete:

„Durchlauchtigste Fürstin, freundlich liebe Muhme! „Ew. Liebden Schreiben vom 20. d. M. ist mir wohl eingehändigt worden. Dieselben können versichert sein, daß ich die willige resignation, mit welcher Ew. Liebden die von mir am convenabelsten erachtet zu seiende retraite in

Colberg angenommen haben, zur besondern Erkenntlichkeit gegen dieselbe gereichet. Ich werde Alles bestermaßen weiter reguliren, dafern Ew. Liebden sonsten nur dorten eine anständige conduite annehmen werden, da sie sich hier mit ihrem Gemahl nicht vertragen können. Im Uebrigen werde ich sowohl vor die gute Education der Kinder, als auch vor die Sicherheit von allen Ew. Liebden Eingebrachten, und endlich, daß der Markgraf jedesmal die ausgesetzten Gelder richtig zahle, sorgen. Es wird mir lieb sein, wenn ich Gelegenheit haben werde, zu zeigen, wie ich sei, Ew. Liebden freundwilliger Vetter." — —

Die beiden Prinzessinen lagen in der Nacht vom 20. zum 21. Mai im tiefsten Schlummer, als die Markgräfin von ihnen Abschied nahm, zum letzten Male die lieblichen rosigen Gesichter mit ihren Küssen bedeckte und ihre Betten mit den bittersten Thränen benetzte. Dann ließ sie sich in ihren Reisewagen führen, fuhr zum Stettiner Thor hinaus, um Berlin nie wieder zu sehen.

V.

Am 23. Mai langte die Markgräfin in Colberg an und stieg in dem für sie bestimmten Gouvernements-Gebäude ab.

Gehört Colberg noch jetzt, trotzdem Chausseen und Eisenbahnen diese Seestadt mit dem Hinterlande verbinden, zu den abgelegensten Orten der preußischen Monarchie, um wie vielmehr zu der Zeit, wo nur grundlose oder tiefe Sandwege zu der Ostseefestung führten. Während in unsern Tagen ein sehr comfortabel eingerichtetes und deshalb viel besuchtes Seebad die Abgeschiedenheit von der Welt auf Monate vergessen macht, die geschmackvollen Bauten und Anlagen auf der Münde das Auge ergötzen, hatte Colberg vor 100 Jahren von allen diesem nichts aufzuweisen, denn der Gedanke, ein Seebad daselbst zu errichten, stammt erst aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Es ist wahr, Colberg hat eine ruhmreiche Geschichte und vermag sich in dieser Hinsicht mit jeder Stadt der preußischen Monarchie zu messen, aber diese Geschichte gehört einer späteren Epoche, der Zeit von 1758—1807 an. Die frühere Glanzperiode der Stadt fiel mit der Blüthe der Hansa zusammen. Ihre Saline gewährte den Bewohnern sichern Erwerb und zog viel adelige Geschlechter, welche Salzkothen erwarben, nach der Stadt. Zur Zeit aber, als die Markgräfin in Colberg einzog, hatten sich schon viele Geschlechter wieder zurückgezogen.

Die große Marienkirche hatte einst ein mächtiges und reiches Domkapitel. Zwar standen noch in der Domstraße die Prälatenhäuser, aber es fehlten die Prälaten, und die zum Dome gehörigen Güter waren längst

in andere Hände übergegangen. Einige reiche Rheder und Kaufleute und wenige, meist zurückgekommene Adelsfamilien waren nebst der Garnison das Einzige, was der Stadt noch Leben gab. Das vom großen Kurfürsten in Colberg errichtete Kadetten-Korps war längst von seinen Nachfolgern nach Berlin verlegt worden.

Das Gouvernements-Gebäude zu Colberg lag in der Domstraße, den Prälatenhäusern gegenüber, welche später in die jetzige Artillerie-Kaserne umgewandelt wurden. Es war ein zweistöckiges, massives Haus, hinter demselben lag ein kleiner Garten.

Wenn man in die Hausthür eintrat, so lag rechts ein großes Zimmer, welches von der Markgräfin als Tafelzimmer benutzt wurde, dahinter zwei kleine Räume, theils als Wohnung für den Koch, theils als Flur benutzt. Links vom Hausflur lagen zwei Wohnzimmer, an welche ein drittes im Seitenflügel anstieß. Diese drei Gemächer dienten der Markgräfin als Wohnräume. Im obern Stock lag das Schlafgemach und die Zimmer für die Oberhofmeisterin und das Hoffräulein. Eine große Küche mit Speisekammer, Stall und Remise lagen der Stadtmauer zugewendet unmittelbar am Hause.

Die innere Einrichtung hatte bei der Kürze der Zeit nur sehr einfach hergestellt werden können. Ein großer Theil der Möbel war gemiethet und erst im folgenden Jahre langten die Möbel der Markgräfin an.

Der Oberst von Hellermann empfing die Markgräfin. Er war Kommandant der Festung und ein schon bejahrter Herr. Er hatte vom Könige in Bezug auf die Prinzessin die gemessensten Instruktionen erhalten, war aber bei seinem wohlwollenden Charakter auf das Eifrigste bemüht, das Unglück der armen Frau, soweit es seine Pflicht nur irgend erlaubte, zu lindern und ihr den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Trotzdem konnte es nicht ausbleiben, daß die Markgräfin vom herbsten Heimweh befallen wurde. Sie war von ihren Kindern, von ihren Geschwistern getrennt, nichts, selbst nicht einmal die Sprache — man sprach damals in Pommern fast durchweg das ihr ganz unverständliche Platt, — erinnerte an ihre Heimath, sie entbehrte allen Comforts, an den sie von Jugend auf gewöhnt war.

Ihre Oberhofmeisterin, die Frau von Krummensee, mochte sie auch eine noch so rechtschaffene Dame sein, wurde von ihr, und nicht mit Unrecht, als eine ihr octroyrte Oberaufsicht, als den Berichterstatter an ihren Gemahl betrachtet, welcher nur zu gern offenes Ohr für alle Verdächtigungen hatte. In dieser trüben Gemüthsstimmung war es ihre einzige Erholung, ihren Geschwistern zu schreiben, sie anzuflehen, die unglückliche

Schwester in ihrer Trübsal nicht zu verlassen und Schritte zu ihrer Befreiung zu thun.

Und ihre Brüder und Schwestern hielten treu in bewunderungswürdiger Liebe zu ihr und wurden nicht müde, ihren stätig wiederholten Bitten zu willfahren, und alle Wege einzuschlagen, um vielleicht auf einem ihr Ziel zu erreichen. Die Geschwister haben in ihrem Verhalten zu der armen beklagenswerthen Frau ein seltenes Beispiel treuer Geschwisterliebe gegeben.

Es waren aber die Geschwister nicht allein, welche der Markgräfin ihre Theilnahme bewiesen, es interessirte sich für sie auf das Lebhafteste der Markgraf Carl, der Prinz von Preußen, der Herzog und die Herzogin von Würtemberg, Nichte der Markgräfin. Der Herzog von Bevern, der Feldmarschall von Kalkstein, ja selbst, so viel es ihre dienstliche Stellung verstattete, die Minister des Königs, die Grafen Finkenstein, von Podewils und Herzberg. Es schien auch, als ob der Einfluß dieser Freunde sich bei dem Markgrafen geltend machen wolle. Er zeigte sich zur Versöhnung geneigt, aber die Furcht, vor dem König wankelmüthig zu erscheinen, hielt ihn von dem entscheidenden Schritt ab, und der König war ebenso wenig willens, den Bruch des ehelichen Verhältnisses auszubessern, als eine förmliche Ehescheidung vor sich gehen zu lassen. Ein vollwichtiger Grund lag zur Scheidung auch nicht vor, denn der Markgraf Heinrich erklärte in Gegenwart des Markgrafen Carl und des Generals von Rothenburg, daß er seine Gemahlin nie der Untreue geziehen, daß er vielmehr von der ehelichen Treue derselben fest überzeugt sei.

Wir haben schon früher gesagt, daß der König gegen einen erneueten Sühneversuch war, weil er befürchtete, daß der hergestellte Frieden von keiner Dauer sein würde; daß aber der König die gerichtliche Scheidung verhinderte, dafür konnten vielleicht politische Gründe maßgebend sein.

Von sämmtlichen Nachkommen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und der Kurfürstin Dorothea war, nachdem der zweijährige Sohn des Markgrafen Friedrich 1751 gestorben, außer dem Markgrafen Heinrich und dessen Bruder Friedrich, nur weibliche Descendenz vorhanden, und so stand der Heimfall des Schwedter Majorats an die Krone zu erwarten. Konnte sich jedoch der Markgraf Heinrich nach erfolgter Scheidung von Neuem vermählen, oder fand eine dauernde Aussöhnung mit seiner Gemahlin statt, so war diese Aussicht in Frage gestellt.

Daß diese Erwägung die Handlungsweise des Königs bestimmt habe, ist nicht zu glauben, jedenfalls fehlt hierfür jeder Beweis.

In allen vertraulichen Mittheilungen, welche uns vorgelegen haben, ist nur ein einziges Mal davon die Rede. Welchen Werth man aber hierauf legen kann, wird sich aus der folgenden Erzählung ergeben.

Als nämlich etwa um das Jahr 1763 der Markgraf Heinrich von einem Herrn von Dankelmann auf der Redoute beleidigt wurde und über den Vorfall Bericht erstattete, beschuldigte er Dankelmann, daß er an der Tafel des Markgrafen Friedrich's behauptet habe, der König hätte gesagt: „Der Markgraf Heinrich dürfte nicht wieder heirathen, er (der König) wolle nichts mehr von dieser Race." Ob der Herr von Dankelmann diese Aeußerung aber wirklich gemacht, ist nicht nachgewiesen, noch viel weniger aber, daß der König diese Worte gebraucht habe und wir ersehen daraus nur, daß es damals Leute gab, welche der Ansicht waren, Friedrich II. wünsche, daß die markgräfliche Linie mit dem Markgrafen Heinrich aussterbe.

Trotz der höchst mißlichen Aussichten verlor doch die Markgräfin die Hoffnung nicht, daß sie bald wieder bei ihrem Gemahl und ihren Kindern sein würde. Die Sehnsucht nach diesen fand immer neue Wege, dieses Ziel zu erreichen und jedes freundliche Wort, was der unglücklichen Frau gespendet wurde, belebte von Neuem ihre Hoffnungen. Der Fürst Leopold Maximilian wurde in unverbrüchlicher Liebe zu seiner Schwester nicht müde, für dieselbe zu wirken, obgleich seine Gesundheit so schwach war, daß er sein nahes Ende als bevorstehend ansah.

Als einst der König, welcher mit diesem Fürsten eng befreundet war, sich auf das Herzlichste nach seiner Gesundheit erkundigt hatte, theilt ihm Leopold Maximilian am 28. November 1751 den Zustand derselben mit und fährt dann fort:

„Ew. Majestät könnten mein bester Doktor sein, wenn Sie den Machtspruch thäten, daß der Markgraf meine arme Schwester wieder zu sich und ihre beiden Kinder nach Stolzenberg nähme. Da der Markgraf gegen die Treue derselben nichts zu sagen hat, ist es doch etwas sehr Hartes, daß der Markgraf die arme Frau auf eine Festung éloignirt hat. Sollten Ew. Königliche Majestät den Machtspruch nicht thun wollen, so bitte ich unterthänigst, die Sache untersuchen und darüber sprechen zu lassen." An demselben Tage schrieb er auch an den Markgrafen Karl und an den Feldmarschall von Kalckstein, um durch sie auf den Markgrafen Heinrich zu wirken. An diesen selbst zu schreiben, vermochte der Fürst nicht über sich zu gewinnen, „da — wie er seiner Schwester am 17. November 1751 mittheilte — er es nicht über's Herz bringen könne, an einem Herrn, der seiner lieben Frau Schwester so viel Tort gethan, zu schreiben." Er beklagte in demselben Brief sehr, daß seine Mattigkeit so groß wäre, daß er nicht nach Berlin gehen könne, um daselbst zu wirken.

Der König antwortete dem Fürsten auf das Gütigste, wies jedoch jede Vermittelung seinerseits, sowie auch die Untersuchung von der Hand,

und beschränkte sich darauf, die Markgräfin nach Dessau schicken zu wollen, wenn der Fürst sich dafür verbürge, daß seine Schwester dort keinerlei Extravaganzen mache.

Ehe die Antwort erfolgen konnte, ereilte der Tod am 16. Dezember 1751 den Fürsten und Leopoldine verlor in ihm den treuesten und liebevollsten Bruder und ihre Hauptstütze.

Nach Leopold Maximilian's Tode folgte ihm sein Sohn, Leopold Friedrich Franz, welcher am 10. August 1740 geboren war. Während seiner Unmündigkeit führte sein Onkel, der Fürst Dietrich von Anhalt, die Vormundschaft und diesem fiel es nunmehr zu, sich der Markgräfin anzunehmen. Auch er erfüllte seine Pflichten gegen die unglückliche Schwester mit gleichem Eifer, aber auch mit eben so geringem Erfolge, als sein verstorbener Bruder. Es war eine seiner ersten Regentenhandlungen, daß er ihretwegen an den Markgrafen Karl und den Feldmarschall von Kalckstein schrieb. Der Markgraf Karl antwortete am 5. Januar 1752: „Alle Vergleichsmittel scheitern und der Markgraf Heinrich bezeigt sich unbeugsamer als je.“ Der Feldmarschall aber bezeichnete in seinem Schreiben vom 8. Januar den Stand der Sache noch präciser mit den Worten: „Ich halte dafür, daß, wofern Seine Königliche Majestät sich nicht favorabler, wie bisher geschehen, erklären, bei dem Markgrafen nichts auszurichten sein wird.“

Auch die Briefe des Fürsten Dietrich an den König waren ohne Erfolg. Am 20. Mai 1752 antwortete ihm Friedrich der Große, nachdem er auseinandergesetzt, daß der Markgraf zu einer Aussöhnung nicht zu bewegen sein würde. „Im Uebrigen muß Ich gegen Ew. Liebden annoch anmerken, daß das Sejour der Marggräfin zu Colberg auch so übel gar nicht ist, als wie solches die Marggräffin in ihrem Schreiben an Ew. Liebden vorstellig machen wollen, Allermaßen dieselbe ihre honette und standesmäßige Pension hat, womit sie dorten gar wohl leben und auskommen kann; So kann Dieselbe auch Ihr dortiges Sejour keineswegs vor einen fürchterlichen Vestungsarrest ausgeben, da Ihr doch alle gebührenden distinctions geschehen, sie auch alle Freiheit hat, sich dorten Veränderungen zu machen und in der Stadt nach Gefallen herumzufahren, auch anderer kleinen Prommenaden sich zu bedienen, so daß sie desfals mit keinem Grunde über etwas klagen kann. Ich bin demnach von Ew. Liebden penetration persuadirt, daß Dieselbe von Selbst zu ermessen belieben werden, wie Ich ein mehreres wie geschehen nicht thun kann, und daß die Marggräfin sich vorerst mit ihrer sort begnügen müsse.“

Die Markgräfin war anderer Ansicht über ihren Aufenthalt. Sie fand die Trennung von ihren Kindern, von deren Befinden sie oft in

mehreren Monaten keine Nachricht erhielt, grausam und nannte in ihren Briefen Colberg „die fürchterlichste Festung, die man sich denken könne."

Es würde ermüdend sein, alle Briefe, die Fürst Dietrich im Interesse seiner Schwester schrieb, hier anzuführen. Keine Gelegenheit wurde unbenutzt gelassen, sich für die Markgräfin zu verwenden, wie das Schreiben vom 23. Mai 1752 an den Prinzen Heinrich, dem berühmten Bruder des großen Königs, bezeugt, worin Fürst Dietrich dem Prinzen zu seiner bevorstehenden Vermählung gratulirt, und ihn gleichzeitig um seine Verwendung für die Markgräfin, doch auch vergebens, anruft, denn der Prinz antwortete, daß es ihm unmöglich gewesen sei, zu reuissiren.

Endlich schien sich doch die Lage aufklären zu wollen. Der Markgraf Karl schrieb am 21. Oktober 1752 an den Fürsten: „Ich muß gestehen, daß ich den Markgrafen Heinrich in dem Maße wohl disponirt gefunden, daß ich an einen glücklichen Ausgang nicht zweifle; allein ich kann nicht zu melden unterlassen, wie es scheinet, als wenn dem Markgrafen von höherem Orte die Hände gebunden sein."

Die Sinnesänderung des Markgrafen leuchtete auch klar aus seinem Schreiben vom 16. November 1752 hervor.

„Meine liebe Marg Gräfin — schrieb der Prinz — Dero Schreiben hat mir der Hofrath Krolle gestern erst eingehändigt, weil Er 14 Tage abwesend gewesen. Sein Sie doch nur von mir versichert, daß ich gewiß großes mitleyden mit Sie habe, allein daß ich immediate mich Ihrer bey Sr. Königl. Majestät annehmen kann, ist ohnmöglich; Ich bitte Sie um Gottes willen, haben Sie gedult, die Zeit kann viel Sachen ändern, die uns unmöglich scheinen. Können ihre Herrn Brüder denn Ihrend wegen nicht mehr Sich ihrer annehmen, ingleichen die Herzogin Radzivil durch den Kanal der Königin Frau Mutter? Ich werde auch, wenn ich nach Berlin Komme, noch auf ein ander Mittel bedacht sein, indirekt suchen, Sie nach ihren Wunsch, so viel es möglich ist, zu helfen, zumahl wenn der Fürst Moritz Sich mit mir deßfalß besprechen wollte. Indessen schreiben Sie mir nicht eher wieder, bis Sie von dem Regenten, ihren Herrn Bruder, Antwort haben; Die beiden Kinder sein Gott sei Dank wohl, Friederike ist recht ordentlich und fleißig, sie kann fast französisch und deutsch lesen, das schreiben wird auch bald werden. Ich habe den chevalier St. Andrée seit anfangs August hier, Er ist so gut und lernet Friederike lesen, schreiben, auch was von der Geographie, die kleine Louise ist das aller charmanteste Kind, das auf der Welt nur gefunden werden kann, ich stehe bey ihr in großen Gnaden. Ich werde wohl so bald noch nicht nach Berlin gehen, wollte Gott, daß ich immer nur Könnte in Stolzenberg leben, wie Anno 1740, ich Verbleibe indessen Meiner lieben Marggräfin ergebenster Freundt und Diener." — P. Stum. „Ich glaube, daß

Fürst Diederich am meisten dazu contribuiren kann, also müssen Sie Ihn auf das allerinständigste bitten; Wann Sie künftig an mir schreiben, so adressiren Sie nur die Briefe an mich allein. Wollten Sie allenfalls an meinen Bruder auch einmal schreiben, so Könnte es nicht schaden, ich werde Künftigen Dienstag zu ihm nach Wildenbruch, Sie müssen Sich aber gegen ihn in Dero Schreiben nichts merken lassen."

Während der Prinz sich so liebevoll gegen seine Gemahlin aussprach, daß man mit Sicherheit auf eine völlige und baldige Versöhnung rechnen konnte, äußerte er sich dem Könige gegenüber weit weniger günstig und beschränkte sich darauf, nicht opponiren zu wollen, wenn einer der Brüder die Markgräfin zu sich nehmen wollte. Der König schrieb in demselben Sinn dem Fürsten Dietrich, indem er sich erbot, die Markgräfin nach Dessau zu schicken, wenn der Fürst die Verantwortung übernehmen wolle, daß dieselbe sich nie von Dessau entfernen und ihre conduite zu keinem neuem eclat Anlaß geben würde. Hierauf glaubte Fürst Diedrich noch weniger eingehen zu können, als sein verstorbener Bruder, da er nur während der Unmündigkeit seines Neffen Regent sei und „er auch dafür halte, daß er vor Niemanden in der Welt, wer es auch sei, als vor sich selbst, stehen und repondiren könne."*)

Trotzdem wurden die Bitten um Freilassung der Markgräfin beim König aber ohne jeden weitern Erfolg wiederholt. Auch die Markgräfin selbst bat bei ihren Neujahrs- und Geburtstags-Gratulationen den König flehentlich um ihre Freilassung oder um Untersuchung, aber ebenso vergebens, der König antwortete ihr zuletzt gar nicht mehr, da er durch die Mittheilungen über ihre Zerwürfnisse mit ihrer Hofmeisterin und durch deren Anklagen jedes Mitgefühl für die unglückliche Frau verloren hatte.

Wir haben schon einmal erwähnt, daß die Markgräfin in ihrer Oberhofmeisterin oder Gouvernante, wie sie auch betitelt wurde, weniger eine ihr beigegebene Gesellschafterin, als eine Oberaufseherin und Berichterstatterin erblickte. Sie wurde darin noch mehr bestärkt, als der Kommandant, Oberst von Hellermann, welcher bezeugte, daß die Markgräfin ein ganz trauriges und eingezogenes Leben führe, an dem Niemand etwas aussetzen könnte, ihr mittheilte, daß sie Feinde haben müsse, welche gegen sie allerhand Verdächtigungen verbreiteten. Das ihrer Hofmeisterin in Folge dessen gezeigte Mißtrauen mußte diese verstimmen, und da das Leben an dem Colberger Hofe, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will, überhaupt ein sehr freudenloses und bei den geringen Mitteln auch

*) Die Brüder mochten fürchten, daß sie gegen ihren Willen die Schuld ihrer Schwester anerkennen würden, wenn dieselbe nach Dessau zurückkehrte, und auch wohl, daß sie dann für den Unterhalt derselben allein zu sorgen hätten.

materiell ein wenig genußreiches war, so konnte die Stelle keine gesuchte sein, und wenn ein Wechsel eintrat, machte es große Mühe, eine geeignete Persönlichkeit wieder zu finden. Schrieb doch einst das Ministerium selbst an den Markgrafen, daß nur die größte Armuth zwingen könne, die Stelle anzunehmen. Nebst freier Station bezog die Oberhofmeisterin ein Gehalt von 400 Thlrn.

Wir haben früher erwähnt, daß der Markgräfin jährlich 5250 Thlr. ausgesetzt waren, davon mußte der Hofstaat und das ganze Leben der Markgräfin bestritten werden; die Gehalte und Löhne betrugen 1218 Thlr., die Oberhofmeisterin erhielt 400 Thlr., das Hoffräulein 100 Thlr., die Kammerfrau 50 Thlr., der Haushofmeister 180 Thlr., der Koch 96 Thlr., 2 Lakais 152 Thlr., zur Unterhaltung der Tafel waren 2400 Thlr., für Equipage 388 Thlr., für Livrée 150 Thlr., für Licht, Holz, Kleidung, Medizin &c. 1094 Thlr. festgesetzt worden.

Mit dem Ausbruch des 7jährigen Krieges hörte aber die regelmäßige Zahlung der Appanage auf, theils weil die Russen die Verbindung mit der Festung unterbrachen, theils weil der Markgraf keine Mittel zu haben vorgab. Die Noth war allerdings allgemein und das Königliche Haus wurde davon ebenfalls betroffen. Bat doch am 2. Februar 1760 der Prinz den König um eine Unterstützung, wobei er anführte, er erhalte seit Jahren seine Appanage in Papieren, die er nicht verwerthen könne, die Russen hätten seine Güter Stolzenberg und Wormsfelde verwüstet, so daß sein Verlust hier auf 40,000 Thlr. anzuschlagen sei, Biesenbrow hätten die Schweden, die Halberstädter Probsteigüter die Franzosen devastirt, so daß er nur auf die Einnahmen aus der Kommende Lietzen angewiesen sei, und auch diese hätten sich sehr verringert.

Der König antwortete dem Markgrafen: „— — Obgleich ich den besten Willen von der Welt habe, Ihnen zu helfen, so ist doch die Hülfe, die ich Ihnen jetzt leisten kann, eine sehr geringe, indem ich nur im Stande bin, 2000 Thlr. zur Disposition zu stellen.", wofür der Prinz überglücklich dem König seinen tiefgefühlten Dank ausspricht.

Unter diesen Umständen ist leicht zu errathen, daß die arme Markgräfin nicht ihre vollen Bezüge erhielt, aber doch nicht, daß ihr Gemahl ihre ganzen Revenüen in den Jahren 1758—1760 auf 1200 Thlr. herabsetzte. Sämmtliche Gehalte und Löhne wurden in Folge dessen auf ein Viertel reduzirt, so daß die Oberhofmeisterin statt 400 Thlr. nur 100 Thlr., das Hoffräulein statt 100 Thlr. nur 25 Thlr. erhielt. Für den Tisch waren monatlich 50 Thlr. ausgesetzt; es war für den Haushofmeister unmöglich, damit die Markgräfin, ihre beiden Damen und noch 5—6 Domestiken, also 9—10 Personen zu speisen. Die unglückliche Fürstin hätte wirklich hungern müssen, wenn nicht die treuen Geschwister sie mit nam-

haften Summen unterstützt und sie sich dadurch geholfen hätte, einen Theil ihres Schmuckes zu veräußern. Keine Klagen halfen, selbst die dringende Aufforderung der Minister an den Markgrafen, seinen Verpflichtungen gegen seine Gemahlin nachzukommen, blieben fruchtlos, weil der Markgraf einen boshaften Bericht der Oberhofmeisterin benutzend, den König gegen dieselbe noch mehr eingenommen und dieser in die willkürliche Herabsetzung der Appanage gewilligt hatte.

Der König hatte aber doch nur eingewilligt, daß der Markgraf seiner Gemahlin statt 3000 Thlr. 1200 Thlr. jährlich zahle, aber keineswegs, daß derselbe ihr, wie er es that, die Interessen von ihrer Mitgift vorenthielt.

Als dies die Minister dem Markgrafen vorhielten und derselbe bat, ihn mit Anträgen über diese Materie zu verschonen (29. Dezember 1758), antwortete Graf Finkenstein und Podewils, sie würden dem Markgrafen so oft über seine Gemahlin schreiben, als sie es für ihre Pflicht hielten.

Damit nicht genug, war der Markgraf besorgt, daß die Markgräfin ihren Schmuck verkaufen könnte, wodurch seine Töchter Einbuße bei dereinstiger Erbschaft leiden würden und er hielt es für geeignet, den Oberst-Lieutenant von Heyden, welcher nach dem Tode des Oberst von Hellermann*) mit der Kommandantur in Colberg beauftragt war, anzuweisen, den Schmuck der Markgräfin zu revidiren.

Heyden war ein alter strammer Soldat, der auf Befehl des Königs die Markgräfin in die finsterste Kasematte eingeschlossen hätte, aber er war doch zu sehr Edelmann, um sich zu solchem Geschäfte gebrauchen zu lassen, und schrieb am 29. März 1760 dem Markgrafen: „daß dergleichen Prostitution vorzunehmen, gegen den Respekt sei, den man einer preußischen Prinzessin schulde."

Der Markgraf aber hatte nach und nach alles Gefühl für Schicklichkeit seiner Gemahlin gegenüber, verloren. Ging er doch im Jahre 1762 die preußischen Minister an, russische Generale zu beauftragen, daß sie den Verkauf von Juwelen Seitens der Markgräfin nicht dulden sollten, wodurch er sich die Zurechtweisung zuzog: daß man unmöglich über solche Angelegenheiten mit feindlichen Generalen unterhandeln könne.

Endlich gelang es den Ministern im Jahre 1761, den Markgrafen zu bewegen, die Appanage der Markgräfin auf 3000 Thlr. zu fixiren, und als nach dem Tode seines Bruders ihm 1771 die Majoratsgüter Schwedt und Wildenbruch mit einer Revenüe von mehr als 50,000 Thlr. zufielen, legte er großmüthig (!) seiner Gemahlin 1000 Thlr. zu und bestimmte

---

*) Nach dem Tode des Obersten von Hellermann wurden die Papiere desselben versiegelt und in das Archiv nach Stettin geschickt, so daß sich dort und nicht in Colberg die betreffenden Nachrichten finden werden.

außerdem noch 200 Thlr. für den Geburtstag. Der Markgraf rühmte sich dieser Generosität in einem Briefe an seine Tochter Friederike, vergaß aber dabei zu erwähnen, daß er 1751 seiner Gemahlin 5250 Thlr. versprochen hatte, während dieselbe jetzt nur 4200 Thlr. erhielt, und daß im Ehekontrakt ausgemacht war, die Markgräfin solle im Fall der Besitzergreifung des Majorats 1000 Thlr. Zulage zu ihrem Nadelgelde erhalten.*)

Fast noch unbegreiflicher als alles dies aber war es, daß, als der jüngste Bruder der Markgräfin, der Fürst Moritz, am 12. April 1760 gestorben war, Leopoldine das ihr von ihm ausgesetzte Legat von 6000 Thlr. ebenso wenig, als die Zinsen davon erhalten konnte, weil der Markgraf für seine Töchter darauf Beschlag legte, trotzdem die preußischen Minister diese Ungerechtigkeit dem Markgrafen klar nachwiesen. Der Müller von Sansouci, jede arme Bürgersfrau konnte in Preußen zu ihrem Rechte gelangen, eine arme unglückliche Prinzessin des Hauses aber war rechtlos.

Sobald es auf Verpflichtungen gegen seine Gemahlin ankam, und Podelwils und Finkenstein den Markgrafen bei seinem Ehrgefühl anfaßten, indem sie erklärten (24. Dezember 1758), es sei für ihn despectirlich, daß seine Gemahlin darbe, so zögerte der Markgraf nicht, zu erwiedern (29. Dezember 1758), daß er die Markgräfin, seitdem sie in Colberg lebe, nicht als seine Gemahlin zu erkennen Ursach habe. Wenn es aber galt, die Rechte des Gemahls auszuüben, wie bei dem Legat des Fürsten Moritz, oder wenn es auf Bedrückung der armen Frau, auf Beschlagnahme ihrer Korrespondenz ankam, dann war er der dazu berechtigte Gemahl, der sich die abgehenden und ankommenden Briefe von Colberg nach Berlin schicken ließ und alle Schreiben, die ihm nicht gefielen, mit Beschlag belegte.

Wir kehren nach dieser allgemeinen Schilderung zu dem Jahre 1758 zurück. Frau von Krummensee hatte ihre Stelle als Oberhofmeisterin aufgegeben und eine verwittwete Hauptmann von Hacke, geb. von Stechow, deren Platz eingenommen, während den Dienst eines Hoffräuleins eine Verwandte derselben, ein Fräulein von Stechow, versah.

Die kriegerischen Verhältnisse gestalteten sich inzwischen in Pommern so, daß eine Belagerung Colberg's durch die Russen befürchtet werden mußte. Die Minister von Podewils und Graf Finkenstein frugen deshalb am 10. Oktober bei dem Markgrafen an, ob er bei dem jetzigen Kriegstroubel einige mesures getroffen, die Markgräfin aus Colberg weggehen zu lassen, ehe die Belagerung des Ortes angegangen? worauf der Prinz

*) Die Hofhaltung des Markgrafen war sehr glänzend. Er unterhielt u. a. in Schwedt ein Theater, wo man Opern und Ballets aufführte und er den Künstlerinnen bis zu 900 Thlr. Gage nebst freier Wohnung und Brennholz zahlte.

am 13. Oktober erwiederte: „dies dependire vom Könige und wenn wider Vermuthen sich dennoch etwas Widriges ereignen sollte, so könne ihm dies nicht zur Last gelegt werden."

Die Fürsorge der Minister war auch zu spät eingetreten, denn bereits am 3. Oktober erschien der russische General Palmbach mit 6000 Mann, zu denen am 10ten ferner 9000 Mann unter Jacoblew stießen, vor Colberg und begann alsbald das Bombardement. In das der Markgräfin als Wohnung angewiesene Gouvernements=Gebäude schlugen allein neun 12pfündige Kugeln durch das Dach und die erste Etage, und außerdem wurde das Gebäude von 14 3pfündigen Kugeln und 1 Bombe getroffen. Die geängstigte Fürstin floh aus ihrem Hause in den Rathsweinkeller und fand in den starken Gewölben desselben Schutz gegen die feindlichen Geschosse. Unterstützt von der Bürgerschaft, leistete der tapfere Kommandant von Heyden mit einer Besatzung von 700 Mann den Angriffen der Russen energischen Widerstand, so daß diese am 30. Oktober die Belagerung aufgaben.

Da die Gelder vom Markgrafen so spärlich waren, daß ein geordneter Haushalt nicht geführt werden konnte, die Markgräfin aber nicht Willens war, die ihr von ihren Geschwistern zugesandten und aus dem Verkauf ihrer Juwelen gelösten Gelder für den Hofhalt herzugeben, den der Markgraf zu unterhalten verpflichtet war, so miethete sie sich ein kleines Quartier und führte in demselben ihre eigene Wirthschaft.

Eine Frau von Saldern, geb. von Hacke, welche von dem früheren Kommandanten, dem Obersten von Hellermann, angegangen war, der Markgräfin Gesellschaft zu leisten, that dies auch jetzt, und die Markgräfin verlebte, getrennt von ihrer Oberhofmeisterin, dann und wann einige vergnügte Tage, und ließ, wahrscheinlich aus Furcht vor einer abermaligen Belagerung, einen Ochsen, einige Schweine und mehreres Federvieh einschlachten, denn während der eben überstandenen Belagerung hatte sie wahrhaft darben müssen.

Frau von Hacke, welche in dem zerschossenen Gouvernement verbleiben und dort mit der kärglichen Tafel, die ihr der für sich sehr bedachte Haushofmeister Kirchmann gab, vorlieb nehmen mußte, auch statt des ihr ausgemachten Gehaltes von 400 Thrn. nur 100 Thlr. und auch diese nur unregelmäßig erhielt, bat auf das Dringendste um ihren Abschied. Auch sämmtliche Domestiken verlangten ihre Entlassung und konnten vom Davonlaufen nur durch die härtesten Drohungen des Kommandanten zurückgehalten werden, denn neben der schlechtesten Kost erhielten auch sie nur ¼ des ausbedungenen Lohnes.

Es kostete viele Mühe, eine Dame zu finden, welche den Posten einer Oberhofmeisterin in Colberg annahm. Nach vielfachen vergeblichen An=

fragen stieß man endlich auf eine Frau von Kuhlmann. Dieselbe war die Tochter des Obersten von Breygern, Kommandanten von Kiel.

Sie hatte einen Hauptmann von Kuhlmann vom Lestwitz'schen Regiment geheirathet, war aber von demselben, nachdem ihr Vermögen durchgebracht, verlassen worden. Hatte sie in ihrer Ehe übele Behandlung erfahren, so vergalt sie jetzt die erlittenen Unbilden der ihrer Obhut anvertrauten Markgräfin. Mochte auch der Umgang derselben in dem wenig vornehme Familien zählenden Colberg nicht immer der gewählteste sein, mochte auch die tödtliche Langeweile die Fürstin zu allerlei Divertissements treiben, die sich nicht billigen ließen, jedenfalls waren die giftigen Berichte der Frau von Kuhlmann an den Markgrafen voll von unbewiesenen Verdächtigungen.

Jede Dame, jeder Herr, der reformirte Hofprediger nicht ausgenommen, mit denen sich die Markgräfin unterhielt, unterlag ihrer Lästerzunge, ja selbst ein armes Kind, ein Fräulein Karoline von Ramel*), welche die barmherzige Fürstin als 11jähriges Kind zu sich genommen, hatte den Stachel ihrer Bosheit zu fühlen; leider wurden diese Berichte von dem Markgrafen mit wahrer Begier gelesen und dienten ihm als Entschuldigung für seine unrechtmäßige Knauserei gegen seine Gemahlin.

Die neue Gouvernante schien zu mancherlei Unglück auserkoren zu sein. Schon bei ihrer Reise nach Colberg erklärte ihr der für die ganze Tour gemiethete Kutscher am 24. Februar 1760 in Gollnow, nicht weiter fahren zu wollen, da die Russen die Straßen unsicher machten und zwang so die Frau von Kuhlmann, nach Stettin zurückzukehren. Erst am 22. März langte sie in Colberg an. Hier gefiel sie sich so wenig, daß sie schon nach wenigen Monaten ihren Abschied wegen Mangel an Subsistenzmitteln verlangte, da sie bei 100 Thlrn. Gehalt und so kümmerlicher Kost, als ihr gereicht würde und ohne warme Stube nicht leben könnte.

Indessen sollten noch schwerere Leiden folgen. Am 26. August 1760 erschien die russische Flotte auf der Colberger Rhede, und gleichzeitig mit ihr General Demidof mit 9700 Russen vor den Wällen der Festung.

Ein furchtbares Bombardement begann und währte bis zum 18. September, an welchem Tage der General Werner mit seinen Husaren die Russen überfiel und die Stadt entsetzte. Das Gouvernementshaus hatte abermals viel zu leiden, das blau-weiße meißener Tafel-Service**), welches

---

*) Im Jahre 1773 verheirathete die Markgräfin diese junge Dame an einen Lieutenant von Diemar des Garnison-Bataillons von Vietinghoff und stand bei dem ältesten Sohne Gevatter. Nach dem Tode der Markgräfin erhielt Frau von Diemar ein Geschenk von 100 Thlrn.

**) Die Markgräfin hatte gern weißes haben wollen, allein das durfte nicht außer Landes versandt werden, und rothes war um Vieles theurer.

der Prinz Eugen seiner Schwester 1755 aus Dresden zugeschickt hatte, und die Kutschwagen der Markgräfin wurden durch Bomben vernichtet. Die Markgräfin berechnete ihren Schaden auf 3000 Thlr.

Sie wandte sich an den Gouverneur von Pommern, den Herzog von Bevern in Stettin, damit das Gouvernementshaus wieder wohnlich hergestellt werde, was auch einigermaßen geschah. Gleichzeitig schrieb sie auch dem König, er möge sie von Colberg fortnehmen und ihrem Elende ein Ende machen. Ihrem Bruder Eugen schrieb sie am 24. September: „Es ist gewiß nicht zu beschreiben, wie wir geängstigt gewesen sind. Ich will lieber 10 Bataillen als noch eine solche Belagerung ausstehen.“ Auch der alte Heyden, welchem der König den Orden pour le merite, den Rang eines Obersten verliehen und seinen Heldenmuth durch eine goldene Medaille verewigt hatte, wollte die Markgräfin nicht einer dritten Belagerung ausgesetzt sehen und wandte sich deshalb an den Herzog von Bevern, indem er ihn bat, sich beim König dafür zu verwenden, er selbst könne es nicht, da der König schon einmal dem Kommandanten sehr ungnädig deswegen geantwortet habe.

Während sich die Stadt nach Abzug der Russen auf einige Zeit des äußeren Friedens erfreuete, entbrannte zwischen der Markgräfin und ihrer neuen Oberhofmeisterin ein innerer Krieg, welcher mit der größten Erbitterung geführt wurde und den man, was Minen und Contre-Minen, Parallellen und Zickzacks, Demontir- und Breschbatterien anbetrifft, wohl mit dem Festungskriege vergleichen könnte.

Noch immer hatte die Fürstin ihre Privatwohnung inne und lebte daselbst mit Fräulein von Stechow und ihrer selbst angenommenen Dienerschaft. Die Frau von Kuhlmann durfte nie vor ihr erscheinen, der Haushofmeister Kirchmann, welcher der Markgräfin gleich verhaßt war, erhielt nur Befehle durch einen Lakaien. Beide, Frau von Kuhlmann und Kirchmann, rächten die ihnen zugefügten Kränkungen durch die giftigsten Berichte an den Markgrafen und dieser setzte es bei dem Könige durch, daß der Oberst von Heyden den Befehl erhielt, die Markgräfin nach dem Gouvernement zurückzuführen, die Privatwirthschaft aufzulösen, die Korrespondenz der Markgräfin dem Markgrafen zu überschicken und Niemanden zur Fürstin zu lassen, der nicht durch die Oberhofmeisterin eingeführt wurde. Die unglückliche Frau fügte sich nur, so weit sie es mußte, der Gewalt. Niemand aber vermochte sie zu zwingen, mit der ihr verhaßten Frau ein Wort zu sprechen. Sie versagte sich lieber jeden Umgang, als daß sie die Oberhofmeisterin in ihrem Zimmer gesehen hätte, und da sie auch nur in Begleitung derselben die Wohnung verlassen sollte, so verzichtete sie auch darauf und verließ ihre Behausung nicht mehr. Alles dieses fiel ihr aber nicht so schwer, als die Beschränkung ihrer Korrespondenz, indem alle Briefe dem Kommandanten überwiesen und von

diesem nach Berlin geschickt wurden. Am 16. Mai 1761 schrieb sie ihrem Bruder, dem Fürsten Dietrich:

„Durch die Güte der Gräfin von Anhalt gelingt es mir, einen Brief an Sie zu schreiben, ich bitte doch, dem Grafen Finkenstein wissen zu lassen, daß Sie von mir seit längerer Zeit keine Briefe mehr erhielten; die Correspondenz mit mir also unterbrochen sein müsse. Ich will mein Leben lassen, daß Niemand über meine Correspondenz und über meine Conduite etwas Nachtheiliges sagen kann; aber das kann mir doch Niemand verdenken, daß ich das Meinige fordere und seit Jahren habe ich keinen Groschen bekommen. Man schickt mir Leute über den Hals, die so erzogen sind, daß ich nicht capable bin, mit ihnen umzugehen, ihrer schlechten Lebensart wegen. Ich bitte, sorgen Sie doch durch den Grafen Finkenstein dafür, daß man meine Briefe frei ab- und zugehen läßt und daß mir der Markgraf eine honette Frau herschickt."

Da die bisherigen Maßregeln die Markgräfin zu keinem andern Verhalten gegen Frau von Kuhlmann bewogen, so wußte diese eine andere verwundbare Stelle zu finden. Sie wußte, daß Fräulein von Stechow, welche der Markgräfin von Berlin aus nach Colberg gefolgt war, das volle Vertrauen derselben genoß, und war deshalb bestrebt, das Hoffräulein von der Fürstin zu entfernen, indem sie mehrfach in ihren Berichten anführte, daß dieselbe eine strenge Durchführung der königlichen Befehle durchkreuze.

Der Kommandant erhielt in Folge dessen den Befehl, Fräulein von Stechow auf ihre Pflichten aufmerksam zu machen. Hierdurch tief gekränkt, bat das Fräulein den Markgrafen, ihr den Abschied zu geben und das rückständige Gehalt nebst Reisegeld zu schicken und fügte hinzu:

„Mein einziges Vergehen ist, daß ich nicht, gleich der Oberhofmeisterin, allen Respekt vor der Frau Markgräfin aus den Augen gesetzt, ihr vielmehr 9 Jahre lang treu gedient habe."

Fräulein von Stechow reiste zu Pfingsten 1760 ab, und da ihr kein Reisegeld geschickt worden, die Markgräfin auch nicht bei Kasse war, so erhielt sie von derselben zwei silberne Leuchter, einen silbernen Präsentirteller und einen silbernen Becher geschenkt. Der Markgraf aber hatte noch im Jahre 1763 die Schuldforderung des unvermögenden Fräuleins von Stechow nicht bezahlt. Mit der Entfernung des Fräulein von Stechow war Frau von Kuhlmann aber keineswegs befriedigt, es galt, auch die der Markgräfin ergebene Kammerfrau Beckmann, den Kammerdiener Schütting und die Tochter des Kolberger Rektors Spoerl, welche die Markgräfin für sich als Kammerfrau ausbilden ließ, zu entfernen.

Mit der Letztern wurde der Anfang gemacht, die andern sollten später nachfolgen.

VI.

Während so die Oberhofmeisterin ihre Garne immer enger spann, drohte der armen Stadt eine neue Belagerung. Zwar hatte der König zur Deckung von Colberg den Prinzen von Würtemberg mit einem Korps bestimmt, aber Mangel an Lebensmitteln nöthigten den Prinzen, Colberg seinem Geschick zu überlassen, und Mangel an Lebensmitteln nöthigten nach 2monatlicher Einschließung den Kommandanten am 15. Dezember 1761, nachdem er 10 Aufforderungen zur Kapitulation abgeschlagen hatte, die Festung an den russischen General, Grafen Romanzoff, zu übergeben. Die Preußen rückten an dem gedachten Tage mit klingendem Spiel zum Lauenburger Thore hinaus und legten dort die Waffen nieder, während zu derselben Zeit die siegreichen Russen durch das Gelderthor einzogen.

Dieses Ereigniß rief in dem Gouvernementshause und in der Kommandantur die verschiedensten Empfindungen hervor.

Während der Oberst von Heyden, niedergebeugt durch den Kummer, wegen Mangel an Nahrungsmitteln die Festung übergeben zu müssen, sich seiner Uniform entkleidete und einen Schlafrock anzog, um darin die Russen zu empfangen, athmete die Markgräfin frei auf, und zog ihre beste Robe an, um sich auf den Besuch des russischen Grafen, welcher sie aus ihren Banden erlöste, vorzubereiten.

Kaum hatte auch Romanzoff von der Stadt Besitz genommen, als er mit den höheren Offizieren der Markgräfin seine Aufwartung machte.

Die Fürstin bat um den Schutz der Kaiserin von Rußland, da es ihr nicht länger möglich sei, in preußischen Landen zu bleiben. Romanzoff ersuchte die Markgräfin, sich deshalb schriftlich an die Kaiserin zu wenden, und setzte hinzu: er zweifle nicht, daß Höchstdieselbe der Markgräfin alle Assistenz leisten werde.

Der Oberst von Heyden forderte zwar von Romanzoff, daß die Markgräfin, da sie in der Kapitulation mit einbegriffen sei, sich demzufolge nach Stettin zu begeben habe, der russische General aber erwiederte: „Die Kaiserin habe fernerhin über die Markgräfin allein zu disponiren."

Seit 11jähriger Haft sah sich endlich die unglückliche Frau in Freiheit und noch dazu in einer solchen, welche sie keiner Gnade verdankte. Wer sich all die ertragenen Unbilden, die widerwärtige Knechtung durch Frau von Kuhlmann und all die harten Beschränkungen, denen die Markgräfin unterworfen war, und zuletzt noch die Angst einer monatlangen

Belagerung mit all ihren Schrecken und Entbehrungen*) vergegenwärtigt, der kann sich den Triumph der Markgräfin denken, plötzlich Herrin ihrer selbst zu sein und die Aussicht zu haben, von Petersburg aus Wiedervergeltung für das ihr zugefügte Unrecht zu fordern.

Den ersten Gebrauch, den die Markgräfin von ihrer Freiheit machte, war, daß sie Frau von Kuhlmann und den Haushofmeister Kirchmann aus dem Hause wies.

Sie nahm Frau von Saldern als Oberhofmeisterin und ein Fräulein von Grolmann als Hoffräulein vorläufig zu sich, verkaufte, um zu Geld zu gelangen, alle ihre entbehrlichen Habseligkeiten und begab sich voll der hochfliegendsten Hoffnungen Anfangs Februar nach Stolpe, dort die Entscheidung der Kaiserin Elisabeth abwartend, während die ihrer Stelle beraubte Oberhofmeisterin mit schweren Sorgen für ihre Zukunft nach Berlin fuhr.

Das Glück war aber der Markgräfin nicht hold. Am 5. Februar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth und ihr Nachfolger Peter III., ein Verehrer Friedrich des Großen, schloß bald darauf Frieden mit Preußen und damit war das Schicksal der Markgräfin entschieden. Der russische General, Fürst Wolkonski, benachrichtigte im April die Markgräfin, daß er Befehl habe, sie nach Stettin abzusenden und dem Herzog von Bevern zu übergeben und dieser wies ihr, da Stettin von Gefangenen angefüllt war, das benachbarte Damm als Wohnsitz an. Hier traf die Markgräfin, begleitet von einem Fräulein von Schmiedeseck, am 23. April ein und erhielt eine Wohnung von 3 Stuben. Der Herzog von Bevern bezeigte ihr viel Wohlwollen, gab ihr alle Freiheit, welche nur immer statthaft war und übertrug, als er bald darauf zur Armee abberufen wurde, die fernere Fürsorge für die Markgräfin dem Kommandanten von Stettin, General von Puttkammer.

Die für den Verkauf erlösten Gelder waren bald verbraucht und in ihrer äußersten Verlegenheit klagte die Markgräfin dem Minister Finkenstein, daß sie, die seit 5 Jahren nicht das Geringste von ihren Einkünften erhalten habe, jetzt ohne alle Mittel sei, und nichts sehnlicher wünsche, als daß ihr zum Aufenthalt ein anderer Ort, als eine Festung, da sie in einer solchen so außerordentlich viel gelitten habe, angewiesen werden möchte. Finkenstein hatte schon daran gedacht, konnte jedoch ohne Befehl des Königs über den zukünftigen Aufenthaltsort nichts bestimmen; er

*) Der Haushofmeister hatte die ganze Wirthschaft aufgegeben, da die Theuerung zu groß war und er keine Gelder erhielt. 1 Pfd. Fleisch kostete 8—9 Sgr., 1 Pfd. Butter 1 Thlr. 8 Sgr. und 1 Schffl. Roggenmehl 4 Thlr., und für diese damals ganz enormen Summen waren diese Lebensmittel oftmals nicht zu haben.

schrieb vorläufig dem Markgrafen, daß es nothwendig wäre, der Markgräfin eine Hofmeisterin zu geben.

Ob hierzu fernerhin noch die Frau von Kuhlmann geeignet, oder die vom Herzog von Bevern in Vorschlag gebrachte Oberstin von Münchow, überlasse er dem Prinzen und befürwortet, bei der jetzigen Theuerung die für den Unterhalt der Prinzessin bestimmte Summe von 1200 Thalern zu erhöhen, da damit kein Partikulier auskommen könne, die Prinzessin aber Noth leiden müsse. Der Markgraf hatte aber hierfür kein Ohr. Dagegen langten auf seinen Befehl am 11. Mai die alten Marter-Werkzeuge, der Haushofmeister Kirchmann von Colberg und wenige Tage darauf auch die verhaßte Frau von Kuhlmann aus Berlin in Damm an, und meldeten sich zu ihrem alten Posten. Die Markgräfin erklärte jedoch, sie würde keinen von ihnen dulden, wenn sie nicht einen Befehl des Herzogs von Bevern vorzeigten, und verweigerte, da sie dieses nicht vermochten, ihnen den fernern Eintritt in das Haus. Der ausgesetzte Hofstaat suchte Hülfe bei dem Kommandanten von Damm, dem Obersten von Grumkow, welcher sich jedoch in nichts meliren wollte. Noch schlimmer erging es der Frau von Kuhlmann, als sie beim General von Puttkammer Hülfe suchte. Derselbe äußerte sich über das gegen die Markgräfin beliebte Verfahren sehr empört und sagte: Man ließe die Markgräfin vor Hunger sterben, und zwänge dieselbe dazu, Almosen zu empfangen. Nach vielen Bitten erhielt Frau von Kuhlmann endlich in einer abgelegenen Straße ein schlechtes Stübchen angewiesen und mußte auch dieses mit noch schlecherem vertauschen, als dasselbe mit Einquartirung belegt wurde. Die Berichte der Oberhofmeisterin an den Markgrafen waren daher nicht rosig gefärbt. Sie konnte das Leben und Treiben ihrer Herrin nicht Schritt vor Schritt verfolgen, da sie nicht in einem Hause, ja nicht einmal in einer Straße mit derselben wohnte. Desto freiern Spielraum hatte der Klatsch. Alles wurde verdächtig, die Herzogin von Württemberg, welche die Markgräfin häufig besuchte, die Frau von Sydow, welche auf Wunsch des Herzogs von Bevern bei der Markgräfin die Stelle der Oberhofmeisterin einstweilen versah, der Oberst von Grumkow, vor allem aber der General von Puttkammer, welcher dem impertinenten Haushofmeister die Thüre gewiesen hatte. Gegen diesen General entbrannte in Folge der Berichte der Zorn des Markgrafen und verleitete ihn, demselben in ziemlich schroffer Weise Vorwürfe über sein Benehmen zu machen, war aber bei Puttkammer an den falschen Mann gekommen. Derselbe entgegnete dem Markgrafen: Stettin, den 21. Juny 1762. „Euer Königl. Hoheit imputiren mir, daß der Kommandant von Damm das an ihn ergangene Schreiben nicht respectirt habe, weil er die Frau von Kuhlmann und den maitre d'hôtel nicht in die ihnen gehörenden Posten eingestellt habe.

Dies ist eine Sache, die mir gar nichts angehet, da es zu einer Zeit geschehen, wo der Herzog von Bevern noch zugegen.

„Wenn aber fernerhin Ew. Königl. Hoheit auch in Abwesenheit Sr. Durchlaucht die Schuld auf mich legen wollen, ja sich der ungnädigen Expression bedienen, daß ich als ein Partikulier über Euer Königl. Hoheit Affairen nicht raisonniren könnte, so muß ich die Gnade haben, Ihnen zu sagen, daß es mir leid sein sollte, wenn ich mich nicht so zu bescheiden wüßte, wie weit ich darin zu gehen und zu lassen hätte, ohne mir etwas vergeben zu dürfen.

„Ich werde auch Frau von Kuhlmann und den maitre d'hôtel, die sich unverantwortlicher Weise aus ihrer Station gesetzet, von dem Kommandanten von Damm nicht wieder installiren lassen ohne expressen Befehl von Sr. Majestät, als die ich allein zum Richter über meine actiones erkenne; sondern ich niemals an der Ew. Königl. Hoheit schuldigen Devotion manquiren werde und ersterbe Durchlauchtigster Markgraf als Ew. Königl. Hoheit unterthänigster Knecht von Puttkammer."

Der Markgraf Heinrich führte darauf beim Grafen Finkenstein Beschwerde über den General, und als auch der Minister von diesem eine ausweichende Antwort erhielt, wandte er sich an den Herzog von Bevern, damit dieser die erforderlichen Befehle nach Stettin gehen ließ.

Aus dem Verhalten des Herzogs von Bevern, des Generals von Puttkammer, der Herzogin von Würtemberg zu der Markgräfin geht deutlich hervor, daß man über das Verfahren des Markgrafen gegen seine Gemahlin empört war und entschieden Parthei für diese nahm. Dies hätte, wenn auch das Unglück Mitleiden erweckt, doch in dem Maße nicht stattfinden können, wenn die Markgräfin ein so ungeregeltes Leben geführt hätte, wie es die Frau von Kuhlmann in ihren Briefen an den Markgrafen schildert; diese lügenhaften Berichte fachten die Erbitterung des Markgrafen gegen seine Gemahlin von Neuem an, und erlöschten die letzte Spur einer gnädigen Gesinnung beim Könige für die unglückliche Frau, so daß er dieselbe nicht sah, als er im Jahre 1763 auf kurze Zeit nach Colberg kam.

Daß der König auch über das Verhalten der Markgräfin nach der Uebergabe Colberg's erzürnt war, ist leicht zu errathen. Schwerer zu verstehen aber ist es, daß der König jetzt wie früher den vielen Bitten der Markgräfin und ihrer Brüder eine Kommission zur Untersuchung der gegen die Fürstin vorgebrachten Beschuldigungen zu ernennen, nicht Folge gab.

Freilich beschäftigten den König, der für Erhaltung seines Thrones und seines Landes kämpfte, in dieser Zeit so wichtige Dinge, daß er zu

entschuldigen ist, wenn er dieser häuslichen Angelegenheit nicht die Aufmerksamkeit schenkte, welche für die Markgräfin erwünscht gewesen wäre.

Nachdem die Russen Colberg verlassen hatten, mußte die Markgräfin auf Befehl des Königs Ende August ihre Rückreise nach dieser Festung wieder antreten und langte daselbst am 29. August an.

Frau von Kuhlmann hatte von der Abreise nichts erfahren und war in höchst unliebsamer Stimmung, als sie die Reise mit dem Herrn Kirchmann ohne ihre Schutzbefohlene antreten mußte, und einige Tage später, als dieselbe, in Colberg anlangend, ihre Zimmer von dem Fräulein von Schmideseck besetzt fand, so daß sie Gewalt brauchen mußte, um sich in Besitz ihrer alten Wohnung zu setzen.

An den, Heyden's Stelle vertretenden Kommandanten, den Oberst von Langenow, welcher Frau von Kuhlmann in Stettin beim General von Puttkammer getroffen und ihr schon damals gesagt, er würde es ebenso wie der General halten, wenn sie nach Colberg käme, fand die Oberhofmeisterin keine Stütze, vielmehr that Langenow Alles, was in seinen Kräften stand, der Markgräfin das Leben erträglich zu machen und ladete sie auch zu der, zur Feier des Hubertsburger Friedens arrangirten Schlittenfahrt ein, worüber Frau von Kuhlmann fast in Krämpfe fiel.

Dieses milde Verfahren des Kommandanten war auch der unglücklichen Frau zu gönnen, denn da sie im Februar 1762 den größten Theil ihres ganzen Hausraths verkauft hatte, so befand sie sich in fast leeren Räumen und ohne Equipage.

Die Noth mußte im Gouvernement wirklich einen hohen Grad erreicht haben, denn die Oberhofmeisterin klagte am 20. September dem Markgrafen: „Ich sitze im Bloßen, habe nichts zu essen und zu trinken, muß mich ohne Feuer behelfen und die größte Noth leiden“ und der Kommandant schrieb am 1. Dezember 1762 dem Markgrafen: „Seit einigen Monaten existirt gar keine Küche, da der Haushofmeister vorgiebt, kein Geld dazu zu haben.

„Die Frau Markgräfin ist deshalb in wahrer Desparation und hat gesagt: Sie würde zufrieden sein und wenn Kirchmann Kieselsteine koche. Ich habe demnach dem maitre d'hôtel anbefohlen, von heute an zu kochen und die in seinen Händen noch befindlichen 300 Thlr. zur Küche zu verwenden. So hat denn auch heute die Frau Markgräfin zwei Gerichte auf ihrem Zimmer gegessen. Es muß doch wenigstens der Tisch für die Markgräfin gedeckt und ein Zimmer für sie geheizt werden.

„Frau von Kuhlmann verlangte im Tafelzimmer zu speisen, da aber dort nicht gedeckt werden konnte, hat sie gar nicht gegessen. Ich habe keine Zeit, dieser Frau die Cour zu machen, kenne aber ihren Charakter hinreichend.“

Für die Fürstin war es zu beklagen, daß Langenow nicht lange in seiner Stellung verblieb, denn schon im Juli 1763 übernahm der strenge Heyden die Kommandantur von Neuem und mit seiner Unterstützung wurde in dem Gouvernementshause das frühere Reglement mit aller Strenge von Neuem durchgeführt. Die ihm abermals vom Markgrafen anempfohlene Revision des Schmuckes vollzog er aber auch diesmal nicht und berichtete darüber an das Ministerium: „daß die Markgräfin wohl gar keinen Schmuck mehr haben würde, da sie ja seit Jahren kein Geld erhalten und doch hätte leben müssen. Ihren Trauring und ihren Verlobungsring habe sie bereits durch Langenow dem Markgrafen überschickt."

Mit ihren Töchtern und ihren Verwandten in Dessau unterhielt Leopoldine in dieser Zeit lebhaften Briefwechsel.

Vergebens baten ihre Töchter, die Prinzessinen, den König, ihrer Mutter die Freiheit zu geben, vergebens baten sie den Vater, das Geschick ihrer Mutter zu erleichtern. Sie mußten dabei sehr zart auftreten, denn der Markgraf war in seiner väterlichen Autorität sehr leicht verletzbar*) und drohte bei jedem Vergehen gegen den kindlichen Respekt sogleich mit seiner Ungnade oder auch wohl mit Enterbung, wie dies die Prinzessin Friederike erfahren hatte, als sie 1768 von „abgeneigten Kanälen" gesprochen, die das Geld des Vaters in fremde Hände führten.

Auch Leopoldinen's Neffe, Fürst Franz, der im Jahre 1758 die Regierung des Fürstenthums Anhalt-Dessau angetreten hatte, nahm sich ihrer an. Er antwortete, als der Markgraf sich wegen der der Markgräfin von ihren Geschwistern zugedachten Legate an ihn gewandt hatte: daß diese Legate der Markgräfin und nicht deren Töchtern vermacht wären und daß Kinder ihre Eltern bei Lebzeiten nicht zu beerben pflegten." Ihr Bruder Eugen hätte auch gern noch einmal das durch das Bombardement zertrümmerte Meißner Porzellan ersetzt, aber er konnte es nicht, da die Ein-

---

*) Der Markgraf war überhaupt sehr empfindlich. Als ihm der Markgraf Alexander von Anspach-Baireuth im Dezember 1776 zum neuen Jahr gratulirte und ihn dabei nur „Ew. Liebden" und nicht „Königliche Hoheit" titulirt hatte, ließ er der Anspach-Baireuther Geheimen Kanzlei sehr ungnädig bemerken, künftighin die gebührenden Curialien nicht auszulassen. Als der Markgraf im Februar 1785 einen Ball in Schwedt gab, dem auch die Fürstin Czartarysta mit ihrer Hofdame beiwohnte, schrieb er seiner Tochter Louise am 27. Februar ganz empört, daß die Fürstin, welche mit dem Rittmeister von Massow und dem Lieutenant von Schak Contre-Tanz, Hannakisch und Walzer getanzt, mit ihm — er war 76 Jahr alt — die Menuet nicht tanzen wollte, und als er darauf die Hofdame aufforderte, habe ihm „der Räckel" auch einen refus gegeben. Der Markgraf legte sich nach dieser Begegnung in seinem eigenen Hause zu Bett und war am andern Tage sehr zufrieden mit seiner Dienerschaft (1 Lakai und 2 Domestiken), welche der Fürstin zur Aufwartung gegeben waren, daß dieselben das aus nur 1 Dukaten bestehende Trinkgeld zurückgewiesen hatten.

fuhr von Porzellan in Preußen verboten war. Dagegen schickte er ihr Spargelpflanzen, seidene Kleider und verfehlte auch nicht, sie stets mit Orangenzucker und Orangenwasser zu versehen, welches seit ihrer Großmutter, der Fürstin Henriette Katharina, einer gebornen Prinzessin von Oranien, in Dessau heimisch war.

Sobald Frau von Kuhlmann wieder das Heft in den Händen hatte, knechtete sie die Markgräfin auf wirklich unerhörte Weise. Als zwei Adjutanten des Herzogs von Würtemberg von Treptow aus nach Colberg beurlaubt waren und der Markgräfin von Seiten der Herzogin Grüße bestellen sollten, wurden dieselben durch Frau von Kuhlmann abgewiesen, selbst den reformirten Hofprediger Daubendorff, welcher der Markgräfin in ihrer Verzweiflung christlichen Trost zusprach, verläumdete diese Frau beim Markgrafen, damit seiner Gemahlin auch dieser letzte Zuspruch noch entzogen würde. Dieser giftige Pfeil wandte sich jedoch gegen sie selbst.

Der würdige Mann schrieb in submissester Form, aber doch auch ohne Menschenfurcht dem Markgrafen am 2. August 1764: „— — Es giebt Personen, welche zum Ansehen und Ordnung des Hofstaates Ihrer Königlichen Hoheit, der Markgräfin, gehalten werden, deren Gedanken nur dahin gerichtet zu sein scheinen, der Markgräfin Aufenthalt allhier durch mancherlei Bedrückungen immer trauriger zu machen. Seit Jahren hat die Markgräfin ein wahres Thränenbrod essen und an vielem Nothwendigen Mangel leiden müssen.

„Seit 1 Jahr hat die Markgräfin sich des öffentlichen Gottesdienstes und Genusses des heiligen Abendmahls beraubt gesehen, da dieselbe sich nicht entschließen konnte, in Gesellschaft solcher Personen, welche ihre Andacht stören, die Kirche zu besuchen. Das traurige Schicksal der Markgräfin wurde natürlich in der Gegend bekannt und gelangte auch zu den Ohren der Frau Herzogin von Würtemberg in Treptow. Diese gottselige und große Fürstin fragte mich auf mein Gewissen, als ich Ende 1763 in Dero Kabinet Gottesdienst und das heilige Abendmahl reformirt hielt, nach den betrübten Umständen und ich habe die Wahrheit freimüthig bekannt."

Auch des Markgräfin Schwägerin, die sanfte Markgräfin Sophie, Schwester des Königs Friedrich II., zog gegen Frau von Kuhlmann zu Felde. Sie hatte am 17. Oktober 1762 dem Markgrafen geschrieben:

„— — Es handelt sich um die unglückliche Markgräfin, welche, so lange als Frau von Kuhlmann bei ihr ist, auf das unverantwortlichste gemißhandelt wird. Diese Frau rechnet es sich als ein Verdienst an, die Markgräfin zu maltraitiren. Dies ist eine wahre und wohlbekannte Thatsache, ebenso, daß ihre ungeregelte conduite sie in keiner Weise zu dem Posten, den sie bekleidet, geeignet macht."

Das schwere Geschütz schoß aber der Oberst von Heyden ab, dem man gerade Weichheit nicht als hervorstehenden Charakterzug zuschreiben kann und der von sich selbst sagt, daß ihn die Markgräfin für den odiösesten Menschen von der Welt halte. Er schrieb am 13. Juni 1764 dem Markgrafen:

„— — Mit der jetzigen Verfassung kann es nicht Bestand haben. Die Frau Markgräfin will schlechterdings nicht mit Frau von Kuhlmann sein und die natürliche Folge davon ist, daß die Frau Markgräfin der größten Arrestanten gleich, sich nie aus ihrem Zimmer verfügen, noch den geringsten Besuch, außer dem Hofprediger, empfangen kann. Eine Aenderung dieser Wirthschaft ist nothwendig."

In welcher verzweifelten Stimmung die Markgräfin in dieser Zeit war, ergiebt sich aus dem Briefe, den sie am 5. Februar 1764 dem Markgrafen schrieb:

„Wäre es in Ew. Hoheit Macht, so ließen Sie mir auch das Wasser und die Luft vorenthalten und mir auf alle Art und Weise dem Tode übergeben. Durch Ew. Hoheit Veranstaltungen kann ich nicht einmal Gott dienen, kann nicht mit meinen Kindern und meinen Freunden correspondiren. Ew. Königliche Hoheit lassen mir meine Briefe wegnehmen, selbst an Se. Majestät darf ich nicht schreiben, und doch verlange ich nichts, als mein gutes Recht, die Zinsen von meinem Eingebrachten, zu erhalten."

Die Frau von Kuhlmann, nicht ahnend, wie schwankend ihre Stellung bereits geworden war, entfernte jetzt auch die alte Kammerfrau Beckmann von der Person der Markgräfin, und da diese keine von der Frau von Kuhlmann angenommene Kammerfrau zu sich lassen wollte, so frisirte sich die Frau Markgräfin fortan selbst und machte höchsteigenhändig ihr Bett.

Der Markgraf, dem auch dieses zu Ohren kam, und der von allen Seiten bestürmt wurde, das Leben seiner Gemahlin doch nicht zur Hölle zu machen, entschloß sich, seinen Hofrath Rackmann von Schwedt nach Colberg zu schicken, um durch ihn genauen Bericht über die dortigen Zustände zu erhalten.

Man kann sich denken, wie dem armen Hofrath die Ohren geschmerzt haben müssen, als die verschiedenen Partheien ihn mit ihren Klagen bestürmten. Der Bericht wurde mündlich abgefaßt, wir kennen ihn daher nicht; nach dem Erfolg zu schließen, ist er aber für Frau von Kuhlmann*) nicht günstig ausgefallen, denn der Markgraf entließ dieselbe am 14. Januar 1765 mit Zusicherung einer Pension von 100 Thlrn. und die Priorin

*) Sie verlobte sich im Jahre 1772 mit einem Herrn von Grävenreuth und behielt ihre Pension bei.

des Klosters St. Alfra zu Kolberg, Fräulein Agnes Tugendreich von Mitzlaff, übernahm in Uebereinstimmung der Markgräfin den schwierigen Posten.

Fräulein von Mitzlaff war eine verständige und gebildete Dame von guten Sentiments, die in Bezug auf den Haushalt ganz praktische Einrichtungen traf. Sie war in einem Alter von ca. 50 Jahren.

Das erste, was sie that, war, den arroganten und eigennützigen Haushofmeister Kirchmann zu entlassen, an dessen Stelle der bisherige Kammerdiener Schlütting trat.

Die Einrichtung der Markgräfin war noch immer sehr dürftig und erst, als ihr der Markgraf — wir kennen die Angelegenheit nicht näher — 3519 Thlr. aus dem Niedthardt'schen Konkurs im März 1766 zusandte, sah sie sich in den Stand gesetzt, Equipage und das nothwendigste Inventar von Neuem anzuschaffen. Mit dem Alter, die Markgräfin erreichte 1766 das 50., der Markgraf das 57. Lebensjahr, verblaßte mit dem Dunkel des Haares auch die gegenseitige Erbitterung der Eheleute.

Die Markgräfin schickte im April 1766 Seelachs, den sie in ihrer Kammer selbst gepackt hatte, damit er recht gut ankommen möge, dem Markgrafen nach Berlin, und einige Jahre später übersandte sie, „weil ihre Kaffee-Kuh sich diesmal gut gehalten, und ein Kalb gebracht, einen schönen Kalbsbraten, den der Markgraf mit ihren Töchtern in voller Gesundheit verzehren möge.“ Am 19. März 1769 schrieb Leopoldine dem Markgrafen: „Machen mir doch Ew. Königl. Hoheit eine kleine Freude und kleiden mich alle Jahre einmal, es kann so schlecht sein, wie es will, ich kann mich dann doch damit rühmen.

„Heute sind es 30 Jahr her, daß ich meinen Namen verlassen. Jetzt esse ich der Menage willen nur einmal warm; vergleichen doch Ew. Hoheit meinen Zustand von heute mit dem vor 30 Jahren, als wir Dessau verließen.“

Die Markgräfin war, während sie an andere viele Wohlthaten spendete, und namentlich, wenn sie zu Gevatter gebeten worden war, was nach Ausweis der Colberger Kirchenbücher nicht selten stattfand, reiche Geschenke ertheilte, für ihre Person sehr haushälterisch geworden, so daß sie in ihrer Toilette den Colberger Kaufmannsfrauen, welche sich nach ihren Briefen weit prächtiger kleideten, wie die in Berlin, nachstand. Mit dem Alter kam auch Krankheit. Die Markgräfin wurde an Händen und Füßen von der fliegenden Gicht befallen, woran wohl das Klima und die mangelhafte Wohnung einen Theil ihrer Schuld tragen mochte. Der Arzt rieth den Gebrauch des Polziner Bades und der Oberst von Kleist, welcher an Heyden's Stelle Kommandant geworden war*), befürwortete das Gesuch

*) Heyden war am 4. Mai 1765. gestorben.

auf das Nachdrücklichste, doch erfolgte keine Genehmigung. Die Existenz in Colberg war der armen Frau unleidlich geworden, sie wiederholte die Bitte, sie von diesem „fürchterlichen Aufenthalte“ zu befreien, fast in allen Briefen an den Markgrafen, und selbst die harte Antwort des Markgrafen vom Jahre 1774: „daß es nicht in seiner Macht stände, ihr von Colberg zu helfen und sie endlich diese alte Leier doch einmal beendigen und sich beruhigen solle,“ hielt sie von ferneren Bitten nicht ab.

Das anfänglich so gute Verhältniß mit Agnes Tugendreich von Mitzlaff wurde späterhin auch getrübt. Die Markgräfin hatte ein armes Fräulein von Liebeherr*) zu sich genommen und ließ sie erziehen. Das heitere dankbare Kind gab der Markgräfin Zerstreuung und gern hatte sie es um sich. Auf dieses Verhältniß war Fräulein von Mitzlaff eifersüchtig, außerdem klagte dieselbe über den schlechten Tisch.

Der Oberst von Kleist schrieb deshalb an den Markgrafen den 30. August 1767:

„Die Beschwerden der Mitzlaff betreffen das Essen, namentlich daß sie Abend nicht warm zu Essen bekommt. Ich vermag über den Tisch nicht zu urtheilen, da ich erst zweimal bei der Frau Markgräfin gespeist habe. Ich habe über die Frau Markgräfin nicht die geringste Klage zu führen. Ihre Königliche Hoheit sind allerdings geizig geworden und da mag die Tafel nicht mehr so gut sein, wie früher, ich sollte aber glauben, daß sie doch so ist, daß die Oberhofmeisterin damit könnte zufrieden sein, denn zu Hause bei ihren Eltern und in ihrem Kloster wird sie es auch nicht besser haben können.“

Um allen Klagen abzuhelfen, schlägt Kleist vor, die Menagegelder dem Fräulein von Mitzlaff zu übersenden, worauf auch der Markgraf einging. Die Oberhofmeisterin führte sortan die Wirthschaft und überreichte das, was erspart wurde, der Markgräfin, dies betrug vierteljährlich 200 bis 296 Thlr. Der Frieden aber wurde völlig wieder hergestellt, als der Markgraf drohte, wenn Fräulein von Mitzlaff ihren Posten verließe, Frau von Kuhlmann von Neuem anzustellen.

Sehr tief beklagte die Markgräfin den im Jahre 1781 erfolgten Tod des Generals von Kleist, der für sie stets ein reiches Wohlwollen gezeigt. „Solch ein Mann ist sehr rar auf dieser Welt zu finden“ en=

---

*) Marie Wilhelmine von Liebeherr stammte aus Rabuhn ($2^1/_2$ Meile von Colberg) und war um das Jahr 1756 geboren. Die Markgräfin ließ sie von ihrem siebenten Jahre an in Colberg und Stettin erziehen, nahm sie 1770 ganz zu sich und gab ihr 100 Thlr., später 133 Thlr. Gehalt. Ihre Liebe und Dankbarkeit für ihre Wohlthäterin wurde von der Herzogin Louise von Anhalt, Tochter der Markgräfin, nach deren Tode durch ein reiches Gnadengeschenk belohnt.

digt sie ihr Schreiben vom 18. Februar 1775. Im folgte General von Pelkowski in der Kommandantur.

Am 17. März 1773 hatte die Markgräfin ihrem Gemahl geschrieben: „Das neue Jahr hat miserable angefangen, ich glaubte an den Tod und hatte mir schon, Gott ergeben, den Pelz zurecht gemacht, doch bin ich leben geblieben, habe aber noch viel Schmerzen."

Der Gebrauch von Dampfbädern linderte dieselben, an eine Herstellung war aber nicht zu denken und nach unsäglichen Leiden erlöste sie der gnädige Gott endlich am 27. Januar 1782.

Der Kommandant, General von Pelkowski, meldete den Todesfall sogleich dem Könige nach Potsdam und dem Markgrafen nach Schwedt. Es wurde unterhandelt, wo die Verstorbene beigesetzt werden sollte, endlich befahl der Markgraf, daß seine Gemahlin ihre Ruhestätte in der Marienkirche zu Colberg haben sollte und wies dem Fräulein von Mitzlaff 2500 Thlr. an, um die Kosten der Beerdigung und andere nothwendige Ausgaben damit zu decken.

Am 11. April Nachts 11 Uhr fuhr ein Leichenwagen auf der mit Sand bestreuten Domstraße, begleitet von 50 Fackelträgern und unter dem Geläute der Domglocken, die hier zum ersten und letzten Male vor einer fürstlichen Leiche ertönten, der Marienkirche zu. Die Gruft, in welcher die alten Gouverneure und Kommandanten ihre Ruhestätte fanden, nahm die entseelte Markgräfin auf und wurde seitdem vermauert.

Der Markgraf behielt das Leibgedinge seiner Gemahlin, 4500 Thlr., für sich, die übrige Nachlassenschaft überließ er seinen Töchtern. Man fand weit mehr, als man anfänglich glaubte. Der noch vorhandene Schmuck wurde auf 5801 Thlr. taxirt. Darunter befand sich ein Ring mit dem Portrait ihres Vaters, des Fürsten Leopold, welcher noch jetzt in der Kunstkammer des herzoglichen Schlosses zu Dessau zu sehen ist. Das Silbergeschirr wurde auf 1094 Thlr., Gold, Silber und Schmuck zusammen auf 7000 Thlr., die Garderobe wurde dagegen nur auf 449 Thlr. geschätzt.

An den vielen kleinen ausstehenden Aktivschulden erkannte man, wie viel Menschen die Markgräfin bei ihren geringen Mitteln unterstützt hatte.

Die hohen Erbnehmerinnen gaben der Umgebung und der Dienerschaft reiche Geschenke, vor allen wurde das von dem Verluste ihrer mütterlichen Freundin tief ergriffene Fräulein von Liebeherr bedacht, sie erhielt nebst vielen Geschenken 867 Thlr.

Die Markgräfin hatte ein Alter von 66 Jahren, 1 Monat und 19 Tagen erreicht und 31 Jahre, fast die Hälfte ihres Lebens, ohne daß je eine Untersuchung angestellt oder ein Urtheilsspruch erfolgt wäre, in Colberg unter den herbsten Entbehrungen und dem bittersten Herzeleid, ohne je

ihre Töchter wiederzusehen, in Gefangenschaft vertrauert und so, wenn ihr Leben auch nicht rein von Schuld gewesen sein mochte, schwer und hart gebüßt.

Der Markgraf überlebte seine Gemahlin noch um 6 Jahre. Er starb am 12. Dezember 1788. Die Majoratsherrschaft Schwedt und Wildenbruch fielen, da mit ihm die Markgräflich Schwedter Linie ausstarb, an die Krone zurück; das bedeutende Allodial-Vermögen, darunter die Güter Stolzenberg, Wormsfelde und Riesenbrow, sowie die, wohl über 200,000 Thlr. betragenden Entschädigungsgelder für Ankauf und Meliorationen, fiel den beiden Töchtern zu, von denen die Aebtissin Friederike 1806, Louise, Herzogin von Anhalt-Dessau, 1811 starb.

A. von Witzleben.

Die Grafschaft Glatz.

Ihre Natur und Geschichte in wechselseitigen Beziehungen während des Mittelalters und der neueren Zeit.

Von

Professor Dr. J. Kutzen zu Breslau.

Das kleine, anmuthig heitere Land, welches wir jetzt die Grafschaft Glatz nennen, führte nicht immer diesen Namen; vielmehr kommt derselbe ihm erst zu seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, nachdem es König Georg (Podiebrad) von Böhmen 1459 zu einer selbstständigen Grafschaft erhoben und Kaiser Friedrich III. 1462 als solche bestättigt hatte. In den früheren Jahrhunderten hieß es abwechselnd das Land, die Herrschaft Glatz, der Glätzer Kreis oder Distrikt und galt lange Zeit hindurch als einer der großen politischen Abschnitte, in welche Böhmen unter seinen Herzogen und Königen getheilt war. Ursprünglich umfaßte es unter diesen Bezeichnungen das Gebiet, welches zu der landesherrlichen Burg oder dem landesherrlichen Kastellort Kladsko gehörte, aus welchem später die Stadt und Festung Glatz erwachsen ist.

Gemäß sorgfältigen speziellen Untersuchungen hierüber erscheint es ebenso wahrscheinlich, daß das Land Glatz im Anfange die Grafschaft gleiches Namens nach ihrem vollen heutigen Umfange nicht enthalten, wie es ungewiß ist, welchen Theil und welch' großen Theil von ihr es ausgefüllt habe, indem hierüber jede auch nur einigermaßen sichere Kunde als Anhalt für die Forschung fehlt. Doch auch viel später gab es eine Zeit, in welcher selbst die letzte Benennung „Grafschaft Glatz" keineswegs für das ganze Land Geltung hatte, ich meine insbesondere gerade das Jahrhundert, in welchem ihm dieser Name dafür feierlich zuerkannt worden war; denn damals hatte in ihrem westlichen Theile das berühmteste ihrer alten Schlösser neben Glatz und eines der Hauptschlösser Böhmens, die Burg Homole oder Landfried (in neuerer Zeit Hummel) allmälig ein solches Herrschaftsgebiet gewonnen, daß dessen Länge über 1/2 Meile östlich

von Reinerz und westlich bis an den Metafluß bei Schlaney, d. h. bis an die böhmische Herrschaft Nachod, dagegen die Breite von der Heuscheuer bis hinter die Seefelder, d. h. bis zu der böhmischen Seite des Erlitz- oder Wilden-Adler-Flusses reichte. So kam es, daß das Gebiet der Burg Hummel als Distrikt für sich wohl neben der Grafschaft Glatz genommen und genannt wurde. Dies zeigt sich ganz unzweideutig im 15. Jahrhundert bei der Gelegenheit, wie der älteste von Georg Podiebrad's Söhnen, Heinrich, als sein Erbe das Herzogthum Münsterberg und die Grafschaft Glatz, außerdem aber auch die Herrschaften Hummel, Nachod und Podiebrad übernahm. Derselbe Herzog Heinrich vereinigte später die eben genannte Herrschaft Hummel mit der Grafschaft Glatz dergestalt, daß sie mit der Ritterschaft der letzteren einerlei Rechte haben sollte.

Kaum giebt es, außer den inneren Gebieten der Alpen, in Deutschland eine Gebirgslandschaft, welche im Verhältnisse zu ihrem Umfange so sehr von gebirgigen und hohen Grenzen umgeben und dadurch von den benachbarten Ländern getrennt wäre, als die Grafschaft Glatz; denn östlich zieht sich die Grenze über das Eulen-, Reichensteiner und das zwischen Oesterreichisch-Schlesien und dem glätzischen Distrikte von Landeck liegende Grenzgebirge, südlich über das Schneebergsgebirge und dessen westliche niedrige Fortsetzung, einen Hochrücken unmittelbar vor dem Stillen-Adler-Flusse, westlich über das Habelschwerdter, Hohe-Mense-, Ratschen-, Heuscheuer-Gebirge und den westlichsten Zug des Eulengebirges, nimmt man dies in der weitesten Bedeutung des Wortes, und endlich nördlich über eine ansehnliche Terrainanschwellung, welche den oben genannten Theil des Eulengebirges mit der Hohe-Eule verbindet. Hiervon beträgt die eigentliche Gebirgsumwallung, eine Zahl kleiner, schwer zu berechnender Aus- und Einbeugungen abgerechnet, gegen 26 Meilen, während der Gesammtumfang 28 Meilen mißt, so daß wir — und das ist hoch gerechnet — die verschiedenen Unterbrechungen durch sämmtliche Päſſe und durch die vorhin erwähnten beiden Terrain-Anschwellungen, die keinen eigentlichen Gebirgszug bilden, zu 2 Meilen annehmen.

Berücksichtigen wir nun diese Grenzlinie in ihren Theilen und im Hinblick auf die Nachbarländer, indem wir mit der östlichen, bestimmter nordöstlichen Einfassung beginnen. Von dieser berührt die größere nördliche Hälfte ausschließlich Preußisch-Schlesien, nämlich die durch hohe Fruchtbarkeit, wirthschaftliche Entwickelung so wie durch landschaftliche Reize ausgezeichneten Kreise Reichenbach und Frankenstein, die kürzere südliche Hälfte einen in den genannten Beziehungen fast nicht minder reich ausgestatteten Theil von Oesterreichisch-Schlesien, nämlich den österreichischen Theil des ehemaligen Fürstenthums Neisse. Die Länge der preußisch-

schlesischen Grenzlinie im Osten beträgt $5^3/_4$, die der österreichisch-schlesischen $3^1/_4$ Meilen.

Was ferner die Süd- und Westgrenze anbelangt, so kommt von jener nur die Osthälfte, etwa 2 Meilen betragend (östlich vom Glatzer Schneeberge) auf Mähren; dagegen auf Böhmen nicht bloß die andere Hälfte der Südgrenze, sondern auch die ganze Westgrenze, deren Linie unter allen 4 Seiten die ausgedehnteste ist, im Ganzen, d. h. im Süden und Westen zusammen $15^3/_4$ Meilen. Da nun schließlich im Norden nur Preußisch-Schlesien an die Grafschaft stößt, aber nur in einer Strecke von $1^1/_4$ Meile, so verhält sich überhaupt die preußische zur österreichischen Grenze der Grafschaft, wie 1 : 3, d. h. die österreichische Grenze derselben ist 3mal so lang, wie die preußische; doch gehört letztere ausschließlich einer Provinz, die erstere dagegen drei Provinzen, unter denen Böhmen bei weitem am meisten betheiligt ist.

Noch mehr: Bekanntlich gehört die Grafschaft zu den Sudeten-Landschaften und zwar zu den mittleren unter ihnen, welche außer ihr noch aus den Gebieten des Waldenburger-, Riesen- und Isergebirges bestehen, während das südliche Ende von dem Mährischen Gesenk oder den eigentlichen und ursprünglich sogenannten Sudeten, das nördliche von dem Lausitzer Gebirge gebildet wird. Die Grafschaft ist demnach die südlichste der mittleren oder inneren Sudetenlandschaften und nimmt gewissermaßen an der Mitte jener großen Gebirgsdiagonale Europas Theil, welche die für dasselbe so wichtige Wasserscheide zwischen Elbe, Oder und Donau, also zwischen der Nord- und Ostsee und dem Schwarzen Meere und für eine sehr beträchtliche Strecke die Südwestgrenze gegen das tiefe Ost-Europa bildet, eine Nachbarschaft, deren unmittelbare Nähe nebst der östlichen Lage unstreitig der Hauptgrund ist, warum selbst die Alpen für die Verbreitung der Thier- und Pflanzengeschlechter in mancher Beziehung nicht so interessante Verhältnisse darbieten, als die Sudeten. Nun fällt bei den übrigen Sudeten-Landschaften die Hauptstreichungslinie und der Hauptzug der Gebirge mit der gedachten Diagonale zusammen; anders bei der Grafschaft: hier streichen die Sudeten in mehreren einander fast ebenbürtigen Parallel-Zügen, von denen nur der östliche mit jener Diagonale zusammenfällt, dagegen der westlichste ganz außerhalb derselben und mehrere Meilen weit zurückliegt. Hieraus ergiebt sich einerseits, daß das Innere der Grafschaft weit mehr, als dies bei den übrigen Landschaften der Sudeten der Fall ist, innerhalb dieses Gebirges und von ihm umschlossen, andererseits, daß sie im Verhältniß zu den anderen weit westlich, also in der Richtung nach Böhmen hinaus reicht.

Doch diese allgemeine Angabe ihrer Gestaltung genügt für unseren Zweck noch nicht; wir werden uns daher dieselbe Behufs speziellerer Cha-

rakterisirung und leichteren Ueberblicks zunächst durch Vergleichung mit geometrischen Figuren näher vergegenwärtigen, dabei gleichwohl nicht vergessen, daß die verschiedenen Abschnitte der Erdoberfläche in ihren individuellen Gestaltungen sich selten regelrechten Formen geometrischer Gesetze und Konstruktionen ganz anbequemen lassen.

Diese Beschränkung im Auge, können wir uns der Hauptsache nach die Grafschaft in ihrer horizontaten Gestaltung als aus folgenden Figuren von Süden nach Norden zusammengesetzt denken: a) aus einem Oblong, dessen kürzere Seite, von West nach Ost, genauer von Südwest nach Nordost, etwa 4 Meilen, und dessen längere, von Süd nach Nord, genauer von Südost nach Westnord, etwa 7 Meilen beträgt, so daß der Flächeninhalt 28 □ Meilen deckt; b) aus einer nördlich an dieses Oblong sich anschließenden quadratähnlichen Figur mit einer Seite von etwa $1^1/_4$ Meile, also mit einem Flächeninhalt von $1^9/_{16}$ □ Meile. Demnach umfaßt die horizontale Ausbreitung der Grafschaft im Ganzen $29^9/_{16}$ □ Meilen, ein Resultat, das den letzten amtlichen Erhebungen aus den Jahren 1862 und 1863 nahe kommt, gemäß welchen der Flächeninhalt 29,730 geographische □ Meilen beträgt. (Vergl. das Werk: Die Ergebnisse der Grund- und Gebäudesteuerveranlagung im Regierungsbezirk Breslau. Herausgegeben vom Königl. Finanzministerium. Berlin 1868.)

Zugleich ersieht man aus den eben vorgelegten Angaben, daß im nördlichsten Theile eine bedeutende Einengung des Ländchens stattfindet, und zwar geschieht dies daselbst durchaus in der Westhälfte, da im Osten die begrenzende Linie als ein Theil der wiederholt genannten Diagonale deren Richtung behält. Eben dieser Umstand bewirkt, daß eine gerade Entfernungslinie, welche man von einem nordwestlichen Punkte der böhmischen, also der kaiserlich österreichischen Grenze der Grafschaft quer durch das Land bis zu einem südöstlichen Punkte wieder der österreichischen Grenze zieht, verhältnißmäßig sehr kurz ausfällt, indem sie nur $4^3/_4$ Meilen beträgt. Außerdem kommt sie derartig zu liegen, daß nur ein kleiner Theil der Oberfläche der Grafschaft nordöstlich sich von ihr befindet, also vorzugsweise preußische Grenze hat, dagegen der viel größere südwestlich gelegene ganz und gar von österreichischen Grenzen, insbesondere böhmischen, umzogen wird. Somit ragt die Grafschaft auch unter diesem Gesichtspunkte weit mehr westlich nach Böhmen als östlich nach Schlesien, also überhaupt weit mehr in den österreichischen als preußischen Staat hinein.

Hierbei verdient noch der Umstand Beachtung, daß die Grafschaft da nach Böhmen hinein vortritt, wo letzteres von Osten nach Westen die weiteste Ausdehnung und bequeme Naturbahnen nach der Mitte, nach den beiden Hauptflüssen und nach der Hauptstadt aufzuweisen hat, ja von

wo selbst ohne Mühe in südlicher Richtung nach dem Innern von Mähren vorgedrungen werden kann.

Schließlich kommt (und das ist in Beziehung auf den zuletzt erwähnten Punkt von Wichtigkeit) dies in Betracht, daß, ist auch die Grafschaft die am meisten nach außen abgeschlossene Sudeten-Landschaft, sie doch keineswegs ein vollständig abgeschlossenes Ganzes bildet; denn der am meisten nach Westen vorgestreckte Theil, nämlich etwa der von der Hummelsburg westlich bis zur Böhmischen Grenze befindliche Abschnitt, d. h. der Bezirk von Lewin liegt nicht mehr innerhalb des oben genannten westlichen Gebirgseinschlusses; vielmehr füllt er theilweise die westliche Absenkung und das nächste westliche Anland derselben aus. Ferner trennt nur ein keineswegs hoher Rücken den Wünschelburger Distrikt der Grafschaft von dem Braunauer Distrikte Böhmens, und letzterer liegt bereits innerhalb der Fortsetzung der westlichen Gebirgsgrenze des Glätzischen an der Heuscheuer. Ginge dessen Westgrenze in der Nordhälfte von dem Ursprungsgebiete der Erlitz an in gleicher Richtung fort, also über das Ratschen- und Heuscheuer-Gebirge bis zu dessen nördlichem Schlusse in der Nähe von Adersbach und Weckelsdorf und unfern der schlesischen Städte Schömberg und Friedland, so würde der Lewiner Distrikt zu Böhmen und der Braunauer zur Grafschaft gehören und dadurch eine mehr der Natur entsprechende Grenze derselben so wie eine ziemlich regelmäßige Figur, nämlich für das ganze Land so ziemlich eine dem Oblong gleichkommende Figur entstehen, die man sehr häufig, aber fälschlich als bereits jetzt schon für dasselbe vorhanden angenommen hat.

Aus der bisherigen Betrachtung der Umgrenzung, Lage und Gestaltung der Grafschaft Glatz dürfen wir demnach folgendes Ergebniß für uns in Anspruch nehmen: die Grafschaft Glatz gehört durch die gedachten Naturverhältnisse weit mehr zu Böhmen, als zu den übrigen umliegenden Ländern, ist durch sie von Natur weit mehr auf Böhmen hingewiesen, als auf Schlesien und Mähren. Und wie die Natur, so die Geschichte des Landes, indem dieselbe von Anfang an, so weit sie in das Mittelalter zurückreicht, nämlich seit ihrem ersten sicheren Aufdämmern im 10. Jahrhundert durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, der geographischen Stellung und Gestaltung hinlänglich entspricht, bis zuletzt, bei weit vorgeschrittener Entwickelung der Staaten, Faktoren anderer Art, wie dies dann gewöhnlich der Fall ist, sich geltend und der Natur den Sieg streitig gemacht oder wohl gar entrissen haben.

Auf dem bequemen Verbindungswege durch die Grafschaft nach Böhmen hin begegnen uns von Anfang an böhmische Herrschaft, böhmische Einrichtungen, böhmische Sprache und diese nicht am wenigsten in alten Ortsnamen, in den Namen aller größeren Flüsse und näher der Grenze

auch von Bergen. Daß lediglich Uebermacht und gewaltthätige Eroberung das Land zur Verbindung mit Böhmen gewissermaßen gezwungen habe, dagegen spricht sowohl das gänzliche Schweigen aller Tradition und der ältesten böhmischen Annalisten, als auch die damalige Beschaffenheit des Landes, die wahrlich nicht geeignet war, die Eroberungslust herbeizulocken; denn die vielen Wälder, Moräste und Berge desselben konnten in Verbindung mit seiner sehr entfernten und seitwärts gekehrten Lage eher abschrecken, sowie sie ohnehin nicht wenig dazu beitragen mochten, ihm erst später Bevölkerung und Bebauung zuzuwenden, als dies dem benachbarten Böhmen und Schlesien zu Theil wurde.

Es waren die Herrscher Böhmens, welche gegen die östlichen Slaven, gegen die Polen, zu deren Reich damals auch Schlesien gehörte, die Hauptgrenzburg Kladsko gründeten, welche die Hüter dieses wichtigen Ortes, die Zupane oder Kastellane, bestellten, mit der erforderlichen Machtbefugniß ausstatteten und insbesondere deren Stellung zu der in dem Burgbezirk wohnenden Bevölkerung ordneten.

Wenn die Lage der Grafschaft ihre politische Verbindung mit Böhmen bewirken half, so erklärt sich wiederum aus ihr zusammen mit ihrer Grenzbeschaffenheit — man denke an ihre Entfernung vom Mittelpunkte, an ihre Absperrung durch Gebirge und die durch beides bewirkte Wichtigkeit der Lage, — daß sie im Laufe der Zeit eine politische Stellung erhielt, welche im Verhältniß zu den übrigen großen Bezirken Böhmens als eine bevorzugende Ausnahme angesehen werden muß und eine gewisse Selbstständigkeit herbeiführte. So erscheint bereits im 4. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts der Distrikt von Glatz nicht mehr als eine der großen Provinzen Böhmens, auch nicht mehr als ein unter der Provinz Gräz (dem späteren Königin-Gräz) begriffener Kreis, sondern er scheint einen Kreis für sich zu bilden, dessen Heerbann z. B. im Jahre 1134 besonders und neben dem von Gräz genannt ist; so wird er ferner 1260 von Otakar II. ausdrücklich als eine Provinz für sich angeführt (provincia glacensis), und so wird er im 14. Jahrhundert unter der Regierung König Karls I. nicht mehr unter den 12 Kreisen Böhmens, sondern als ein unmittelbar unter der Krone Böhmens stehendes selbstständiges Land genannt, das dann, wie wir bemerkt haben, Kaiser Friedrich III. zur souveränen Grafschaft Glatz erhob.

Allerdings wurde dieselbe häufig bald pfandweise, bald durch Kauf anderen Fürsten und sonstigen vornehmen Famlien überlassen, was besonders im 16. Jahrhunderte geschah; indeß einmal hoben dergleichen Veränderungen des Besitzes das Lehnsverhältniß zu Böhmen nicht auf, und dann gestalteten sie sich nicht dauernd, so daß die Grafschaft immer wieder an Böhmen zurückfiel, bis die Besitznahme durch die Preußen im Jahre

1741 die alte Verbindung auflöste; doch auch jetzt nicht vollständig; denn es blieb (und sie ist geblieben bis auf den heutigen Tag) die kirchliche Verbindung, in Beziehung auf welche sie seit den ältesten Zeiten mit dem Archidiakonat Königin-Gräz (jetzt Bisthum) und seit dem 17. Jahrhundert als ein Dekanat unmittelbar mit dem Erzbisthum Prag verbunden war. Es ist daher ein Irrthum des sonst sehr fleißigen Chronisten von Glatz aus dem 17. Jahrhundert, des Aelurius, der sich in diesem Punkt von Curäus hat täuschen lassen, daß die Grafschaft in kirchlichen Dingen zu Breslau gehört habe. Vielmehr besuchten sie die Breslauer Bischöfe nur aushilfsweise, und keineswegs als Ordinarien des Sprengels.

Auch in manchen anderen Dingen bekundete sich die Zähigkeit der alten Verbindung, und zwar um so mehr da, wo näher und zugänglicher die böhmische Nachbarschaft war. So hieß, mit Rücksicht auf die Sprache, der östliche Theil des Hummelkreises der deutsche, der westliche, auch räumlich an 3 Seiten von Böhmen eingeschlossen, die böhmische Seite und noch bis in unser Jahrhundert liegen rings um Lewin in engen Thälern, an kleinen Giesbächen, von vielen Bergen und Hügeln umgeben eine große Zahl (16) alte slavische Dörfer, unter ihnen z. B. das uralte Sackisch (für Zakesse). So waren im westlichen Theile der Grafschaft verschiedene Ortschaften böhmischen Pfarreien einverleibt, und erst lange nach der preußischen Besitznahme, erst 1780 wurden auf königlichen Befehl solche Dörfer davon abgesondert. Unter diese sind z. B. zu rechnen die bis dahin nach Nachod eingepfarrten Dörfer Schlaney und Brzesowy, welche zur Pfarrei Deutschzerbeney geschlagen wurden; für andere wieder, z. B. für die Dorfschaften Langenbrück, Friedrichsgrund, Königswalde und Kaiserswalde wurde an dem erstgenannten Orte 1781 eine eigene Pfarrei errichtet; denn vorher waren sie zu der in Böhmen gelegenen Pfarrei Cronstadt gewidmet.

Wie im Ganzen die politische, kirchliche und sprachliche Anziehungskraft Böhmens nach der Grafschaft hin durch deren geographische Stellung mit bedingt war, ebenso hatte dieselbe unbestreitbaren Einfluß auf wichtige einzelne Hergänge im Verlauf ihrer Geschichte. Wir wählen aus der sehr großen Zahl von Belägen hierfür in gedrängter Uebersicht nur folgende Beispiele. Seitdem nämlich Herzog Boleslaw II. von Böhmen mit seinem Nachbar und Anverwandten, dem polnischen Herzoge Mieczislaw, im Jahre 989 sich entzweit hatte, und hierdurch von jetzt an, nur mit wenigen Zwischenräumen, über ein Jahrhundert Krieg und Unruhen zwischen den Böhmen und Polen die Folge waren, so wiederholten sich die Heereszüge durch das mitten inne gelegene Land Glatz von beiden Seiten. Dies geschah vorzüglich in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts, wo nicht allein durch Kriegsheere, sondern auch durch fast tägliche Strei-

fereien und Befehdungen wechselseitige Schädigungen daselbst vorkamen oder doch drohten.

Und dieser Zustand der Unsicherheit, Bedrängniß und Nothwehr dauerte fort bis in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, bis in die Zeit von König Wladislaw's I. Regierung; denn während dieser wurde Schlesien im Jahre 1163 von Polen getrennt und seitdem von eigenen Herzogen unter polnischer Oberhoheit regiert. Es schwand hierdurch zwischen Böhmen und Polen das Interesse an Kriegen, welches hauptsächlich aus der Eifersucht und den Reizungen unmittelbarer Nachbarschaft hervorgegangen und rege erhalten worden war; es begann sich zwischen beiden Nationen ein mehr friedlicher Zustand zu befestigen, und das frühere unmittelbare Zwischenland zwischen den streitenden Parteien, die Grafschaft Glatz, ward nicht mehr so verwüstet und entvölkert. Indem jetzt wieder Ackerbau und Kultur des Ländchens in Frieden und Ruhe möglich war und die Bevölkerung allmälig zunahm, wurde auch die äußere Physiognomie desselben vielfach eine andere; denn verwüstete Orte wurden wieder angebaut und ganz neue Dörfer angelegt.

Nicht minder zeigten spätere Jahrhunderte die Beziehungen der Lage und Gestaltung der Grafschaft zu dem Gange der Ereignisse in derselben und zu der Entwickelung ihrer Schicksale. Wir gedenken hier insbesondere der Hussitenkriege, während welcher am meisten das Jahr 1428 für sie verhängnißvoll wurde. Die lange westliche Grenzseite bot verschiedene Eingänge, um in das Innere des Landes und weiter nach Osten zu gelangen. Daher finden wir auch die Hussiten dort auf allen von der Natur selbst vorgezeichneten Päſſen und Wegen. Sie brachen theils an der Mieta über Politz und Braunau in die Gegend von Wünschelburg, theils auf der alten Landstraße über Nachod, Lewin und Hummel, theils an dem Adlerflusse in die Gegend von Mittelwalde vor, von welcher letzteren aus sie die nahen und offenen Thalgegenden der Neisse als eine natürliche Straße bis in's Innerste des Landes ohne Mühe durchziehen konnten und durch Verwüstungen und Plündereien arg heimsuchten. Auf der westlichen Seite war wegen seiner hohen, beherrschenden Lage an einem Hauptstraßenzug besonders Schloß Hummel für sie ein Zielpunkt und seit dem Jahre 1428, wo es in ihre Hände fiel, längere Zeit hindurch ein fester Anhalt und Stützpunkt zur Beunruhigung und Schädigung einer weiten Umgegend.

Wenige Jahrzehnte später und zwar in den Kämpfen Georg Podiebrads, in welchen die Grafschaft für ihn durch ihre Lage um so größere Wichtigkeit hatte, als sie trotz der Gegner ringsum treu zu ihm stand, erlebte sie ähnliche Schicksale, wie in den Hussitenkriegen, von feindlichen Drängern, deren Zielpunkt Glatz war, das mit verstärkten Schutzmitteln

Trotz bot. Und ähnlich waren viele traurige Erlebnisse im 17. Jahrhundert, besonders im Anfange und gegen das Ende des 30jährigen Krieges, wo Raub, Plünderung und die drückendsten Kontributionen bei den Streifzügen und Durchmärschen der Truppen auf dem Lande lasteten.

Fast bei allen diesen Gelegenheiten handelte es sich darum, durch die Grafschaft als ein für die Zwecke der kämpfenden Parteien kaum zu umgehendes Zwischengebiet den Durchgang zu gewinnen, die Hindernisse, welche sich durch feste Plätze entgegenstellten, zu beseitigen und letztere sich für die Zukunft Behufs ähnlicher Unternehmungen zu sichern. Von Wichtigkeit waren daher seit frühen Zeiten die Pässe und Passagen des Landes, und insbesondere erklärt sich aus ihnen erst das Dasein von Befestigungen an gewissen Punkten.

Wie die Grafschaft in mehrfacher Beziehung durch den Charakter der Einheit, leichter Uebersichtlichkeit und eines gewissen Ebenmaaßes ausgezeichnet ist, ebenso finden wir in dem Punkte, den wir jetzt näher zu berücksichtigen Ursache haben, in den Pässen, einen ähnlichen Charakter ihr aufgedrückt. Vergleichen wir nämlich dieselben in Osten und Westen, so finden wir viel Entsprechendes in der Lage dieser Ein- und Ausgangsthore des Landes. So entspricht darin dem östlichen Passe über Volpersdorf von Reichenbach her der westliche über Scharfeneck und Tuntschendorf nach Braunau, der von Silberberg dem über Rathen und Wünschelburg, der über Wartha dem über Reinerz und Lewin, der von Reichenstein dem über Weistritz und Hammer bei Halbelschwerdt, der von Krautenwalde dem von Lichtenwalde bei Bad Langenau u. s. w. Obwohl alle diese Oeffnungen und Senkungen des Gebirges bei den oben gedachten Zügen und Kriegen erwähnt werden, so waren doch von jeher die beiden Pässe, welche in ihrer Lage einander im Osten und Westen, bei Wartha und Lewin entsprechen, vorzugsweise als Haupt-Ein- und Ausgänge für friedliche wie für kriegerische Zwecke aufgesucht. Sie waren die offensten, gangbarsten und führten in Querrichtung am kürzesten und bequemsten durch das Innere, bei dem Hauptorte vorüber und gegen die Mitte der beiden nach Westen und Osten benachbarten Länder, ja auch, um nach Süden und Norden durch die Grafschaft vorzugehen, wurde am besten dieser Weg eine weite Strecke hin eingeschlagen.

An die Richtung der in Rede stehenden Passage nun haben wir zu denken, wollen wir die ursprüngliche Stellung und Bedeutung einer Zahl jener festen Schlösser oder Burgen richtig würdigen, die einst mit ihren Zinnen, Mauern und Mannschaften der Gegend einen gewichtig ernsten und militairischen Anstrich gaben, später als gefürchtete Sitze wilder Raubritter sie verödeten, in neuerer Zeit aber, mit spärlichen Ruinen auf ihrem eigenen Schutt hoch oben aus Hecken und Gebüsch hervorschauend, den

Reizen der Landschaft einen Beisatz romantischen Farbentons verleihen. Wenn man ihr Dasein öfters in sehr frühe Jahrhunderte des Mittelalters zurückversetzt hat, so geschah dies ohne jeden zuverlässigen historischen Stützpunkt. Erst die oben erwähnten häufigen Kriege und Unruhen zwischen Böhmen und Polen im 11. Jahrhundert führten Veranlassung, ja Nöthigung zu Schutz und Trutz herbei, und so kann man mit Grund ihr Entstehen in diese Zeit setzen. Wir treffen sie seitdem die ganze zuletzt erwähnte Straße entlang, fast vom westlichen bis zum östlichen Ende, ja über letzteres hinaus. So stand auf dem Berge bei Lewin ein Schloß Hradisch, das die Hussiten zerstört haben. Zwar weiß nur eine alte Sage etwas davon; aber der Wahrscheinlichkeit der Tradition kommt der Name des Berges zu Hülfe, auf dem es gestanden; denn die Stelle wurde bis in unser Jahrhundert nach der böhmischen Mundart insgemein „Hradisce" (Schloßplatz) genannt. Eine halbe Meile weiter gegen Osten erhob sich auf einem hohen, steil anlaufenden Bergkegel unfern der früheren, nach Böhmen führenden Straße zwischen den Städten Reinerz und Lewin, nämlich 1 Stunde oder etwa 3/8 Meile westlich von Reinerz, 5/8 Meile östlich von Lewin, die Burg Hummel, (Homole, auch Landfried genannt), deren Ruf und Bedeutung wir bereits hervorgehoben haben.

Auf demselben Straßenzuge weiter wandernd finden wir im Innern des Landes und zwar in seiner geographischen Mitte die Hauptburg Glatz und 1 Meile nordöstlich in der Nähe der hohen Grenzsäule von Schlesien und der Grafschaft, die eine Marienstatue trägt, wiederum die Stätte einer alten Burg. Dieselbe stand, etwa 1000 Schritt westlich von dieser Säule, auf der breiten Platte eines Hügels, welcher nur nach Osten, also nach der Straße zu mit dem übrigen Terrain flach verbunden, dagegen nach den 3 anderen Seiten, wo er steil abläuft, durch tiefe Thalgründe isolirt wird. Zwar gewahrt das Auge des Reisenden von fern keine Ueberreste mehr; doch bedarf es an Ort und Stelle selbst nur einigen Nachgrabens, und dergleichen kommen zum Vorschein. Auch auf diese Burg weiset nur die Tradition und der auch jetzt noch nicht außer Gebrauch gekommene Name des Platzes zurück, welcher „Burgstädtel" heißt. Der Platz selbst konnte zur oberen Sperrung und Bewachung des Passes von Wartha nicht besser gewählt sein, gerade so, wie sich zur Sperrung desselben am unteren Ende und bereits am linken Ufer der Neisse die Stelle auf der Höhe des heutigen Wartha empfahl, auf welcher sich das Schloß Barda, auch Byrda, Bardum genannt, befand, und die jetzt noch der Schloßplatz heißt. Höchst wahrscheinlich hatten es die Polen als ein Grenzschloß angelegt, um die feindlichen Einfälle der Böhmen zu verhindern. Der Böhmenherzog Brzetislaw II. zerstörte es im Jahre 1096 auf seinem Zuge nach Polen d. h. nach Schlesien und erbaute mehr

abwärts an demselben Flusse, der Neisse, auf einer felsigen Höhe ein anderes und festeres Schloß, das zu einem Zufluchtsorte für die Seinigen dienen sollte. Es erhielt den Namen Kamenecz (Felsenburg), das spätere Kamenz, und wurde nach einigen Jahren an die Polen abgetreten. Dagegen erscheint das nach einiger Zeit wieder hergestellte Barda 1124 von den Böhmen besetzt.

Aber nicht bloß auf den vorhin bezeichneten alten Verbindungsweg zwischen West und Ost, zwischen Böhmen und Schlesien quer durch die Grafschaft haben wir bei deren Burgen und sonstigen Befestigungen Rücksicht zu nehmen, sondern auch auf ihre wichtigsten Thäler, die wiederum den bedeutenderen Flüssen ihr Dasein, wenigstens ihre spätere Beschaffenheit großentheils verdanken. In ihnen, als den fruchtbarsten und den am leichtesten kultivirbaren Theilen des Landes, sammelte sich am frühesten eine zahlreichere Bevölkerung, in ihnen oder auf ihren Rändern gingen die belebteren Straßen, und sie bedurften daher für unruhige Zeiten am meisten des Schutzes; daher auch in ihnen am Ausgange enger Päße oder an und auf zur Beherrschung der Straßen vortheilhaft gelegenen Höhen zum Schutze für diese und die ganze Umgegend landesherrliche Burgen angelegt wurden, die freilich später, besonders im 15. Jahrhundert, in andere Hände gerathen, zum geraden Gegentheil gemißbraucht wurden. Die Mehrzahl finden wir an dem Hauptflusse, der Neisse, oder an nahen Abzweigungen seines Thales. So z. B. im Südwesten der Grafschaft, 1 Meile nordwestlich von Mittelwalde, am Ausgange eines nahen Seitenthals der Neisse, auf schroffer Höhe die Burg Schnellen- oder Schnallenstein, die schon seit den Hussitenkriegen in Trümmern liegt; so auf dem hohen linken Rande des Neissethals über dem heutigen Grafenort (früher Arnsdorf), zu dessen neuem Schloßbau im 17. Jahrhundert ihre Ruinenreste verwendet worden sind, die Burg Keilberg und so, nicht ganz $^3/_4$ Meile südlich von Glatz, das längst verschwundene Kastell von Piltsch, an dessen Stelle noch die bei den Bewohnern der Umgegend übliche Benennung „Schloßberg" erinnert, unfern der Vereinigung des Bieleflusses mit der Neisse.

Auch in den mittleren Regionen des Bielethales befanden sich zwei feste Schlösser, das eine etwa $^3/_4$ Meile südwestlich von Landeck entfernt, unfern der Mündung eines Nebenthales in das Hauptthal, nämlich am tiefsten Ende des Dorfes, Conradswalde auf einer kleinen Höhe, das andere und bekanntere unter dem Namen Karpenstein, etwa $^1/_2$ Meile südöstlich von Landeck, auf einem schwer zugänglichen Berggipfel eines entlegenen Thales, das auf der östlichen Seite unmittelbar an Oesterreichisch-Schlesien stößt, zugleich nahe genug einerseits der Paßstraße von Krautenwalde nach Landeck, andererseits dem Bielethale, um dieses an dem durch seine Lage

bedeutsamen Knie bei Landeck zu beherrschen. Noch vergegenwärtigen die Reste starker Grundmauern seinen einstigen Umfang, wogegen von der Burg zu Conradswalde, welche, wie Karpenstein im Jahre 1513, bereits 1469 von den Schlesiern zerstört wurde, keine Spuren mehr vorhanden sind.

Endlich treffen wir auch in dem dritten der größerern Thäler, dem Steina-Thale, dergleichen feste Plätze, zwar nicht in dem unteren Theile, wo die Hauptburg Glatz zu nahe, auch nicht in dem mittleren Theile, wo das Thal flach und eine geeignete Stelle für Befestigung schwer zu finden war, aber doch in der schmalen westlichen Verlängerung dieses Theiles, durch welche die Prosna ihr Wasser der Steina zuführt. Dort lehnte an der Bergwand das alte Schloß Rathen, das jetzt noch ein Herrensitz ist, und weiterhin erhob sich auf offener Höhe die Burg Hradek (Kleinburg), deren Name zugleich der ursprüngliche Name der späteren Stadt Wünschelburg war, die neben ihr eben daselbst erstand. —

Wenn in den oben angedeuteten Kämpfen, welche theils den Ursprung, theils den Sturz dieser festen Schlösser zur Folge hatten, die Grafschaft Glatz, wie wir bereits früher bemerkt haben, einstens als wichtiges Passageland Bedeutung gewann, so änderte sich diese Stellung seit den Tagen Friedrichs des Großen. Sie gelangte unter ihm zu einer andern und, man darf behaupten, zu einer viel höheren Geltung. Jetzt, seitdem sie preußisch geworden, war sie, wie früher der östlichste Distrikt von Böhmen, jetzt der breite westlichste Anhang einer neu gewonnenen Provinz, an deren Erhaltung ihm so viel gelegen war. Für ihn blieb sie nicht ein bloßes Passagegebiet, das für etwaige Durchmärsche und außerdem für Waarenzüge und Verkehr berücksichtigungswerth sei; vielmehr betrachtete er sie wie ein centrales Hochland, eine über ihr ganzes Gebiet sich erstreckende centrale Feste zwischen Schlesien, Böhmen und Mähren, deren er für umfassende politisch-strategische Kombinationen nicht entbehren könne. Das giebt er hinlänglich in seinem Werke über den 7jährigen Krieg zu verstehen bei Erwähnung der Verhandlungen, welche dem Hubertsburger Frieden vorausgingen. Durch die Grafschaft, bemerkt er, war Schlesien für ihn nicht mehr so bedroht; von ihr aus sei er leichter im Stande, die Operationen nach Böhmen zu spielen und Böhmen und Mähren zu bedrohen. Wie zäh daher auch Oesterreichs Bemühungen waren, die Grafschaft für sich zu behalten, Friedrich widerstand ihnen unerbittlich und beharrte in seinen Entgegnungen unabänderlich fest auf ihrem Besitze.

Erläutern wir uns in Kürze jene seine Worte. Wir bedürfen hierfür nur eines vergleichenden Blickes auf die Beschaffenheit der glätzischen Pässe von der böhmischen und schlesischen Seite. Dieselben sind nämlich keineswegs gleich leicht passirbar; vielmehr ist hierin die böhmische

Seite offenbar im Vortheile. Wer bei Volpersdorf, Silberberg, Wartha, Reichenstein und Johannisberg in die Grafschaft wollte, hatte ein langes und öfters sehr strenges Ansteigen nöthig, nicht so von Böhmen her bei Braunau, Nachod oder Mittelwalde. Dazu kam auf der böhmischen Seite für ein lange Strecke ein mächtiger Schutz durch die böhmischen Kämme unmittelbar jenseits der Erlitz. Wer nun von Schlesien her als Feind in die Grafschaft eindrang, mußte unmittelbar nach den Mühen eines besonders in früheren Zeiten beschwerlichen Anstiegs des die Höhe besetzthaltenden Gegners zum sofortigen Angriff gewärtig sein. Wer dagegen, im Besitz der Grafschaft, von Böhmen herkam, konnte ungefährdet eine weite Strecke vor oder, war der Feind von Schlesien her bereits in das Land eingedrungen, an geeigneter Stelle auf oder an den zurückliegenden Hochtheilen ihn erwarten. Daher war die Grafschaft in defensiver wie offensiver Beziehung für den Besitzer Böhmens von Wichtigkeit, und dies um so mehr, als durch sie zwischen dem Osten dieses Landes und dem Nordwesten Mährens eine leichte Verbindung möglich war.

Wieviel wichtiger mußte demnach der Besitz der Grafschaft für Preußen dem Könige Friedrich erscheinen, wenn er durch ihn die genannten Vortheile des Feindes sprengen, dieselben in erhöhtem Maße für sich selbst verwerthen und außerdem einen wahrlich nicht genug anzuschlagenden Schutz Schlesiens von dieser Seite gewinnen konnte!

Auch dürfen wir nur im Laufe der späteren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts die Nachbarschaft der Grafschaft in gewissen kostspieligen Sicherungsanstalten in's Auge fassen, um, sobald Schlesien nicht mehr mit Böhmen unter einer Herrschaft stand, die veränderte Wichtigkeit der Stellung des Landes sofort zu erkennen. So wurde in Böhmen Josephstadt in dem Jahre 1780 als Festung von Grund auf neu gebaut und Königin-Gräz, früher schon mit Werken versehen, zur eigentlichen Festung erhoben. In Schlesien wurde das dem Glätzischen so nahe Silberberg 1765—1777 auf hohen Felsenbergen in damals und längere Zeit nachher viel bewunderter Weise mit starken und ausgedehnten Festungswerken ausgestattet, und auch die nach dem 7jährigen Kriege erfolgende Verstärkung von Neisse muß im Zusammenhange mit Glatz aufgefaßt werden, dessen gleichfalls wiederholt mit widerstandsfähigeren Werken beschenkte Feste jetzt eine Art Centralstellung zu den genannten einnahm.

Aber auch im Innern und für das Innere des Landes behauptete Glatz eine wichtige Centralstellung, wenn es auch, räumlich genommen, nicht in der Mitte desselben lag. Wir ersehen dies aus folgender Betrachtung, durch die wir nebenbei noch auf mehrere interessante, aber bisher noch wenig gewürdigte Punkte dieser innern Landesnatur aufmerksam gemacht werden.

Man nennt die Grafschaft Glatz gewöhnlich ein Gebirgskesselland. Trifft nun auch bei ihr dieser Ausdruck in weit höherem Grade zu, als bei dem benachbarten Böhmen, für welches er häufig angewendet wird, so entspricht er doch nicht vollständig der Wirklichkeit; denn der ganze glätzische Distrikt von Lewin liegt außerhalb und der böhmische von Braunau einer- und der von Grulich andererseits innerhalb der einschließenden Randgebirge, und wie diese nach außen, so entsenden sie, wenn auch in geringerer Zahl und Ausdehnung, verschiedene Ausläufer in Form von Höhenzügen und Hügeln in's Innere, so daß letzteres zwar im Verhältniß zu den hohen Rändern im Ganzen eine bedeutende Einsenkung bildet, aber als solche von sehr merklichen Unterbrechungen und Niveauverschiedenheiten nicht frei ist, vielmehr mit seinen undulirten, gewölbten und bergartigen Erhebungen eine mannigfach variirte Hochfläche darstellt. Sie sinkt, oft terrassenartig, von allen Seiten nach dem Thale des Hauptflusses ihres reichen einheitlichen Wassersystems, und dieser, die Neisse, ist sofort als ihre tiefste Furche kenntlich. Aber auch die Neisse hat sich innerhalb des Glatzer Ländchens nirgends selbst nur annähernd herab bis zur Grenze des Tieflandes eingewühlt, indem der niedrigste Punkt an ihr, welcher sich unfern ihres Austritts nach Schlesien in dem 1 Meile fast nördlich von Glatz gelegenen Dorfe Morischau befindet, noch 826 Fuß über dem Meeresspiegel liegt.

Somit verdient die Grafschaft mit vollem Rechte den Namen eines Hochlandes, das unregelmäßige Kesselform hat. In Betracht ihrer vorhin erwähnten Eigenschaft als Hauptfluß und ihres etwa 6 Meilen von Süden nach Norden gerichteten und fast die Mitte des Ländchens durchschneidenden Laufes kann man die Neisse als dessen centrale Linie und ihr Thal als das centrale Hauptthal und zwar als das Hauptlängenthal bezeichnen.

Nur selten wird sie aus der gedachten Richtung auf stärkere Weise hinweggedrängt; mit am meisten geschieht dies in der Nähe von Glatz; denn während sie zuvor ½ Meile lang an dem hohen westlichen Rande einer fast horizontalen Ebene hinfließt, an welche sich zu beiden Seiten eine höhere Landschaft von offenem Charakter anlegt, wie in solcher Weite die innere Hochfläche der Grafschaft nirgends mehr aufzuweisen hat, wird sie auf einmal in ihrer normalen Richtung unterbrochen und ist genöthigt, eine ziemlich lange Strecke hindurch ihren Lauf nach Osten hin fortzusetzen, bis auch hier eine vorliegende Höhe ihr Halt gebietet und es ihr gelingt, an derem linken Fuße durch eine von hier beginnende Vertiefung des Terrains wieder die ursprüngliche Richtung nach Norden zu gewinnen. Die Ursache jener Veränderung ihres Laufes ist das ganz nahe südlich von der Stelle, wo jetzt Glatz steht, an ihrem linken Ufer plötzlich ansteigende

und aus festerem Material gebildete Terrain, welches hierauf bis in die Stadt hinein nur allmälig, dann aber plötzlich und steil in den nördlich an ihr liegenden Felsberg der Festung übergeht und in diesem fast bis zu 200 Fuß über die Neisse und mehr als 1100 Fuß über die Ostsee sich erhebt (an der Flaggenstange des Donjons 1181 Fuß). Es ist hier die alte oder Hauptfestung gemeint, welche am linken Ufer des Flusses emporsteigt, während die etwas niedrigere neue Festung, der Schäferberg, dessen Werke erst in der preußischen Zeit, nämlich 1745—1750, angelegt wurden, an seinem rechten Ufer sich befindet, und zwar da, wo er bereits etwa 1/8 Stunde Weges wieder in der Richtung nach Norden fortströmt, und wo ihm nun 1/8 Meile weit ein schmales und tiefes Durchbruchsthal zwischen beiden Festungshälften zur Fortsetzung seines Laufes dient.

Die Entwickelung seines Flußsystems innerhalb der Grafschaft wird in der Nähe von Glatz so gut wie vollendet; denn es fließen ihm hier, abgesehen von verschiedenen kleineren Gewässern, seine bedeutendsten Nebenflüsse zu, nämlich 1/2 Meile südlich von Glatz auf der rechten Seite die Landecker Biele, und auf der linken Seite, kaum 1/4 Meile südlich, die Reinerzer Weistritz, sowie kaum 1/2 Meile unterhalb, also nördlich, die Steina oder das Braunauer Wasser. Es findet somit die in der Grafschaft Glatz verhältnißmäßig stärkste Anhäufung fließender Gewässer in der Nähe ihres Hauptortes statt, und dessen specielle Lage wird insbesondere durch die gedachte ansehnliche Beugung der Neisse nach Osten und die nördlich in der Nähe fast unter einem rechten Winkel von Westen her erfolgende Verbindung der Steina mit ihr derartig durch Wasserlinien bestimmt, daß nur nach Westen hin unmittelbarer Zusammenhang der Hauptfestung mit dem festen Lande verbleibt, und auch diese Strecke wird durch zwei Gewässer, die Steina und die Weistritz, nördlich und südlich begrenzt. Der Abschluß durch jene Wasserlinie wird noch bedeutend verstärkt durch den meist jähen Absturz des Hauptfestungsberges gerade nach diesen drei Seiten, während nach Westen, also nach der einen inneren Seite des Landes hin, derselbe nur allmälig zu der anliegenden Hochfläche absinkt.

Und nicht bloß ein sehr bedeutendes Zusammentreffen von fließenden Gewässern größerer Art nehmen wir in der Nähe von Glatz wahr, sondern auch das Ineinandergreifen der ansehnlichsten Thäler der Grafschaft; denn 1/2 Meile oberhalb verbindet sich mit dem Hauptthale das beträchtlichste Nebenthal der Südhälfte, das von Südost herkommende Thal, durch welches die Biele fließt, und welches sich in dem rechten seiner beiden Arme, in die es in dem obersten Abschnitte zerfällt, an eine tiefgehende Einbuchtung des Schneegebirges anlehnt, durch welche auf nicht schwierige

Weise die Verbindung mit dem jenseits liegenden Mähren ermöglicht ist, und 1/3 Meile unterhalb, also auf Wartha zu, schließt sich an das Thal der Neisse das der Steina als das bei weitem ansehnlichste Nebenthal der Grafschaft in deren Nordhälfte, so ansehnlich, daß es als nordwestliche Fortsetzung des Hauptthales angesehen werden kann, während dieses von da an kaum noch 1 Meile dem Lande angehört und sich mehr und mehr seitwärts nach Osten und nach Schlesien wendet.

So bot die Natur in den Flußthälern von verschiedenen Seiten her bequeme Bahnen dar, welche in die Gegend von Glatz leiteten, und wenn man hier und da von ihnen mehr oder weniger entfernt auf den Höhen weiter zog, so kam dies lediglich daher, weil man früher bei Wegebauten in Furcht vor Störungen oder Bedrohungen durch leicht anschwellende Gewässer vielen Stellen der Flußthäler und somit auch in der Grafschaft jenen Naturbahnen mißtraute und wohl auch bis zu einem gewissen Grade zu mißtrauen gegründete Ursache hatte.

Aber auch über die Hochflächen- und Bergrücken führte die Richtung nach der Gegend von Glatz kürzer und mit weniger Mühe vorwärts, als jede andere Passage links oder rechts. Alle Wege über sie in dieser Richtung senken sich vermöge der ganzen Terraingestaltung naturgemäß und wie von selbst nach der Stelle des Tiefthales der Neisse, wo Glatz aus demselben terrassenförmig aufsteigt und dadurch in seiner Lage um so charakteristischer erscheint.

So wurde, man mochte von Süden nach Norden, von Osten nach Westen oder umgekehrt einherziehen und weiter wollen, überallher das Bedürfniß empfunden, als willkommenen, weil verhältnißmäßig bestgelegenen Ziel- und Ausgangspunkt, die Stelle in's Auge zu fassen, die jetzt Glatz einnimmt. Dieses wurde ein unvermeidlicher Kreuzungspunkt und Passageort und muß, wiewohl räumlich keineswegs die Mitte, dennoch als geographischer Mittelpunkt der Grafschaft gelten, der sich überdies, vermöge der oben bezeichneten örtlichen Beschaffenheit, vor allen zur Befestigung empfahl und demnach in Kriegs- wie in friedlichen Verhältnissen zu den benachbarten Ländern eine nicht geringe Geltung zu erlangen geeignet war.

II. Recensionen und Anzeigen neu erschienener Bücher.

Dr. H. Hahn, **Die Söhne Albrechts des Bären, Otto I., Sigfried, Bernhard** 1170—1184. I. Theil: Ihre Theilnahme an den Reichs-Angelegenheiten. Programm der Louisenst. Realschule, Berlin 1869.

Der Verfasser hat mit vieler Liebe und Umsicht alle die Quellen sorgfältig benutzt, aus denen die Geschichte der Mark in den nächsten 14 Jahren nach Albrechts Tode sich darstellen läßt. Als Mittelpunkt derselben steht Otto I. da, der zwar wenig von der Tüchtigkeit des Vaters besaß, aber gleich zu Anfang seiner Regierung in die Streitigkeiten verwickelt wurde, welche bereits unter Markgraf Albrecht mit Herzog Heinrich dem Löwen wegen Erbgüter ihren Anfang genommen hatten. Ebenso wird sein Auftreten gegen den Kaiser und Pommern vorgeführt, dann in größerer Ausführlichkeit der Sturz Heinrich des Löwen, wobei auch für die allgemeine deutsche Geschichte manche wichtige Punkte zur Sprache kommen. Gerade bei diesen Kämpfen nun spielen die Askanier eine wichtige Rolle insbesondere dadurch, daß Sigfried zum Bisthum Bremen gelangte, und der jüngste und tüchtigste unter den Brüdern zum Herzog in Ostsachsen ernannt wurde.

Die innere Geschichte Brandenburgs während dieser Zeit will der Verf. in einem zweiten Theile liefern. F. V.

E. Leeder, **Wandkarte von Deutschland nach seiner Neugestaltung.** Zweite revidirte Aufl. Essen 1869.

Die für den Schulgebrauch bestimmten karthographischen Arbeiten Leeder's sind schon längst von der Kritik mit Beifall aufgenommen worden. Das Erscheinen einer zweiten Auflage der ebengenannten Wandkarte spricht dafür, daß diese Arbeit auch in den zunächst betheiligten Kreisen Anerkennung gefunden hat. Und in der That verdient sie eine solche in vollem Maße, indem sie allen Anforderungen, die an eine gute Schul-Wandkarte gestellt werden müssen, auf's Beste entspricht. Sie ist richtig in der Zeichnung der Länder, Flüsse, Küsten, Lage der Städte, in der

Darstellung des Terrains ꝛc.; sie wirkt anschaulich durch lebhafte Colorirung der Landes- und Provinzialgrenzen (es tritt namentlich das norddeutsche Bundesgebiet mit seinen einzelnen Theilen recht klar hervor), durch kräftige Zeichnung der Flußläufe und durch die in brauner Farbe ausgeführte, die vertikale Gestalt der Oberfläche andeutende Schraffirung. Es ist ferner in dieser Beziehung anzuerkennen, daß diese Wandkarte, den Größenverhältnissen der einzelnen Städte entsprechend, sich zur Darstellung derselben verschiedener Zeichen und Schriftformen bedient, daß sie, obgleich sie alle diejenige Namen bringt, welche im geographischen und geschichtlichen Unterricht erwähnt zu werden pflegen, dennoch eine verwirrende Ueberfülle von Namen zu vermeiden gewußt hat. Auch die technische Ausführung ist eine höchst saubere, und da endlich auch ihr Preis ein mäßiger ist, so können wir diejenigen unserer Leser, die ein derartiges geographisches Veranschaulichungsmittel anzuschaffen haben, die Leeder'sche Wandkarte unbedingt als eine der besten ihrer Art empfehlen.

III. Kleinere Mittheilungen.

Die Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde hatte in dem Aprilhefte ihres Jahrganges 1869 zu einer Preisbewerbung aufgefordert, für die das Thema gegeben war:

„Wie stellen die Thaten Friedrichs des Großen sich dar in der deutschen Literatur seiner Zeit, vornehmlich der deutschen Dichtung?"

Als Ablieferungstermin für die an der Bewerbung theilnehmenden Arbeiten war der 24. Januar 1870 bestimmt. Es sind im Ganzen acht Abhandlungen in die Konkurrenz eingetreten, von denen jedoch eine, deren Verfasser nur die Anfänge seines Manuskriptes übersandt hatte, keine Berücksichtigung finden konnte. Von den übrigen sieben trug eine den Poststempel von Nürnberg, eine von Dresden, eine von Halle, eine von Königsberg, eine von Breslau, zwei von Berlin.

Das Amt der Preisrichter hatten übernommen die Herren: Dr. Joh. Gust. Droysen, Professor der Geschichte an der Königlichen Universität zu Berlin, Geheimer Regierungs-Rath Professor Dr. Max Dunker, Direktor der Königlich-preußischen Staatsarchive, Dr. Joh. Paul Hassel, Privatdocent an der Königlichen Universität in Berlin, Prof. Dr. Holtze, Direktor der Königlichen Kunstkammer Dr. Freiherr von Ledebur, Professor Dr. David Müller, Geheimer Archiv-Rath Prof. Dr. Riedel.

Nach dem Urtheil der Kommission, die in den ersten Tagen des April zusammengetreten war, wurde der in Höhe von Ein Hundert Thalern festgesetzte Preis der Arbeit zuerkannt, die mit dem Motto versehen war:

Οὐδέποτε κλέος ἐσθλλὸν ἀπὸλυται οὐδ' ὄνομ' αὐτοῦ
Ἀλλ' ὑπὸ γῆς περ ἐὼν γίγνεται ἀθάνατος.

Die Eröffnung des der Arbeit beigefügten versiegelten Couverts ergab als Verfasser der Preisschrift

Herrn Willy Böhm, Dr. phil., Lehrer an der Louisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin.

Die Abhandlung wird in einem der nächsten Hefte der Zeitschrift zum Druck gelangen.

Die Kommission hielt aber außerdem einer besonderen Belobigung für würdig diejenigen Konkurrenzschriften, die mit der eben erwähnten auf einer engeren Wahlliste gestanden hatten. Ihre besondere Anerkennung glaubt sie der umfangreichen Abhandlung zollen zu müssen, die unter dem Motto des Schubart'schen Verses:

..... Friedrich
Soll ewig Kronen tragen,

gestützt auf die Dokumente des Gleim'schen Nachlasses, die Verhältnisse der deutschen Kunstpoesie in den früheren Zeiten des Königs, namentlich die Bestrebungen der sogenannten preußischen Dichterschule von Lange bis Gleim mit erschöpfender Gründlichkeit klar legt. Die Kommission kann nur auf das Lebhafteste den Wunsch hegen, daß das von dem Verfasser benutzte reiche Material der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben möge. Bei voller Würdigung jedoch des weiten Studienkreises, in dem die Abhandlung sich bewegt, mußte für das Urtheil als entscheidendes Moment in's Gewicht fallen, daß Verfasser mehr die literarhistorische Seite des Stoffes in den Vordergrund gestellt, mehr den poetischen Werth der einzelnen Dichtwerke und die persönlichen Beziehungen der Dichter beleuchtet, als den geschichtlichen Kern des Thema's, den Einfluß der Thaten Friedrichs auf Stimmung, Anschauungsweise und Stoffe der zeitgenössischen deutschen Dichtung getroffen hat.

Hervorhebende Erwähnung glaubt die Kommission einer dritten Arbeit zu Theil werden lassen zu müssen, die als Motto führt den Göthe'schen Ausspruch:

> „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie".

Verfasser hat unter Heranziehung eines reichen Materials, unter dem auch manches bisher noch nicht Bekannte der Kunstpoesie und der Volksdichtung gleiche Aufmerksamkeit zugewendet, und dadurch, nach Maßgabe der für die Lösung der Frage sich darbietenden Literatur, den entschieden richtigen Weg eingeschlagen. Mit Urtheil und Geschmack weiß er aus dem Briefwechsel der gleichzeitigen Dichter, namentlich auch des schweizerischen Kreises, sowie aus anderen Zeugnissen eine Anzahl belehrender Aussprüche zusammenzustellen, aus denen erhellt, wie die deutsche Dichtung sich an der Thatengröße Friedrichs erwärmt, nachdem für das politische Leben der Deutschen durch seine Erscheinung, vornehmlich im siebenjährigen Kriege, ein neuer Inhalt gewonnen. Die Arbeit trat nach dem Urtheil der Kommission nur durch den Umstand zurück, daß die Preisschrift in der Mittheilung charakteristischer Proben aus der Volkspoesie noch inhaltreicher war und durch Berücksichtigung der Literaturverhältnisse vor 1740 einen

tieferen Einblick in den Entwickelungsgang der deutschen Dichtung eröffnete, so weit dieser mit den politischen Ereignissen im Zusammenhang steht.

Eine vierte Abhandlung endlich, die das Motto „Mannhaft" an ihrer Spitze trug, erwarb sich hochzuschätzendes Verdienst durch die Mittheilung einer größeren Zahl von Volksliedern oder doch im Ton des Volksgedichtes abgefaßten historischen Liedern, die bisher nirgend gedruckt sind. Die Betrachtungsweise jedoch, die Verfasser einschlug, indem er sich auf die Hervorbringungen der volksthümlichen Dichtung beschränkte, wählte die Grenzen der Aufgabe zu eng. Die Kommission empfand auch dieser Arbeit gegenüber den lebhaften Wunsch, daß sie sich der Oeffentlichkeit nicht entziehen möge; sie würde ihres an sich eigenthümlichen und abgeschlossenen Stoffes wegen einer dankbaren Aufnahme in literarhistorischen Kreisen sicher entgegensehen dürfen, zumal wenn Verfasser sich der Mühe unterzöge, die bisher noch mangelnden kritischen Bemerkungen über Ursprung und Entstehungszeit der aufgefundenen Lieder und über die Herkunft der von ihm benutzten Handschriften hinzuzufügen.

Indem die Redaktion den unbekannten Herren Verfassern ihren ergebensten Dank für die Theilnahme an der Konkurrenz ausspricht, ersucht sie dieselben, ihre Manuskripte, begleitet von den uneröffneten Motto's, bei der Verlagshandlung von E. S. Mittler und Sohn (Berlin, Kochstr. 69) zurückfordern zu lassen.

Berlin, im April 1870.

Holtze. Dr. David Müller. Dr. Frhr. v. Ledebur. Duncker.
Riedel. Droysen. Hassel.

IV. Bibliographie.

Mittheilungen des Vereins für Münz-, Wappen- und Siegelkunde in Dresden. 1 Heft nebst 2 photogr. Tafeln. Dresden 1869.

Der Verein, welcher hier mit seiner Erstlings-Publikation hervortritt, beschränkt seine Forschungen nicht auf das Königreich Sachsen, sondern erstreckt dieselben auch auf dessen frühere Zubehörungen, namentlich Thüringen, den Kurkreis und die jetzt preußischen Theile der Lausitzen. So gehören denn in den Kreis dieser Zeitschrift auch die Arbeiten, welche das vorliegende Heft bringt:

S. 7—24. G., Die Wappen und Siegel der Städte Sachsens, Thüringens und angrenzender Provinzen. — Alphabetisch geordnet, von A und B.

S. 25—34. Hg., Die Münzstätten und Münzmeister der Markgrafen von Meißen, der Kurfürsten und Könige von Sachsen.

S. 35—64. F. N., Versuch eines Nomenklators des sächsischen Adels. — Giebt einleitend die Uebersicht über die Literatur, dann das Verzeichniß der Adelsfamilien in alphabetischer Folge zunächst von A bis Borow.

Sechszehnter Bericht der Philomathie in Neisse vom Aug. 1867 bis zum Aug. 1869. Neisse 1869. 8.

S. 18—115. G. Bobertag, Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts in Schlesiens. — Enthält 1) Mittheilungen aus den Protokollen der landesherrlichen Gerichte, sowohl des Hofgerichts, als auch des Landgerichts im Fürstenthum Breslau aus der Zeit um 1400; 2) Einiges zur Geschichte des breslauer Stadtgerichts, namentlich über das Verhältniß desselben zu Magdeburg, nebst Abdruck einer Anzahl von Rathswillküren und Urtheilen aus den Jahren 1370—1477; 3) Magdeburger Urtheile, von dem Schöppen zu Magdeburg wohl für Schweidnitz gegeben; 4) Ein in dem Territorium des Bisthums Breslau entstandenes und gebrauchtes Rechtsbuch, dessen Ursprung der Verf. nach Neisse und in das 16., wo nicht 15. Jahrhundert setzt.

S. 116—122. T. Kastner, Fünf Urkunden über den Bürgerwald der Stadt Neisse bei Rothhaus, — aus den Jahren 1311—1553.

S. 123—139. Kastner, Pater Jürgel (Kaplan George Seigel), das Original zu Holteis Christian Lammfell. — Biographische Notizen über diesen 1837 zu Neuwaltersdorf in der Grafschaft Glatz gestorbenen Geistlichen.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Leibniz als Politiker.

Von

Dr. Breßlau (Berlin).

Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie. II. Bd. Leibniz und s. Schule. Heidelberg 1867.

Dr. Edm. Pfleiderer, Leibniz als Verfasser von 12 anonymen meist deutsch-politischen Flugschriften nachgewiesen. Leipzig 1869.

Dr. Edm. Pfleiderer, Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger, ein Lichtpunkt in Deutschlands trübster Zeit. Leipzig 1869.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst Guhrauers, in dem zweiten Drittel unseres Jahrhunderts zuerst die Aufmerksamkeit der Historiker auf die politisch-publicistische Thätigkeit Leibnizens gelenkt zu haben. Wohl hatte man vor ihm den großen Gelehrten als Verfasser einer sonderbaren Flugschrift über die polnische Wahl von 1669 gekannt, wohl hatte man in ihm den Verfasser des Caesarinus Fürstenerius geahnt, eines Buches, das, wie Pütter sagt, beinahe eine Epoche in der Geschichte der Literatur des deutschen Staatsrecht gemacht hätte, wohl wußte man endlich, daß er in Mainz unter Boineburgs Leitung mit Politik sich beschäftigt hatte, — aber das Alles genügte doch nur, um eine schwache und höchst unbestimmte Vorstellung von der in der That fieberhaft angestrengten politischen Thätigkeit zu geben, die Leibniz namentlich in seiner ersten Periode vor dem Aufenthalt in Hannover zeigt.

Ob Guhrauer den Charakter der leibnizischen Politik richtig gewürdigt, oder auch nur richtig verstanden hat, mag billig bezweifelt werden, vielleicht wird auch die nachfolgende Abhandlung dazu beitragen, zu zeigen, daß er, wie viele, die ein bisher unbearbeitetes Gebiet gleichsam entdecken,

den Werth seiner Entdeckung doch überschätzt hat. Jedenfalls hat sich, seit dem Erscheinen von Guhrauers drei Werken über Leibniz, das Material bedeutend vermehrt. Onno Klopp hat aus dem Staube der hannoverschen Bibliothek so viel bisher unbekannte Leibnizpapiere an's Licht gezogen, daß man wohl hoffen darf, jetzt zu einer richtigen Auffassung jener so bedeutenden Persönlichkeit auch in diesem Zweige ihrer Bestrebungen zu gelangen.

In der That ist die Leibniz-Literatur seitdem beträchlich angewachsen. Man hat begonnen, sich mehr als früher mit dem großen Gelehrten zu beschäftigen; Leibnizens Philosophie, seine Theologie, seine Geschichtschreibung ist in besonderen, zum Theil weit angelegten, Schriften behandelt. Auch Leibniz, dem Politiker, ist mehr Aufmerksamkeit zugewendet, und selbst, wenn ich absehe von Blumstengels Monographie über das Aegyptische Projekt und von den Vorlesungen des Pastor Grote, die sich selbst damit bescheiden, populär zu sein — eine allerdings etwas verfrühte Popularisirung des durch die gelehrte Forschung noch nicht ausreichend beleuchteten Gegenstandes — so blieben immerhin noch die drei an der Spitze dieser Arbeit genannten Schriften, die eine eingehende Erörterung wohl verdienen.

Es ist nicht ohne Bedeutsamkeit, daß alle drei von Nichthistorikern verfaßt sind; und können wir, von unserem Standtpunkt aus, auch den Vertretern anderer Disciplinen nur dankbar sein, wenn sie sich unserer Wissenschaft zuwenden, so wird man es uns doch zu Gute halten müssen, wenn wir mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung an die Resultate ihrer Untersuchungen herantreten, und wenn wir verlangen, daß auch der Philosoph, wo er historische Gegenstände behandelt, sich unserer historischen Methode bediene. Und, eine Bemerkung, die sich zunächst gegen Dr. Pfleiderer richtet, die Geschichte hat mehr, als manche Disciplin, das Unglück, von Dilettanten als ein allen offenstehendes Gebiet betrachtet zu werden, und wir haben Grund genug, auf der Huth zu sein, damit nicht unter neutraler Flagge so manches Stück Contrebande in unser eigenstes Eigenthum eindringe.

„Leibniz als Verfasser von 12 anonymen, meist deutsch-politischen Flugschriften", so lautet der vielverheißende Titel der kleineren der beiden Pfleiderer'schen Schriften. Ganz abgesehen von dem bedeutenden Gewinn, der unserer Kenntniß nicht nur von Leibniz und seiner Politik, sondern von der Geschichte des 17. Jahrhunderts überhaupt, aus diesem Nachweise erwachsen müßte, haben wir noch andere Gründe, der Arbeit unsere volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Herr Prof. Droysen und seine Schule hat damit begonnen, der so unendlich reichen Flugschriften-Literatur der Neuzeit größere Aufmerksamkeit zuzuwenden und auf dieses mit vielem Unrecht

bisher vernachlässigte historische Material als auf eine der wichtigsten Quellen für die historische Kenntniß jener Zeit hinzuweisen. Hier liegt nun zum ersten Male, so viel ich weiß, von anderer Seite ausgehend, in größerem Maßstabe ein Versuch vor, diesen noch immer an vielen Theilen brach liegenden Boden zu bearbeiten — ein Versuch, den wir mit großer Freude zu begrüßen alle Veranlassung hätten, — wenn er nicht, um es von vorne herein zu sagen, zum großen Theil gänzlich mißlungen wäre.

Herr Edmund Pfleiderer, ein Tübinger Gelehrter, der sich selbst als Nichthistoriker bezeichnet (S. 2), hat in der Tübinger Universitätsbibliothek einen Miscellenband in 4°, bezeichnet Kh. 99. 57. gefunden, der aus dem Zeitraum von 1635—98 vierunddreißig Flugschriften enthält. Unter diesen befinden sich nicht nur zwei anerkannte Leibnitiana, der „Mars christianissimus" und die „Vergleichung der occidentalischen und orientalischen Türken", sondern H. Pfleiderer glaubt noch für zwölf andere der in diesem Bande befindlichen Schriften, darunter zum Theil recht umfangreiche, Leibniz als Verfasser nachweisen zu können. Das Verhältniß von 12 resp. 14 (zu 34), findet H. Pfleiderer nicht ungünstig für seine Behauptung, „denn" bemerkt er (S. 153) „es ist doch nach sicher vorliegenden Thatsachen zuzugeben, daß Leibniz auch auf diesem Gebiete so viel leistet, als zwanzig andere miteinander, so daß auch die Zahl von 12 (soll heißen 14) unter 34 nicht zu hoch ist." Uebrigens werden nur 8 von diesen 12 Schriften als sicher von Leibniz bezeichnet, bei zwei anderen soll seine Autorschaft sehr, bei zwei anderen minder wahrscheinlich, aber doch immerhin anzunehmen sein.

Ehe wir dazu übergehen, wenigstens bei einigen Schriften der Untersuchung des Hrn. Pfleiderer in's Einzelne zu folgen, möge es verstattet sein, ein paar Worte über seine Methode voranzuschicken. Wir haben darüber zwei charakteristische Aeußerungen von ihm selbst. Auf S. 118 sagt H. Pfleiderer, wir hätten bis jetzt keine leibnizische Schrift über den Ryßwicker Frieden. Nun sei es total undenkbar, daß Leibniz überhaupt in dieser Frage nichts Politisches geschrieben habe, also, heißt es wörtlich (S. 119): „wird es unsere Aufgabe, jede derartige Schrift genau darauf anzusehen, ob sie nicht etwa eine der sicherlich vorhandenen leibnizischen Flugschriften sei." Ebenso wird S. 3 noch von drei anderen Broschüren gesagt, daß sie in bedeutsamer Weise eine bis jetzt noch vorhandene störende Lücke in Leibnizens politisch-publizistischer Thätigkeit ausfüllen. Auch hier scheint also Pfleiderer die ihm vorkommenden Schriften darauf hin untersucht zu haben, ob sie etwa diese störende Lücke auszufüllen im Stande seien.

Nun brauche ich wohl kaum weitläufig anzuführen, wie methodisch falsch ein solches Verfahren ist. An eine anonyme Schrift heranzutreten, nicht mit der einfachen Frage, wer ist der Verfasser, sondern mit der Frage: ist nicht etwa Leibniz der Verfasser, das heißt von vorne herein präoccupirt sein. So werden Gründe für die vorgefaßte Ansicht nicht gefunden, sondern gesucht, so werden andere Möglichkeiten übersehen, und da nur Leibniz als den Autor nachzuweisen das Bestreben ist, werden, wenn auch natürlich unabsichtlich, höchst bedeutsame Momente, die gegen ihn sprechen, übersehen.

Noch wunderbarer, aber auch noch bezeichnender für die ganze Arbeit ist es, wenn Hr. Pfleiderer uns auf S. 20 erkärt, daß für eine glückliche historische Kritik neben verständiger Rechnung einige Phantasie durchaus unerläßlich sei. Wir, die wir nicht einmal dem Geschichtsdarsteller, selbst nicht dem populären, das Recht zugestehen, zu phantasiren, und die wir dies Vorrecht von Schriftstellern, wie Frau Louise Mühlbach, durchaus nicht antasten wollen, wir werden natürlich auf dem Gebiete der Forschung und Kritik noch viel weniger der Phantasie einen Platz einräumen.

Folgen wir nun Hrn. Pfleiderer in die Details seiner Darlegung. Die unter No. 1, 2 u. 3 aufgeführten Schriften, die Hr. Pfleiderer zu den sicher Leibniz'schen rechnet, bezeichnet er als eine Trilogie. Nr. 1 soll 1673 in Paris geschrieben und an die Deutschen gerichtet, Nr. 2 1673 oder 1674 an die Adresse Englands, Nr. 3 1673 an Holland geschrieben sein. Alle drei fordern energisch, Nr. 1 bisweilen mit lächerlichem Pathos zum Kriege gegen Frankreich auf und warnen vor jedem Frieden oder jeder Neutralität. Schon das ist sehr wunderbar. Derselbe Leibniz, der im Herbst 1672 sein Consilium de castigando Brandenburgico schrieb, dessen Zweck es ist, Brandenburg, das er für den alleinigen Ruhestörer im Reiche hält, zu zwingen, um jeden Preis Frieden mit Frankreich zu machen, der bis in den Sommer 1673 hinein*) seine Versuche fortsetzte, Ludwig durch die ägyptische Expedition vom Kriege abzulenken, der im Jahre 1674 ein Gutachten über den abzuschließenden Frieden schrieb**), soll in derselben Zeit so energisch für den Krieg aufgetreten sein? Als eine völlige Unmöglichkeit nun werden wir ein derartiges Auftreten Leibnizens freilich nicht bezeichnen können, aber die Beweise, die man dafür vorbringt, müssen in der That recht stark sein.

Welches sind nun diese Beweise des Hrn. Pfleiderer?

Nr. 1. Deutschlands Klage-, Straf- und Ermahnungsrede an seine ungetreuen und verrätherischen Kinder, sammt Beifügung einer Aufmunte-

---

*) Klopp II., p. LXXXV.

**) Klopp III., 105.

rung der redlichen deutschen Patrioten zur Ergreifung der Waffen wider des Kaisers und Reichs derzeit*) tyrannisirende Feinde, 1673. 22 S. 4°, befindet sich auf der Berliner Bibliothek in dem Sammelbande varia politica 1672—75 unter Nr. 33.

Pfl. bezeichnet zunächst die Sprache als leibnizisch. Im Einzelnen begründet er diese Behauptung nur dadurch, daß er sagt, hier, wie bei Leibniz sei die Form der Anaphora häufig, auch fänden sich häufig deutsche und lateinische Verse eingestreut. Letzteres ist bekanntlich in fast allen Broschüren des 17. Jahrhunderts der Fall, und die Anapher ist auch keine so seltene Redefigur, daß man aus ihrer Anwendung viel schließen könnte. Dagegen ist nun die dialektische Färbung der Schrift mehr süddeutsch. Ich führe nur das Wort „Kandl" für Kännlein an, das Pfl. selbst citirt. Namentlich aber, und ich betrachte dies als einen nicht unwichtigen philologischen Grund gegen Leibniz Autorschaft, ist zu bemerken, daß die 3. Person Plur. des Präsens von sein in unserer Schrift immer „seynd", in Leibniz deutschen Schriften dagegen sehr selten „seynd"**) und meistens „sind" lautet. So wäre dieser Umstand, wenn Leibniz der Verf. unserer Schrift wäre, sehr sonderbar, wenn auch nicht undenkbar.

Weiter bemerkt Pfl., daß Verf. unserer Schrift ein Jurist ist und historische Kenntnisse hat. Beides ist richtig: aber es gab mehr historisch-gebildete Juristen in Deutschland. Für die Abfassung der Schrift soll kein Ort besser passen, als Paris; denn 1) es finden sich in der Schrift sehr viele geschlechtliche Bemerkungen, „die, sagt Verf., nirgend näher lagen, als unter den damaligen Verhältnissen der französischen Hauptstadt, wenn ein junger, unverdorbener 27jähriger Deutscher zum ersten Male dies ihm neue auffallende Treiben mitansah." Das klingt, als ob man in Deutschland auf Ausdrücke, wie Buhler, Kuppler, Galan u. dergl. gar nicht hätte kommen können und als ob der 27jährige Leibniz erst hätte nach Paris kommen müssen, um aus den unschuldigen Träumen seiner deutschen Kindheit gerissen zu werden.

2) Wiederholt wird erwähnt, daß die Franzosen die Deutschen verachteten. Hr. Pfl. scheint nicht viele Brochüren des 17. Jahrhunderts zu kennen, wenn er nicht weiß, daß dieser Gedanke sehr oft, auch in nicht zu Paris geschriebenen, wiederkehrt.

Hr. Pfl. geht nun dazu über, im Einzelnen Anklänge an Leibniz nachzuweisen. Die deutschen Anhänger der Franzosen werden als Judasse bezeichnet, das findet sich auch einmal in der Securitas publica. Eine Hinneigung zu Frankreich, als der katholischen Schutzmacht, wird hier, wie

*) In derselben Zeit sagt das Berliner Exemplar.

**) Seynd findet sich secur. publ. Klopp I. 188, 250, 302.

später im Mars christianissimus, bekämpft. Kaiser Leopold wird sehr gepriesen, wie im Mars. Den Judassen wird gesagt, die Posterität werde sie verfluchen. Ebenso in der Securitas publica. Die Machination der Franzosen in Deutschland wird hier wie in der Securitas p. erwähnt. Weiter wird hier, wie in der Securitas gesagt, man muß sedem belli über den Rhein transferiren u. dgl. m. Man sieht, es sind das alles Gedanken, wie sie im 17. Jahrhundert jedem reichspatriotischen Schriftsteller Deutschlands geläufig war. Kein einziger significanter Zug, nichts was etwa nur Leibniz wissen oder sagen konnte. Denn auch, daß der Fluß als Bild für staatliche Verhältnisse dient (das ist z. B. bei Pufendorf auch üblich), daß ein Ausdruck wie „in den Sack stecken", hier und bei Leibniz vorkommt, daß einmal ein Wortspiel gemacht wird zwischen Franzosen und morbus gallicus, welches in einem leibnizischen Gedichte von 1684 wiederkehrt, wird man doch nicht als Beweise gelten lassen.

Nun spricht aber, außer dem oben erwähnten philologischen Grunde, noch manches gegen Leibniz. S. 16 heißt es: „Er (Ludwig XIV.) ist zwar ein Herr von einer recht königlichen Präsens, von majestätischem Ansehen und großen Gaben des Gemüthes, aber dieses ist noch nicht genug, die Türcken wieder aus Constantinopel zu verjagen" und weiter, „wie könnte die Christenheit von ihm wider die Türcken eine glückliche Regierung und Kriegsexpedition hoffen? Reflectirt Euch, ob er gegen die Türcken und andere barbarische Völcker noch jemals Glück gehabt?" Das soll derselbe Leibniz geschrieben haben, dessen ganze Bestrebungen von 1671 bis 1673 sich darauf konzentrirten, Ludwig zum Kriege gegen die Ungläubigen zu vermögen?

Mehr noch, Verf. unserer Broschüre ist höchst wahrscheinlich Katholik. Nun konnte zwar Leibniz auch, wenn es bestellt wurde, en catholique schreiben, wie wir sehen werden, aber dann sagt er es ausdrücklich. Hier dagegen ist kein Grund ersichtlich, warum er die katholische Maske angenommen haben würde. Ich hebe nur einige Stellen aus der Schrift hervor, und ein unbefangener, nicht für Leibniz präoccupirter Kritiker wird zugeben, daß es sehr unwahrscheinlich ist, daß ein Protestant so geschrieben hat.

S. 3. Ihr thut irren maßen ihr ja aus heiliger göttlicher Schrift wissen solltet: quod non sunt facienda mala ut eveniant bona. Hier ist also die Stelle Römer 3, 8 nicht, wie ein Protestant gethan hätte, deutsch, sondern nach dem Text der Vulgata citirt.

Ebenda. Seynd das catholische Aposteln, welche die catholischen Ertzbischöffe, Chur- und Fürsten von Land und Leuthen verjagen, die Catholischen Kirchen und Clöster ausblündern und verbrennen. Ja was das schröcklichste ist die Closter-Jungfrauen noch darzu schänden.

S. 6. Wißt Ihr nicht: wie sie die Kirchen und Clöster beraubet, und nicht allein die weltlichen Weibsbilder geschändet, sondern auch die Gott in reiner Keuschheit verlobten Closter-Jungfrauen in Gott geweihten Oertern ihrer Jungfrauschaft beraubet und genothzüchtigt.

S. 13. Reddite monialibus stupratis et coeteris virginibus defloratis extortam virginitatem, reddite ecclesiae thesauros.

S. 14. Sollte etwa einer oder der andere von euch aus geistlichen Standes sein (welches ich doch propter dignitatem status nicht glauben will, ob man es schon publice saget) so gedenket doch um Christi willen, wie Ihr mit Gott und Eurer geistlichen Obrigkeit spielet. Es statuiren ja alle Canonisten einhellig: quod ille qui alterius sanguinem effundit vel effusionis causam dat, non possit repraesentare lenitatem et mansuetudinem Christi et perinde ab altaris ministerio sit removendus.

S. 17. Die größte Mannheit hat sie (die fr. Armee) im Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Schändung der Closter- und anderen Jungfrauen erwiesen.

Man wird zugeben, wenn Alles, was ich angeführt habe, zusammengefaßt wird, so ist nicht nur ein überzeugender Beweis für Leibniz Autorschaft nicht geführt, sondern mit höchster Wahrscheinlichkeit läßt sich darthun, daß er nicht der Verfasser ist.

Nr. 2. Gespräch über das Interesse des englischen Staates, darinnen klärlich gezeigt wird, wie schädlich es vor das Königreich England sei, mit Frankreich zum Untergang anderer Staaten sich zu verbinden. Sammt beigefügten nothwendigen Anmerkungen. Aus dem Holländischen in's Deutsche übersetzt, wobei noch über das aus französischer Sprache zu finden: Eine politische Betrachtung, den gegenwärtigen Krieg betreffend. 1674. 44 S. 4°, steht wieder gedruckt Diarium Europaeum, Bd. XXVIII. Appendix p. 313—360.

Diese Schrift zerfällt in einen Vorbericht an den Leser, den Text und beigefügte Anmerkungen. Im Vorbericht sagt der Uebersetzer, das Gespräch sei kurz vor Abschluß der Tripelallianz von einem vornehmen Engländer verfaßt, um England zum Kriege mit Frankreich zu bewegen. Die Aehnlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse mit denen von 1668 habe ihn veranlaßt, es wieder herauszugeben und einige Anmerkungen hinzuzufügen. Es folgt dann der Text der Schrift. In diesem Text wird gesagt, daß, nachdem Frankreich den größten Theil der spanischen Niederlande eingenommen habe, England jetzt Spanien schützen würde. Es werden Ereignisse, die nach 1668 fallen, nicht mit einem Worte berührt, nur daß es einmal heißt, wenn die spanischen Niederlande erobert seien, werde Frankreich sich gegen Holland, dann gegen England wenden, ein Satz, den

man nach dem Aachener Frieden, da die Niederlande nicht erobert waren, schwerlich geschrieben hätte. Die Anmerkungen weisen dann, wie angekündigt, darauf hin, daß die meisten der angeführten Gründe für eine Parteinahme Englands gegen Frankreich noch jetzt zutreffend seien. Man sieht, das Alles ist einfach und erklärlich. Aber wäre das so, so könnte ja Leibniz nichts damit zu thun haben. Nun kommt Hr. Pfleiderer mit seiner Phantasie und sagt uns zunächst, Verfasser der Schrift, Uebersetzer und Anmerker seien eine Person. Der Text sei verfaßt im Sommer 1672, „ehe noch Englands volle Entscheidung erfolgt war", dann sei der Verf., von dem raschen Gang der Ereignisse überholt, zur Herausgabe und Versehung mit Anmerkungen erst gekommen, als die Würfel bereits gefallen waren. 1674 sei die Schrift herausgegeben. Verfasser sei Leibniz!

Wie wird uns bei alle dem? Im Sommer 1672 soll Englands volle Entscheidung noch zweifelhaft gewesen sein. Aber hatte denn nicht Karl II. schon vor Beginn des Frühjahrs den Krieg erklärt und die Feindseligkeiten durch den bekannten Angriff auf die Smyrnaflotte eröffnet. Im Sommer 1672 sollen die Würfel noch nicht gefallen gewesen sein. Und doch stand Ludwig schon im Herzen der Niederlande und Amsterdam erzitterte. Und weiter Leibniz, er, der unzählige Entwürfe verfaßte, änderte und liegen ließ, er soll eine „durch den Gang der Ereignisse überholte Schrift", um sie nur ja nicht umkommen zu lassen, nachträglich herausgegeben und mit Anmerkungen versehen haben. Und wozu diese Zurückdatirung in's Jahr 1668? Was sollten 1672 weitläufige Auseinandersetzungen über das Interesse, welches England an der Erhaltung der spanischen Niederlande habe, die ja gar nicht bedroht waren. Weshalb im Texte nicht ein einziges Wort über die Nothwendigkeit der Rettung Hollands? Alles das sind Fragen, die Hr. Pfleiderer uns unbeantwortet läßt, ja, die er zum Theil nicht einmal aufwirft.

Und weshalb soll nun Leibniz der Verfasser dieser Schrift sein. Hr. Pfleiderer bringt wieder erst sprachliche Gründe. Einmal die uns schon bekannte Anaphora. Sodann aber heißt es, die Schrift habe einen eigenthümlich puristischen Charakter, es fänden sich in ihr fast nur die Fremdwörter Interesse und neutral, oder doch das Fremdwort gleich mit der deutschen Uebersetzung. Nun wimmeln zwar Leibniz' Schriften sonst von Fremdwörtern, aber das schadet nichts. Guhrauer erwähnt, daß in dem Concept eines Briefes von Leibniz aus Paris drei Fremdwörter gestrichen und durch deutsche ersetzt sind. Eben zur Zeit einer solchen puristischen Stimmung wäre demnach auch unsere Flugschrift abgefaßt. Ich habe mir nun die Mühe gemacht, aus 17 Seiten unserer puristischen Flugschrift die Fremdwörter auszuziehen, und finde von eingebürgerten, wie Interesse, Neutral, Allianz u. dgl. abgesehen, folgende, zum Theil mehr-

mals wiederholt: S. 331 disputirlich. 332 Discurs, gravitätisch, subtil, Subtilität. 333 Materie, Titul. 334 tractiren. 335 Manier, prätendiren, Prätension, Autoren, Cession, Devolution. 336 Dessein. 339 Promessen, Tractate. 340 confisciret. 341 Präparatorien. 342 visitiren, inficiren. 343 Privilegien, Potentaten. 344 accordiren. 345 Temperament, Intention. 346 agiren. 347 Miracelen, Rebellen. Diese eine Thatsache zeigt zur Genüge, wie viel auf Hrn. Pfleiderer's Behauptungen zu geben ist.

Im Uebrigen verfährt nun Hr. Pfleiderer wieder ebenso, wie bei Nr. I. Allgemeine landläufige Phrasen, wie Tiraden über das Streben Frankreichs nach der Universalmonarchie, über die für seine Nachbaren gefährliche finanzielle und militärische Lage Frankreichs, über die Gefahren der Neutralität, über die Gleichgewichtspolitik Englands, Redensarten, wie der Krieg reinige ein Land von bösen Säften, Frankreich suche Zwietracht unter seinen Gegnern zu säen u. dgl. Ausdrücke, wie „Zank- und Zwietrachtsapfel", „Ruthe" u. dgl., die sich hier und bei Leibniz finden, sollen des letzteren Autorschaft darthun. Daß dgl. Dinge gar nichts beweisen, braucht nicht gesagt zu werden.

Ich will zum Schluß nur noch anführen, daß auch diese Schrift seynd, statt sind, hat, sowie, daß sie nicht ursprünglich deutsch geschrieben. sondern, wie sie selbst sagt, aus dem holländischen übersetzt ist. Denn nur so ist es möglich, daß auf S. 316 das englische Parlament die „Herren Staaten" ge nannt wird. Ist die Schrift aber ursprünglich holländisch und 1668 geschrieben, so kann sie natürlich nicht von Leibniz sein.

Nr. 3. Politische Betrachtungen über den gegenwärtigen Kriegszustand zwischen Frankreich und denen vereinigten Niederlanden. Aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzet und zum Drucke übergeben im Jahre 1674. — Hier Diarium Europ. XXVIII, p. 425 ff.

Die Schrift, die wohl in demselben Verlage erschienen ist, wie die vorige und höchst wahrscheinlich auch denselben Uebersetzer hat, richtet sich an Holland. Hr. Pfleiderer läßt sie ebenfalls von Leibniz verfaßt sein. Da er über die Sprache diesmal nichts bemerkt, so begnüge ich mich anzuführen, daß auch hier das ominöse „seynd" allein sich findet. Ich halte es ferner für wahrscheinlich, daß auch diese Schrift nicht ursprünglich deutsch, sondern wirklich aus dem Französischen übersetzt ist, womit Leibniz' Autorschaft noch weniger wahrscheinlich wird. S. 437 heißt es: „es ist besser, ein Oberhaupt, sei es auch, wie es wolle, als gar keins zu haben, „als worauff jederzeit des Pöbels gewisser Untergang erfolget." Ebenso heißt es einige Sätze weiter. „Nichtsdestoweniger hat der Pöbel in Erwehlung Sr. Hoheit zum General-Gouverneur so gar Unrecht nicht." Wenn man nun bedenkt, daß Verf. der Broschüre durch und durch Oranier ist, so

wird man kaum anders als annehmen können, daß Pöbel hier nicht im gewöhnlichen Sinn, sondern für Volk steht, was nur bei einer Uebersetzung des frz. peuple möglich ist.

Weiter geht nun Pfl. hier seinen gewöhnlichen Gang. Die Gedanken, die in unserer Schrift vorkommen und die auch aus Leibniz belegt werden, wobei Pfl., wie auch schon früher, Schriften aus den verschiedensten Perioden Leibniz' benutzt, sind die folgenden:

1) Frankreich strebt, während es mit Holland Krieg führt, zugleich nach der Universalmonarchie; 2) es befolgt immer die Tactik, seine Gegner aufeinander zu hetzen; 3) besonders in Deutschland sucht es Fürsten und Minister zu gewinnen, was bei den geistlichen leichter, als bei den weltlichen ist. 4) Es ist die Art des Pöbels, im Unglück gleich Verrath zu schreien. 5) Frankreich hat eine Masse Gesindel, das in dem Kriege sein Glück machen will. 6) Man muß Gott auch bei einer gerechten Sache um Beistand bitten. 7) Um die Freiheit zu retten, durfte man die Kosten nicht scheuen. Das ist so ziemlich Alles, und ich frage nun: ist unter all' dem ein Gedanke, der nicht landläufig im 17. Jahrhundert ist, ein Gedanke, der Leibniz' charakteristisch ist? Schließlich führt Hr. Pfl. nun auch im Ausdruck stimmende Parallelstellen aus Brochüre Nr. I. an, so heißt es z. B. in Nr. 1: Gedenket quod pro patria mori honestum sit: Dem Helden bleibt der Ruhm, der kann unfehlbar wissen, wenn durch Kampf sein Blut thut für das Reich vergießen und schlägt beherzt den Feind, daß er groß Lob erwirbt. In Nr. III. steht dulce et dec. etc. für das Vaterland sterben heißt Preis und Ruhm erwerben. Aus solchen und ähnlichen Phrasen wird gefolgert, daß beide Schriften entweder denselben Verf. haben oder daß Verf. von III. Nr. I. benutzt hat. Das letztere sei unwahrscheinlich.

Schließlich kommen noch zwei äußerliche Gründe. Die Schlußvignette in II. und I. soll dieselbe sein, ja von demselben Stempel stammen: ich kann das nicht wissen, gebe es aber gern zu. Dann wären aber I. II. III. aus derselben Druckerei. Wie damit erwiesen werden soll, daß sie denselben Verf. haben, oder gar daß L. der Verf. gewesen ist — das vermag ich nicht einzusehen, wenn gezeigt ist, daß die Anklänge an Leibniz, die Pfl. findet, nichts beweisen.

Der zweite äußere Grund ist der folgende. In Nr. III. wird einmal der „Autor und Urheber des grausamen Löwen citirt" (damit kann aber, wie ich hervorhebe, Nr. II. nicht gemeint sein, weil Nr. II. weder einen Löwen als Vignette hat, noch in seinem Titel das Wort Löwe sich findet). Nr. III. trägt einen stehenden Löwen mit zwei Pfeilen als Vignette. Endlich ein Löwe findet sich in Leibniz' Familienwappen. Wer nun nicht glaubt, daß Leibniz der Verf. ist, der ist nicht zu überzeugen.

Ich glaube, man hat genug an diesen Proben. Sie kennzeichnen hinlänglich die Methode Pfl., mit der man Alles beweisen kann, was man beweisen will. Und wenn ich gezeigt habe, daß bei drei der Broschüren, welche Pfl. als sicher Leibnizisch bezeichnet hat, die gewichtigsten Gründe gegen L.' Autorschaft sprechen, so wird man mir erlassen, auf die übrigen neun näher einzugehen, was auch um so schwieriger sein dürfte, da nicht alle mir zur Hand sind. Bewiesen ist für keine dieser Schrift, daß Leibniz der Verf. war, wahrscheinlich in gewissem Grade ist es nur für eine, Nr. IX., eine Schrift für die Hannoversche Kurwürde von 1693.

Hr. Pfleiderer freilich ist von der zwingenden Kraft seiner Gründe so überzeugt, daß er S. 155 sagt, in Zukunft werde man die von ihm bezeichneten Schriften nicht mehr leichthin übergehen und bei Seite liegen lassen dürfen, ohne sich des geschichtlichen Leichtsinns schuldig zu machen. Und in der gleichzeitig erschienenen größeren Schrift über Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger werden die gewonnenen Resultate, ehe sie noch der Kritik unterworfen waren, als sicher behandelt und für L.'s Charakteristik verwerthet. So handelt über die oben erwähnte Trilogie das ganze vierte Kapitel S. 104—131. Daß durch diese Art der Behandlung, indem Schriften, deren Leibnizischer Ursprung unsicher, ja im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, für die Beurtheilung seiner Politik verwandt werden, das Charakterbild Leibnizens, welche Pfl. giebt, verworren in seinen Umrissen, unsicher und verzeichnet sein muß, bedarf keiner weitern Ausführung.

Ehe ich nun dazu übergehe, die politische Thätigkeit Leibnizens bis zum Nymweger Frieden meinerseits zu charakterisiren, natürlich unter fortlaufender Rücksichtnahme auf Pfleiderer und K. Fischer, darf ich wohl in möglichster Kürze den Lebenslauf des großen Gelehrten bis zu seinem Zusammentreffen mit Boineburg vorausschicken. Die Materialien dazu giebt Klopp im ersten Bande der Werke Leibniz'.

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde am 21. Juni 1646 zu Leipzig geboren. Sein Vater, der Dr. Friedrich Leibniz, war Professer der Moral, Assessor und Subsenior der philosophischen Fakultät, seine Mutter Catharina war die Tochter des Professors Wilhelm Schmuck, eines Mitgliedes der juristischen Fakultät. Kaum 6 Jahre alt, verlor er seinen Vater, der ihn schon früh zu geistiger Beschäftigung angeregt hatte. Daß Leibniz schon als Knabe eine eigenthümliche und hohe Begabung zeigte, geht aus den Aufzeichnungen hervor, die er selbst hinterlassen, er las den Livius, als sein Lehrer ihn erst für das Bilderbuch des Comenius und den kleinen Katechismus reif hielt: der Livius passe für ihn, meinte er, wie der Kothurn für einen Pygmaeen. Mit 12 Jahren verstand er das Lateinische bequem und begann Griechisch zu stammeln; auch beschäftigte

er sich schon früh mit metrischen Uebungen, an einem Morgen schrieb er einmal 300 Hexameter. Mit 14 Jahren verfaßte er philosophisch-logische Aufsätze. Bald darauf studirte er aus eigenem Antriebe, ja gegen den Willen seiner Lehrer, die Akten des Leipziger Hofgerichts. Mit einer für seine Jahre ungewöhnlichen Belesenheit und seltener Gelehrsamkeit bezog er in seinem 15. Jahre, im Herbst 1661, die Leipziger Universität, neben seiner Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, studirte er neun Semester in seiner Vaterstadt, eins in Jena, Philosophie unter Jakob Thomasius, Mathematik unter Erh. Weigel, daneben vor allem Geschichte. 1663 wurde er Baccalaureus mit einer Dissertation de principio individui, 1664 im Winter erwarb er sich den Magisterhut auf Grund eines Specimen quaestionum philosophicarum ex jure. 1666 bewarb er sich in Leipzig um die juristische Doktorwürde. Er wurde abgewiesen, sei es, weil man ihn für zu jung hielt, sei es, weil die Zahl der Bewerber zu groß war, sei es endlich, weil eine Kabale gegen ihn im Spiel war. So ging er nach Altdorf und erwarb am 5. Nov. 1666 mit einer gelehrten Disputation de casibus perplexis in jure den Doktorhut. Noch einige Zeit verweilte er in Nürnberg und trat hier in die wunderbar-schwärmerische Gesellschaft der Rosenkreuzer, in der er auf Grund einer dunklen alchymisten Abhandlung gleich zum Sekretair ernannt wurde.

Da machte er, noch in Nürnberg, die Bekanntschaft des früheren kurmainzischen Ministers Joh. Christian von Boineburg. B. fand Gefallen an dem jungen Gelehrten, den er für seine Zwecke trefflich ausnutzen konnte; Leibniz folgte ihm nach Frankfurt, als sein Sekretair, sein wissenschaftlicher Adlatus; er ließ seine Schrift über die neue Lehrmethode des Rechts drucken und widmete sie dem Kurfürsten von Mainz, Joh. Phil. von Schönborn. Der Kurfürst nahm ihn bald in seine Dienste, 1671 wurde er Kanzleirevisionsrath.

Daß diese Verbindung des jungen Juristen mit Boineburg und der Mainzer Politik von großem Einfluß auf Leibniz' Entwickelung gewesen ist, läßt sich nicht leugnen, ob aber auch von so vortheilhaftem, wie seit Guhrauer alle neueren behaupten, daran möchte ich zweifeln. Es ist wahr, Leibniz trat hier zum ersten Male in Kreise, in denen man sich lebhaft mit Politik beschäftigte, er gewann eine Anschauung von den gegenseitigen Beziehungen der europäischen Höfe, wie sonst einem so jungen Manne schwer möglich war zu erwerben, und er gab sich mit großem Feuereifer den neuen Gedankenreihen hin, die ihm hier eröffnet wurden. Aber man trieb in Mainz Großmachtspolitik ohne die realen Machtmittel dazu in Händen zu haben. Johann Philipp von Schönborn hätte gern eine bedeutende Rolle in den europäischen Angelegenheiten gespielt, er träumte von einer entscheidenden Bedeutung seiner Stellung und seiner Persönlichkeit für die

Entwickelung der deutschen Verhältnisse. Das war aber nur möglich bei einer gewissen Selbstverblendung über die durchaus untergeordnete Rolle, die das kleine Mainzer Ländchen spielen konnte, und so ist die ganze, oft so hochgepriesene Mainzer Politik eigentlich nichts, als eine ununterbrochene Kette von Täuschungen und Illusionen. Wenn dieses Verkennen der realen Verhältnisse neben großen weitgreifenden, ja idealen Plänen der Hauptfehler auch von Leibnizens Politik ist, wie ich zu zeigen hoffe, so ist das, glaube ich, hauptsächlich dem Einflusse zuzuschreiben, den Boineburg und Johann Philipp auf ihn ausübten.

Schon die erste Reihe von Schriftstücken, die wir aus der Zeit von Leibniz' Verbindung mit B. besitzen, ist nicht ohne Interesse.

Es ist dies der Plan, „die Direktion des deutschen Bücherwesens nach Mainz zu ziehen" (Klopp I., 9 ff.) mit dazugehörigen Notata (ebenda I., 11) und dem Aufsatz De vera ratione reformandi rem litterariam meditationes (ebenda I., 17): sämmtlich aus dem Jahre 1668. Pfleiderer giebt S. 646 ff. einen Auszug aus diesen Schriften, ohne indeß dieselben zu beurtheilen. Sie sind ihm nur ein Beweis „von Leibniz Sorge für die bessere Einrichtung des freien schriftstellerischen Lebens und Strebens".

Der Plan ist kurz der, den Kaiser zu bewegen, Mainz die Direktion „des ganzen büchterwesens und rei literariae durch Teutschland" zu übertragen. So soll Mainz der Religion — damit kann der Protestant L. doch wohl nur die katholische meinen — der geistlichen Fürsten und des heil. Reiches Nutzen beobachten, „dawider laufende Schriften mehr und mehr einspannen und den Buchführern und Buchdruckern gewiße Maße vorschreiben". Es sollen hierzu 2 Kommissare ernannt werden, ein Protestant und ein Katholik, Mainz soll unmittelbar die Frankfurter Messe beaufsichtigen und wegen der Leipziger mit Kursachsen communiciren. Die Kosten der ganzen Einrichtung sollen durch eine Papiersteuer aufgebracht werden.

Es ist klar, daß schon dieser Plan an dem oben angedeuteten Mangel leidet. Wie konnte man wohl hoffen, den Kaiser zu bewegen, auf die Aufsicht, die er durch seine Bücher-Kommissarien in Frankfurt ausübte, ohne weiteres zu verzichten und ein so wichtiges Recht, wie die Direktion des Bücherwesens, an einen von Wien unabhängigen Fürsten zu übertragen, auf dessen verfassungsmäßige Befugnisse als Reichserzkanzler die kaiserliche Regierung von jeher so eifersüchtig war? Man hätte in Wien den Einfluß, den die Presse auf die öffentliche Meinung schon ausübte und die Bedeu ng desselben völlig verkennen müssen, wenn man solche Konzessionen ohne irgend welche Gegenleistung hätte machen wollen.

Aber der Plan enthält noch einige Nebenbestimmungen, die wohl verdienen, hervorgehoben zu werden, und die Leibniz Sorge für ein „freies schriftstellerisches Leben und Streben" in einem doch etwas eigenthümlichen Lichte erscheinen lassen. Ich denke nicht an die allgemeine Bücherordnung, die Leibniz für Verleger, Hausirer, Buchbinder und Buchdrucker erlassen wollte: man kann vermuthen, daß dies Preßgesetz noch freien Spielraum gelassen hätte. Aber Leibniz ist ein entschiedener Anhänger der Censur, die er sogar noch weiter ausgedehnt haben will, als das schon der Fall war. „Man weiß," sagt*) er, „was bisweilen ein Paar Bücher vor Schaden gethan haben. Der Hippolytus a Lapide vor diesem, der Monzambano unlängst haben gewißlich die Gemüther verstört und ulcerirt." Nun genügt es nicht, wenn man die Bücher zu spät, wenn sie bereits in der Welt heraumlaufen, konfiszirt, sondern kein Buch soll gedruckt werden ohne Censur. Die Censur soll darin bestehen, daß das Buch nichts contra pietatem et bonos mores — ein sehr dehnbarer Begriff — enthalte. Ja selbst diese Censur der Universitäten scheint noch nicht zu genügen, eine Art Spionirsystem muß hinzukommen, „man muß bei Zeiten auff die bücher kundschaft legen, damit der commissarius nicht der letzte sey, der erfährt, was jedermann weiß. So könnten manche Bücher mit guter Manier in der Stille supprimirt werden."**) Ich will nun Leibniz keinen besondern Vorwurf aus dieser Vorliebe für die Censur machen: dem 17. Jahrhundert wäre sicher der Gedanke an Preßfreiheit, wie wir sie heute haben, ganz unerhört gewesen, und noch 1738 schrieb der Hessen-Schaumburgische Professor J. G. Schaumburg eine besondere Dissertatio de libertate in causis publicis sentiendi restricta; aber wie man dabei Leibniz eine besondere Sorge für freies schriftstellerisches Leben und Streben zuschreiben kann, ist denn doch unerfindlich.

Die zweite größere Schrift aus Leibniz' Mainzer Epoche ist das Specimen Demonstrationum Politicarum pro eligendo Rege Polonorum novo scribendi genere ad claram certitudinem exactum. Auctore Georgio Ulicovio Lithuano. Vilnae 1659; in Wahrheit gedruckt zu Danzig 1669. Die Schrift steht bei Dutens Opp. omnia Leibnitii Tom. IV., Pars III., p. 522 ff. Als im Jahre 1668 König Johann Kasimir die Krone niedergelegt hatte, traten bekanntlich neben dem Großrussischen Czarewitsch, dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Lothringen, auch der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg als Bewerber um den Thron auf. Um die Wahl des letzteren durchzusetzen, ging Boineburg als neuburgischer Gesandter nach Polen, und seine

*) Klopp I., 12.
**) Klopp I., 13.

Bemühungen zu unterstützen ist unsere Broschüre geschrieben, deren Verfasser die Maske eines katholischen Edelmannes annahm. Es klingt unter diesen Umständen etwas mehr als naiv, wenn Pfleiderer*) fragt, was hat der junge 22jährige Leibniz in Mainz mit Polen zu schaffen und wenn er sich darüber verwundert, „wie weit und frei dieser gewaltige Geist schon bei seinem ersten Fluge sah". L. arbeitete eben die in Rede stehende Schrift auf Bestellung, und er würde sicherlich noch weiter gesehen haben, ja auch über russische und amerikanische Politik geschrieben haben, wenn sein Prinzipal es gewünscht hätte.

Die Form der Schrift ist höchst eigenthümlich, und Leibniz hat sich später nicht wenig darauf zu gute gethan.**) „Leibnitz, sagt K. Fischer, empfiehlt nicht bloß die Wahl des Pfalzgrafen, sondern er beweist deren Nothwendigkeit mathematisch, ganz in derselben Form und Methode, worin Spinoza die Lehre Descartes dargestellt hatte. Alles bis auf's Kleinste wird in dieser Schrift „more geometrico" demonstrirt. Die Reihenfolge der 60 Propositionen schreitet vorwärts in streng synthetischer Ordnung und spitzt sich immer genauer zu, je näher sie dem Ziele kommt. — Man erkennt sogleich in dem Verf. den logisch-methodisch vollkommen geschulten Philosophen: es giebt wohl keine zweite politische Denk- und Gelegenheitsschrift, die, gleich dieser, wie ein mathematisches Lehrbuch verfaßt wäre. In dieser Rücksicht ist das leibnizische Memorial zur polnischen Königswahl einzig in seiner Art und darum doppelt merkwürdig". So Fischer. Merkwürdig allerdings ist das Memorial L.'s, aber ist es darum auch besser? Hr. Prof. Droysen sagt einmal***): „Leibniz' Schrift ragt keineswegs über die anderen Schriftstücke dieser Wahl hervor, sie ist nicht überzeugend, wohl aber trocken und doktrinair durch die mathematische Art der Beweisführung".

Und dies Urtheil über L.'s Schrift ist eher zu milde, als zu hart. Unser specimen ist geradezu ermüdend mit seinen 60 Propositionen und Corollarien und Anmerkungen und ich glaube kaum, daß es viel polnische Edelleute gegeben hat, die sich durch das ganze Schriftstück hindurch gearbeitet haben. Was sollten einem der Wähler weitläufige, trocken-syllogistische Auseinandersetzungen, daß Polen keine Demokratie sein könne, daß auch die oligarchische Staatsform ihm verderblich sei (Prop. 17), daß es deshalb einen König haben müsse (Prop. 18), daß die Wahl nicht blind durch das Loos geschehen könne, sondern rationell sein müsse u. dgl. m. Und das Alles geschrieben in kurzen Sätzen und Sätzchen, wie

*) S. 37.
**) Vgl. die Briefe bei Klopp I., XXIV ff.
***) Leipziger Denkschr. 1864, 67.

sie bei dieser Art der Demonstration unvermeidlich ist, die ein schnelles Lesen unmöglich machen, und die fortwährend die gespannteste ermüdendste Aufmerksamkeit der Leser praetendiren, auch bei Dingen, die sachlich ohne jede Bedeutung sind. Das war die Arbeit eines Stubengelehrten für Stubengelehrte, und man muß sagen, Leibniz ließ von seinem doktrinairen Standpunkt aus ganz außer Acht, an welche Adresse die Schrift gerichtet war. Auf den polnischen Adel hätte eine warm und lebendig geschriebene, witz- und geistvolle Empfehlung des Neuburgers gewiß mehr Eindruck gemacht, als diese mathematische Denkschrift. Und dazu kommt, daß es denn doch gar nicht so weit her ist mit dem streng synthetischen, dem zwingenden der Beweisführung. Ich will gar nicht davon reden, daß oft die in den Prämissen aufgestellten Allgemeinen Sätze gar nicht unzweifelhaft sind: sie bestehen zum großen Theil aus Definitionen, mit denen Leibniz überhaupt zu operiren liebt. Definitionum condendarum cura mihi pene a puero fuit maxima, schreibt er später einmal,*) und wir wissen, daß auch im Caesarinus Fürstenerius auf ganz willkürlichen Definitionen die Schlüsse auferbaut werden.

Aber es kommen in unserer Schrift vielfach ganz offenbare logische Kunststückchen vor, die nur den unachtsamen Leser täuschen können. Ich gebe nur zwei Beispiele davon: Propos. VII. lautet: Poloni in Christianorum et barbarorum confiniis locati sunt. Prope fines hostium positos studio militari excellere reliqui optant. Ergo Polonis studium militare optant reliqui Christiani. Idem Poloni nobiles optant sibi. (Prop. VI.) Ergo scopus orbis christiani consentientis et nobilitatis Poloniae coincidit. Hier kann offenbar scopus nur „ein Interesse", nicht „das Interesse" heißen; denn wenn bewiesen ist, daß alle Christen den Polen militairische Tüchtigkeit wünschen und daß die Polen diese sich auch wünschen, so ist damit doch nur bewiesen, daß das Interesse Polens und der ganzen Christenheit in dieser einen Beziehung zusammenfällt. In der folgenden Proposition aber wird nun plötzlich, vermittelt durch das lateinische artikellose Wort, das an und für sich beides bedeuten kann, scopus allgemein als „das Interesse" genommen und so daraus gefolgert: Quod Polonicae nobilitati utile, id orbi christiano utile, seu bonum ejus privatum coincidit cum bono publico orbis christiani per propos. VII. Aus dieser so gefundenen Prämisse wird dann geschlossen: Quod Poloniae nobilitati utile, id justum est.

Ein anderes Beispiel. Propos. 13 soll beweisen, daß Neuerungen für Polen gefährlich sind. Da lautet nun einer der Beweise: Nova displicent firmatis, placent spe viventibus. Ergo displicent me-

*) a. 1694, Klopp I., XXIV.

clioribus, placent deterioribus. Meliores sunt sapientiores, deteriores sunt stultiores etc. Der Kunstgriff ist auch hier leicht zu erkennen. Die Substitution von meliores und deteriores für firmati und spe viventes ist nur dann allenfalls, aber auch nur allenfalls zulässig, wenn man meliores und det. in dem mittelalterlichen Sinne von „die höheren, die niederen" nimmt. Wenn diese Ausdrücke nun aber mit sapientiores und stultiores gleichgestellt werden, so werden sie plötzlich in dem ethischen Sinne besser und schlechter genommen: denn das wird doch Leibniz nicht haben sagen wollen, daß eo ipso jeder Vornehme weiser sei, als jeder Geringe.

In anderen Fällen führt die leibnizische Art der Schlußfolgerung geradezu zu Absurditäten. So Prop. 60. Es soll gezeigt werden, daß ein Piast nicht gewählt werden dürfe. Einer der Beweise dafür lautet nun so: Ein Piast kennt die polnischen Verhältnisse besser, als ein Fremder. Also auch die schwachen Seiten Polens. Also auch, wie er uns schaden kann. Also auch, wie er unsere Libertät beschränken kann. Was Jemand kennt, das kann er leichter thun. Also wird ein Piast leichter, als ein Fremder, unsere Freiheit beschränken. Soll nun daraus gefolgert werden, daß die Wahl eines Piasten nicht rathsam ist, so ist klar, daß man mit denselben Gründen zeigen kann, daß die Wahl eines vernünftigen Menschen nicht rathsam ist. Denn, kann man schließen, ein vernünftiger Mensch kennt die polnischen Verhältnisse besser, als ein Wahnsinniger, also auch die schwachen Seiten Polens, u. s. w. wie oben. Ich denke, dies Beispiel zeigt genug, wie absurd derartige doktrinaire Sätze in ihrer Anwendung auf politische Verhältnisse sind. — Ein anderer Beweis für denselben Schluß ist: Omnia nova Poloniae periculosa, Piastus novus est, ergo periculosus est. Ob Leibniz gar nicht eingefallen ist, daß man gerade so beweisen könnte: Omnia nova periculosa. Neoburgicus novus est, ergo periculosus est?

Ich denke, das Angeführte genügt, um zu zeigen, daß die Form der Schrift doch nicht ganz das hohe Lob verdient, das man ihr gern und oft gezollt hat. Auf den Inhalt der Schrift näher einzugehen, würde ich kaum Veranlassung haben, wenn nicht auch hier Einiges zu rektifiziren wäre.

Zunächst nämlich, und darin stimmen K. Fischer und Pfleiderer überein, rühmt man es unserer Schrift nach, daß sie auch das deutsche Interesse berücksichtige. In Prop. 51, Coroll. 1 und Prop. 60, Conclus. 1 bespricht nämlich Leibniz die Gefahren der Wahl des russischen Bewerbers für das ganze civilisirte Europa und für das deutsche Reich insbesondere. Hier erhebt er sich sogar zu etwas wärmerem Tone. Aber der Standpunkt, den er einnimmt, bleibt immer derselbe, er spricht vom polnischen

Gesichtskreis aus, und schließlich war es kein so besonderes Verdienst, zu prophezeien, daß die Vereinigung Polens und Rußlands für ganz Mittel-Europa gefährlich sein würde.

Aber Hr. Pfleiderer geht noch viel weiter. Nach ihm ist die Tragweite der Schrift keineswegs nur auf Polen beschränkt, sondern es spricht „aus der Maske des polnischen Edelmanns immer der deutsche Patriot, alles über Polen gesagte zielt mittelbar zugleich auf Deutschland, das ja eine diesem Lande so verwandte innere Verfassung wie äußere Lage hatte. Freiheit und Einheit zwischen den Klippen einer zügellosen Auflösung und einer geist- und lebentödtenden Zusammenschnürung oder Centralisirung glücklich hindurchzusteuern war ebenso die Aufgabe der deutschen Staatsmänner. So ist der Ulicovius ein Vorläufer der Securitas publica, des Caesarinus und anderer Schriften, welche ganz entsprechend die Scylla und Charybdis von Freiheit und Einheit behandeln."

Ich muß hiergegen drei Bemerkungen machen. Zunächst sieht man sofort, daß hier modern politische Begriffe in das 17. Jahrhundert hineingetragen sind, die ihm ganz fremd waren. Was soll es heißen, von dem Gegensatz zwischen Einheit und Freiheit im 17. Jahrhundert zu sprechen? Wenn heutige Politiker darüber debattiren, ob erst die Freiheit und dann die Einheit zu erlangen sei, oder umgekehrt, so versteht man unter Freiheit die persönliche Autonomie und zugleich die Berechtigung jedes einzelnen Individuums, an der Staatsregierung Theil zu nehmen. Solche Freiheit kennt das 17. Jahrhundert gar nicht und seine ständische Libertät ist der Ausdruck eines krassen, egoistischen Partikularismus.*) — Sodann wer die Verfassung Polens und Deutschlands im 17. Jahrhundert so parallelisirt, daß er behauptet, was in L.'s Schrift von der einen gesagt werde, könne ohne weiteres auch auf die andere bezogen werden, der zeigt damit, daß er weder die polnische, noch die deutsche Verfassung kennt. Endlich drittens, unsere Schrift stellt sich, wie das bei den Kreisen, in denen sie wirken sollte, nothwendig war, durchaus auf den Standpunkt eines kleinen polnischen Edelmannes. Der beste Beweis dafür ist die schon oben citirte Stelle, wo die Wahl eines Fürsten, der die polnischen Verhältnisse kennt — und nur ein solcher ist doch wohl zur Regierung befähigt — deshalb verworfen wird, weil er die Rechte des Adels schmälern

---

*) Es gehört in dieselbe Kategorie, wenn Pfleiderer in seiner kleineren Schrift S. 145 von Leibnizens „nüchtern demokratischer Gesinnung" spricht, oder wenn er S. 101 den „leibnizischen Constitutionalismus und Liberalismus" hervorhebt. Selbst wenn man von dem Widerspruche, in dem diese beiden Behauptungen stehen, absehen will, wird man Pfl. doch wieder vorwerfen müssen, daß er politische Begriffe neuerer Zeit in das 17. Jahrhundert hinüberträgt, für das sie absolut nicht passen.

könnte. Das ist doch wohl die selbstsüchtigste Libertät in ihrer schlimmsten Entartung, die hier vertreten wird, und wie man bei solchen Anschauungen, die das Wohl des Staates dem eigenen kleinen Privatnutzen so völlig unterordnen — Anschauungen, die auch sicher nicht Leibniz' eigene waren, sondern die er nur seiner Aufgabe zu Liebe vertritt — wie man dabei von einer gesunden Vermittelung zwischen Freiheit oder, sagen wir richtiger, Libertät und Einheit, sprechen kann — das ist denn doch völlig unerfindlich.

Schließlich darf ich meinerseits wohl noch eine Bemerkung über die Schrift hinzufügen, die uns später vielleicht von Nutzen sein kann. Ich habe eben schon angedeutet, daß Leibniz im Ulicovius Ansichten vertritt, die wohl kaum die seinigen waren. Nun versichert er zwar selbst in der Vorrede: Er sei von Allem, was er beweise, selbst völlig überzeigt.*) Wie verträgt sich aber damit Prop. 22:

Haereticus extra religionem Catholicam:

Ergo extra Christum.

Ergo Haeretici salus nulla. Schismaticus extra caritatis unionem. Ergo in peccato mortali continuo. Ergo damnandus nisi mutetur. Mutatio difficilis. Ergo schismatici salus difficilis. Ergo qui catholicus non est, ejus salus externa aut nulla aut difficilis.

Ich will hiermit nur konstatirt haben, daß Leibniz unter Umständen auch im Stande war, auf Bestellung Behauptungen auszusprechen, und in allem Ernst und mit allen Mitteln der Logik zu vertheidigen, welche seinen eigenen Ansichten schnurstracks entgenliefen.

Ich gehe nun zu dem vielgepriesenen „Bedenken von der Securität des deutschen Reichs" über, einem fatamorganahaften Versuch, von Kurmainz aus Deutschland zu reformiren, der Welt den Frieden zu geben und in einer allgemeinen Garantie aller Rechte allen Hader zu ersticken, damit die Christenheit ihre Kräfte ungestört gegen die Ungläubigen und Heiden wenden könne.

Die hierher gehörigen Schriftstücke sind bei Klopp I. 181—327 gedruckt. Das Bedenken besteht aus zwei Theilen, deren erster zu Schwalbach bei Gelegenheit einer Zusammenkunft der Kurfürsten von Mainz und Trier am 6., 7., 8. August 1670 abgefaßt wurde, während im November desselben Jahres der zweite Theil anhangsweise hinzugefügt wurde. Ehe ich zu einer, übrigens möglichst kurzen Besprechung dieses chimärischen Projekts übergehe, ein paar Worte über Leibniz' Antheil an demselben. Bei K. Fischer erscheint L. als der alleinige Urheber des ganzen Planes. „Mit der Erwägung, Deutschland gegen Frankreich zu schützen", sagt er

*) Ego quos hic demonstrata sunt mihi ipsi primum persuasii. Dutens p. 525.

S. 117, „beschäftigt sich L. in seiner zweiten dem Wohl des Vaterlandes gewidmeten Denkschrift". Ebenso auf S. 118. „In diesem Jahre schreibt Leibniz sein Bedenken" und weiter unten, „die Schrift gewährt uns eine deutliche Einsicht in den Zustand des damaligen deutschen Reiches und wie L. diesen Zustand durchschaut und beurtheilt". So scheint es, als ob Fischer das Bedenken als L. alleiniges Eigenthum ansieht. Etwas weniger weit geht Pfl., der S. 52 die Schrift hervorgehen läßt, aus einer im Gedankenaustausch mit Boineburg gewonnenen Ueberzeugung, im folgenden aber auch nur immer die Schrift als Leibnizisch bezeichnet. Auch das ist noch völlig unrichtig. Die ganze Schrift ist ihrem wesentlichen Inhalt nach hervorgegangen aus dem Kopfe Boineburg's. Leibniz sagt selbst*), Boineburg stellte dem Trierer vor, man dürfe nicht mit dem Kaiser in die Tripelallianz treten, um nicht ein bloßes Anhängsel des Kaisers zu sein, und um die dann ganz sichere Stiftung einer Gegenfaktion im Reiche zu hindern; die Fürsten sollten lieber unter sich ein Partikularbündniß schließen, jeder 1000 Mann stellen, Mainz solle immer Direktor sein, die andern könnten alterniren, zu bestimmten Zeiten müßten die Bundesgenossen zusammentreten, inzwischen müßten die Verbündeten alle Grenzstreitigkeiten beilegen. „Haec ille mihi narravit rogavitque expenderem ac in ordinem redigerem", sagt L., „Quod hoc scripto feci ac plurime notatu digna addidi." Diese notatu digna sind die Zuerkennungen des Vorschlagsrechts und eines doppelten Votums für den Kaiser, Näheres über die Zusammenziehung des Militairs, über das Wünschenswerthe eines Bundesschatzes, über den Vorwand des ganzen, über den Artikel und ut eo sincerio des Westphälischen Friedens über das Mittel, Frankreich zu täuschen, über den franz. Zug nach Aegypten. Man sieht, der erste Gedanke, ja mehr noch, die Grundzüge des ganzen Planes sind von Boineburg ausgegangen, von einem Gedankenaustausch zwischen beiden ist nicht die Rede, Boineburg trägt auf und Leibniz schreibt. Das, was er hinzugefügt hat, ist für das Wesen der Sache, wie jeder zugestehen wird, von höchst untergeordneter Bedeutung, im Wesentlichen ist sein Antheil an der Sache nur der eines Literaten, der nach einer gegebenen Disposition näher ausführt. Demgemäß hat denn auch Boineburg Leibniz' Schrift, ehe sie Jemandem mitgetheilt wurde, sorgfältig durchgesehen und vielfältig korrigirt.

Wenn es nun meine Absicht nicht ist, die politische Thätigkeit Boineburg's, sondern die Leibnizens darzustellen, so kann ich nach dem Gesagten über die oben angeführten Grundzüge des ganzen Planes kurz hinweggehen, zumal ein genaueres Eingehen auf die Details eine Darlegung der ganzen Verhältnisse von 1660—70 bedürfen würde, die über

*) Klopp I., S. 185. Occasio consilii praesentis.

den Rahmen dieser Arbeit hinausgeht. Das Ganze ist nur eine vermehrte, aber nicht verbesserte neue Auflage des Rheinbunds; nicht deutsche, aber kurmainzische Interessen beherrschen den Plan. Kurmainz bedarf einer Sicherung gegen die immer drohender werdende Uebermacht Frankreichs, allein aus eigenen Kräften sich zu schützen, vermag es nicht und will es nicht, nichts einfacher, als daß man eine Allianz mit anderen macht. Dabei stellt jeder Stand ein Kontigent, Kurmainz hat natürlich als immerwährendes Mitglied des Bundesdirektorii, während die anderen alterniren, die Leitung des Ganzen, die Führung des Bundesheeres, der Verhandlungen mit dem Auslande ruht in seiner Hand, ohne daß es eine Gegenleistung macht. Ja mehr noch, dafür, daß Mainz die Freundlichkeit hat, es sich gefallen zu lassen, durch fremde Truppen, von fremdem Gelde bezahlt, sich schützen zu lassen und diese ganze Truppenmacht zu dirigiren, dafür verlangt es mit liebenswürdigster Naivität von Oesterreich ein monatliches Susidium.

So die Grundzüge des Bedenkens, wenigstens wie sie Johann Philipp erscheinen mußten und zu seiner Politik stimmten. Ob aber Boineburg's eigentlicher Zweck nicht noch ein anderer ist? Wir wissen aus Leibniz' Occasio consilii praesentis p. 185, daß die Absicht von Mainz und Trier war, mit dem Kaiser in die Tripelallianz zu treten und daß darüber zu Schwalbach verhandelt wurde. So wenig gefährlich nun der französischen Politik die Tripelallianz war, so lange nur Holland und England mit Schweden darin waren, die beide nachweislich ein doppeltes Spiel spielten, so bedenklich und störend mußte es für Ludwig sein, wenn jetzt Mainz und Trier den übrigen triplischen Ständen mit dem Eintritt in die Allianz vorangingen, wenn Lothringen, wenn der Kaiser, wenn Polen folgten und wenn so der ganze Charakter des Bündnisses auch gegen den eigenen Wunsch der ersten Paciscenten verändert wurde. Wenn nun jetzt, um diesen Eintritt zu verhindern, wie L. ausdrücklich sagt, Boineburg unser Bedenken entwerfen ließ, an dessen Durchführbarkeit ein Idealist, wie L. glauben mochte, ein praktischer Staatsmann, wie Boineburg nimmermehr — wenn wir ferner wissen, daß Boineburg im französischen Solde stand und fortlaufende Pension bezog, liegt da nicht die Vermuthung nahe, daß der ganze Entwurf ein im französischen Interesse, ja vielleicht im französischen Auftrage geschriebener ist. Denn so lange Johann Philipp große Pläne machte, statt zu handeln, so lange war er für Frankreich ungefährlich. Diese Hypothese erklärt das Sonderbare des ganzen Vorschlags, ich weiß nicht, was sie unmöglich machte und vielleicht wird sie aus französischen Papieren noch einmal bestätigt werden.

Jedenfalls hat hieran Leibniz keinen Theil, ihm ist es heiliger Ernst mit dem Plane, das fühlt man aus dem ganzen Tone heraus, und

auf das, was sein Eigenthum daran ist, müssen wir noch mit einigen Worten eingehen. Da ist zunächst das doppelte Votum für Oesterreich. Es wird behandelt im §. 74 des ersten Theiles. Kaiserliche Majestät, heißt es, darf nicht in den Bund eintreten und kein Votum haben, sonst würden wir gleich eine Gegenallianz haben, aber Oesterreich und Böhmen treten ein und erhalten jeder ein eigenes Votum. Natürlich, nun wird man ja den Fürsten, die eine Gegenallianz machen könnten, sagen, Leopold, der Kaiser, ist ja nicht im Bunde, unser Bundesgenosse ist nur der Herr Erzherzog Leopold von Oesterreich und der König Leopold von Böhmen. Damit müssen sich dann alle beruhigen und die superklugen Verfasser des Planes lachen über ihre gelungene List. Mit solchen politischen Künsteleien — ich brauche einen Ausdruck des schon früher citirten Aufsatzes in den Leipziger Denkschriften von 1864 — glaubt Leibniz der Wucht der realen Mächte begegnen zu können.

Was Leibniz über das Wünschenswerthe eines miles perpetum und eines aerarium perpetuum bemerkt, ist weniger wichtig: man weiß, es ist dies im 17. Jahrhundert das stille Sehnen aller Patrioten, dem zahllose Brochüren und Schriften aller Art Ausdruck verliehen. Interessanter ist wieder, was Leibniz über die Art bemerkt, wie man Frankreich die Sache plausibel machen will. Man darf nicht einräumen — so führt §. 65 des ersten Theiles aus — daß es sich um Securität des Reichs handele, sondern man muß ihm sagen, durch die Progresse der kaiserlichen Waffen in Ungarn sei Oesterreichs Macht in bedenklicher Weise gewachsen, dazu lebe der Kaiser mit dem jungen König von Polen im besten Einvernehmen, es sei zu besorgen, daß letzterer sich zum absoluten Herrn mache, und dann mit dem Kaiser ein Bündniß schließe, um die Freiheit der deutschen Fürsten gänzlich zu unterdrücken. Deswegen müsse man zusammentreten, um die Securität des Reiches durch ein Separatbündniß zu garantiren. „Mit solchen Scheingründen," so fährt §. 66 fort, „dürfften Franckreich und frantzösisch gesinnte leicht in die Allianz zu locken oder solche zu approbiren zu bewegen sein." So leicht denkt es sich also Leibniz, Ludwig, der durch seine Agenten und Spione von allen Vorgängen im Reiche unterrichtet wurde, und dessen Diplomaten an Gewandtheit den kurmainzischen gewiß nicht nachstanden, zu übertölpeln. Ludwig soll glauben, daß die Allianz gegen Oesterreich geschlossen sei, während Oesterreich in dieselbe eintritt, zwei Stimmen führt und das jus proponendi hat? Das heißt doch die Illusion und Selbsttäuschung ein wenig weit getrieben.

Es folgt nun in der Reihe der Leibnizschriften der berühmte, oft erwähnte ägyptische Plan, der eine ganze Reihe von Schriften umfaßt, welche jetzt bei Klopp, Bd. II., zusammengedruckt sind. Fragen wir zunächst

wieder, welchen Antheil L. daran hatte. Hr. Prof. Droysen deutet Pr. Pol. III., 3, 367, Anm. 2 an, daß auch dies Projekt mehr den Stempel der boineburgischen Politik, als den des leibnizischen Geistes trage. In gewisser Beziehung ist das richtig. Wir haben eben gesehen, wie völlig L. in die Gedankenreihen Boineburg's einging, mit welchem Ernst er, ganz durchdrungen von der hohen Bedeutung seiner Schriften für das Wohl der Christenheit, ein von B. gegebenes Schema näher ausführte. Hatte aber Boineburg solchen Einfluß über den jungen Gelehrten — und daß er ihn hatte, darf uns bei dem Verhältniß des hochangesehenen altadligen Staatsmannes zu dem unbekannten blutjungen Dr. juris eben nicht wundern — so wird er sicherlich auch auf die Abfassung der ägyptischen Denkschriften mit eingewirkt haben. Aber die Ehre, die erste Anregung zu diesem Plane gegeben zu haben, müssen wir Leibniz doch wohl lassen,

Schon in einigen Notizen aus den Jahren 1668—70*) findet sich der hingeworfene Gedanke, Frankreich müsse den Orient angreifen, Aegypten sei die Kornkammer des römischen Volks gewesen. Daß L. dann in seinem Bedenken von der Securität den Gedanken wieder aufgenommen hat, daß er sich in der oben angeführten Occasio consilii praesentis fast etwas darauf zu gute gethan hat, auch diesen Punkt dem ihm von B. gegebenen Schema hinzugefügt zu haben, ist schon oben erwähnt. Ein Gedicht vom 5./15. Dez. 1670 an Lothar Friedrich von Metternich**), ein Brief an Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg vom Sept. 1671***), und verschiedene kleinere Aufsätze†) aus dieser und der nächstfolgenden Zeit beweisen, daß er den Gedanken nie wieder aus den Augen verloren hat. Anfangs hatte man die Absicht, Ludwig von der in ganz Europa vorausgesehenen Kriegserklärung gegen Holland dadurch abzuhalten, daß man ihn nach Aegypten führte. So trug Boineburg in verschiedenen, von L. verfaßten Briefen vom Dez. 1671 und Jan. 1672 Ludwig die Angelegenheit vor††). Am 12. Februar 1672 antwortete Pomponne†††), Ludwig habe die Denkschriften und Briefe empfangen, der Verf. möge nur nach Paris kommen und sich näher darüber erklären, oder dies durch einen anderen thun lassen, man sehe nicht, wie der Plan ausführbar sei. Leibniz selbst wünschte die Reise nach Paris sehr, Boineburg brauchte einen Vertreter in Paris seiner Pensionen und Einkünfte halber: so reiste denn der junge

---

*) Einige politische Gedanken, Klopp I., 168.
**) Klopp II., 3.
***) Klopp II., 8.
†) Klopp II., 10, 78.
††) Klopp II., 98—115.
†††) Klopp II., 115.

Gelehrte im März 1672 ab, versehen mit einem Beglaubigungsschreiben an Pomponne de dato März 18, 1672.*) Inzwischen gelangte es L. nicht, persönlich seine Ideen vorzutragen, man verspürte in Paris keine Neigung, sich auf solche weitaussehende Unternehmungen einzulassen, nichts desto weniger versuchte der Kurfürst noch im Juni 1672, den Plan zu verwirklichen und noch ein ganzes Jahr später behielt L. denselben im Auge. Die Denkschrift, welche Ludwig überreicht werden sollte, De expeditione Aegyptiaca regi Franciae proponenda Leibnitii justa dissertatio, ist uns noch erhalten. Das sehr lange und ausführliche Schriftstück nimmt über 200 Seiten bei O. Klopp ein.

Dem Prooemium (S. 211—13) folgt eine Historia consilii (214—21), in welcher Leibniz bis auf Ludwig den Heiligen zuückgeht. Das erste Kapitel (S. 221—224) beweist, daß Frankreich ein Interesse daran habe, die Ungläubigen anzugreifen. Leibniz bemerkt, wenn Frankreich nach einer Uebergewalt strebe, so könne es diese nicht durch eine Monarchia universalis, sondern nur durch eine Directio generalis erstreben. Europa mit Waffengewalt angreifen zu wollen, sei nicht nur res impia, sondern auch inepta. Daher müsse man in Europa mit friedlichen Mitteln, mit den Waffen der Diplomatie, sich jene Directio generalis verschaffen, Krieg könne man mit Ruhm und Vortheil nur gegen die Ungläubigen führen. Kap. II—IV (S. 224—31) gehen auf Aegypten näher ein und weisen die Vortheile einer Eroberung Aegyptens nach. Kap. V—LII (S. 231—394) beweisen die Leichtigkeit des Unternehmens, sie gehen die Streitkräfte Aegyptens durch; seine Truppenzahl, seine Festungen zeigen, daß Aegypten weder von der Türkei, noch von den Arabern, Mauren u. s. w. Hilfe zu erwarten habe, daß von dem Kaiser, von Polen, von den Moscovitern für das Unternehmen Hilfe zu erwarten sei, auch Holland sei nicht mehr gefährlich, es könne, wenn es sich rühre, von England niedergehalten werden. Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark kämen nicht sehr in Betracht. Kap. LIII—LV (S. 394—408) sprechen über die Sicherheit des Unternehmens, Kap. LVI—LVII (S. 408—12) weisen nach, daß Eile gerathen und die gegenwärtige Weltlage für das Unternehmen die geeignetste sei, Kap. LVIII endlich zeigt die Gerechtigkeit der ägyptischen Expedition."

Ich erwähne hier zunächst als ein immerhin auffallendes Faktum, daß alle Schriftsteller, die über diesen Plan handeln, Guhrauer, O. Klopp, K. Fischer, Pfleiderer bemerken, man werde zunächst geneigt sein, wie Fischer sagt, die ganze Sache „als einen wunderlichen und erfolglosen Einfall im Kopfe eines Philosophen, als eine der vielen fruchtlosen Theorieen anzusehen, die gemacht sind, ohne Rückhalt auf die gegebene Lage

*) Klopp II., 125.

der Dinge", oder wie Pfl. sich ausdrückt, „als ob dies ein ziemlich unthunliches Hirngespinnst und der fromme Wunsch eines Gelehrten und Filosofen gewesen sei."

Um zu beweisen, daß dies nicht der Fall sei, gehen beide auf das näher ein, was K. Fischer die orientalische Frage im 17. Jahrhundert nennt. Sie weisen auf das furchtbar Drohende der Türkenmacht hin, die durch die Schlacht von S. Gotthardt keineswegs gebrochen sei, sie bemerken, wie sehr es im Interesse der Christenheit und Deutschlands ins besondere gelegen hätte, die Häuser Habsburg und Bourbon in gemeinsamem Kampfe gegen die Osmanen zu einigen, welche von Oesterreich in Europa, von Frankreich in Afrika und Aegypten anzugreifen wären — eine Politik, die Ludwig selbst durch die bundesmäßige Hilfe der Gotthardtsschlacht und durch die Eroberung von Gigeri an der Küste von Algier 1664 anerkannt zu haben schien. Man behauptet ferner, daß diese Ideen von Mazarin, von Baco vertreten seien — daß Fenelon und Boileau sich in demselben Gedankenkreise bewegten, und daß Herm. Conring 1664 verschiedene Schriften für den Türkenkrieg geschrieben hat, die aber wahrscheinlich von nicht größerer Bedeutung waren, als die Abhandlung, in der er 1670 Frankreich die Freundschaft mit der Türkei empfahl. Man bezieht sich endlich auf das wenig freundliche Verhältniß zwischen Frankreich und der Pforte: waren doch in den 60er Jahren zwei französische Gesandte, die beiden de la Haye, Vater und Sohn, vom Großvezier mit Prügeln traktirt worden und war doch gerade im Jahre 1672 der Großvezier dem neuen Gesandten Nointel wiederum auf das übermüthigste entgegengetreten.

Diese Gründe kann man zum Theil gelten lassen, zum Theil auch anfechten. So bin ich z. B. der Ansicht, daß die öffentliche Meinung doch nicht so einig in Betreff der drohenden Türkengefahr und ihrer Bekämpfung war. Ich weise auf Monzambano hin, der mehr als einmal hervorhebt, daß Deutschland die Türken nicht zu fürchten brauche und daß der Türkenschrecken vom Wiener Hofe künstlich genährt werde, um, wie er sich drastisch ausdrückt, die Deutschen bei offenem Leibe und offenem Geldbeutel zu erhalten, oder ich erinnere an die oben angeführte Broschüre, Deutschlands Strafrede, die nachdrücklich gegen den Gedanken auftritt, man könne von Ludwig Krieg gegen die Türkei erwarten — und die Hr. Pfl. dennoch, wie oben bemerkt, von Leibniz geschrieben sein läßt. Ich glaube auch nicht, daß aus den 400,000 Frcs., die Mazarin für den Türkenkrieg legirte, oder aus den frommen Wünschen eines Boileau und Fenelon viel zu folgern sei. Und wenn Ludwig „ein so genereuser Herr", wie L. ihn gern nennt, der jeden seiner Ehre gethanen Affront sofort zu strafen pflegte, seine Gesandten in der Türkei so schmachvoll behandeln ließ, ohne sie zu

rächen, wenn er nach den Ohrfeigen, die de la Haye empfangen hatte, dennoch in Nointel's Person einen neuen Gesandten nach Constantinopel schickte, so spricht das doch für alles andere eher, als für eine Geneigtheit des Königs zu einem heiligen Kriege. Man kann endlich sogar daran zweifeln, ob es denn so sehr im wahren Interesse Deutschlands lag, wenn Frankreich auswärts beschäftigt war und wenn die Wiener Politik in Deutschland freies Spiel hatte.

Aber abgesehen von alledem, zugegeben, daß es im höchsten Interesse Europa's gelegen hätte, wenn Frankreich Aegypten angriff, zugegeben, daß die öffentliche Meinung, deren Einfluß man im 17. Jahrhundert zwar nicht unter-, aber noch viel weniger überschätzen darf, sich lebhaft für diesen Gedanken interessirte, was folgt daraus? Aufgabe einer gesunden Politik ist es doch nicht, dem in der Idee Wünschenswerthen, dem schlechthin Nützlichen nachzustreben, sondern vielmehr das unter den gegebenen realen Verhältnissen, unter den vorhandenen Bedingungen mögliche oder wahrscheinliche zum Zielpunkt ihrer Bestrebungen zu machen. Und der Nachweis, daß es 1671 oder 1672 möglich oder wahrscheinlich war, Ludwig vom Kriege mit Holland abzulenken, den er seit dem Aachener Frieden unablässig vorbereitet hatte und seine Streitkräfte nach dem Orient zu dirigiren, der Nachweis ist bis jetzt noch nicht gegeben und ich glaube, man wird ihn für immer schuldig bleiben. L. wenigstens führt diesen Beweis nicht, wenn er im 1. Kap. der justa dissertatio durch allgeme[illegible]ne Phrasen über Monarchia universalis und directio generalis un[illegible] über die Mittel, wie letztere zu erreichen sei, darzulegen sucht, daß es [illegible] Frankreichs Interesse sei, Aegypten anzugreifen und es ist wieder eine je[illegible] optimistischen Selbsttäuschungen, wenn er glaubte, durch derartige al[illegible]neine Raisonnements, die gar sehr den Kannegießereien unserer Konj[illegible]ralpolitiker gleichen, den durch und durch praktischen Ludwig XIV. [illegible]zeugen zu können.

Oder konnte man wirklich glauben, daß Ludwig alle m[illegible]ischen und diplomatischen Rüstungen gegen die verhaßte Republik, die [illegible]agt hatte, dem stolzen Könige ein hactenus zuzurufen und ihn in sei[illegible]iegeslaufe zu hemmen, deren Eroberung von unberechenbarem Nu[illegible]r die industrielle und kommerzielle Entwickelung Frankreichs sein m[illegible]r deshalb gemacht habe, um jetzt, als Leibniz nach Paris kam und [illegible]ägyptische Expedition vorschlug, und als eine Großmacht, wie Kur[illegible]sen Plan unterstützte, sofort einzugestehen, daß er doch sehr dun[illegible]elt habe, seinen eigentlichen Vortheil, die eminente Wichtigkeit der E[illegible]gyptens zu verkennen.

Diese Erwägungen, denke ich, reichen aus, um d[illegible] Projekt in seiner ganzen Abenteuerlichkeit zu würdigen, und [illegible]bt nur

wieder die Frage, wie konnte Boineburg auf solche Politik eingehen. Ob er diesmal selbst in den leibnizischen Illusionen befangen war, ob er nur die Absicht gehabt hat, Johann Philipp, auf den damals Marenholtz im Sinne der brandenburgischen Politik wirkte, mit neuen Plänen zu beschäftigen, wage ich nach dem vorhandenen Material nicht zu entscheiden — zuzutrauen aber ist das dem französischen Pensionair immerhin — und davon, daß Boineburg jemals reichspatriotische Ideen vertreten hat, davon werde ich mich nimmer überzeugen können.

Wir hätten damit die drei großen Staatsschriften Leibnizens besprochen, welche aus seiner mainzisch-französischen Periode stammen, und wenn wir die Schriften der hannöverschen Periode, namentlich den Caesarinus Fürstenerius, der eine eingehende Behandlung verdient und erfordert, einer späteren Arbeit vorbehalten müssen, so bleiben nur noch einige kleinere Denkschriften zu besprechen, die neben jenen größeren nebenher gingen. Da wäre nun zunächst die Denkschrift für Dänemark zu erwähnen, welche Leibniz im März 1671 verfaßte.*) Es ist der Plan eines Defensivbündnisses zwischen Dänemark, Gottorp, Brandenburg, Lüneburg und Hessen-Cassel, dem vielleicht auch Oldenburg beitreten könnte, die im ganzen 24000 Mann stellen sollten — ein Bund, der das für das nordöstliche Deutschland werden sollte, was der Rheinbund für Südwestdeutschland war. Das Projekt scheint übrigens keine weiteren Folgen gehabt zu haben.

Viel wichtiger und bedeutsamer für die Beurtheilung von Leibnizens Politik ist das consilium de castigando per Saxonem Brandeburgico aus dem Herbst 1672.**) Onno Klopp bemerkt, er berichte über dies Projekt, ohne es zu beurtheilen, und für die Werke von K. Fischer und Pfleiderer, ganz besonders aber für das letztere, das sonst jeder leibnizischen Schrift gedenkt, ist es höchst charakteristisch, wenn sie dies consilium mit keinem Worte erwähnen.

Der Plan steht insofern mit dem ägyptischen Projekt in Zusammenhang, als er in Deutschland den Frieden herstellen will, um Frankreich freie Hand zu schaffen. Dem allerchristlichsten König soll die Gelegenheit geboten werden, die Unverschämtheit Brandenburgs zu strafen (insolentiam Brandenburgici castigare) und zugleich seinen in Deutschland fast verlorenen Einfluß wieder herzustellen. So schreibt der deutsche Patriot L., wie ihn Pfl. so gern nennt, „den Lichtpunkt in Deutschlands trübster Zeit".

Die Schrift verlohnt, damit die Träume von Leibnizens deutschem

*) Klopp I., 319—27.
**) Klopp II., 157—74.

Patriotismus einmal etwas näher beleuchtet werden, einen ausführlicheren Auszug.

Es ist sicher, sagt L., daß es im Interesse der Ehre des allerchristlichen Königs liegt, die Kühnheit des Brandenburgers nicht ungestraft zu lassen, der nach seinen nordischen Erfolgen glaubt, in den europäischen Wirren eine selbstständige Politik verfolgen zu können, dem die Spanier schmeicheln, auf den der Kaiser viel giebt und den der Oranier wie seinen Beschützer verehrt. An eine aufrichtige Versöhnung zwischen ihm und Frankreich ist nicht zu denken.*) Es ist daher gut, ihn ein wenig niederzuhalten. Dann werden sich andere ein Beispiel nehmen und die Welt wird an dem Beispiel Brandenburgs, ebenso wie an dem Hollands erfahren, daß man den König nicht ungestraft reize.

Es handelt sich nun darum, wie man Brandenburg strafen kann, ohne Deutschland zu schädigen. Denn der allerchristliche König ist sicher von so edlem Sinn, daß er eine Strafe nicht will, unter der auch unschuldige zu leiden haben. Nun könnte man zunächst an Preußen denken. Aber Polen hat weder den Willen noch die Macht, den Kurfürsten anzugreifen. Schweden wird von Dänemark eifersüchtig beobachtet, seine gegenwärtige Regierungsform ist nicht recht geeignet, und im Winter kann eine Flotte auf der Ostsee nichts ausrichten. In alia igitur tempora rectius ista differentur.

Nun hat Sachsen Ansprüche auf die clevesschen Lande, die es nie aufgegeben hat, auch im Westphälischen Frieden nicht. Deshalb kann Ludwig jetzt Sachsen sich verbinden und Brandenburg strafen mit dem höchsten Schein des Rechts und ohne in Deutschland Gegner zu finden: sunt enim qui Brandenburgicum optarent transverso quodam ictu moderatiora docas. Der Kaiser, Schweden, Mainz, Baiern, Pfalz, Würtemberg, Hannover und Darmstadt würden damit sehr einverstanden sein.

Dazu kommt der Haß der Lutheraner gegen die Calvinisten, der von den Lutherischen Priestern geschürt wird und den die Katholiken aus eigenem Interesse noch mehr reizen. Denn in Sachsen sieht man eine Züchtigung der Calvinisten sehr gern, und man war gar nicht damit einverstanden, daß das Reich sich wegen der Rettung von Ketzern — denn als solche gelten die Holländer — in Gefahr stürze. So bietet sich also jetzt den Katholiken und Frankreich die beste Gelegenheit, ihr Interesse wahrzunehmen und Lutheraner und Calvinisten auf's Neue zu entzweien.**)

*) Man vgl. damit, daß L., dessen politischen Scharfblick seine Bewunderer nicht genug rühmen können, noch im Securitätsbedenken Brandenburg zu den antitriplischen Ständen rechnet.

**) Man vgl. damit Leibnizens spätere Unionsbestrebungen, sein harmonistisches Streben, die Abneigung gegen den Sektengeist, die K. Fischer (S. 5 u. 25) an ihm rühmt.

Nun kann Sachsen ein Retentionsrecht in doppelter Beziehung geltend machen, denn einmal sind die Theile von Cleve, auf die er Ansprüche erhebt, jetzt in Händen der Franzosen und sodann ist das Erzbisthum Magdeburg noch nicht im Brandenburgischen Besitz. Es folgt nun eine Ausführung, daß Sachsen völlig rechtmäßig verfahren werde; auch der Friede werde nicht aufgehalten werden, da man Brandenburg aus der holländischen Beute entschädigen könne. Frankreich müsse Sachsen einmal durch Subsidien und sodann durch eine öffentliche Billigung seines Vorgehens unterstützen. Den Kurfürsten von Sachsen werde man leicht gewinnen, man müsse nur einen Diplomaten aus seinem Lande und von seiner Confession (misso ejus ditionis et religionis homine) — den Namen zu nennen, ist L. natürlich viel zu bescheiden — mit französischer und kurmainzischer Vollmacht an ihn abschicken.

Sachsen wird nun mit Leichtigkeit 12000 Mann aufstellen können, die ganz unerwartet an der Elbe, an den Grenzen der Mark, erscheinen müssen, so wird Brandenburg, das allein noch widersteht, zum Frieden gezwungen werden.

Die großen Vortheile, die Frankreich aus diesem Plane ziehen kann, sind leicht ersichtlich. U. a. wird man auch den Rheinbund wieder aufleben lassen können, dessen Mittelpunkt dann Sachsen bilden wird. So wird der Friede Europa's gesichert sein und Frankreich in seinem ägyptischen Plane nicht gestört werden.

Die ganze schnöde Perfidie dieses Vorschlages leuchtet ein, ohne daß weitere Erläuterungen dazu gegeben werden. Den inneren Hader in Deutschland vergrößern, die Lutheraner auf die Calvinisten und die Katholiken auf beide hetzen, Brandenburg, den einzigen deutschen Fürsten, der so insolent gewesen war, sich nicht der französischen Obmacht zu beugen, strafen und unter die Füße bringen, einen Rheinbund errichten, dessen Anlehnung an Frankreich, wie L. selbst sagt, schon durch die Furcht vor brandenburgischer Rache geboten wäre — das ist der vielgerühmte deutsche Patriotismus des großen Leibniz.

Man wird erwiedern, L. schreibe auch hier nur in offiziellem Auftrage Boineburgs oder Johann Philipps; denn er sagt ja selbst im Eingange der Schrift dicere audeo ex permissu. Nun wäre zwar das Concilium vollkommen würdig, von einem Boineburg ausgegangen zu sein — aber die Ehre der Autorschaft wird man L. doch lassen müssen, der in einem kurzen einleitenden deutschen Aufsatze sagt: „Ich habe dieser tage hehr einige gedanken gehabt, die ich hier erzehlen will," und der sein selbstsüchtiges Interesse an der Sache deutlich genug durch die nicht mißzuverstehenden Worte über die Wahl der an Sachsen abzuschickenden Persönlichkeit zu erkennen giebt.

Leibnizens Hauptgeschäft in Paris war gescheitert. Die Aufträge dagegen, die er im Privatinteresse Boineburgs empfangen hatte, beschäftigten ihn noch längere Zeit, auch nachdem sein Gönner im Dezember 1672 gestorben war. Im Januar 1673 begleitete dann L. eine mainzische Gesandtschaft, an deren Spitze der Obermarschall Schönborn stand, nach London — aber als am 12. Februar 1673 Kurfürst Johann Philipp starb, kehrte die Gesandschaft unverrichteter Sache zurück. L. blieb zunächst noch in Paris, beschäftigt mit der Leitung der Studien des jungen Boineburg und mit der Verfechtung der Boineburg'schen Ansprüche. Der neue Kurfürst Karl Heinrich von Metternich-Bielstein konnte L.'s Thätigkeit „in negotiis" nicht länger gebrauchen; gestattete aber seinem Kanzlei-Revisions-Rath, sich noch einige Zeit ohne Gefahr des Dienstes in Paris aufzuhalten.*) Indessen Leibniz scheint entschlossen gewesen zu sein, in diese richterliche Thätigkeit nicht wieder zurückzukehren, und wir finden ihn in den nächsten drei Jahren fortwährend bemüht, sich eine neue Lebensstellung zu verschaffen.

Einmal suchte er in Wien Fühlung zu erhalten durch seinen Korrespondenten, dem kurtrierischen Rath Joh. Lyncker von Lutzenwyck. Lyncker schreibt am 27. Juli 1673**), er habe einen Brief von L. dem Kanzler Hocher, dieser ihn dem Kaiser mitgetheilt, Leibniz' Aussichten auf die Erlangung der Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars seien nicht schlecht; weiter liegt uns ein langer Brief von L. wahrscheinlich an Lyncker vor.***) Leibniz regt hier eine Menge von Vorschlägen an, die offenbar für den kaiserlichen Hof bestimmt waren und seine Brauchbarkeit und Gewandtheit darthun sollten. Im Interesse Italiens proponirt er eine Allianz zwischen Oesterreich, Toscana, Mantua, Venedig und Genua, im Interesse des Reichs regt er den Gedanken an, daß der Kaiser auf dem Reichstage ein Gesetz durchbringen möge, wonach deutsche Fürsten oder Private nur dann auswärtigen Fürsten beistehen dürfen, wenn diese einen Vertheidigungskrieg führen oder bei einem Angriffskriege, wenn ihre Sache für gerecht vom Reiche erklärt werde. Darüber, meint L., ließe sich sehr hübsch eine justa dissertatio schreiben. Weiter wird vorgeschlagen, der Kaiser solle zwischen Dänemark, den sächsischen und lüneburgischen Fürsten ein Bündniß behufs Vertheidigung der beiden sächsischen Kreise stiften, in welches vielleicht auch Schlesien eintreten könnte. Weiter spricht er dann noch über seine mathematischen Erfindungen, seine Rechenmaschine u. s. w.

Man sieht, L. befolgte schon damals den Grundsatz, dem er in den

*) Schönborn an L. 5. Mai 1673. Klopp III., 17.
**) Klopp III., 59.
***) Klopp III., 62.

während seines hannoverschen Aufenthaltes abgefaßten Consulationes de vita*) Ausdruck gab: „den Fürsten betreffend. Principi aut scribendum aut loquendum septimanatim. Semper aliquid novi.“

Indeß in Wien mag die leibnizische Projektmacherei nicht angeschlagen haben — aus seiner Anstellung wurde nichts.

Andere Verbindungen knüpfte L. durch seinen Freund Habbeus von Lichtenstern, dänischen Residenten in Hamburg an. Habbeus empfahl ihn dem dänischen Minister Grafen Goldenlöw und dieser bot ihm 400 Thlr. und freie Station. Leibniz scheint im April 1673**) darauf eingehen zu wollen und gleich ist er wieder mit allerhand Vorschlägen bei der Hand, wie man den französischen Ouvriers die Geheimnisse ihrer Manufakturen ablocken müsse, was mit ein wenig Geschick und Freigebigkeit leicht sein würde und wie man so die dänische Industrie heben könne, wie man eine große Bibliothek gründen könne u. dgl. m. Indessen auch dieser Plan zerschlug sich und aus der Anstellung wurde nichts.

1675 hatte L. einen anderen Plan. Er bat seine Verwandten in Deutschland***) um Geldunterstützung: er wollte in Frankreich ein Amt kaufen, das 800—1000 Thlr. einbringe, das honorabel sei, auch von Protestanten eingenommen werden könne und in solcher Verrichtung bestehe, daß er nie etwas gegen sein Vaterland zu thun habe. Da wir das Amt nicht kennen, an das er dachte und da auch dies Projekt fehlschlug, ist es unmöglich zu entscheiden, ob es wirklich ein französisches Amt gab, das ein deutscher Patriot mit gutem Gewissen annehmen konnte.

Indessen so genau scheint es L. überhaupt mit letzterem Punkte nicht genommen zu haben.

Aus derselben Zeit ungefähr stammen 2 Briefe von L. an Colbert.†) In dem ersten dieser Briefe spricht er über seine Rechenmaschine und eine mineralogische Entdeckung und stellt dem Minister anheim, „si ces recherches méritent d'être poussées“. Er scheint keine Antwort erhalten zu haben. Der zweite Brief vom 11. Januar 1676 erinnert an den ersten. Er sei zu seinen Studien nur bewogen „par ce signal que vous (C.) avez donné aux amateurs des sciences lorsque par vos avis les bontez du Roy sont descendues jusqu' à elles.“ Seine Prätensionen seien nur gegründet auf den guten Willen, den C. für l'avancement des sciences gezeigt habe. Es liegt hierin ganz deutlich eine Bitte, bei der Vertheilung von Pensionen an berühmte Gelehrte des

*) Klopp IV, XXVII.
**) Klopp III., 227.
***) Brief an Aeg. Strauß den 20. Oktober 1675. Klopp III., XXI.
†) Klopp III., 211 ff.

In- und Auslandes berücksichtigt zu werden, die J. Chapelain seit 1663 im Auftrage Colberts vornahm. Wissen wir nun jetzt aus der Korrespondenz zwischen Chagelain und Colbert*), was man dafür von Gelehrten wie Conring, Boecler, Huygens u. a. verlangte, so kann darüber auch damals in Paris kaum ein Zweifel obgewaltet haben; es liegt in dieser Pensionsbettelei ein neuer Beweis für L.'s deutsche Gesinnung vor.

1676 endlich fand L. eine feste Anstellung beim Herzog Johann Friedrich von Hannover und mit dieser Uebersiedelung nach Hannover beginnt ein neuer Abschnitt im Leben L.'s.

Nachträglich finde ich im Serapeum Jahrgang 1870, Seite 64, eine Notiz, nach der sich auf der Bibliothek zu Aarau eine Brochüre mit folgendem Titel befindet: „Vnderredung dreyer Staatspersonen über das gegenwärtige Interesse der Kron Engelland anlangend die Anschläg des Königs in Franckreich. a. d. Frz. 1669." o. O. 4°. Es kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß wir es hier mit einer anderen, wahrscheinlich durch eine französische Version vermittelten Uebersetzung der oben unter Nr. II. aufgeführten Brochüre zu thun haben. Diese Notiz ist also eine willkommene Bestätigung meiner Behauptung, daß diese Brochüre 1668 und nicht 1673, und daß sie nicht ursprünglich deutsch geschrieben sein kann. An Leibniz' Autorschaft kann danach nicht mehr gedacht werden.

---

*) Vgl. G. Cohn, Ludwig XIV. als Beschützer der Gelehrten. Sybel's Zeitschrift 1870, 1 ff.

Die Littauerschlacht bei Rudau im Samland 1370, ihre gleichzeitige und ihre spätere Darstellung.

Ein Vortrag.

Von

Dr. Karl Lohmeyer in Königsberg.

Die im Laufe der Zeit gäng und gäbe gewordene Auffassung und Darstellung der Schlacht von Rudau, deren fünfhundertjährige Erinnerungsfeier wir vor wenigen Monaten von einem kleinen Bruchtheile unserer städtischen Bevölkerung haben begehen sehen, und deren Bedeutung bei derselben Gelegenheit von anderer Seite geradezu als die einer entscheidend wichtigen Völkerschlacht gepriesen ist, giebt einen schlagenden Beweis dafür, wie gewaltig schwer es hält, im Bereich der engeren vaterländischen Geschichte lieb gewordene Vorurteile auszurotten, tief eingewurzelte Vorstellungen zu verdrängen. Um meine Ansicht gleich von vorne herein klar zu stellen, will ich das Resultat, zu welchem auch ich über diese vielbeschriebene Schlacht gekommen bin, in kurze Worte zusammenfassen und hier voranstellen: auch ich vermag in ihr nichts mehr zu erkennen als einen Kampf ohne Regel und Taktik, ein wüstes Aufeinanderplatzen der Massen, ganz in derselben Weise wie sich die sämmtlichen Littauerkämpfe des deutschen Ordens ohne eine Ausnahme in ermüdender Einförmigkeit dem Beobachter zeigen. Nur dadurch unterschied sich die rudauer Schlacht von den übrigen, daß sich in ihr größere Massen gegenüberstanden, nur deßwegen hat sie sich länger in der Erinnerung der Menschen erhalten, weil sie in der unmittelbaren Nähe der zweiten Hauptstadt des Landes geschlagen wurde. Irgend welche besondere Folge hat sie nicht nach sich gezogen, denn nach wie vor, auch noch in demselben Jahre, ergossen sich Verheerungszüge der Littauer über das Ordensland, und selbst wenn sie so verlaufen wäre, wie der tolkemiter Mönch Simon Grunau in seinem grenzenlosen Hasse gegen den Orden es erdichtet, selbst wenn das Ordensheer in schimpfliche Flucht gejagt worden wäre, so hätten die feindlichen Fürsten doch kaum einen andern Vortheil davon gehabt, als daß sie das Land noch weiter hätten plündernd

durchziehen können; um das deutsche Wesen in Preußen vernichten, die Herrschaft des Ordens stürzen zu können, mit anderen Worten um die stark befestigten, wol versorgten Burgen und Städte zu erobern, dazu fehlte es den Führern selbst an Feldherrnkunst, ihren wilden Horden an Kriegszucht und Ausdauer.

So wie ich die Schlacht eben selbst charakterisirt habe, erscheint sie in den Aufzeichnungen der gleichzeitigen, im Lande selbst lebenden Schriftsteller, wir besitzen deren aber drei, welche ausführlicher erzählen, und einen, der in gedrängter Uebersicht berichtet. Ein volles Jahrhundert lang schließen sich die Chronisten, bald mehr bald weniger wörtlich, an die von ihnen gegebene Darstellung an, und erst darnach, am Ausgange des funfzehnten und mehr noch im sechzehnten Jahrhundert, wird das Bild, das wir von ihr erhalten, ein völlig anderes. Man begnügte sich, wie es die Geschichtschreibung jener Zeiten mit sich brachte, nicht mehr mit der wirklich oder anscheinend knappen Erzählung der Zeitgenossen, man wollte vor allem eine geordnete, nach allen Regeln der Kriegskunst geschlagene Schlacht beschreiben. Um dieses zu erreichen, spann man kurze Andeutungen zu längeren Schilderungen aus, wobei noch so manches Mißverständniß mit unterlief, man zog ferner die mündliche Volksüberlieferung hinein und, wo alles nicht ausreichen wollte, ließ man der eignen Phantasie den Zügel schießen. Dieses Gemisch echter und unechter Ueberlieferung hat sich dann, wenn auch hin und wieder ein vorsichtiger Forscher Anstoß daran nahm und, freilich mehr negativ als positiv, Kritik zu üben versuchte, mehr als zwei Jahrhunderte erhalten. Der Erste, der mit Ernst daran ging die Spreu vom Weizen zu sondern, und der auch den vollkommen richtigen Weg einschlug, war der frühere Vorsteher unseres Archivs, Archivrath Faber. In seinen „Untersuchungen über die Schlacht bei Rudau, den Hans von Sagan und das Schmeckbier auf dem Schlosse zu Königsberg," die in den Preußischen Provinzial-Blättern von 1831 (I S. 17—38) abgedruckt sind, giebt Faber zuerst, jedoch ohne einen Versuch selbstständiger Verarbeitung zu machen, in wörtlicher Uebertragung die Schlachtbeschreibungen der zwei damals noch allein bekannten gleichzeitigen Chroniken — die beiden anderen sind erst unlängst aufgefunden und veröffentlicht — und reiht daran in gleicher Weise die Erzählungen derjenigen beiden späteren Chronikanten, auf welche die neuere Geschichtschreibung fast bis zu unseren Tagen sich stützen zu dürfen geglaubt hat. Simon Grunaus, der trotz seiner lügenhaften Verdrehung einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die herkömmliche, volksthümlich gewordene Schilderung der Schlacht ausgeübt hat, gedenkt er nur mit kurzen Worten. In zwei weiteren Abschnitten behandelt er, schon mehr in der Form einer kritischen Untersuchung, die beiden königsberger Lokalsagen, die sich an die-

ses Ereigniß angelehnt haben: die von dem kühnen Schustergesellen Hans von Sagan, der angeblich die dem Orden günstige Entscheidung der schon verloren gegebenen Schlacht herbeigeführt hat, und die Stiftung des Schmeckbiers, welches die Ordensregierung den Kneiphöfern für diese rettende That ihres Stadtgenossen als Dank und Erinnerung für ewige Zeiten gewährt haben soll. Johannes Voigt, der zunächst nach Faber in dem fünften Bande seines großen Werkes (1832) auf die rudauer Schlacht zu sprechen kommt, weiß sehr wol, daß sie „keineswegs besonders folgenreich oder wichtig durch Umgestaltung weit eingreifender Verhältnisse" geworden ist, und bemüht sich mit Hülfe der „Kritik das Militärisch-Künstliche wie das Poetisch-Erdichtete als ungeschichtliches Flitterwerk" auszumerzen. Die beiden Sagen verwirft auch er natürlich ganz, aber dennoch hat er sich auch hier nicht so vollständig von dem Hergebrachten frei machen können, daß er nicht doch dem einen der beiden trüben Ströme späterer Ueberlieferung Eintritt in seine Darstellung der Begebenheit selbst gewährt, ja sogar hin und wieder eine Einzelnheit ohne jede quellenmäßige Begründung hinzugefügt hätte. Erst die beiden neuesten Herausgeber der vier zeitgenössischen Chroniken, Strehlke und Th. Hirsch, haben sich zu erweisen bemüht, daß man nur dann ein richtiges Bild von der Sache gewinnen kann, wenn man mit vollster Konsequenz das Spätere vom Ursprünglichen ausscheidet und bei Seite läßt, nur hat es freilich bisher ihren Forschungen zu sehr an Zeit und Gelegenheit gefehlt, um Gemeingut zu werden.

Die vier Chronisten, welche unsere Schlacht, wenn auch nicht als Theilnehmer und Augenzeugen mitgemacht, so doch als Zeitgenossen miterlebt haben, und denen wir einzig und allein folgen dürfen, haben ihre Aufzeichnungen theils noch in demselben Jahrhundert, theils in den ersten Jahren des folgenden gemacht. Sie sind:

Bruder Hermann von Wartberge, des livländischen Meisters Kaplan, der wahrscheinlich noch, bevor zehn Jahre nach dem Ereigniß verflossen waren, eine lateinische Chronik von Livland schrieb;

ein Franciskanermönch aus Thorn, von dessen nicht viel jüngerem, annalistischem Werke uns wol nur ein Auszug vorliegt;

Wigand von Marburg, ein hochmeisterlicher Wappenherold, der vorzugsweise die kriegerische Thätigkeit des Ordens im vierzehnten Jahrhundert noch vor Ablauf desselben in deutschen Reimen besungen hat; leider ist das Orginal, wenige Bruchstücke abgerechnet, seit fast drei Jahrhunderten spurlos verschwunden und nur eine äußerst flüchtig gearbeitete, sehr mißrathene lateinische Uebersetzung davon auf uns gekommen;

endlich der bischöflich pomesanische Official Johann von Posilge, der die Ordensgeschichte der Jahre 1360 bis etwa 1404 beschrieb und viel-

leicht schon 1405 starb; das ursprünglich lateinisch abgefaßte Werk ist gleich nach des Verfassers Tode ins Deutsche übertragen — aber aufs Trefflichste — und nur in dieser Gestalt erhalten*).

Stellen wir nun die Berichte dieser Zeitgenossen allein zusammen, so ergiebt sich über Veranlassung und Verlauf der Schlacht von Rudau Folgendes.

Zwischen Ostern und Pfingsten des Jahres 1369 hatte der Hochmeister Winrich von Kniprode persönlich am rechten Memelufer wenig unterhalb Kownos, an einer Stelle um welche schon früher vielfach gekämpft worden war, im Verlaufe von vier bis fünf Wochen die Burg Gotteswerder erbaut. Da der Orden damit von Neuem einen Schritt nach Osten ins Littauerland hinein gethan hatte, so warfen sich die Feinde mit Aufbietung aller Gewalt darauf ihm diesen vorgeschobenen Posten zu entreißen. An der Spitze der Littauer standen damals, bald als Könige bald als Herzoge oder Fürsten von den Ordenschronisten bezeichnet, die beiden Brüder Olgert und Kinstut, die durch ihr inniges, treues Zusammenhalten ein volles Menschenalter hindurch die gesammte Macht ihres Volkes dem Andrängen der Deutschen entgegenzustellen vermochten und eben dadurch es verhinderten, daß die Ritter trotz aller Anstrengungen und trotz der Ueberlegenheit der deutschen Kriegskunst keine dauernde Vortheile erringen, keine bedeutende Eroberungen machen konnten. Gegen Ende des Sommers legten sich die Könige mit vielen Belagerungsmaschinen vor die neue Inselburg, brauchten aber einen vollen Monat, um den neuen, in der Kürze der Zeit gewiß noch nicht durchaus widerstandsfähig hergestellten und mit voller Ausrüstung versehenen Platz in ihre Hand zu bekommen. Die Besatzung wurde dieses Mal nicht, wie es sonst von beiden Seiten häufig genug geschah, niedergemacht, sondern gefangen genommen, die Burg selbst nicht geschleift, sondern von den Littauern besetzt und dazu in nächster Nähe noch zwei kleinere Burgen aufgeführt. Auf die Nachricht hievon beschloß man im Orden, weil man doch einen so wichtigen Punkt nicht so leichten Kaufes aufgeben wollte, die Rückeroberung, um aber die gefangenen Ritter und Krieger nicht dem sichern Tode preiszugeben, wurde der Ordensmarschall Henning (d. i. Johann, nicht Heinrich) Schindekopf vorausgesandt, um von den Königen ihre Auswechselung zu erwirken. Als er mit den gelösten Gefangenen heimkehrend in die Gegend von Ragnit

*) Hermann von Wartberge ist durch Strehlke, Wigand von Marburg durch Th. Hirsch im zweiten, der thorner Annalist und Johann von Posilge wieder durch Strehlke im dritten Bande der Scriptores rerum Prussicarum herausgegeben. Hermann handelt von der Schlacht S. 95 fg., Wigand, indem er in seiner Weise die beiden Berichte, die er vorfand, getrennt wiedergiebt, S. 565—567 und 567 fg., der Franciskaner S. 89, Johann S. 89 fg.

kam, begegnete er bereits dem Ordensheere, welches auf den Befehl des Meisters nach Littauen zog, und übernahm den Oberbefehl. Der ausführlichste Bericht über dieses Unternehmen, den wir haben, der des Herolds Wigand von Marburg, ist durch den Uebersetzer aufs Aergste verwirrt, ich beschränke mich daher, zumal die Sache meinem augenblicklichen Zwecke ferner liegt, hier nur darauf, den Erfolg der Reise anzugeben. Es gelang in kurzer Zeit, in weniger als zwei Wochen, alle drei Burgen, sowol die kleinen littanischen Festen als die Hauptburg Gotteswerder selbst, zu nehmen, sie wurden aber jetzt sämmtlich zerstört, wobei man einen Theil der littauischen Besatzung aller Bitten Kinstuts ungeachtet in den Flammen umkommen ließ.

Daß die Littauer nicht verabsäumen würden eine solche Niederlage, eine solche Gräuelthat in ihrer Weise zu rächen, konnte man in Preußen sicher erwarten. Zum Ueberfluß hatte Kinstut seine Absichten ganz offen ausgesprochen, indem er bei einer Unterredung mit dem Marschall die durchaus nicht unverständliche Drohung hinwarf, daß er im Winter des bevorstehenden Jahres als des Ordens Gast nach Preußen kommen wolle. „Der Orden wird Dir zu begegnen wissen, erwiderte Schindekopf, und Dir das Haupt zertreten*).“ In der That erhielt denn auch die Ordensregierung, die stets im feindlichen Lande ihre Späher hatte, bald Nachrichten davon, daß die Littauerkönige zu einem großen Einfall in Preußen rüsteten, und daß sie dazu nicht bloß aus dem zunächst betheiligten Samaiten, sondern auch aus dem südlicher gelegenen Oberlittauen, aus Rußland nach der Ausdrucksweise deutscher und polnischer Schriftsteller jener Zeit, ein großes Heer sammelten, ja sogar andere Hülfsvölker herbeizögen. Da demnach die Gefahr, welche dem Lande drohte, größer als sonst wol erscheinen mußte, so erging, das dürfen wir sicher annehmen, das Aufgebot durchs ganze Land: nicht bloß das Ordensheer im engeren Sinne, Ritter und Knechte, wurde zusammengezogen, sondern, weil in diesem Winter die „Gäste“ d. h. solche Fremde, welche dem Orden immerfort auf eigene Kosten zuzogen um auf den Littauerreisen Kriegsruhm und ritterliche Ehre zu gewinnen, nur in geringer Zahl angelangt waren**), so mußten auch die Pflichtigen des platten Landes sich stellen und die Städte ihre Maien schicken — galt es doch Landwehr zu üben, die Vertheidigung der bedrohten Grenzen zu übernehmen.

---

*) Ordo obviabit et conteret caput tuum, nach dem Uebersetzer Wigands. Die Nachrichten über Gotteswerder und die Kämpfe darum bei Herm. v. Wartb. S. 94 fg., Francisk. v. Th. u. Joh. v. Pos. S. 88, Wig. v. Marb. S. 561 und 563 fg.

**) Da die Zeitgenossen der Gäste ausdrücklich gedenken, sogar unter den Gefallenen einen Fremden mit Namen nennen, so irrt Dlugosz, wenn er behauptet, es wären dieses Jahr keine im Lande gewesen.

Bekanntlich war der ganze östliche Grenzstrich Preußens von Ragnit, Insterburg und Johannisburg ab, ja zwischen diesen Punkten noch weiter westlich hinein, mit einer dichten, sumpfigen Waldung, der sogenannten Wildniß, erfüllt, und nur zwei für größere Heere brauchbare Wege führten durch diese natürliche Schutzmauer hindurch nach und von Littauen: der eine, im Norden, ging längs dem Memelthal über Ragnit, der andere, im Süden, verband Johannisburg etwa mit Grodno. Bisweilen, jedoch nur seltener und wenn die Verhältnisse es erlaubten, brachen die heidnischen Nachbaren auch durch Masowien in die südlichen und südwestlichen Gegenden Preußens ein. Da nun dieses Mal sicherlich ein Hauptschlag bevorstand, so mußte man des Feindes am Ehesten im Norden gewärtig sein, die Hauptmacht um Königsberg versammelt werden, während an den anderen, weniger bedrohten Stellen kleinere Abtheilungen genügten.

Zu diesem Resultat, welches sich schon aus der Betrachtung der Sachlage fast von selbst ergiebt, stimmt vollkommen, was Hermann von Wartberge, der auch hier am Einfachsten und Klarsten erzählt, ausdrücklich anführt, daß nicht das ganze Heer aus allen Theilen des Landes nach Königsberg entboten sei, da man nicht gewußt, wo die Feinde einfallen würden. Um hierüber mittlerweile genauere Kundschaft einzuziehen, wurde der Marschall gleich in den ersten Wochen des neuen Jahres (1370) vom Hochmeister zu einem Einfalle nach Littauen ausgesandt. Am 2. Februar überschritt er die feindliche Grenze, und da er die Bevölkerung wehrlos und widerstandsunfähig fand — ich denke wol, weil die waffenfähige Mannschaft schon zu den Sammelplätzen abgegangen war — so konnte er mit Leichtigkeit Raub und Mord üben und Gefangene zusammenschleppen. Von den Letzteren, deren 220 gewesen sein sollen, erfuhr er, daß die nach Preußen gekommenen Nachrichten von den Rüstungen der Könige auf voller Wahrheit beruhten, und trat deßwegen schon am folgenden Tage seinen Rückzug an*). Die Heiden aber müssen ihm beinahe auf den Fersen gefolgt, er selbst kann kaum wenige Tage nach Königsberg heimgekehrt gewesen sein, als von dem Komtur zu Ragnit Burchard von Mansfeld die Meldung einlief, daß der Feind ins Land eingerückt sei und die Schläge und Verhaue, mit welchen man die Wege versperrt hatte, durchbrochen habe. Selbst außer Stande irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen, mußte der Komtur das Sengen und Brennen ruhig über sein Gebiet ergehen lassen: unaufhaltsam stürmte der gewaltige Schwarm weiter. Um jeden Umweg zu sparen, setzten sie in eiligem, tollkühnem Ritt über die Südostecke des gefrorenen Haffs der gegenüberliegenden

*) Ueber diese Rekognoscirung s. Herm. v. Wartb. S. 96 und Wig. v. Marb. S. 564.

Küste Samlands zu. Hier angelangt, theilten sie sich in kleinere Haufen, um das Land leichter und erfolgreicher durchplündern zu können, und sammelten sich dann getroffner Verabredung gemäß am Sonntag den 17. Februar vor Rudau, wo sie das Ordenshaus zu bestürmen gedachten. Bis dahin war ihnen alles nach Wunsch gegangen, in wenigen Stunden aber sollte es sich zeigen, wie sie sich doch arg verrechnet hatten. „Deß wollte der Teufel die Littauer schänden, so beginnt Johann von Posilge in fast launiger Weise die Schilderung der Schlacht, sie waren in dem Vorsatz zur Fastnacht zu kommen, da wären die Christen alle thöricht und ungewarnet. Aber ihr Specht hatte nicht recht geflogen, daß sie acht Tage zu früh kamen, und sie sprengten in das Land Samland auf den Sonntag Exsurge, quare obdormis. Aber Diese schliefen nicht und zogen zu männlich und bestritten sie. Und sie hatten sich nicht versehen, daß der Meister Winrich also nahe war". — Nachdem der Meister schon in der Nacht vor dem genannten Sonntag durch seine Kundschafter die Nachricht von der allmählichen Sammlung der feindlichen Schaaren um Rudau erhalten hatte, brach er am frühen Morgen, von Marschall Schindekopf, dem Großkomtur Wolfram von Baldersheim und anderen Gebietigern begleitet, mit dem gesammten Heere nach Norden zu auf. Nach einem halbstündigen Marsche nahm man die ersten Anzeichen vom Feinde selbst wahr, indem man von der Höhe hinter Quednau seine Feuer (oder vielleicht, denn die Stelle Wigands ist unklar, das Feuer des brennenden Rudau) erblickte. Zum Entscheidungskampfe entschlossen, sandte Winrich den Marschall voraus, um Stärke und Stellung des Feindes zu erkunden und erfuhr durch einen Gefangenen, den Schindekopf einbrachte, daß auch die Könige zur Schlacht bereit seien. Um Mittag stieß das Ordensheer auf die Heiden, bei denen Kinstut die Samaiten, Olgert die Russen oder Oberlittauer führte. Man kämpfte beiderseits mit äußerster Tapferkeit und Erbitterung. Als aber Kinstut sah, daß Tausende der Seinigen fielen, zumal als er der kulmischen Banner ansichtig wurde, deren Anwesenheit ihm jeden Zweifel darüber nehmen mußte, daß er nicht etwa bloß eilig aus der nächsten Umgegend zusammengeraffte Haufen sich gegenüber hatte, sondern gegen ein wolgerüstetes volles Ordensheer kämpfte, da wandte er sich zur Flucht. Olgert suchte noch eine Weile Stand zu halten, indem er sich im Walde aus gefällten Bäumen Verschanzungen bildete, aber die Christen fielen über ihn her, zunächst über die in seinem Rücken aufgestellten Posten, so daß auch ihm schließlich nichts übrig blieb als dem Beispiele des Bruders zu folgen, den Wald und die Verhaue zu verlassen und auf der Flucht von den Sporen einen tüchtigen Gebrauch zu machen. Bei der Verfolgung Olgerts, in welche sich das Ordensheer sofort warf, fand der Marschall Schindekopf seinen Tod, indem er, von einem Wurfgeschoß ins

Gesicht getroffen, fiel. So erzählt diesen Vorfall deutlich und klar Wigand von Marburg, während Johann von Posilge, oder vielmehr sein Uebersetzer, dem leicht Mißverständniß oder Unklarheit untergelaufen sein könnte, berichtet, der Marschall wäre erschlagen „im Anrennen, als sich der Streit hub"; ich trage indeß kein Bedenken hier dem hochmeisterlichen Wappenherold, dem gewiß über den Tod eines so berühmten und hochgestellten Ordensritters die besten Quellen und Nachrichten zu Gebote standen, den Vorzug zu geben. Die beiden anderen gleichzeitigen Berichterstatter zählen einfach den Marschall, ohne irgend eine nähere Angabe über seinen Tod zu machen, in der Reihe der Gefallenen auf. Mit Namen werden als solche, die bei Rudau blieben, noch genannt und zwar von Allen übereinstimmend: der Komtur zu Brandenburg Kuno von Hazigenstein und sein Hauskomtur Heinrich von Stockheim, der Komtur zu Rheden Pezold von Korwitz und der Ritterbruder Sallentin von Isenburg; außer ihnen sollen noch 21 Ordensbrüder gefallen sein, und drei edle Gäste, im Ganzen aber auf christlicher Seite etwa 150 Mann, nach Hermann von Wartberge nicht über 300. Eine unvergleichlich reichere Ernte hielt der Tod unter den Littauern: allein 5500 sollen, wie der eben genannte livländische Chronist angiebt, auf dem Schlachtfelde gefallen sein, und auch in Wigands Original hat die Zahl 5000 gestanden und nicht 1000, wie der nachläßige lateinische Uebersetzer geschrieben hat*), dazu aber wurde noch eine sehr große Menge der Heiden auf der Flucht von den Verfolgern erschlagen, viele ertranken in der Deime und nicht minder viele starben in den Wäldern versprengt an ihren Wunden oder kamen vor Kälte und Hunger um. Unter den Letzteren wird ein Bojar Wezewilte genannt, der einzige Todte unter den Littauern, dessen Namen bekannt geworden ist. Sodann gab es noch eine große Zahl von Gefangenen, die auf die Ordenshäuser vertheilt wurden. Demnach kann man, falls nur jene 5000 als die Zahl der im Kampfe selbst gefallenen Littauer richtig ist, auch die Angabe, welche Gedenkverse auf die Schlacht, die schon im folgenden Jahrhundert bekannt waren, enthalten, daß näm-

---

*) In der Originalhandschrift der unten zu erwähnenden Chronik von K. Schütz (im Danziger Stadtarchiv, Bibl. fol. N. n. 5—13), der noch die deutsche Reimchronik Wigands gekannt und benutzt hat, lautet, wie man mir von Danzig schreibt, die Stelle: „Von den heiden seint in dieser schlacht geblieben, wie als Wigandus schreibet, funftausent man, als aber, wie das Supplement Petri von Duisburg meldet, auch sonsten glaubwirdige nachrichtungen vorhanden sind, eilfftausent Mann." Das gesperrt Gedruckte ist ausgestrichen, das Uebrige in die gedruckten Texte gekommen. Auch Dlugosz (s. unten S. 358 Anm. *) las in der Uebersetzung Wigands von 1000 gefallenen Barbaren.

lich die Littauer im Ganzen 11000 Mann verloren hätten, nicht gerade sehr übertrieben nennen.

Bei keinem der vier gleichzeitigen Chronisten findet sich auch nur eine Andeutung davon, daß man damals der Schlacht von Rudau, auch nicht nach ihrem glücklichen Verlaufe, eine besondere, hervorragende Bedeutung beigelegt habe. Und andererseits erscheint auch die Macht der Littauer trotz der schweren Verluste keine gar zu große Einbuße erlitten zu haben, Muth und Zuversicht den siegreichen Nachbaren gegenüber ihnen nicht ganz gebrochen zu sein, denn wenn wir der Anordnung der Thatsachen, wie wir sie bei Wigand finden, hier folgen dürfen, so machte Kinstut noch in demselben Jahre einen verwüstenden Einfall in die Umgegend von Ortelsburg. — Es ist hergebracht dem Orden mehrere fromme Stiftungen zuzuschreiben, die er zum Danke für den rettenden Sieg über die Heiden errichtet habe: zu Rudau und Laptau, den beiden Kirchdörfern, welche dem Schlachtfelde zunächst liegen, soll er Kapellen erbaut, vor Heiligenbeil ein Augustinerkloster gestiftet haben. Die letztere Thatsache ist zwar an sich richtig, sie aber, wie Voigt gethan, mit der rudauer Schlacht in Verbindung zu bringen liegt gar keine Veranlassung vor, denn Wigand von Marburg, der allein der Gründung dieses Klosters gedenkt, deutet mit keinem Worte einen solchen Zusammenhang an; er erzählt die Gründung nicht einmal unmittelbar hinter der Schlacht*). Die angebliche Erbauung jener zwei Kapellen führt uns aber vollends in den Bereich der älteren Sagen und Ausschmückungen der Schlachtbeschreibung.

Von den preußischen Schriftstellern des funfzehnten Jahrhunderts ist, wie ich schon andeutete, nur wenig zur ursprünglichen Erzählung hinzugethan. Die ältere Hochmeisterchronik schließt sich auch hier ganz an Hermann von Wartberge an, und der Fortsetzer Peters von Duisburg**) läßt, abgesehen davon, daß er als Ort der Schlacht einen Fluß Rudau angiebt, auch die beiden Söhne der Littauerkönige, Witold und Jagello, in der Schlacht gegenwärtig sein, und fügt die schon erwähnten Gedenkverse an.

---

*) Voigt setzt, nachdem er von dem Kloster bei Heiligenbeil gesprochen, hinzu (V S. 220): „Mehre andere Klöster des Landes, wie das Jungfrauen-Kloster zu Thorn, wurden auf mancherlei Weise ansehnlich beschenkt." Für das Kloster zu Thorn beruft er sich auf eine im dortigen Rathsarchiv vorhandene Urkunde (jetzt Schiebl. X. Nr. 2). Dieses Diplom, dessen Abschrift ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. L. Prowe verdanke, ist vom Hochmeister selbst ausgestellt und führt das Datum: Thorn, am Montag nach Oculi 1370 (18. März), in ihr aber findet sich in keiner Weise eine Hindeutung auf den kaum vier Wochen vorher erfochtenen Sieg bei Rudau, selbst nicht einmal eine Erwähnung desselben. Von Beschenkungen anderer Klöster vollends ist bis jetzt gar nichts bekannt geworden.

**) Beide herausgegeben von Töppen im dritten Bande der Scriptores rer. Prussic.

Ebenso ist der krakauische Domherr Johann Dlugosz, welcher eine bis in das Jahr 1480, sein eigenes Todesjahr, hineinreichende Geschichte Polens geschrieben und dabei jene lateinische Uebersetzung Wigands von Marburg benutzt hat, dieser Quelle auch in der Erzählung unserer Schlacht gefolgt; obwol er bekanntlich sonst in der Ausschmückung, der willkürlichen Ergänzung und Gruppirung schon Erkleckliches geleistet hat, so begnügt er sich doch an dieser Stelle*) damit aus den ungenannten Hülfsvölkern der Littauer Tartaren zu machen und den Einbruch Kinstuts in die Gegend von Ortelsburg, welchen Wigand nach der Schlacht und außer allem Zusammenhang mit dieser erzählt, so in die Schlacht selbst einzufügen, als hätte der König unmittelbar vor derselben von Samland aus den Zug gemacht, und doch ist es von selbst klar genug, daß die wenigen Tage, die er damals auf preußischem Boden zubrachte, für ein solches Unternehmen keinen Raum gewährt haben können.**)

Der Erste, welcher Eigenthümliches und Neues über die Aufstellung der Heere und die Anordnung der Schlacht zu erzählen weiß, ist Simon Grunau, der Zeitgenosse der Reformation.***) Da wir aber bereits wissen, daß er die Schlacht mit einer völligen Niederlage des Ordens enden läßt, und da er in seiner gewöhnlichen Weise die urkundlich beglaubigten Namen der gefallenen Gebietiger theils fälscht, theils entstellt, so dürfen wir kein Bedenken tragen hier, wie immer ihm gegenüber, auch seine übrigen Angaben, für die es keine andere Begründung giebt, endlich ohne Weiteres ganz und gar auf die Seite zu werfen: es sind dieß vor Allem das unterbrochene Turnier, die Aufstellung von drei littauischen und drei großen Ordensheeren, die Abwesenheit des Hochmeisters und der Tod Schindekopfs im Zweikampf mit dem russischen Bojaren. Funfzig Jahre nach Grunau sind zwei große Werke über die Geschichte unserer Provinz verfaßt: zu Danzig von dem Stadtsekretär Kaspar Schütz und zu Königsberg auf Veranlassung und mit Unterstützung der herzoglichen Regierung vom Hofgerichtsrath Lukas David. Schütz†) legt seiner Schilderung zwar im Wesentlichen den Polen Dlugosz und das deutsche Original Wigands zu Grunde, doch weiß er genaue Schilderungen und zumal örtliche Detaillirung einzelner Episoden

*) Tom. I pag 1166 seq. (lib. IX fin.) der Ausgabe Lipsiae 1711 fol.

**) Aus demselben Grunde kann auch die Reise des Marschalls, von welcher Wigand zwischen dem Rekognoscirungszuge desselben und seinem ersten Schlachtberichte (S. 564 fg.) ausführlich spricht, unmöglich in diese Zeit hineingehören. Hirsch (Not. 906) will sie in den Sommer 1369 zurückverlegen.

***) Die Stelle Grunaus (Traktat XIII Kap. 4) hat Voigt V 707 abdrucken lassen, jedoch, wenigstens nach dem Exemplar der hiesigen kön. Bibliothek (Mspt. 1550a), nicht genau richtig.

†) Blatt 80b fg. der Ausgabe (Leipzig) 1599.

einzuflechten, aber es fehlt für diese sonst an jeder Art von Begründung. So erzählt er genau, wie es zur Flucht der beiden Könige und ihrer Söhne gekommen sei, daß Olgert den linken Flügel der Heiden geführt habe — damals ganz gewöhnliche willkürliche Ausmalungen. Weiter heißt es: die Littauer seien von Rudau abgeschlagen, zwischen Laptau und dem westlich gelegenen Transau ein Sieg erfochten, endlich nördlich von Transau der Marschall verwundet und auf dem Wege nach Laptau gestorben, „wie, so sagt er, die Kapellen ausweisen, eine zu Rudau und die andere zu Laptau, welche beide zum Gedächtniß dieser Geschichte, und daß die erschlagenen Christen daselbst begraben, gestiftet worden." In diesen Kapellen hätten Tafeln mit den erwähnten Gedenkversen, die auch den Tod des Marschalls kurz anführen, gehängt. Vielleicht waren wirklich in den Kirchen dieser beiden Dörfer solche Tafeln vorhanden. Diese Kirchen selbst aber bestanden, wie urkundlich erwiesen ist,*) schon längere Zeit vor dem Jahre 1370 und dafür, daß es dort zu irgend einer Zeit später neben den Kirchen noch Kapellen gegeben habe, sind bis jetzt weder schriftliche, noch monumentale Beweise aufgefunden. — Lukas David,**) Schützens Zeitgenosse, wiederholt fast wörtlich die Faseleien Grunaus, nur verwirft er den von diesem erdichteten Ausgang der Schlacht, da hiermit denn doch der einstimmigen übrigen Ueberlieferung ein zu arger Schlag ins Gesicht versetzt worden wäre. Uebrigens giebt es noch eine dritte genauere Erzählung vom Tode des Marschalls, die weder mit Grunau noch mit Schütz übereinstimmt, und ich denke, das ist der beste Beweis für den historischen Unwerth aller drei: wir erhalten sie durch Kaspar Hennenberger, der gleichzeitig mit Schütz und David eine große Karte, „Landtafel oder Mappe" von Preußen aufgenommen und, von einer ausführlichen „Erklärung" begleitet, herausgegeben hat.***)

Hier kann ich füglich mit der genaueren Auseinandersetzung der Historiographie der rudauer Schlacht abbrechen, denn wie sich Auffassung und Darstellung derselben bei den späteren Schriftstellern entwickelt hat, habe ich ja bereits in der Einleitung ausgeführt.

Auch über die beiden volksthümlichsten Sagen, welche mit unserer Schlacht in Verbindung gebracht werden, darf ich kurz hinweggehen, da schon Faber sowol als Voigt ihre völlige Grundlosigkeit nachgewiesen haben, und es auch mir nicht gelungen ist irgend welche neue Aufklärung über sie, zumal über ihre Entstehung, zu gewinnen. Erwähnen will ich nur, daß Lukas David der Erste ist, der den Hans von Sagan überhaupt

*) Neue Preuß. Provinz.-Blätter 1849 II S. 76.
**) Herausgeg. von Hennig. Bd. VII (Königsberg 1815) S. 79—81.
***) Königsberg 1595. S. 402 flgg.

erwähnt und ihn wie die Stiftung des Schmeckbiers an die Schlacht von Rudau anknüpft,*) doch kann auch er keine andere Quelle dafür anführen, als „das gemeine Gerücht allhier zu Königsberg" und „läßt es in seinem Werth beruhen und davon die richten, so vielleicht besseren Bescheid erkunden möchten, denn ich bisher gefunden oder erforschen können." Eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1527 berichtet, daß am Himmelfahrtstage wiederum der Rath und die Aeltesten der Stadt Kneiphof „dem alten löblichen Gebrauch nach zu der Kollation des Bierschenks" auf das Schloß gebeten seien, nachdem dieses „alt löblich Herkommen" etliche Jahre unterblieben. Die Unterbrechung mag durch den letzten polnischen Krieg und die religiöse und politische Umwälzung jener Jahre verursacht gewesen sein. Wie alt aber das Herkommen gewesen, wird auch bei dieser Gelegenheit, wo wir die erste Kunde von ihm erhalten, nicht gesagt. Die letzte Erwähnung geschieht seiner aus dem Jahre 1619,**) wo Kurfürst Georg Wilhelm den Rath und das Gericht im moskowitischen Gemach, die Bürgerschaft in den Hofstuben und auf dem Schloßhof bewirthete. Das es übrigens bei einer solchen Bewirthung nicht ganz knapp herging, daß neben „jungen Hühnern und alten Hechten" auch noch mannigfaltige andere Braten nebst Kuchen und Konfekt, neben dem Märzbier auch reichlich Wein verabreicht wurde, beweist eine Rechnung über das Schmeckbier des Jahres 1597.***)

Ganz ebenso im Unklaren bleiben wir über die steinerne Säule, welche noch heutzutage nördlich von Transau am Wege nach Mülsen steht und, so lange sie bekannt ist, für ein Denkzeichen unserer Schlacht gehalten wird. In ihrer Einfachheit giebt sie selbst keinen Fingerzeig, um einen Schluß auf die Zeit ihrer Aufstellung daraus zu wagen. Daß sie nicht gleich nach der Schlacht errichtet sei, möchte ich mit Bestimmtheit behaupten, denn dergleichen war damals nicht Brauch, auch wäre es doch gar zu auffallend, wenn alle gleichzeitigen Quellen eine so eigenthümliche Auszeichnung mit Stillschweigen übergangen hätten. Kaspar Hennenberger und Lukas David erwähnen sie zuerst, doch ersieht man aus der Zeichnung, welche Hennenberger von ihr giebt, daß auch er sie nicht mehr in unverletztem Zustande gefunden hat. Er hat es nicht dafür gehalten, daß sie diejenige Stelle bezeichnen soll, an welcher der Marschall fiel, denn dafür giebt er ausdrücklich einen ganz anderen Ort an, während David †) jenes geradezu behauptet.

*) a. a. O. S. 81—84.

**) Beides nach Fabers Angaben.

***) Mitgetheilt in Neue Preuß. Prov.-Blätt. 1853 II S. 63 fg.

†) a. a. O. S. 87. — Schütz erwähnt die Säule zwar nicht unmittelbar, scheint aber auch von ihrem Vorhandensein gewußt zu haben.

Nachtrag.

Lukas David äußert sich (Bd. VII S. 81—84) über den Hans von Sagan und das Schmeckbier folgendermaßen:

Das gemeine Gerüchte alhie zu Königsberg helt es dafür, daß in dieser Schlacht sichs solle zugetragen haben, daß als des D. O. (Deutschen Ordens) Volk sich in die Flucht begeben, ein Schuster Gesell,*) der eines Schusters Son im Kneiphoffe wonende vnd ein starker Mann gewesen, das Volk zum Stillestandt mit heller Stimme angeschrieen vnd zur Kegenwehr wider die Feinde vormanet habe, darauf auch selber wider die Feinde gefochten vnd der etliche gefellet, daß also das fliehende Volk wieder vmbgekehret vnd die Feinde in die Flucht geschlagen. Als nuhn der H. M. (Hochmeister) sampt den andern Gebittigern sich von wegen seiner ehrlichen That auch ehrlichen erboten, daß er vmb etwas bitten solte, des wolten sie Im, so viel Inen müglichen, gewehren, hab er vmb nichts anders gebeten, dann weil er eines Bürgers Son aus dem Kneipabe, der auch ein Schuster gewesen, geboren, solte der O. zum ewigen Gedechtnüs dieser That Inen vnd Im zu Ehren jhärlich allen Bürgern aus der Stadt Kneipabe am Donnerstage der Auffarth Christi ein reich Abend Mal geben vnd da sie speisen vnter andern Gerichten mit jungen Hünern vnd alten Hechten vnd zu trinken geben gut Bier, das im Mertz gebrauen, welchs dann auch jhärlich, wo es nicht auß sonderlicher Ehafft nachgelassen, wirdt gehalten. Denn etliche Tage vor dem Tage der Auffart werden vom Burggraffen zu Königsberg etliche Diener an Burgermeister, Radt vnd Kaufman, desgleichen auch an die Gemeine in die beiden Gärte des Kaufmanns vnd Gemeine der Stadt Kneipabe gefertiget, die von wegen des Fürsten rc. sie zum Abend Mal im Schloß Königsberg auf den Auffarts Tag zu erscheinen, einladen, die dann auch als die gehorsamen den Jhares Tag zu begehen erscheinen, vngefähr 300, mehr oder weniger, kommen fast vmb 4 Hora kegen Abend gantz ordentlichen zu dreien in einer langen Reige, da Ir Burgermeister mit etlichen Radts Vorwandten fürher vber den Altstädtischen Markt, die andern alle gantz ehrlichen Inen nachfolgen, die Treppe hinauf ins Schloß, da sie gantz ehrlichen vom Burggrafen vnd andern bei sich habenden des Fürsten Rädten vnd vom Adel werden entpfangen vnd in die Hofstuben geleitet vnd an die Tische geordnet vnd gesatzt, ein Jder nach seinem Stande, da Inen dann mit Speise vnd

*) Am Rande steht: Hans v. Sagan.

gutem Getrank, als Wein, Methe vnd gutem Mertzbier, bis Jnen gnug, die Volle geben wirdt. Also werden sie dann bis 9 Hora den Abend vom Burggraffen vnd andern mehr bis an die Pforte, dadurch sie ins Schloß kommen, beleitet, alda wirdt auch dann nach gewönlichem Brauch ein guter Trunk gehalten, von da beleitet man sie fherner durch den Zwinger des Schlosses bis an die Treppe, so bei der Montze auf den Markt der Altenstadt gehet, da wirdt aber ein Stillestand vnd ein guter Trunk gehalten. Darnach gehet man biß vnten an die Treppe, da helt man zulezt einen guten Trunk, denn gute Freunde können sich nicht leichtlich scheiden. Darumb weil es nuhn an die Stadt Grenze kommen ist vnd sie mit guten Trunken sich gnugsam geletzet, scheiden sie von einander, der Burggraff mit den seinen ins Schloß Königsberg, der Bürgermeister mit seinen Bürgern außm Kneipabe, doch nicht in so großer Anzal, auch nicht so gantz ordentlichen, als sie kommen, vber den Altstädtschen Markt in Jre Stadt den Kneiphoff, wie man den itzo gewönlichen nennet. Dermassen wirdt des guten Schuster Gesellen Jhargedechtnüs gehalten vnd vollnbracht. Doch hab fast vorgessen mit anzuzeigen eine sondere kriegische Herrlikeit, die nach altem Brauch, vielleicht dann anzuzeigen, daß diß Jhargedechtniß in vnd mit kriegen zuwege bracht worden. Wann vnter essens das Gebratene wirdt auf den Tisch gebracht, dann hebet man an fürstlichen mit allen Trommeten in derselben Hoffestuben zu trommeten vnd die Hêr Trommen zu schlahen. Das wehret auch fast eine Stunde vnd lenger. Darnach werden vngefhär zwischen 7 vnd 8 Hora, nach geschehenem Abend Mal, Bencke vor dem Stock im Hoffe des Schlosses gefatzt, dann gehet man auß der Hoffestube auf die Benke sitzen, da fahen allererst die guten Trunke an, die Trommeter stellen sich, der eine fast in den Winkel beim Balbirer,*) der ander bei den Bron doch fast mitten ins Schloß, der dritte in den Orth nach der Kirchen, der vierde an einen andern Orth, da blefet ein Jder sonderlich als wie man im Zoge pfleget zu blasen vnd wann der eine aufgehöret, fehet ein ander an. Die Heres Tromme aber gehet fast one aufhören. Das wirdt dergestalt gehalten zum Gedechtnüs biß daß man sich scheidet. Dieß Abend Mal wirdt genennet das Schmeckbier, vielleicht darumb, daß bis zu der Zeit das gute Bier, so vor vnd im Mertzen zu Lagerbier gebrauen worden, vmb die Zeit aufgethan werde vnd darnach vberhoff gespeiset wirdt. Nuhn mag, wie gesaget habe vnd das gemeinsame Gerüchte davon zeugt, diese That des Schusters in diesem Jhar wohl bescheen sein, aber das giebt ein Mißdunken, weil die Schlacht am Sonntage vor Fastnacht gescheen,

*) In der Reinschrift steht: bei den großen Saall (d. i. neben die Aufgangs-Treppe zum sogenannten Moskowiter-Sal). Anm. Hennigs.

so were das Ihargedechtnüs zu begehen viel bekwemer an der Fastnacht gewesen, denn an diesem herrlichen Feiertage der Auffart Christi. Doch ob vielleicht der selbe Schuster vmb die Zeit gestorben vnd seine Jahzeit zu halten eingesetzt, oder ob es in einer andern Schlacht auf diesen Tag geschecn, lasse in seinem Werdt beruhen vnd darvon die richten, so vielleicht bessern Bescheidt erkunden möchten, denn ich bishero gefunden oder erforschen können.

II. Recensionen und Anzeigen neu erschienener Bücher.

Waterloo-Vorlesungen. Studien zum Feldzuge von 1815 von Charles C. Chesney. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Königlich Preußischen Großen Generalstabes. Berlin, Mittler und Sohn.

Das vorliegende Werk bietet eine gründliche und klare kritische Darstellung des Feldzuges von 1815, namentlich der Schlacht bei Waterloo und des Antheils, den die Preußen an der Entscheidung derselben genommen haben. Von dem Grundsatze ausgehend, daß „die geschichtliche Beweisführung, wie die gerichtliche, auf die Aussagen glaubwürdiger Zeugen gegründet ist", zeigt der Verfasser, daß viele Bearbeiter des Feldzuges von 1815 diesen ersten Grundsatz der Geschichtsforschung vernachlässigen und entweder die Thatsachen nicht genau und erschöpfend studirt haben, ja sogar dieselben, wenn es ihnen bequemer ist, geflissentlich falsch darstellen oder der Nationaleitelkeit zum Schaden der geschichtlichen Wahrheit zu schmeicheln suchen und knüpft daran eine gute Kritik der Schriftsteller, welche er zu seinem Werke benutzt hat. Auf die Vorbereitungen zum Feldzuge übergehend, untersucht der Verfasser die verschiedenen Angaben der Stärke Napoleons und der Verbündeten, die Aufstellung, welche die beiderseitigen Heere hatten und die Fehler, welche bei derselben begangen wurden, hauptsächlich durch die zu weite Dislocation der Truppen der Verbündeten. Ueber einen Raum von mehr als 25 Meilen von Ost nach West und 10 von Nord nach Süd sind die Armeen ausgebreitet. Durch diese unnöthige Dislocirung — nur Müffling hat eine schwache Vertheidigung derselben versucht — waren die Verbündeten bei dem raschen Eindringen Napoleons in Belgien nicht im Stande, ihre Truppen rasch genug in hinreichender Anzahl zu concentriren. Wellington machte sogar nicht einmal Anstalt dazu, sondern blieb am 15. Juni in völliger Unthätigkeit. Napoleon nützte aber selber seine Zeit nicht aus, sondern ließ seine Truppen bis 8 Uhr Morgens ohne Befehle. Dadurch gewann Blücher Zeit, $^3/_4$ seiner Armee zusammenzuziehen. Der große Geschichts-

schreiber Thiers bemüht, sich hier, seiner Ueberzeugung getreu, daß Napoleon als Feldherr unfehlbar sei, auf geistreiche und sorgfältige Weise, den Kaiser zu rechtfertigen und sucht alle Schuld für diese Versäumniß, die die Niederlage von Quatre-Bras zur Folge hatte, Napoleons Unterfeldherrn und namentlich Ney aufzubürden. Chesney weist aber auf Grund der Quellen diesem Schriftsteller seine schamlose Entstellung der Thatsachen vollständig nach. Napoleon trägt allein die Schuld. Ney ließ sich durchaus keine Zeitversäumniß zu Schulden kommen, nachdem er seine Befehle empfangen hatte. Thiers macht ihm zum Vorwurf, daß er mit dem Angriff wartete, bis er die befohlenen Divisionen zusammen hatte. „Nehmen wir aber an, er hätte es mit der einen anwesenden Division gethan und wäre unglücklich gewesen, so würde dasselbe Urtheil, welches ihn jetzt des Verzuges anklagt, ihn unbarmherzig getadelt haben, ohne Befehl seines Herrn vorgegangen zu sein," sagt der Verfasser sehr richtig. An demselben Tage wurde Blücher von Napoleon bei Ligny geschlagen, einerseits, weil er versäumt hatte, Bülow zu rechter Zeit heranzuziehen, andrerseits aber und hauptsächlich, weil Wellington's Unterstützung ausblieb. Der Verfasser berührt diesen Punkt nur mit wenigen Worten, so daß er hier in den Verdacht der Parteilichkeit geräth. Welligton kämpfte zwar bei Quatre-Bras mit Ney, aber er hätte Blücher sehr wohl unterstützen können, wenn er es nur zu dem Entschluß hätte bringen können, Alles, was ihm in der Nähe von Truppen zur Verfügung stand, unverweilt zusammenzunehmen. Er machte sich bei seiner „nüchternen Besonnenheit und Vorsicht" nicht klar, was für ihn selber bei Ligny auf dem Spiele stand und daß seine eigene vollständige Niederlage die Folge von der Blüchers sein mußte. Es war aber ein Glück, daß Gneisenau nicht von solcher „Bedächtigkeit und Vorsicht" war, vielmehr durch seinen genialen und kühnen Gedanken, auf Wavre zurückzugehen, alle Versehen wieder gut machte.

Napoleon wähnte die Preußen aufgelöst und in voller Flucht gegen den Niederrhein. Merkwürdiger Weise zeigte er nichts von der sonst an ihm gewohnten Raschheit des Handelns. Seine Gedanken waren in Paris, nicht auf dem Schlachtfelde und ganz von falschen Einbildungen über den Erfolg des vorigen Tages beherrscht. Erst gegen Mittag des 17. befahl er Grouchy, mit 33,000 Mann den Preußen zu folgen. Grouchy machte zwar auf den großen Vorsprung der zu Verfolgenden und auf die Unmöglichkeit eines sofortigen Aufbruchs aufmerksam, Napoleon aber überließ ihn einfach seiner Pflicht. Erst um 2 Uhr Nachmittags vermochte Grouchy aufzubrechen. Thiers klagt ihn dafür des Verzuges an und überhaupt der Lässigkeit bei Ausführung seines Auftrages. Chesney führt aber den Befehl Napoleons an, welcher klar beweist, daß Thiers hier wieder

„dichtet", wie überall, wo es gilt, Napoleons Fehler zu verdecken. Napoleon hatte sich also um 30,000 Mann geschwächt, er war sicher, ohne sie die Engländer zu besiegen. Er war sich auch in der That der wirklichen Gefahr gar nicht bewußt, sonst hätte er mit dem Beginn der Schlacht nicht so lange gezögert. Er ahnte nicht, wie verderblich dieser Zeitverlust für ihn war. Der Verf. geht nun nicht näher auf die Details der Schlacht ein, sondern untersucht hauptsächlich den Einfluß, welchen die preußische Unterstützung auf die Taktik und die Entscheidung des Tages gehabt. Während Napoleon die erste Hälfte des Tages nutzlos verschwendete, waren die Preußen schon unterwegs nach dem Schlachtfelde, mit bewunderungswürdiger Ausdauer alle Hindernisse überwindend. Grouchy war, Napoleons eigenen Anordnungen zufolge, doppelt so weit von ihm entfernt, wie die Preußen, bevor er sichere Nachricht erhielt, wohin diese sich gewandt, und ihnen zu folgen beschloß, durch Napoleons Befehl darin bestärkt. Unterdessen begann Napoleon seinen ersten Angriff auf die Engländer. Er mißlang. Schon kurz vor dem zweiten zeigten sich die ersten Preußen. Auch jetzt noch billigte Napoleon in einem Briefe Grouchy's Marsch auf Wavre. Dieser Brief kam aber erst nach 5 bis 6 Stunden in Grouchy's Hände, als er schon, bei Wavre in eine Schlacht verwickelt, dieselbe nicht mehr hätte abbrechen können, überdies die Schlacht bei Waterloo schon entschieden war.

Der zweite Angriff Napoleons auf den britischen linken Flügel war abgeschlagen. Da ging die französische Kavallerie ohne Unterstützung zu einem dritten Angriff vor, der mit der vollständigen Vernichtung dieser schönen Truppe endete. Diese nutzlose Aufopferung fällt allein Napoleon zur Last nach des Augenzeugen Heymès Bericht: „Diese Bewegung ward unter den Augen des Kaisers ausgeführt; er konnte sie aufhalten, that es aber nicht!" Der vierte Angriff war glücklicher, die britischen Linien wurden durchbrochen, Napoleon konnte aber diesen Vortheil, durch die Preußen bedrängt, nicht mehr benutzen und Wellingten vermochte die Lücke auszufüllen. Die Preußen hatten jetzt vollständig in die Schlacht eingegriffen und in welchem Grade, das beweist ihr Verlust von 7000 Mann während der vierstündigen Dauer des Kampfes. Die letzte Vorlesung behandelt den Rückzug Grouchy's nach Frankreich. Grouchy hatte Thielemann bei Wavre hart bedrängt und endlich zum Rückzuge gezwungen, als er die Nachricht von der Niederlage des Kaisers erhielt und zugleich erfuhr, daß die Preußen schon in seiner linken Flanke und in seinem Rücken ständen. Trotz dieser verzweifelten Lage gelang es ihm aber, ohne nennenswerthe Verluste den Rückzug zu bewerkstelligen. Allerdings wurde ihm derselbe durch die Unthätigkeit des preußischen Korpsführers Pirch fast gar nicht erschwert. Immer aber bleibt Grouchy's Kaltblütigkeit und

schnelle Entschlossenheit zu bewundern. Thiers freilich hat ihn sich als Sündenbock für die Fehler seines Kaisers ausersehen und sucht natürlich zu diesem Zwecke seinen Ruf vollständig zu vernichten. Auch hier weist Chesney das Ungerechtfertigte dieser Angriffe durch eine wahrheitsgetreue Darstellung nach und sagt dann: „Alle Umstände dieses Feldzuges erwogen, hätte das Verhalten des Marschalls, weit entfernt Tadel zu verdienen, als die Quelle der Ehren für seine späteren Lebensjahre angesehen werden müssen." Endlich wirft der Verf. noch einen Blick auf die „Betrachtungen" Napoleons am Schlusse seiner Memoiren und auf die Urtheile, welche andere Schriftsteller über Grouchy gefällt haben. Ein Rückblick auf den ganzen Feldzug beschließt das sehr empfehlenswerthe Werk, das erste eines Nichtpreußen über diesen Gegenstand, welches frei von Parteilichkeit und nationaler Eitelkeit geschrieben ist. Zu erwähnen ist noch, daß das Werk mit einer Karte des Schauplatzes der Begebenheiten ausgestattet ist, ohne die es allerdings unmöglich wäre, die Darstellung in allen Theilen genau zu verfolgen.

W. M.

III. Korrespondenz.

Schlesien.

Der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens, der im vergangenen Jahre 1869 seine regelmäßigen 11 Sitzungen gehalten hat, deren jede durch einen längeren Vortrag ausgefüllt wurde, hat am Schlusse desselben Jahres und im Anfange des laufenden seine Mitglieder und die gelehrte Welt mit drei ansehnlichen Publikationen beschenkt, die hier in der Kürze zur Besprechung kommen mögen.

1. **Acta publica. Verhandlungen und Korrespondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. Jahrgang** 1619. Herausgegeben von Hermann Palm, Professor am Gymnasium zu Maria Magdalena in Breslau. Breslau 1869. 4. 407 S.

Der vorliegende Jahrgang und Band ist der zweite, der dem ersten nach vierjähriger Pause gefolgt ist. Vier allgemeine Fürstentage und ihnen vorausgehend vier Vorversammlungen der Ausschüsse, genannt der Nächstangesessenen, fanden in diesem Jahre 1619 statt. Die Berathungen beziehen sich natürlich insgesammt darauf, welche Stellung Schlesien zu den in Böhmen sich vollziehenden Ereignissen zu nehmen habe. Es steht zu erwarten, daß der Herausgeber das reichhaltige Material dieses Bandes zu einer Beleuchtung des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Böhmen und Schlesien, das ebenso wichtig wie unklar ist, und das gerade 1619 so vielfach bei der Wahl des Winterkönigs zur Sprache kam, verwenden wird, wie er denn bereits im 8. Bande der Zeitschrift des Vereins auf Grund desselben Materials die „Konföderation der Schlesier mit den Böhmen im Jahre 1619 in ihren nächsten Folgen" ausführlich dargestellt hat. Von allgemeinerem Interesse sind in diesem Bande besonders die beiden Relationen der schlesischen Gesandten aus Prag, die eine vom 13. Mai und die andere vom 6. September. Auch in ihnen, ganz besonders aber in den Ausschreiben, Gutachten, Dekreten, Memorialen, Beilagen,

Beschwerden, Credentialen, Patenten und wie die Aktenstücke alle heißen, muß man sich den historischen Inhalt mit wahrhaft ermüdender Anstrengung aus dem Wust der abscheulichsten Kanzleisprache und der nicht minder abscheulichen Orthographie heraussuchen. Der Herausgeber hat sich „aller entgegenstehenden Wünsche und Gründe ungeachtet nicht entschließen können" an letzterer zu ändern, weil er die jetzige Orthographie für zu unsicher hält und der Meinung ist, daß sie nach wenigen Jahrzehnten doch wieder veraltet erscheinen wird — eine Befürchtung, die Referent allerdings nicht zu theilen vermag. Sehr dankenswerth sind die häufigen Verweise auf den ersten Band und auf anderweitig gedrucktes Material nebst einzelnen Worterklärungen und einem ausführlichen Register. Sehr wünschenswerth dagegen wäre eine schnellere Aufeinanderfolge der nächsten Bände, damit der Herausgeber, dessen eingehende Kenntniß dieses Zeitraums der schlesischen Geschichte ja allgemein anerkannt ist und der damit die gewissenhafteste philologische Akribie verbindet, das Werk womöglich noch bis zum Jahre 1629 persönlich fortführen kann. Mit diesem Jahre hört die Bedeutung der schlesischen Fürstentage als einer selbständig berathenden und beschließenden Behörde auf, und die Herausgabe wird dann doch wohl einen anderen Modus annehmen müssen.

2. **Urkunden der Stadt Brieg**, urkundliche und chronikalische Nachrichten über die Stadt Brieg, die dortigen Klöster, die Stadt- und Stiftsgüter bis zum Jahre 1550. Herausgegeben von Dr. C. Grünhagen. Breslau. 1870. 4. 326 S.

Diese Publikation bildet den 9. Band des Codex diplomaticus Silesiae. Es ist sehr dankenswerth, daß sich der Herausgeber Grünhagen selbst der Mühe unterzogen hat, die Grundsätze, die er in seiner Schrift „Ueber Städtechroniken und deren zweckmäßige Förderung durch die Komunalbehörden" niedergelegt hat, in einem einzelnen Falle zur praktischen Ausführung zu bringen. Referent sieht sich durch jede neue Stadtgeschichte in der Ueberzeugung bestärkt, daß die gewöhnliche Art ihrer Abfassung der historischen Wissenschaft nicht den Nutzen gewährt, der dem dabei gemachten Aufwande von geistiger Arbeit und pekuniären Mitteln entspricht. Der Herausgeber betont in seiner Vorrede auch den Punkt mit Recht, daß eine Chronik im landläufigen Stil durchaus ungeeignet sei ein selbstthätiges Interesse an der Lokalgeschichte in den Kreisen der dazu Befähigten zu fördern; denn man muß entweder bloß die offizielle Chronik excerpieren und dem Chronisten auf Treu und Glauben folgen, oder aber die mühevolle, zeitraubende, in einer Provinzialstadt nicht immer ausführbare und besondere technische Kenntnisse erfordernde Arbeit des Studiums der Originalurkunden, Akten, Stadtbücher u. s. w. immer wieder

selbst vornehmen. Ein Buch indessen, wie das vorliegende, bietet sicheren und verläßlichen Stoff zu den mannigfachsten Spezialuntersuchungen auf dem Gebiete der äußeren und besonders der inneren Stadtgeschichte; es will und soll dadurch, daß es derartige Untersuchungen so bequem als möglich macht, zur weiteren Forschung anregen, nicht dieselbe abschließen. Es enthält nur 38 Urkunden in extenso, die übrigen in Regestenform; doch hat sich der Herausgeber ähnlich wie in dem allgemeineren Werke der schlesischen Regesten nicht allein auf die urkundlichen Nachrichten beschränkt, sondern auch alle chronikalischen Notizen aufgenommen, wofür besonders der zweite Band des Brieger Stadtbuchs zum letzten (16.) Jahrhundert eine reiche Ausbeute gewährte. Trotzdem die Geschichte Briegs in den Werken des Professor Schönwälder in Brieg bereits eine viel bessere Bearbeitung gefunden hatte, als die der meisten anderen Städte Schlesiens, bleibt Grünhagen doch das Verdienst noch sehr viel neues Material zusammengebracht zu haben; der Nachtrag, der die Nummern 1590—1714 umfaßt, liefert fast ausschließlich bisher unbekannte Urkunden, theils aus einem in Wien befindlichen Kopialbuch des Brieger Hedwigstiftes, theils aus dem Prager Johanniter-Großprioriatsarchiv. Ein zweiter Anhang enthält das Verzeichniß der Konsuln und Schöffen von 1314—1550, ein dritter eine interessante Untersuchung über das Stadtsiegel. Während das jetzige Siegel aus dem vorigen Jahrhundert deutlich drei in der Mitte in einen Ring zusammengeschweißte Anker zeigt und auch schon im Anfang des 15. Jahrhunderts das älteste Siegel aus dem Jahre 1318 die Deutung erfahren hat, daß es drei Anker vorstellen solle, wird dasselbe in einer Urkunde von 1374 von dem dieselbe ausstellenden Notar als eine Wolfssense (decipula quod vulgariter wolfzense dicitur) bezeichnet. Der Herausgeber hat die älteste Form von 1318 neben der mittleren von 1551 auf dem Titelblatt in sehr sauberen Holzschnitten darstellen lassen, und wenn man sich auch nicht gerade eine genügende Vorstellung von der dadurch bezeichneten Wolfssense machen kann, so zeigt das Bild noch viel weniger drei Anker. Es folgt also daraus, daß man im Anfange des 15. Jahrhunderts die Bedeutung des Stadtsiegels an Ort und Stelle nicht mehr verstanden und es deshalb mit Bezugnahme auf den Oderhandel Briegs zu drei Ankern umgedeutet hat.

Daß der auf diesem Felde historischer Arbeit so vertraute und erprobte Herausgeber ein durchaus zuverlässiges Buch liefert, läßt sich von vorn herein voraussetzen, doch möchte Referent auf einen Punkt aufmerksam machen, der ihm zufällig beim Durchblättern aufgestoßen ist. Nr. 953 enthält eine Urkunde des Bischofs Jodocus von Breslau vom Jahre 1451, während derselbe erst 1456 Bischof geworden ist; es ist also entweder der

Name des Bischofs oder das Jahr der Ausstellung falsch. In dem Index ist der vollständige Ausfall des Artikels „Juden" zu bedauern. —

Indem die eben besprochene Publikation neben das Liegnitzer Urkundenbuch des Prof. Schirrmacher tritt, ein Breslauer Urkundenbuch schon unter der Presse ist, steht wohl zu hoffen, daß sich auch die übrigen größeren Städte Schlesiens zur baldigen Nachfolge angeregt fühlen werden. —

3. **Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens.** Namens des Vereins herausgegeben von Dr. C. Grünhagen. 10. Bd., 1. Heft. Breslau 1870. 8. 237 S. mit einer Karte.

Der erste Aufsatz von C. E. Schück (S. 1—17) berichtet über die „Weberunruhen in Schlesien, in und nach dem Jahre 1793, und die Maßregeln zu ihrer Beseitigung", doch über die Unruhen selbst und ihre Gründe ziemlich summarisch. Man erfährt nicht recht, ob wirklich die Lehren der französischen Revolution, von denen der Verf. im Zusammenhang mit diesen Unruhen spricht, Einfluß darauf gehabt haben. Dagegen werden die Verfügungen der Behörden ausführlich mitgetheilt, auch einige, die sich nicht gerade auf die Weberunruhen beziehen. So ließ z. B. Minister Hoym diejenigen mit Gefängniß- und Zuchthausstrafe bedrohen, die in Leih- oder Lesebibliotheksbücher beißende und beleidigende Bemerkungen an den Rand schrieben. — Darauf folgt (S. 18—33) die Beschreibung einer „archivalischen Reise nach der Oberlausitz", die Archivar Grünhagen Pfingsten 1869 unternommen hat, um nach Silesiacis in den dortigen Archiven und Bibliotheken zu forschen. Wie er selber durch Beschäftigung mit den Hussitenkriegen zu seinem Entschlusse veranlaßt wurde, so zeigte sich auch einzig für das 15. Jahrhundert ein reicheres Material von auf Schlesien bezüglichen Urkunden, Korrespondenzen u. s. w. Der Verf. beschreibt das Görlitzer Stadtarchiv, die dortige Stadtbibliothek, die Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, die Gersdorf'sche Bibliothek zu Bautzen und endlich auch das Kloster Marienstern, in dem eine für die älteste Geschichte Briegs nicht unwichtige Urkunde gesucht und gefunden ward. — Der dritte Aufsatz (S. 34—86) von Max Perlbach über „die Herren von Kaufung auf dem Hummelschlosse" ist eine Fortsetzung des im vorigen Hefte enthaltenen über „Reinerz und die Burg Landfried" von demselben Verf. Hummel ist die böhmische Bezeichnung für Landfried, das am Wege von Reinerz nach Nachod liegt oder vielmehr lag. Hildebrand von Kaufung, Sohn des Prinzenräubers, ist 1477 vom Herzog Heinrich von Münsterberg und Grafen von Glatz mit dem Hummelbezirk belehnt worden. In dessen ältestem Sohne Sigismund brach die gewaltthätige Natur des Großvaters noch einmal hervor, und die Er-

zählung seiner Fehden von 1506—1534, größtentheils nach den Criminalakten der sog. hirsuta hilla nova auf der Breslauer Stadtbibliothek erzählt, giebt ein anschauliches Bild eines echten Raubritterlebens jener Zeit. Mit einer Fehde gegen die Herzöge von Sachsen beginnend, sinkt er allmälig zum gewöhnlichen „Reiter", d. h. adlichem Räuber herab, verliert seine eigene Burg, hält sich dann Jahre lang bei verschiedenen Spießgesellen auf und trotzt allen gegen ihn gerichteten, allerdings erbärmlich ausgeführten Maßregeln Breslau's und des schlesischen Landeshauptmanns Friedrich von Liegnitz. Als er endlich 1533 dem König Ferdinand und allen seinen Unterthanen abzusagen die Frechheit hatte, ward er das Jahr darauf gefangen genommen und in Wien hingerichtet. Mit seinem Tode, obwohl noch sechs Brüder von ihm urkundlich vorkommen, hört jede Nachricht von dem Geschlechte der Kaufunge auf. — In Nr. IV. (S. 87—95) bringt R. Trampler in Wien chronikalische Mittheilungen über die Geschichte des Städtchens Odrau im Troppauer Kreise, die vom Jahre 1605—1647 reichen. Obwohl diese Mittheilungen aus einer erst im Anfang unseres Jahrhunderts zusammengestellten Chronik stammen, glaubt der Herausgeber doch annehmen zu müssen, daß sie auf gleichzeitigen, an Ort und Stelle gemachten handschriftlichen Aufzeichnungen beruhen. — In Nr. V. (S. 96–107) stellt Hermann Neuling nach den „Schlesischen Regesten" die schlesischen Kastellaneien bis zum Jahre 1250 zusammen, mit Angabe aller bis dahin vorkommenden Kastellane. Zugleich hat er ihre geographische Vertheilung über die Provinz auf einer beigefügten Karte veranschaulicht. Es sind im Ganzen 36 Kastellaneien innerhalb Schlesiens bis 1250 nachzuweisen, wozu noch 17 aus den benachbarten Landschaften kommen, deren Kastellane als Zeugen in schlesischen Urkunden erwähnt werden. Die große Mehrzahl der schlesischen Kastellane lernen wir freilich auch nur als Zeugen kennen, und darunter wiederum sehr viele in gefälschten oder verdächtigen Urkunden, weshalb ihnen allerdings das Recht ihrer Existenz noch nicht bestritten werden soll, da die Urkundenfälscher die Namen der Zeugen gewöhnlich doch nach echten Urkunden copirten. Die Karte, die sicherlich an Werth gewonnen hätte, wenn bei jeder Burg das Jahr der ersten Erwähnung beigefügt wäre, zeigt zwischen Ober- und Niederschlesien eine bedeutende Lücke. Von den 36 Kastellaneien kommen auf den heutigen Regierungsbezirk Breslau 14, auf Liegnitz 11, auf Oppeln nur 6, dazu 5 heute nicht mehr zu Schlesien gehörige. — Die Geschichte der „eilften Präbende des Kreuzstiftes in Breslau" vom ev. Pfarrer Dr. Schimmelpfennig in Nr. VI. (S. 108—130) ist ein sehr sorgfältig gearbeitetes und höchst instruktives kirchlich-wirthschaftliches Charakterbild, die ganze Entwickelung der in 30 Hufen des Dorfes Türpitz bestehenden Präbende von 1288—1811 umfassend. Der Verf. weist nach,

wie die anfangs auf 800—1200 Thlr. zu veranschlagenden Einkünfte des Präbendaten allmälig bis auf 61 Thlr. 21 Sgr. heruntergesunken und 1812 durch ein Pauschquantum von 400 Thlr. gänzlich abgelöst worden sind. — Dann folgen in Nr. VII. (S. 131—157) Analekten zur schlesischen Kunstgeschichte von Dr. Alwin Schultz, 1) urkundliche Nachweisungen über Steinmetzen, Maurer, Baumeister, Bildhauer, Maler, Bildschnitzer und 2) Mittheilungen über Bauwerke, Steinskulpturen, Holzskulpturen und Malereien. Er schließt mit der Behauptung, daß Schlesien an Kunstwerken der Malerei und Holzplastik aus früherer Zeit vielleicht reicher sei, als irgend ein anderes deutsches Land, was sich zum Theil daraus erkläre, daß nach den Hussitenstürmen kein Krieg schwere Verwüstungen über das Land gebracht habe. — In Nr. VIII. (S. 158—163) verzeichnet derselbe Verf. die Breslauer Stadtschreiber im 14. und 15. Jahrhundert, meist aus den städtischen Schöppenbüchern. Nr. IX. (S. 164—165) enthält eine Miscelle von Prof. Wattenbach, die auf die Aehnlichkeit des Stadtplans von Breslau mit dem von Kronstadt in Siebenbürgen aufmerksam macht. Nr. X. (S. 166—175) archivalische Mittheilungen, 1) von dem inzwischen verstorbenen Staatsminister a. D. Grafen Pückler aus den Archivalien des Schlosses Schedlau über die Drangsale des dreißigjährigen Krieges, 2) von Dr. A. Schultz über die Waffenbestände in Jauer im 15. Jahrhundert, 3) u. 4) von Prof. Wattenbach über ein Brieger Copialbuch in Wien und aus dem Pfarrarchive zu Stolzenburg in Siebenbürgen. — Dann folgen in Nr. XI. (S. 176—191) Aufzeichnungen des Braunauer Schullehrers Joh. Mathäus (!) Breßler von 1546—1624. Derselbe war ein geborner Schlesier und kam 1612 als Kantor nach Braunau; wenn auch seine Chronik überwiegend Brand-, Mord-, Raub- und Hexengeschichten enthält, so giebt sie doch auch mancherlei Nachrichten über die durch den dreißigjährigen Krieg so berühmt gewordene evangelische Kirche in Braunau. Nr. XII. (192—196) ist eine Fortsetzung der Mittheilungen aus Breslauer Signaturbüchern, die Prof. Stobbe schon vor mehreren Jahren angefangen hat. — In Nr. XIII. (S. 197—232) folgen diesmal sehr ausführliche Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu neueren Schriften auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte — ein Ersatz der sonst von der Zeitschrift grundsätzlich ausgeschlossenen Recensionen. — Nr. XIV. bildet ein Nachruf auf Franz Kopetzki, den leider zu früh verstorbenen Geschichtsschreiber des Herzogthums Troppau, von Dr. Kürschner in Wien. —

Es mag sich hieran noch eine kurze Erwähnung der

Chronik von Haynau von Th. Scholz. Haynau 1869. 8. 500 S.

schließen, da sie, abgesehen von der verunglückten Partie über die älteste

Zeit, durch eine verständige Beschränkung auf die wirkliche Lokalgeschichte sich auszeichnet. Am ausführlichsten ist die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts nach ungedruckten Materialien erzählt; man vergleiche z. B. S. 114—164 über die Drangsale des dreißigjährigen Krieges, der die Zahl der bewohnten Häuser von 230 auf 114 herunterbrachte. S. 174 bis 175 folgt eine „Liquidation derer bei dem Fürstenthum Liegnitz extraordinarie erlittenen und ausgestandenen Kriegspressuren" aus dem Breslauer Staatsarchiv, deren Summe 1,855,056 Rthlr., 18 Gr., 11 Hllr. beträgt. Diese kolossale Summe ist nur an kaiserliche Armeen in Geld oder Naturalien gezahlt worden. Nach dem Kriege wurde die Stadt noch durch mehrere große Brände verheert, so daß sie immer weiter sank. Dennoch steigerten sich die an die Landeskasse abzuführenden Steuern unter der österreichischen Herrschaft seit 1675 — die Stadt gehörte zum Fürstenthum Liegnitz — von Jahr zu Jahr, von 1668—1717 beispielsweise von 410 Thlr. auf 3137 Thlr. Unter der preußischen Herrschaft hat sich die Stadt dann wieder in erfreulicher Weise gehoben.

Sil.

IV. Bibliographie.

Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstifts Magdeburg. 4. Jahrgang. Herausgeg. von K. Janicke. Magdeburg 1869. 8.

3. Heft.

S. 285—304. G. A. v. Mülverstedt, Das Bisthum Cammin im Suffragan-Verhältnisse zum Erzstift Magdeburg. — Im Gegensatz gegen Klempin, welcher annimmt, daß dies Verhältniß nur vorübergehend herbeigeführt und 1246 schon aufgelöst worden sei, tritt der Verf. den Beweis an, daß, wenn auch die 1133 juristisch begründete Abhängigkeit Cammins von Magdeburg Anfangs eine so lockere war, daß eine Bulle von 1160 dieselbe wie eine jetzt erst angeordnete erscheinen läßt, die Camminer Bischöfe doch seit dieser Zeit und bis in das 14. Jahrhundert hinein Suffragane des Erzbischofs von Magdeburg blieben.

S. 305—313. F. Winter, Wanderungen durch die Kirchen des Magdeburger Landes. — Historische, architektonische und antiquarische Notizen über die Kirchen zu Welsleben, Süldorf, Eggersdorf, Eikendorf, Klein- und Groß-Mühlingen, Staßfurt, Hohendorf, Löbnitz, Tornitz, Werkleitz, Groß-Rosenburg, Gehrden.

S. 314—319. K. Janicke, Vier Magdeburgische Innungsprivilegien. — Vier bisher ungedruckte Urkunden: für die Gewandschneider von 1183, und 1214, für die „Schilderer" (d. i. qui insignia militaria, clippea videlicet sive etiam sellas facere consueverunt) von 1197 und für die Bäcker und Brauer von 1448.

S. 320—349. F. Winter, Die Germanisirung und Christianisirung des Gaues Morzane. — Verf. leitet den Namen von Moracz ab, dem früheren Sumpfsee, heute der Fiener genannt, zwischen Genthin und Ziesar. Als Grenzen des Gaus setzt er die alte Elbe, den Plauenschen Kanal, Stremme, Havel, Temenitz, Nuthe u. s. w. Er sucht die Spuren der ersten germanischen, dann der slavischen Zeit auf, erkennt in dem Zuge Karls des Großen gegen die Landschaft Genewara (= Gommern) den ersten Versuch zur Rückeroberung 805, dem 806 ein zweiter und die Gründung der Veste Burg folgte. Befestigt wurde die deutsche Herrschaft über den Gau vornehmlich durch Heinrich I. und Otto I., die ihn mit einer dreifachen Linie fester Plätze sicherten, so daß, als seit 983 das in den beiden letzten Jahrhunderten den Slaven Abgewonnene verloren geht, der Gau Morzane der stete Ausgangspunkt für die Heereszüge gegen Abodriten, Wilzen, Polen u. s. w. ist. Verf. zeigt, wie fast der ganze Gau an das Erzstift Magdeburg gekommen, und versucht schließlich den Umfang der einzelnen Burgwardsbezirke (Walter-Nienburg, Gommern, Pechau, Biederitz, Lostau, Schartau, Burg, Grabow, Möckern,

Loburg, Buckau, Görtzke, Ziesar, Tucheim, Dretzel, Zitz, Plaue) näher zu bestimmen.

S. 350–371. A. Fischer, Zur Geschichte der Magdeburgischen Gesangbücher. Forts. — Behandelt den hochdeutschen Kirchengesang des 16. Jahrhunderts.

S. 372—376. L. Götze, Das Schloß Pritzetze. Kommentar zu einer Stelle der Magdeburger Schöppenchronik. — Bei der Zerstörung des östlich von Dannenberg an der Elbe gelegenen Schlosses, 1377, erscheinen die Magdeburger zum ersten Male in Besitz von Kanonen.

S. 376–383. v. Arnstedt, Erzbischof Friedrich I. zu Magdeburg. — Es wird gezeigt, daß dieser Friedrich nicht identisch ist mit dem gleichnamigen Sohne Dietrichs von Wettin und daß er Anfangs des Jahres 1152 gestorben.

S. 384—427. L. Götze, Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. I. Die Drucker des XV. Jahrhunderts. Mit einer artistischen Beilage. — Das erste zu Magdeburg gedruckte Buch erschien, so viel wir wissen, im Jahre 1483. Die ersten Drucker waren Ravenstein und Westfal, von denen der Letztere 1486 oder 1487 nach seiner Vaterstadt Stendal übersiedelte, wo er die erste Buchdruckerei in der Mark Brandenburg errichtete.

S. 428—447. G. A. v. Mülverstedt, Magdeburgische Siegel aus dem Mittelalter. 4. Tafel. — 1. Konrad (II.), Erzbischof von Magdeburg, als Electus (1266); — 2. Kaland zu Burg (14. Jahrhundert); — 3. 4. 5. 6. Die von Byern; — 7. Berthold Ronebitz, Magdeburgischer Patrizier, 1415.

S. 447 f. F. Wiggert, Ueber die in Kalk eingeritzten Bildnisse auf der Ostseite des Domkirchhofes in Magdeburg. — Mit einer Steindrucktafel, die den Abschnitt dieser Zeichnungen, welche Otto den Großen mit seinen beiden Gemahlinnen darstellt, wiedergiebt. Eine zweite Tafel ist dem 4. Hefte beigelegt.

4. Heft.

S. 457—471. G. A. v. Mülverstedt, Ein Fürst aus dem Wendenlande, Domherr zu Magdeburg. — Beweis, daß der im Jahre 1307 vorkommende Domherr Günther von Wenden aus dem fürstlichen Geschlechte der Herren von Werle stammt.

S. 472—497. L. Götze, Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Forts. — Behandelt die Drucker: Simon Koch (1486—1488) und Simon Mentzer (1490—1503).

S. 498—515. G. A. v. Mülverstedt, Ueber die Kirchenpatronate zu Schönebeck, Borne, Glinde und Esterhausen.

S. 516–531. Holstein, Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums zu Magdeburg. Forts. — Umfaßt die Zeit von 1631–1707.

S. 532—540. E. Jacobs, Zur Geschichte des Dorfes Ackendorf im Kreise Neuhaldensleben. — Eine urkundlich erwähnte Befehdung des Dorfes durch einen Grafen von Wernigerode weist der Verf. als eine Episode der Hildesheimer Stiftsfehde (1419) nach.

S. 541—553. G. A. v. Mülverstedt, Verzeichniß der im heutigen landräthlichen Kreise Magdeburg früher und noch jetzt bestehenden Stifter, Klöster, Kapellen, Kalande u. s. w. Forts. — Behandelt zunächst noch die Stadt Magdeburg.

S. 554—562. K. Janicke, Erzbischof Günthers Privilegium für die Sudenburg vom Jahre 1418. — Text und Erklärung.

S. 563—569. F. Wiggert, Ueberreste einer eigenthümlichen Wandschrift in der Kirche zu Dodendorf und Trennung dieser Kirche von der zu Osterweddingen. — Die Wandschrift (um 1500) enthält ein lateinisches Kirchenlied mit Noten.

S. 570–572. Miscellen. 1. Inschriften auf dem Vorwerke Altena bei Wolmirsleben (enthalten Namen und Wappen der Magdeburger Domherren von 1564). — 2. Nikolaus, Prior des Dominikanerklosters zu Magdeburg (durch eine Mühlhausener Urkunde von 1297 nachgewiesen). — 3. Eine Mißgeburt zu Glaucha 1602.

Rübezahl. Der Schlesischen Provinzialblätter 73. Jahrgang. Herausgeg. von Th. Oelsner. Breslau 1869. 8.

11. Heft. (Nov.)

S. 485–497. R. Graf Stillfried, Geschichte der Burg Hohenzollern. Mit Abbildungen. Forts. — Schluß im Dezemberhefte S. 543–553.

S. 497–501. O. Fischer, Zur Geschichte des „Schlesischen Vereins zur Hebung der evangelischen Kirchenmusik". — Gestiftet 1869.

S. 501–503. W. Arndt, Drei schlesische Gedichte aus dem Jahre 1642. II. — Auf die Belagerung Glogaus durch die Kaiserlichen. Nr. III. im Dezemberhefte S. 557 f.

S. 503 f. J. Graf Hoverden, Eine Weinrechnung von 1621. — Betrifft die Bewirthung des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen durch die Stadt Breslau.

S. 505–511. Red., Der Verein für Unterricht und Erziehung Taubstummer und seine Anstalt zu Breslau. Mit Abbild. — Gegründet 1819. — Schluß im Dezemberhefte S. 555–557.

S. 511 ff. Altes und Neues von und für Schlesien u. s. w.

12. Heft. (Dez.)

S. 533–536. —r—, Canonicus Dr. Fr. Heide, geb. 1801, † zu Ratibor 1867. — Nekrolog mit Portrait.

S. 536–539. Red., Die Wasserpest in Breslau — und S. 539–543 F. Cohn, die Ausbreitung der Wasserpest in Europa. Mit Abbild.

S. 558 ff. Altes und Neues u. s. w.

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, herausgeg. von G. C. F. Lisch und W. G. Beyer. 34. Jahrgang. Schwerin 1869. 8.

S. 20–54 und 196 f. E. Strehlke, Doberan und Neu-Doberan (Pelplin). — Geschichte der Gründung des Cistercienser-Klosters Samburg (1267), seiner Verlegung nach Pelplin (1276) und seines Verhältnisses zu dem Mutterkloster Doberan.

S. 253 f. G. C. F. Lisch, Siegel des Karthäuser-Priorats in Cöln. — Der silberne Siegelstempel, anscheinend aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, fand sich vor Kurzem in Boizenburg.

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln. 20. Heft. Köln 1869. 8.

S. 1–69. A. Spieß, Mittheilungen über die Familie Rubens. — Aus Urkunden des Idsteiner Staats-Archivs macht der Verf. es höchst wahrscheinlich, daß P. P. Rubens zu Siegen geboren ist, und bringt neue Nachrichten über die zu Köln verlebte Jugend des großen Malers.

S. 70–95. A. Heuser, Das Testament des Heinrich von Hirtz, gen. von der Landskron. — Dasselbe, errichtet 1358, gewährt ein genaues, namentlich auch für kirchliche Antiquitäten instruktives Bild des Besitzes eines reichen, ritterbürtigen Kölner Geistlichen.

S. 96–217. Floß, Romreise des Abtes Markward von Prüm und Uebertragung der hh. Chrysanthus und Daria nach Münstereifel im Jahre 844. — Verbesserter Abdruck des für die Landesgeschichte interessanten zeitgenössischen Reiseberichts, nebst ausführlicher Einleitung, Beilagen u. s. w.

S. 218—234. J. J. Merlo, Haus Quattermart zu Köln. — Geschichte dieses palastartigen Patrizierhauses vom 14. Jahrhundert bis zu seinem Abbruche 1827.

S. 235—245. Beiträge zur Geschichte der Pfarre Alfter bei Bonn. — Aus Urkunden des 17. und 18. Jahrhunderts.

S. 246 f. Einiges über die Kapelle zu Gielsdorf bei Bonn.

S. 248—260. Chronicon Brunwylrense. Edid. G. Eckertz. Schluß. — Behandelt den Anfang des 16. Jahrhunderts. Dazu Bemerkungen über den Verf. u. s. w.

S. 261—368. Chronicon monasterii Campensis ordin. Cisterciensis ex originali edid. manuscripto H. Keussen. — Die Chronik ist bald nach 1470 begonnen, später von Verschiedenen fortgesetzt.

S. 369—376. H. Keussen, Die Bibliothek des Abtes von Camp, Heinrich von der Heyden aus Calcar. — Verzeichniß vom Ende des 15. Jahrhunderts.

S. 377—382. Verzeichnisse der Ordensgeistlichen im Kloster Camp. (1450 - 1500.)

S. 383—388.) Aeg. Müller, Das Weisthum des Dorfes und der Herrlichkeit Roesberg. — Vom Jahre 1304.

S. 389—396. R. Pick, Weisthum von Lautershofen. — Aufzeichnung vom Jahre 1700.

S. 397—405. R. Pick, Die Kapelle zu Schlickum betreffend. — Urkunden des vorigen Jahrhunderts.

S. 406—428. Urkunden und Miscellen.

Altpreußische Monatsschrift u. s. w. Herausgeg. von R. Reicke und E. Wichert. 1. Heft (Jan., Febr.) Königsberg i. Pr. 1870. 8.

S. 1—12. O. Ungewitter, Die Königsberger geistlichen Melodienbücher des 18. Jahrhunderts.

S. 13—42. M. Töppen, Alterthümer bei Hohenstein in Ostpreußen. — Stellt Alles zusammen, was über Urnen, Steinkreise, Steinberge, Schloßberge und Münzenfunde in jener Gegend bekannt geworden.

S. 43—47. E. Strehlke, Ein Kloster auf dem Tannenberger Schlachtfelde. — Der Sieger beabsichtigte die Stiftung eines Brigittinen-Kloster auf der Wahlstatt, der Orden errichtete daselbst eine Marienkapelle.

S. 54—76. A. Prowe, Rechenschaftsbericht über die ersten 16 Jahre des Copernicus-Vereins in Thorn.

In den S. 79—96 folgenden „Mittheilungen und Anhang" wird u. A. von Ketrzynski über den Fund einer Handveste von Wysoka in Westpreußen 1352 berichtet u. s. w.

2. Heft (Febr., März).

S. 97—139. A. Rogge, Das Amt Balga. Beiträge zu einer Geschichte des Heiligenbeiler Kreises. 5. Kap. Forts. (N. 183—350) der im schwarzen Hausbuch des Amtes Balga enthaltenen und anderweitig aufgefundenen Urkunden über das Amtsgebiet aus den Jahren 1528—1766, in Regestenform. Angehängt ist ein nach Kirchspielen und Schul-Societäten geordnetes Verzeichniß der Ortschaften des Amtes.

S. 140—150. A. Reusch, Vor 300 Jahren. — Ein Bild der Parteiungen im Stadtregimente zu Elbing, geknüpft an das Schicksal eines wider den Rath aufstrebenden jungen Politikers.

S. 151—159. Die Entstehung der Vorschuß-Vereine und ihre Verbreitung in der Provinz Preußen.

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Herausgeg. von W. Crecelius. 6. Bd. Bonn 1869. 8.

S. 1—68. W. Crecelius, Traditiones Werdinenses. 1. Thl. — Urkunden und Regesten zu chronologischer Uebersicht der Erwerbungen des Klosters Werden von seiner Gründung (793) vorläufig bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts.

S. 69—76. F. Woeste, Märkische Urkunden. — Drei auf die Grafschaft Mark bezügliche Urkunden aus den Jahren 1419, 1435, 1446.

S. 77—95. Harleß, Urkunden des Stiftes und der Stadt Gerresheim. — 8 aus den Jahren 1311—1561.

S. 96. F. Woeste, Sup-Steffensdag. — Erscheint dem Verf. als eine Reminiscenz aus dem Heidenthum.

S. 97—180. K. W. Bouterweck, Anna von Cleve, Gemahlin Heinrichs VIII., Königs von England. Kap. 2—4 nebst Beilagen. — Behandelt die Hochzeit, die Ehescheidung, das Leben der Königin in England bis an ihren Tod (1557) und das Auftreten der falschen Anna von Cleve in Deutschland (1558—1560).

S. 181—183. W. Crecelius, Die ersten Juden in Elberfeld. — Seit 1691.

S. 184—186. Ein Curiosum zur Straßen-Polizei des alten Elberfeld. — 1657—1659.

S. 187—190. Vergleich zwischen den Pfarrgenossen von Solingen und der Abtei Altenberg im Jahre 1546.

S. 191 f. F. Woeste, Auszüge aus Menden'schen Hexenprotokollen vom Jahre 1592.

S. 193—340. C. Krafft, Mittheilungen aus der niederrheinischen Reformationsgeschichte. — Enthält mit eingehenden Erläuterungen und Excursen: 1. Aufzeichnungen des Schweizer Reformators Heinrich Bullinger über die Jahre seines Studiums zu Emmerich und Köln 1516—1522. 2. Briefe Bullingers und seiner Freunde in Köln und am Niederrhein. 3. Briefe des Dietrich Bitter an Bullinger. 4. Briefe des Johannes Cäsarius zu Köln an Bullinger. 5. Briefe Bullingers an Erzbischof Hermann von Köln.

Als besondere Beigabe ist hinzugefügt:

W. Crecelius, Collectae ad augendam nominum propriorum Saxonicorum et Frisiorum scientiam spectantes. IIa. Indices antiquissimi eorum quae monasterio Werdinensi per Westfaliam redibant. Part. I. Elberf. 1869. 21 SS. 8.

Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, herausgeg. von der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Bd. X. Kiel 1869. 8.

S. 287—304. W. Schröder, Die falschen Urkunden des Erzstiftes Hamburg-Bremen. — Verf. gelangt über den Ursprung der Fälschungen zu anderen Ergebnissen, als Lappenberg und Koppmann; dagegen replicirt

S. 305—311. K. Koppmann, Die falschen Urkunden des Erzstiftes Hamburg-Bremen.

S. 312—335. Th. Schultze, Besitz- und Abgabenverhältnisse im vormaligen Amt Neumünster zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

S. 336—357. Einiges über die Ratzeburger Polizeiordnung vom Jahre 1582 und die Verhältnisse der Stadt Ratzeburg im Jahre 1863.

S. 358—374. Zur Sammlung der Sagen, Märchen und Lieder, der Sitten und Gebräuche der Herzogth. S. H. u. L. Nachträge von Handelmann. — 26 Nummern.

S. 375—379. Handelmann, Zweites Verzeichniß der in den S. H. L. Jahrbüchern mitgetheilten Nachträge N. 101—200 zu Müllenhofs Sagen, Märchen und Liedern der Herzogth. S. H. u. L.

S. 380—387. Miscellen.

Beigeheftet:

1. Der Gangbau des Denghoogs bei Wenningstedt auf Sylt. Aufgedeckt, untersucht und in seiner allgemeinen Bedeutung für die nordische Alterthumskunde geschildert von F. Wibel. Mit 2 Steindrucktafeln. Als XXIX. Bericht der S. H. L. Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer. Kiel 1869. 8. 88 Seiten.

S. 89 f. Das Bronze-Grab bei Kampen auf Sylt.

2. 30. Bericht der S. H. L. Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer. Kiel 1869. 8.

S. 9—14. Aus der Gegend von Heiligenhafen. — Alterthumsfunde ꝛc.

S. 14—23. Chr. Johansen, Die südliche Mildstedter Geest, ihre Höhenzüge, Gewässer und Grabhügel.

S. 23 f. Chr. Johansen, Ein Bronzegrab bei Ekenis.

S. 25—31. A. Pansch, Ueber das im Koßhüe bei Moldenit gefundene menschliche Skelet.

S. 31—34. H. Handelmann, Kleine Mittheilungen.

Baltische Studien. Herausgeg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. 23. Jahrg. Stettin 1869. 8.

S. 77—102. Kasiski, Die Pfahlbauten im ehemaligen Prosanzig-See bei Neu-Stettin. — Mit Abbildungen, die dadurch besonders lehrreich sind, daß sie die Struktur der Bauten bis in's Einzelne genau erkennen lassen.

S. 103—113. R. Virchow, Ueber pommersche Gräberfelder, besonders bei Storkow, Mulkentin und Groß-Wachlin zwischen Stargard und Massow.

S. 114 f. R. Virchow, Ein (historisch werthloser) Münzfund bei Claushagen.

S. 116—142. Quandt, Stettin zur wendischen Zeit. — Verf. sieht in den drei Hügeln, deren mittelster und höchster die Tempelfeste war, das castrum oder die eigentliche, von der freien slavischen Bürgerschaft bewohnte, von Natur und Kunst stark befestigte civitas, während die Unterstadt von den abhängigen Leuten besetzt war.

S. 143—158. Quandt, Colberg und Altstadt zur wendischen Zeit. — Verf. erklärt Colberg gleich Salzburg und erkennt in dieser galischen Salzstätte einen wohl 1000 Jahre vor Christi Geburt bestehenden und somit den ältesten uns bekannten Ort im nördlich der Donau belegenen Deutschland.

S. 159—194. Th. Schmidt, Naturgeschichtliches I. — Handelt von den in Pommern früher vorhandenen Auerochsen, Elennthieren, wilden Pferden, Luchsen, Bären, Bibern und wilden Katzen, so wie von dem Vertilgungskriege, welchen die Staatsbehörden, namentlich zur Zeit Friedrichs des Großen, gegen die Ziegen als schädliche Thiere führen zu müssen glaubten.

S. 195—276. R. Klempin, Die Exemtion des Bisthums Cammin. Ein Wort der Abwehr gegen G. A. v. Mülverstedt u. s. w. — Verf. unterstützt mit neuen Beweismitteln seine Auffassung von der Unabhängigkeit des pommerschen Bisthums gegenüber den Ansprüchen des Magdeburger Erzstiftes.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Die Schlacht von Kollin.

In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag den 19. Juni 1757, Morgens 1 Uhr traf der Adjutant König Friedrichs II., Major Grant, im Lager vor Prag ein. Er war noch zuletzt dem Könige auf dem Schlachtfelde zur Seite gewesen, als dieser die Flüchtigen des Regiments Anhalt um die Fahnen sammelte, zur Attaque schlagen ließ und sie in der Hoffnung vorführte, daß die Infanterie des linken Flügels sich anschließen, wenigstens sich wiederum setzen werde. Danach hatte ihn der König mit einigen Feldjägern nach Prag gesendet: „Benachrichtigen Sie die Generale von dem Unglück, welches ich gehabt. Ich habe Alles gethan, die Schlacht zu gewinnen, es war aber nicht mehr möglich." Den Bericht, welchen Major Grant dem Prinzen Heinrich noch in der Nacht im Beisein von dessen Adjutanten Grafen Henkel von dem Hergange der Schlacht erstattete, hat dieser letztere am Sonntag Vormittag in sein Tagebuch eingetragen. Prinz Moritz von Dessau habe zur Schlacht getrieben, dem König zum bevorstehenden Siege Glück gewünscht und den Degen gezogen. Da die Stellung der Oesterreicher außerordentlich fest, der linke Flügel sogar unangreifbar war, habe der König beschlossen, seinen rechten Flügel ganz und gar zurückzuhalten und nur mit dem linken anzugreifen. „General Hülsen nahm zu diesem Zwecke zehn Bataillone der Flanke und der Reserve und griff den rechten feindlichen Flügel an. Die zahlreiche vortrefflich und etagenweis aufgestellte, gut bediente feindliche Artillerie wüthete mörderisch. Unsere brave Infanterie erstieg die Anhöhen und warf den Feind zurück. Wir gewannen immer mehr Terrain auf der Höhe und einige Bataillone bemächtigten sich der Kanonen und feindlichen Fahnen. Kaum hatten sie jedoch die Anhöhe völlig erstiegen und glaubten sich Herren des Schlachtfeldes, als sie in das Kartätschfeuer anderer unzähliger Batterien kamen, die dermaßen ihre Reihen lichteten, daß sie nicht mehr Stand halten konnten. Die feindliche Kavallerie benutzte diesen Augenblick. Fürst Moritz, der mit dem linken Flügel nichts

mehr anfangen konnte, feuerte den rechten Flügel, ganz gegen den Schlachtplan, zum Angriff an. Der Sieg wäre, ungeachtet der verteufelten Stellung, unser gewesen, wenn wir stark genug gewesen, die errungenen Vortheile zu verfolgen. Niemals hat eine Infanterie ihre Sache besser gemacht, als die unsere an diesem Tage, aber niemals auch eine Kavallerie schlechter." *) Am folgenden Tage (20. Juni), Morgens 4 Uhr, meldet der Vertreter Englands, Mitchell, aus dem Lager vor Prag dem Lord Holdernesse: „The whole force of the Prussian army consisted of 32 bataillons and 111 squadrons making by the nearest computation 32,000 men (Henkel berechnet nur 25—26,000 Mann). — The Prussian infantry attacked with great bravery and intrepidity. They drove the Austrian from two „hauteurs" which were „garnies" with cannons and afterwards attacked the third „hauteur", but not being supported by their cavalry they were flancked by the austrian cavalry and put into confusion and suffered greatly from the cartridge shot of the cannon." **) Mittags desselben Tages speiste Mitchell zu Welwarn mit einem Oberst, der sich auf dem linken Flügel befunden hatte (der Herausgeber von Mitchell's Papieren hat den Namen nicht lesen können) und Oberst Finck, beide waren verwundet. ***) „The first told me — that the infantry advanced and made themselves masters of two heights, that the enemy's firing ceased; that no cavalry advanced notwithstanding of the Kings repeated order and though he put himself at their head; that the enemy's cavalry flanked the Prussians, who at the same time were raked by cartridge shot. It is the Colonels opinion that if he had been supported only by four squadrons the victory was sure, as the right of the enemy had given way, and their left would by their retreat have had their flank exposed. — Most of the above facts were confirmed by Colonel Finck." †) Am 21. Juni schreibt Eichel an Podewils: „Ob ich gleich vor dieses Mahl ein Zeuge von dieser unglücklichen Affaire sein und mich hinter dem zweiten Treffen aufhalten müssen, so bin doch nicht im Stande, Ew. Excellenz einen deutlichen und ordentlichen Rapport — zu erstatten, da eines Theils es nicht von meinem Metier ist, andern Theils ich von den

*) Henkel, Militairischer Nachlaß I, 230–235.

**) Mitchell Memoirs I, 250. 251.

***) Verwundet wurden von der Avantgarde: die Obersten von Geist vom Regiment Münchow und von Lindstädt vom Regiment Schulz, von den Grenadieren von Kahlden und von Fink. Bei den neun Bataillonen des linken Flügels wurde kein Oberst verwundet, mit Ausnahme des Obersten von Bredow vom Regiment Anhalt, von welchem jedoch ein Bataillon gegen Chotzemitz verwendet wurde.

†) Mitchell Memoirs I, 348. 349.

vielen Tagemärschen — und denen mehrentheils ganz schlaflosen Nächten so fatiguirt bin, daß ich Mühe habe, einige Gedanken in Konnexion zu sammeln. — Bei verschiedenen Regimentern muß der Verlust gar groß und beträchtlich sein, weil dieselben, da die ganze feindliche Infanterie in drei Treffen auf der Höhe eines steilen und gegen den Fuß mit vielen — Ravins coupirten Berges, so außerordentlich mehrentheils mit Batteriestücken garnirt gewesen, stand, insonderheit, als sie den dritten Posten emportiren sollen, durch ein grausames continuirliches Kartätschenfeuer gar sehr gelitten haben — wozu gekommen, daß vielen von den Kavallerieregimentern gleich anfänglich der Kopf gedreht hat, daß solche gar nicht zu ihrem Devoir zu bringen gewesen sind — welches der feindlichen Cavallerie Gelegenheit gegeben, verschiedene Regimenter Infanterie sehr zu molestiren. Dahingegen unsere Husaren und einige wenige Kavallerieregimenter desto braver gethan und erstere insonderheit Alles von feindlichen Kürassieren, Dragonern, Infanterie, worauf sie getroffen übern Haufen geworfen und ruinirt haben, welches aber nicht Alles ausrichten können, da das Gros von der Kavallerie sie nicht soutenirt hat."*) Der General von Manstein und Hauptmann Varenne, welche Mitchell am 23. Juni sprach, erzählten ihm, daß die Stellung sehr stark gewesen, daß der König trotzdem den Sieg schon so gut wie gewonnen hatte: „that if the infantry had been supported by the cavalry it could not have failed, that even some more bataillons of infantry would have done the business alone.“**) Am 26. Juni trägt Mitchell alle Bemerkungen, die er bis dahin über die Schlacht gehört hat, zusammen. Die wesentlichen Punkte sind, daß der König mit seiner ganzen Linie die Front angegriffen, in welcher, außer dem Vortheil des Terrains, der Feind 250 Geschütze, wie einige sagen, in der Linie und in Redouten gehabt, daß zu wenig Infanterie da gewesen, daß die Kavallerie diese nicht unterstützt habe.***)

Die Avantgarde des General Hülsen hatte die österreichische Batterie von 12 Geschützen bei Krczezor genommen; fünf davon hatten die Oesterreicher noch zurückschaffen können. Neben der Avantgarde, auf dem linken Flügel hatten die Regimenter Bevern, Hülsen, Wied, Prinz Heinrich und ein Bataillon vom Regiment Anhalt, zusammen neun Bataillone gefochten. Der Herzog von Bevern bittet am 24. Juni den König: „seinem Regimente die allerhöchste Gnade auch ferner zu continuiren, da nach dem Zeugniß derer Generals so solches unter ihrem Kommando gehabt, selbiges bereits 8 Fahnen und 11 Kanons auch viele Gefangene vom Feinde gehabt (die österreichische Verlustliste gesteht 1630 Gefangene und Vermißte

*) Geheimes Staatsarchiv.
**) Mitchell l. c. p. 350.
***) Mitchell l. c. p. 352.

zu), ehe sie unglücklicher Weise auf allen Seiten umringt und von der Kavallerie größesten Theils niedergehauen worden. — Im Augenblicke zähle dasselbe nur 5 Offiziere und 249 Mann unter Gewehr."*) Das Regiment Bevern hatte den größten Verlust erlitten, da es zuerst von den fliehenden Kürassieren des Regiments Prinz von Preußen übergeritten, darauf von der sächsischen und österreichischen Kavallerie umringt und nach tapferer Gegenwehr gesprengt worden war; es zählte 27 todte oder vermißte Offiziere, 1018 todte oder vermißte Gemeine, 4 verwundete Offiziere und 170 verwundete Gemeine. Das Regiment Wied zählte an Todten oder Vermißten 16 Offiziere und 643 Gemeine; an Verwundeten 8 Offiziere und 347 Gemeine. Der Kommandeur desselben, Major Böhm (der Oberst und Oberstlieutenant waren geblieben), berichtet unter dem 21. Juli, daß das Regiment nach der Schlacht 470 Mann stark gewesen; durch die auf dem Rückmarsch nach der Lausitz erlittenen Verluste sei es jetzt auf 340 Mann geschmolzen, Desertion habe dasselbe jedoch nicht gehabt und schließt: „Ew. Majestät werden hoffentlich mit dem Verhalten allergnädigst zufrieden sein, zumahl da ich in der letzten Bataille zwei Treffen über den Haufen geworfen und 16 Kanons weggenommen hatte, auch den Platz mainteuirt haben würde, wenn entweder die Kavallerie besser gethan hätte, oder statt derselben noch ein paar Bataillone Infanterie zur Unterstützung vorhanden gewesen wären."**) Als die österreichische Reiterei die immer weiter vordringenden Bataillone des linken preußischen Flügels aufzuhalten, ihr weichendes Fußvolk zu retten suchte, war nach dem ersten wenig wirksamen Angriff der Kürassiere des alten Generals Pennavaire, Oberst Seydlitz mit dem Regiment Normann Dragoner vorgegangen. Der Inhaber des Regiments, General-Major von Normann, bittet am 22. Juni den König: „allergnädigst zu akkordiren, daß sein Regiment den Grenadiermarsch schlagen dürfe;" da dasselbe „nicht nur in die österreichische Infanterie eingehauen, viele niedergemacht, von derselben fünf Fahnen erobert, sondern auch ein darauf gestoßenes Sächsisches Karabinierregiment fast gänzlich ruinirt, von selben eine Estandarte erobert (Premier Lieutenant von Barfuß habe diese genommen), auch bereits 40 feindliche Kanons gehabt, welche, weil keine Pferde dabei gewesen und die völlige Macht ihm auf den Hals gefallen, es wieder müssen stehen lassen. Diese vom Regiment erwiesene besondere Bravour, da es den Feind völlig zum Weichen gezwungen, können der Generallieutenant von Ziethen und der Generaladjutant von Krockow umständlich eingezeugen."***)

---

*) Geheimes Staatsarchiv.

**) Geheimes Staatsarchiv.

***) Geheimes Staatsarchiv.

Anders lauten die Berichte vom rechten Flügel, auf welchem die Regimenter Fürst Moritz und Kalkstein im ersten Treffen standen. Fürst Moritz berichtet über das Verhalten seines Regiments aus Nimburg am 24. Juni: „Das mir anvertraute Regiment bestehet anjetzo noch allhier aus 290 Mann, und ist allein durch die Canons und durch das Infanterie-Feuer ruinirt worden. Man könnte zwar wohl gedenken, weil viel Ausländer beim Regiment gewesen, daß auch viele könnten übergelaufen sein. Es ist aber daraus zu erkennen und zu beweisen, daß das Regiment seine Schuldigkeit gethan hat, daß die drei ältesten Stabs-Offiziers davon (Obrist von Döbritz, Obrist von Steinwehr und Major von Bronck) nebst siebzehn Offiziers, so Pelotons commandirt haben, alle todt und blessirt und nicht mehr als ein Stabsoffizier und ein Hauptmann unblessirt, alle Kapitains und Lieutenants aber, so Pelotons geführt haben, todt und blessirt sind (der Verlust des Regiments betrug an Todten oder Vermißten 13 Offiziere und 951 Mann, an Verwundeten 13 Offiziere und 214 Mann). Sie haben von Anfang von zwei starken Batterien, so übereinander gestanden, in der Flanke Feuer bekommen, ehe sie geschossen haben, und da sie näher angerückt, sind sie mit Kartätschen beschossen worden, worauf sie noch auf die Grenadiers gestoßen sind, mit denen sie sich noch eine ganze Zeit herumchargiret und einige Leute an die 20 Patronen gegen sie verfeuert haben. Es kann wohl sein, daß einige schwach Blessirte, worunter auch wohl Gesunde gewesen sein mögen, zurückgekommen sind, wovor ich, weil fast sämmtliche Stabsoffiziers und diejenigen, so Pelotons commandirt haben, todt oder blessirt gewesen, nicht gut sein kann —. Solches werden aber Ew. Königl. Majestät allergnädigst nicht mir und dem Regimente, so Ew. Königl. Majestät mir 17 Jahre anvertraut, und denen sehr braven Offiziers, die mit vielem Vergnügen für Ew. Königl. Majestät und der Ehre Dero Armee lieber todt geblieben als gewichen sind, in ihrem Tode zurechnen, als wenn sie nicht aus Ehre ihre Schuldigkeit mit aller Bravour bis in die letzte Stunde ihres Lebens bewiesen hätten."*) Ueber die Haltung der beiden Bataillons des Regiments Kalkstein auf dem äußersten rechten Flügel berichtet Oberst Eckart ebenfalls am 24. Juni dem Könige: „Ich bin gewiß, daß Ew. Königl. Majestät ein gnädiges Urtheil über uns zu fällen geruhen werden, wenn allerhöchst Derselben ich in tiefster Unterthänigkeit, jedoch auf Ehre, Pflicht und Gewissen hierdurch vortragen kann, daß das Kalkstein'sche Regiment sich gewiß mit aller Bravour gegen den Feind verhalten habe. Weil aber dasselbe beinahe die ganze Bataille hindurch mit linksum marschiren müssen, indem nach dem linken Flügel zuwärts

*) Geheimes Staatsarchiv.

beständig so starke Lücken gekommen, daß wir über Vermögen haben laufen müssen, um nur an das neben uns stehende Regiment angeschlossen zu bleiben, so geschah es, daß wir gar bald in das Kanonen- und Kartätschenfeuer von denen feindlichen Batterien gekommen sind. Demohngeachtet aber haben wir unsern Marsch mit linksum continuiret, sind in Ordnung und geschlossen geblieben, ohngeachtet der großen Menge von Todten und Blessirten, so das Regiment während diesem Marsch verloren hat, als welche Ew. Königl. Majestät allein aus der Anzahl der theils gleich auf dem Platze todt gebliebenen, theils sehr hart blessirten Offiziers, so sich an 21 belaufen, und worunter 3 Stabsoffiziers und 5 Kapitains befindlich sind, zu beurtheilen allergnädigst geruhen werden, wie denn auch noch 8 Feldwebels, 5 Gefreite-Corporals und der größte Theil der übrigen Unteroffiziers bei dieser Gelegenheit geblieben sind. Insbesondere hat die Gewalt des feindlichen Kärtätschenfeuers das zweite Bataillon dergestalt betroffen, daß nicht mehr als ein einziger Lieutenant von denen, so Pelotons commandirt, übrig geblieben, wodurch dann die Confusion, nachdem das Regiment Fronte gemacht, avancirt und auf den Feind chargirt hat, entstanden, weil fast kein Offizier und Unteroffizier mehr übrig gewesen, die Leute in Ordnung zu halten und dieses um so viel mehr, weil die Unordnung weit über uns schon hinterm Dorfe her, den Anfang genommen, daher es dann wohl sein kann, daß einige leicht Blessirte, auch welche, so gar nicht blessirt gewesen, diesem bösen Exempel gefolgt sind. Nichts desto minder bin ich mit dem Rest des ersten Bataillons, welches ich zu führen die Ehre hatte, so etwa aus 200 Mann bestand, nebst denen noch übrigen gesunden Offiziers (der Verlust des Regiments betrug an Todten oder Vermißten 8 Offiziere und 726 Mann, an Verwundeten 12 Offiziere, 221 Mann) und sämmtlichen Fahnen in beständigem Chargiren auf den Feind geblieben, bis endlich die feindliche Cavallerie, so uns sowohl auf der rechten als linken Flanke zu coupiren oder niederzuhauen heranrückte, so nahe kam, daß wir uns in den auf unserer rechten Hand befindlichen hohlen Weg ziehen mußten. Hierinnen haben wir uns gesetzt, die feindliche Cavallerie aus selbigem chargiret, viel Leute und Pferde todt geschossen, und sie auch glücklich repoussiret, uns nachher aus diesem Posten herausgezogen und hinter selbigem abermals stehen geblieben, von wo uns des Fürst Moritz Durchlaucht an sich vom Champ de bataille gezogen. Ew. Königl. Majestät erlauben gnädigst, daß ich mich hierüber auf das Zeugniß gedachter Sr. hochfürstl. Durchlaucht beziehe und noch allerunterthänigst anzeige, daß ich die sämmtlichen Fahnen des Regiments bei mir gehabt, auch die Kanonen des ersten Bataillons conserviret habe. Ew. Königliche Majestät bitte ich in allerunterthänigster Submission, keine Ungnade auf das Kalkstein'sche Regiment und mich zu werfen, sondern aller-

gnädigst zu glauben, daß das Regiment seine Schuldigkeit wie rechtschaffene Soldaten von Ew. Königl. Majestät Armee vollzogen habe."*)

In der Armee bestand die Meinung, welche schon in dem oben angeführten Bruchstück des Henkel'schen Tagebuchs vom 19. Juni hervortritt, daß Fürst Moritz nicht bloß zur Schlacht gedrängt, sondern auch in der Schlacht gegen die Disposition gehandelt habe. Warnery, ein Augenzeuge der Schlacht, sagt: „Nicht der Feind hat uns die Schlacht verlieren lassen. Es war das schlechte Manöver von Moritz und Manstein." Fürst Moritz und General Manstein hätten, statt der Avantgarde zu folgen, innegehalten und Front gemacht, um einige Kroaten, die in den Gärten und Baumstücken waren, von wo sie unsere Linien tiraillirten während diese linkshin marschirten, zu vertreiben. Da sie deshalb rechts schwenkten, that der Rest der Infanterie, welcher folgte, dasselbe, in dem Glauben, an dem Punkte zu sein, von welchem aus angegriffen werden müsse. Dadurch sei die Lücke zwischen der Avantgarde und dem linken Flügel entstanden. Als dann Moritz sah, daß die Avantgarde Erfolg hatte, rief er, daß man Theil an dem Ruhme haben müsse, den jene erlange, und ließ seine Truppen geradeaus angreifen.**) Ebenso hatte Tempelhof bereits fünf Jahre, bevor Warnery's Darstellung erschien, hervorgehoben: „daß es nicht genug sei, die Disposition anzuhören". Einem großen General habe das Feuer der Kroaten aus den Feldern und Dörfern, obwohl aus großer Entfernung, auf die vorbeimarschirenden Kolonnen verdrossen, er habe das zweite Bataillon Bornstedt Front machen und herausrücken lassen, um die Kroaten zu verjagen. Da sich nun nach königlichem Befehl Alles links richten sollte, hätte der jenem Bataillon folgende Theil der Infanterie ebenfalls Front gemacht und wäre gegen den Feind vorgegangen. Die oberhalb jenes Bataillons marschirenden Truppen (der linke Flügel) wären jedoch weiter marschirt, bis sie die Lücke bemerkt und nun geglaubt hätten, daß es Zeit sei, ebenfalls Front zu machen.***) Auch Archenholtz, der seine Arbeit am 4. Januar 1788 schloß, berichtet, daß Manstein, dem Dorfe Chotzemitz gegenüber, im Marsche inne gehalten und dadurch die Schlachtlinie gebrochen habe.

Hören wir den König selbst. Seine erste Aeußerung über die Schlacht liegt in einem eigenhändigen Briefe vor, welchen er am zweiten Tage nach derselben, am 20. Juni, an den König von England gerichtet hat.†)

---

*) Geheimes Staatsarchiv.

**) Warnery, Campagnes de Frédéric 1, 156 seqq. 171. Das Buch ist 1788 erschienen.

***) Tempelhoff 1, 211—215.

†) Ueber die Unechtheit des Briefes vom 18. Juni an Lord Marishal, der leider

„Monsieur Mon Frère. Pour me conformer aux désirs de Votre Majesté j'ai cherché les moyens qui pouvoient me mettre en état de détacher vers le duc de Cumberland et vers le Landgrave de Hesse Cassel. Je n'en ai pas trouvé de plus convenable que celui d'attaquer l'armée de Daun campée dans les environs de Collin. J'y suis marché le 18. Après l'avoir attaqué à deux heures l'après-midi et après lui avoir emporté deux batteries et deux villages garnis d'infanterie, nous avons été repoussés à notre gauche et obligés de nous retirer à Nimbourg. Les suites de cette bataille ont été que je me suis vu obligé de lever le blocus de Prague, et que pour le commencement cela me met hors d'état de faire des détachements. Je travaille incessament à réparer mes pertes et à me mettre en état de réparer cet échec. J'écris à Votre Majesté les choses dans la plus grande vérité sans augmenter mes avantages ni diminuer mes pertes. J'espère dans quelque tems pouvoir Lui mander des nouvelles plus agréables. Il n'y a rien de désespéré; après huit batailles que nous avons gagnées consécutivement, voilà la première de perdue, et cela parceque l'ennemi avoit trois postes garnis les uns derrière les autres. Après en avoir emporté deux les bataillons de l'attaque et ceux qu'on y avoit envoyés pour les soutenir avoient si fort souffert qu'ils se trouvaient réduits à rien et que le combat finit faute de combattans. Nous avons repoussé l'ennemi deux fois à notre droite, et il n'a pas eu le coeur de nous suivre ou de nous inquiéter en aucune manière. Je ne désespère de rien et je puis assurer à Votre Majesté qu'Elle en verra les effets. Il ne me faut que quelque tems pour remettre les troupes, après quoi j'espère trouver des moyens pour réparer notre échec.*)

Am 22. Juni schrieb der König in Böhmisch Lissa den zur Ver-

Aufnahme in die Oeuvres (20, 276) gefunden, ist kein Wort zu verlieren. Lord Marishal ist unter dem 24. Juni durch die Kabinetsminister von Berlin aus von der Schlacht bei Kollin benachrichtigt worden; Geh. Staatsarchiv.

*) Geh. Staatsarchiv. Genau dasselbe läßt der König an demselben Tage seinen Gesandten im Haag und in London schreiben. Nur heißt es hier nach den Worten: lever le blocus de Prague: Après huit batailles que nous avons gagnées consécutivement voilà la première de perdue et cela parceque l'ennemi avait trois postes sur une montagne assez élevée garnis d'un grand nombre de canons de batterie les uns derrière les autres. Après en avoir emporté deux, les bataillons de l'attaque et ceux qu'on y envoyait pour les soutenir avoient si fort soufferts qu'ils se trouvaient réduits a trop peu de monde pour forcer le troisième poste et que le wie oben bis à notre droite, qui n'a pas trouvé bon de nous suivre après l'action.

öffentlichung bestimmten Bericht über die Schlacht eigenhändig ohne irgend eine Korrektur nieder. Er lautet: „Le 18 nous occupames la hauteur de Planian et l'armée défila par la gauche vis à vis de celle des ennemis. On fit la disposition pour l'attaquer, en opposant nos troupes légères aux Hongrois, qui voulaient se mettre sur notre flanc, que l'on poussa sur le chemin de Collin jusqu' au delà d'une hauteur de laquelle il fallait être maître pour attaquer le flanc droit de l'ennemi. Le Général Hülsen fut commandé avec 7 bataillons pour s'en emparer. La ligne de l'infantérie devoit se former en réfusant sa droite pour soutenir cette attaque à laquelle on était résolu de borner l'action. Nos grenadiers gagnèrent la hauteur, ils prirent un village que l'ennemi abandonna, ils se rendirent de plus les maîtres de deux batteries chaqune de 12 ou 13 canons. Alors notre infanterie par une ardeur déplacée attaqua tout d'un coup et sans qu'on put l'arrêter le front du poste des ennemis. Son engagement nous empêcha de soutenir l'attaque de la hauteur; si l'on y avoit pu porter 4 bataillons la bataille était gagnée. L'ennemi profita habilement de cette faute, il fit filer de l'infanterie derrière son front qui attaqua nos 7 bataillons fondus par trois charges consécutives et par le feu de 40 canons aux quels ils avoient été exposés. Notre infanterie la repoussa encore, le régiment des dragons de Norman donna dans cette infanterie, la dissipa, lui enleva 5 drapeaux, se tourna ensuite sur les carabiniers saxons qu'ils poursuivirent jusqu'aux environs de Collin. Pendant ces entrefaites notre infanterie avançait toujours sur le poste des Autrichiens. Le grand feu de canon leur ayant fait perdre du monde, les bataillons fondus avoient de trop grands intervalles; pour y supléer les cuirassiers de Prusse se mirent derrière l'intervalle du régiment de Bevern et de Henri, ils chargèrent sur un régiment autrichien d'infanterie qui était vis à vis d'eux et ils y seraient entrés, si en même temps une batterie chargée de mitraille n'avait été exécutée contre eux. Ce feu les fit tourner, ils se renversèrent sur le régiment de Bevern, une troupe de cavalerie autrichienne les poursuivit, les régiments de Bevern et de Henry furent si fort ruinés qu'il fallut les retirer. Cette ouverture nous coupa la communication avec l'attaque des hauteurs et nous obligea de nous retirer. Le bataillon des gardes qui avait la droite repoussa 4 bataillons d'infanterie qui l'attaquèrent et deux régiments de cavalerie qui voulurent l'entourer et fit des prodiges de valeur. Notre infanterie et cavalerie de la gauche resta sur le terrain que les Autrichiens avaient occupé

au commencement de la bataille jusqu' à 9 heures du soir après quoi ils se retirèrent. L'armée marcha à Nimbourg sans voir d'Autrichiens et sans que personne eût le coeur de la poursuivre." *)

An demselben Tage schrieb der König an den Minister von Schlabrendorff in Breslau: „... Da indessen der Leopold Daun mit seiner ziemlich verstärkten Armee vorwärts gegen Kollin marschiret, wo ich auch denselben den 18. d. M. auf den Kollinschen Höhen postirt gefunden, und darauf des Nachmittags um 2 Uhr mit dem linken Flügel attakirt habe. Es haben auch die dazu commandirt gewesenen Bataillons sowohl zwei considerable Batterien vom Feinde, als auch zwei stark mit Infanterie besetzte Dörfer weggenommen, und den Feind repoussirt. Wie aber der Feind auf drei Anhöhen hinter einander stark postirt gestanden, so haben die commandirten Bataillons nebst denen, welche solche zu souteniren commandirt worden, durch das starke Kartätschenfeuer aus den Batterie-Stücken, so auf der dritten Anhöhe postirt gestanden, so viel gelitten, daß ich lieber zur Retraite resolviren, als die Regimenter noch weiter zu sehr exponiren wollen. Indessen der rechte Flügel den Feind noch zwei Mal poussirt hat, so daß dessen Verlust so stark gewesen, daß, als ich die Regimenter zum Abmarsch beordern lassen, der Feind sich von seinem Posten nicht gerührt, noch sich unterfangen hat, die sich zurückziehenden Regimenter weder zu verfolgen noch sonsten auf ihrem Marsch im geringsten zu inquietiren." **)

Ebenfalls aus Böhmisch Lissa schreibt der König am 26. Juni dem General-Feldmarschall Lehwaldt: „Ich bin also den achtzehnten dieses auf ihn marchiret, da ich ihn in einer avantageusen Position auf denen Bergen in der Gegend von Kollin fand. Weil ich aber glaubete, daß keine Zeit weiter zu verlieren wäre, so attaquirete ich ihn des Nachmittages um 3 Uhr mit meinem linken auf seinem rechten Flügel. Nachdem wir ihm zwei Batterien genommen, auch aus zwei mit Infanterie stark besetzten Dörfern delogiret, ward der linke Flügel durch des Feindes ganz außerordentliches Kanonen- und Kartätschen Feuer repoussiret und wir obligiret uns gegen Nimburg zurück zu ziehen. Der Feind hatte drei garnirte Posten auf den Bergen hinter einander, so stark mit schwerer Artillerie besetzet waren. Zwey davon hatten wir emportiret, mit dem dritten aber wollte es nicht reüssiren, weil die Bataillons zur Attaque und die so selbige soutenirten durch das heftige Kanonen- und Kartätschen Feuer so stark gelitten hatten, daß das Treffen auf diesem Posten aus Mangel derer so solches continuiren konnten sich endigte. Auf

*) Geh. Staatsarchiv.

**) Archiv des Generalstabs der Armee.

unserm rechten Flügel ward der Feind zweimahl repoussiret und die Sache würde nach Wunsch ausgeschlagen seyn, wenn mein linker Flügel nicht so sehr gelitten hätte und die Bataillons dadurch sehr delabriret worden wären, auch verschiedene von denen Regimentern Cavallerie ihr Devoir gehörig gethan hätten."*)

Aus dem Munde des Königs notirte Mr. Andrew Mitchell am 27. Juni in sein Tagebuch: „The King was then pleased to describe to me very particulary the last unhappy battle. — The ardour of his troops to attack a village that lay upon the right of the enemy led them into sustaining a most dreadful cannonade. His intention, he says, was to have flanked their right, which would have obliged them to make an alteration in their disposition of which he might have profited. — He said his intention was to have engaged only his left „pour tourner l'ennemi", but the ardour of his troops in attacking the village had been the cause of his misfortune. He owned that he had too few troops."**) Unter dem 29. Juni bemerkt dasselbe Tagebuch: „Ich hatte verschiedene Unterredungen mit dem Könige, von denen ich unter diesem Datum Lord Holdernesse Bericht erstattet habe." Der Herausgeber hat diesen Bericht nicht abdrucken lassen; jedoch kann diese Lücke durch den Auszug, den Fr. von Raumers Beiträge unter dem 29. Juni geben, einigermaßen ergänzt werden: „Der König schreibt den Verlust der Schlacht dem Eifer seiner Soldaten zu, welche den Feind in der Front angriffen. Denn nach seiner Anordnung sollte allein der linke preußische Flügel den rechten der Oesterreicher in der Seite angreifen. Dies geschah mit großem Erfolge: man nahm einige Batterien, rückte 200 Schritt darüber hinaus vor, gewann so die Seite der Feinde und brachte sie in große Verwirrung. Des Königs Absicht war, im Fall des Bedürfnisses Mannschaft von seinem rechten Flügel nach dem linken hinzuziehen und wenn jener in der ihm angewiesenen Stellung blieb, würde er den linken österreichischen Flügel in Achtung erhalten haben. Allein die guten Wirkungen dieser Anordnungen wurden gänzlich vereitelt durch den großen Eifer seiner Soldaten towards the centre. Als diese nämlich die Fortschritte des linken Flügels sahen, wurden sie begierig, auch Theil an dem für gewiß gehaltenen Siege zu haben und griffen zuerst ein Dorf an, welches ein wenig zur Linken des österreichischen Centrums lag. Sie nahmen es, wodurch aber der ganze preußische rechte Flügel in's Gefecht gezogen und dem furchtbaren Feuer der mit Kartätschen geladenen Batterien ausgesetzt ward." ***)

*) Geh. Staatsarchiv.

**) Mitchell Memoirs 1, 355. 356.

***) Raumer Beiträge 2, 429. 430.

In einer Urkunde, welche der König in der zweiten Hälfte des Juli, in der Zeit der größten Bedrängniß, in einem Augenblick, in welchem seine Lage hoffnungslos erschien, niederschrieb, um sein Verhalten dereinst nach seinem Tode zu erklären und zu rechtfertigen, in den Raisons de ma conduite militaire sagt der König über die Schlacht von Kollin: „Sur cela je me disposais à faire mon effort principal avec la gauche, de refuser ma droite, de prendre l'ennemi en flanc par les hauteurs qui sont vers Kollin et de le pousser vers tous les défilés qu'il avait à dos et dans son flanc gauche. Cette manoeuvre lui rendait une partie de son armée inutile. Si elle avait été exécutée, son canon ne m'aurait pas fait grand mal, parcequ'il ne pouvait agir que contre une section de mes troupes; et s'il avait été poussé vers ces étangs, son infanterie était en grande partie obligée de mettre les armes bas. Je n'ai d'autre reproche à me faire, que de ne m' être pas porté à l'extrémité de notre gauche pour reconnaître ce terrain, qui se trouva plus étendu qu'on ne l'avait d'écrit. Mon malheur voulut que dans un clin d'oeil toute mon infanterie s'engageât contre mes ordres avec l'ennemi, que ma cavalerie n'obéît point aux officiers généraux qui voulurent la mener à notre gauche et qu'un concours de causes secondes me fut entièrement contraire. Dès que toute mon infanterie se fut engagée mal à propos, la seconde ligne y entra incontinent et je n'eus pas un bataillon à ma disposition pour soutenir l'attaque de la gauche. Ma gauche avait emporté trois postes et chargé à sept reprises contre des troupes fraiches qu'on lui avait opposées; quatre bataillons frais gagnaient la bataille; la droite de l'ennemi était totalement battue. Il s'en manqua donc de bien peu que l'affaire ne réussît pas entièrement selon nos souhaits."

Sechs Jahre später hat sich der König in seiner Darstellung der Ereignisse des siebenjährigen Krieges, welche er am 17. Dezember 1763 beendete, ausführlicher über den Hergang der Schlacht ausgesprochen und die Generale genannt, deren Abweichung von der Disposition die vorzeitige Engagirung der gesammten Infanterie und damit neben der Unthätigkeit der Kavallerie und dem üblen Verhalten einiger Regimenter derselben den Verlust der Schlacht herbeigeführt hat. Wie das gesammte Werk, ist auch dieser Theil eigenhändig und zwar sichtbar in einem Zuge und ohne jede Korrektur niedergeschrieben. „Il fut résolu d'attaquer la droite de l'ennemi, parcequ'elle était mal appuyée et parceque c'était l'endroit le plus facile. Le front des Autrichiens s'étandait sur des rochers âpres et escarpés, aux pieds des quels quelques villages semés dans la plaine étaient farcis de pandours. Plus ils

étaient inexpugnables dans cette partie moins ils l'étaient à leur droite. L'endroit par lequel la gauche des Prussiens devait attaquer, était une hauteur qu'ils occupaient déjà; de là se présentait un cimetière isolé, garni de Croates, et qu'il fallait emporter, ensuite en tournant un peu plus à gauche on prenait l'armée du maréchel Daun à dos et en flanc. Pour soutenir cette attaque il fallait la nourrir de toute l'infanterie prussienne qui se trouvait dans l'armée. Par cette raison le Roi se proposa de refuser toute sa droite aux ennemis, et il défendit sévèrement aux officiers, qui la commandaient de dépasser le grand chemin de Kollin. Cela était d'autant plus sensé, que la partie de l'armée autrichienne postée vis à vis de cette droite occupait un terrain inabordable. Si la position que le roi avait prescrite à ses troupes avait été observée, il aurait été maître durant l'action de faire filer, selon le besoin, des bataillons pour soutenir les brigades qui avaient la première attaque. — Lorsque tout fut réglé, M. de Hülsen partit à la tête de sept bataillons et de quatorze pièces d'artillerie, pour engager l'action. Des vingt et un bataillons qui restaient, six formèrent la seconde ligne et les quinze autres la première. Telle fut cette disposition qui aurait rendu les Prussiens victorieux, si elle avait été suivie. Mais voici ce qui arriva. M. de Ziethen attaqua Nadasdy; il le mit dans une déroute générale et le poursuivit jusqu' à Kollin, de sorte qu'il fut séparé des Autrichiens, et que de cette journée il ne pouvait plus nuire aux entreprises du Roi. A une heure de l'aprés-midi M. de Hülsen attaqua le cimetière et le village de la hauteur, où il ne rencontra pas grande résistance; il se rendit ensuite maître de deux batteries chacune de douze pièces de canon. Tout succédait aux voeux des Prussiens dans cette première attaque. Mais voici les fautes qui causèrent la perte de la bataille. Le Prince Maurice qui conduisait la gauche de l'infanterie au lieu de l'appuyer derrière ce village que M. de Hülsen venait d'emporter, la forma à mille pas de cette hauteur. Cette ligne était en l'air; le Roi s'en aperçut et la mena près du pied de cette hauteur; en mème temps on entendit un feu assez vif, qui se faisait à la droite. Il fallut qu'il se dépêchât et ne pouvant faire autrement il remplit les vides qui se trouvaient dans sa ligne par les bataillons de la seconde. Il se rendit de là en hâte vers la droite pour savoir de quoi il était question. Il trouva que M. de Manstein qui avait engagé sa brigade si mal à propos à la bataille de Prague venait de retomber dans la même faute. M. de Manstein avait

aperçu des pandours dans un village proche du chemin que la colonne tenait. La fantaisie le prend de les en déloger: il entre contre ses ordres dans le village, il en chasse l'ennemi, le poursuit et se trouve sous le feu de mitraille des batteries autrichiennes; à son tour on l'attaque et la droite de l'infanterie marche à son secours. Lorsque le Roi arriva sur ces lieux, l'affaire était si sérieusement engagée, qu'il n'y avait plus moyen de retirer les troupes sans être battu. Bientôt la gauche entra également en jeu, ce que les généraux auraient pu cependant empêcher. Alors la bataille devint générale et ce qu'il y a de fâcheux c'est que le Roi n'en pouvait être que spectateur, n'ayant pas un bataillon de reste dont il pût disposer. Le Maréchal Daun profita en grand général des fautes des Prussiens. Il fit filer derrière son front sa réserve qui vint à son tour attaquer M. de Hülsen, jusqu'alors victorieux; il se soutint néanmoins et si l'on avait pu lui fournir quatre bataillons frais, la bataille était gagnée. Il repoussa encore cette réserve autrichienne, les dragons de Norman donnèrent alors dans l'infanterie ennemie, la dispersèrent et lui prirent cinq drapeaux; ils attaquèrent ensuite les carabiniers saxons, qu'ils chassèrent jusqu'à Kollin. Pendant ces entrefaites l'infanterie prussienne du centre et de la droite avait gagné quelque terrain sans cependant avoir remporté d'avantage considerable. Ces bataillons qui tous avaient beaucoup souffert du canon et du feu des petites armes étant fondus à moitié faisaient entre eux des intervalles du triple plus spacieux qu'ils ne devaient être, et puisqu'il n'y avait ni seconde ligne ni réserve, il fallut y suppléer par des régiments de cuirassiers qu'on plaça à quelque distance derrière ces ouvertures. Le régiment de Prusse cavallerie attaqua même un gros de l'infanterie ennemie et l'aurait détruit, si une batterie chargée à mitraille n'eût pas été exécutée à propos contre lui. Il rebroussa chemin en confusion et renversa les régiments de Henri et de Bevern qui étaient derrière lui. L'ennemi s'aperçut de ce désordre; il lâcha aussitôt sa cavalerie, qui profitant de ce moment rendit le désordre général. Le Roi voulut faire charger des cuirassiers qui étaient à portée et qui auraient pu réparer les choses en partie; il lui fut impossible de les mettre en mouvement; il eut recours à deux escadrons de Truchsess qui prirent la cavalerie ennemie en flanc et la ramenèrent aux pieds de ses montagnes."

Man sieht, die Darstellung des Königs ist eine durchaus konstante, welche sich selbst in allen wesentlichen Punkten ohne Abweichung treu bleibt. Sie wird durch das Zeugniß der Gegner bestätigt. In der Erläuterung

eines von österreichischer Hand entworfenen Schlachtplans, welcher nicht lange nach dem Tage von Kollin in der im August 1757 bei Bernstadt erbeuteten Bagage des General Nadasdy gefunden worden ist, heißt es: „Unterdessen als der Feind mit seiner zweiten Stellung bei E am Wirthshause Slati Slunze fertig war, und die vorausgeschickten drei Kolonnen gegen die Anhöhe M marschirten, fing er an, nachdem er geglaubt, die K. K. Armee überflügelt zu haben, den Angriff zu machen und griff das Corps de réserve bei H mit aller Gewalt an. — Sobald er die Anhöhe in M. etwas gewonnen, so ließ er das Dorf Krczezor anzünden, welches das Zeichen seiner Truppen war, aller Orten anzugreifen, die auch ins Gesammt anfingen, kolonnenweis zu attaquiren (unter Lit. N.). Jedoch wendete der Feind seine größte Forçe auf den kaiserlichen rechten Flügel — wo zum ersten Male um halber drei Uhr Nachmittag angegriffen wurde und sofort das kleine Gewehrfeuer anging, welches nicht ehender aufgehört hat, als um 7 Uhr Abends."

So der König und der glaubwürdigste der österreichischen Berichte. Es war schwer, den Sieg gegen eine Armee zu gewinnen, welche die doppelte Stärke, welche den Vortheil der Stellung und einer sehr zahlreichen und durch diese Stellung um so viel wirksameren Artillerie für sich hatte. Was mehr war, Daun konnte von seinem Standpunkte aus jeden Mann in den Reihen des Königs zählen, jede Bewegung erkennen und jedem Manöver zuvorkommen, da er zugleich den Vortheil der kürzeren Linien hatte. Von allen preußischen Berichten, zuerst und zumeist vom König selbst wird überdies zugestanden, daß die Infanterie zu früh und zu vollständig gegen die Front des Feindes engagirt und so gleichzeitig an dieser zerschlagen wurde. Und trotzdem war die Schlacht bereits gewonnen und wäre vollends gewonnen worden, wenn das Gros der Kavallerie, bei welcher, da sie fast ebenso stark als die österreichische war, eben deshalb die Entscheidung lag, entschlossener eingegriffen hätte. Auf dem linken Flügel der Avantgarde befand sich Ziethen mit achtzig Schwadronen. Es war ihm bestimmt vorgeschrieben, Nadasdy zurückzuwerfen, den Angriff Hülsen's zu decken und, sobald das feindliche Fußvolk durch den Angriff der Infanterie erschüttert sei, sich auf dieses zu werfen. Ziethen begnügte sich, die Reiterei Nadasdy's hinter den Grund von Radowesnitz zu treiben. „So schwach das Hülsen'sche Korps," sagt ein österreichischer Zeuge der Schlacht, der Veteran (Cogniazzo), „gegen unsere verstärkte Flanke war, so würden doch diese Bataillone den Sieg unfehlbar erfochten haben, wenn zu gleicher Zeit, als sie schon siegreich die ganze Linie unseres Fußvolkes vor sich hertrieben, die Kavallerie, welche der König, da sie sonst aller Orten auf diesem Schlachtfelde fast unbrauchbar war, zu dem Ende auf seinen linken Flügel gestellt zu haben

scheint, zu ihrer Unterstützung erschienen wäre."*) Nicht nur, daß General Ziethen diesen entscheidenden Moment, den Sieg zu sichern vorübergehen ließ; seine Unthätigkeit war es, welche gestattete, daß, nachdem die Reiterei der österreichischen Reserve durch den Angriff der Normann Dragoner zurückgeworfen war, ein Theil der Reiterei Nadasdy's (die drei sächsischen Chevauxlegers-Regimenter und die 1000 deutschen Pferde wenn nicht noch mehrere) die Aufstellung ihm gegenüber verlassen konnte, um sich auf die erschöpften Bataillone des linken Flügels zu werfen. Das war die Entscheidung. Generallieutenant Ziethen war verwundet worden.

„Mein Unglück wollte, daß sich in einem Augenblicke meine ganze Infanterie gegen meine Befehle mit dem Feinde einließ," sagt der König in jenem Testamente, den Raisons de ma conduite militaire. Weder hier noch in jener Reihe von Schreiben und Aeußerungen des Königs unmittelbar nach der Schlacht wird Fürst Moritz erwähnt. Erst in der Geschichte des siebenjährigen Krieges, die weder bestimmt war, als Buch gedruckt noch von vielen gelesen zu werden,**) findet sich die Bemerkung, daß Prinz Moritz bereits diesseits Krczezor habe Front machen lassen, dann habe der Angriff Manstein's auf Chotzemitz den rechten Flügel engagirt, unmittelbar darauf sei der Angriff des linken Flügels, den die Generale hätten verhindern sollen, gefolgt. Ohne das Urtheil des Königs zu kennen, hatte die Armee dasselbe Urtheil über das Verhalten Manstein's und des Prinzen Moritz gefällt; es liegt in jenen Darstellungen von Warnery, Tempelhof und Archenholtz vor, welche sämmtlich vor der Pubikation der histoire de la guerre de sept ans erschienen. Daß bereits unmittelbar nach der Schlacht in der Armee über den Prinzen Moritz ebenso geurtheilt worden war, beweist die Bemerkung Henkels im Tagebuch unter dem 19. Juni 1757, daß Prinz Moritz gegen die Disposition gehandelt habe. Danach am 5. Juli schrieb derselbe — es war an dem Tage, da Moritz in Leitmeritz wieder zum Könige stieß: „Seine Majestät zogen den Letzteren nicht mehr zur Tafel. — Jedermann war darüber erfreut, denn seit dem Tage von Kollin war er der Abschen der Armee." Er legt das Hohnschreiben eines Offiziers über die vortrefflichen Dispositionen bei, welche Moritz am 26. und 27. Juni getroffen habe.***) In gleicher Weise urtheilt Warnery über die Maßnahmen des Prinzen in diesen Tagen und über den Eindruck, den seine Vermahnungen auf die Stabsoffiziere der Kavallerie über deren Verhalten in der Schlacht gemacht hätten.†) Auch der Stabsfeldprediger Küster weiß, daß Moritz

*) Geständnisse 2, 356. 357. Das Buch erschien 1789.
**) Oeuvres 4. Avant-propos p. 14. 19.
***) Henkel 1, 245. 460.
†) Campagnes I, 173—175.

gegen den Plan des Königs angegriffen, daß man ihm „bekanntlich" die größte Schuld am Verluste der Schlacht beigemessen habe. Es sei deshalb sehr peinlich gewesen, als er am Sonntage (10. Juli) in Leitmeritz auf Befehl des Königs den Offizieren und Gemeinen, welche sich in der Schlacht schlecht gehalten, ihre Pflichtvergessenheit habe zu Gemüth führen und diese Predigt im Zelte des Prinzen Moritz habe halten müssen. Unmittelbar nach der Predigt habe sich Prinz Moritz indeß vollkommen gerechtfertigt, so daß er schon eine Stunde nachher den entzogenenen Ehrenposten wieder erhalten habe.*)

Nach den Angaben zweier Offiziere aus dem Stabe des Königs, denen sich noch sehr spät ein Adjutant des Prinzen Heinrich angeschlossen hat, hätte Moritz sich nicht beim Könige zu rechtfertigen, vielmehr der König bei Moritz zu entschuldigen gehabt. Nicht Moritz, der König selbst habe den Verlust der Schlacht verschuldet. Von seiner eigenen vortrefflichen Disposition sei er abgegangen, den Prinzen Moritz habe er durch die schwersten Drohungen gezwungen, dieser entgegen zu handeln. Höchst seltsam und wohl ohne Beispiel, daß der Feldherr, wie hier behauptet wird, ohne Veränderung der Umstände den selbst erdachten und gegebenen Schlachtbefehl über den Haufen wirft oder vergißt — dennoch hat man nicht dem Könige, man hat den Adjutanten Glauben geschenkt.

Heinrich von Berenhorst wurde 1759 Hauptmann im Stabe des Königs. Die persönlichen Beschwerden, die er sehr bald gegen den König zu haben glaubte, auch nur erwähnen, hieße ihnen Gewicht zuerkennen. Er forderte und erhielt 1762 den Abschied, um in den Dienst des Fürsten Franz Leopold von Anhalt-Dessau zu treten, den er dann auf dessen Reisen begleitete. Er wurde Oberhofmeister und Erzieher des Erbprinzen Friedrich. Als solcher publicirte er im Jahre 1797 anonym die bekannten „Betrachtungen über die Kriegskunst." Er versucht in diesen den Satz durchzuführen, daß Friedrich II. zwar verstanden habe, gute Dispositionen zu entwerfen, aber nicht sie auszuführen, daß er am besten gethan haben würde, jedes Mal vor der Schlacht den Befehl niederzulegen, daß er keinen persönlichen Muth besessen und deshalb im Gefecht unruhig und verlegen gewesen sei. Als Beweis für diesen Satz muß dann auch die Schlacht bei Kollin dienen. „Unbegreiflicher Weise," sagt Berenhorst, „und mit einem Male entging ihm die Geduld, eben als der Haken seiner schiefen Schlachtordnung die feindliche Flanke mit dem schönsten Erfolge zurückdrängte. Vielleicht besorgte er, Hülsen möchte ohne seine Zuthun die Schlacht gewinnen. Ein noch lebender Augenzeuge, der dies lesen wird, weiß, daß der König Moritz von Dessau, der durchaus mit den beiden

*) Küster Lebensrettungen S. 25. 30. 31. 183.

Treffen, die in Zügen marschirten, der Disposition getreu, noch nicht rechts einschwenken wollte, hart anfuhr und bei dem Befehle dazu den Degen zog. Nun warf sich der ganze linke Flügel wild dem Feinde entgegen. Ein Brigadeführer aus der Mitte, den das mit Kroaten besetzte Dorf Chotzemitz außer Besonnenheit brachte, gab den ersten Anlaß zu der unglücklichen Uebereilung."*)

Fünf Jahre nach dieser Enthüllung kam zu Tage, was Gaudi, seit dem 21. Juni 1756 Kapitain des Guides, der mit dem Könige von Prag gegen Daun aufgebrochen war, über die Schlacht von Kollin geschrieben und gesammelt. Er hatte diesen Theil seines Journals, welches er 1778 abgeschlossen (er starb 1788), sammt Schlachtplan nach Retzows Angabe, diesem mitgetheilt**), und Retzow ließ nach Gaudi's Tod diese Darstellung überarbeitet mit einigen Veränderungen, Ungenauigkeiten und Uebertreibungen zunächst ohne seinen Namen in der Minerva 1802 abdrucken. Als die Tete des Corps de Bataille, heißt es hier, Brzistwy gegenüber ist, kommandirt der König plötzlich Halt. Moritz remonstrirt, da nach der Disposition noch 2500 Schritt weiter marschirt werden müsse. Vergeblich. Nach einiger Zeit bittet Moritz, den Weitermarsch nach der Disposition zu gestatten. Dies wird in unangenehmen Ausdrücken abgelehnt. Es trifft Meldung von glücklichen Fortschritten Ziethen's und Hülsen's ein; der König befiehlt, daß auf der Stelle aufmarschirt und angegriffen werde. Auf Moritz' Gegenvorstellungen wird dieser Befehl wiederholt. Auf abermalige Remonstration reitet der König mit entblößtem Degen auf Moritz zu und fragt ihn mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle. „Die, welche Zeugen von diesem Auftritte waren," heißt es in Gaudi's Handschrift, „fürchteten, daß der König ihm seine Unzufriedenheit gegen die Widersprüche noch auf andere Art bezeugen würde," d. h. daß er den Degen gebrauchen würde.***) So muß denn Moritz wider die Disposition, wider bessere Einsicht, wider seinen Willen mit dem linken Flügel, den er zunächst führt, angreifen.

Man sieht, die Versionen der beiden Offiziere des königlichen Stabes decken sich keineweges. Beide sind mit dem Könige darin einverstanden, daß der linke Flügel zu früh Front gemacht, zu früh angegriffen habe. Aber wenn der König das Erste dem Fürsten Moritz, das Zweite dem Eifer der Truppen zuschreibt, so behaupten beide Adjutanten, daß des Königs Befehl den Marsch der Kolonnen des Corps de Bataille zu früh gehemmt. Berenhorst begnügt sich, den König zu früh Front schwenken zu

*) Betrachtungen S. 203. 204. 220. 221.
**) Retzow, Zusätze und Berichtigungen S. 16. Minerva 1803 S. 490.
***) Vgl. Retzow Charakteristik 1, 126. 128. 129.

lassen; im Uebrigen berichtet er, wie der König, daß ein Brigadeführer der Mitte zuerst angegriffen und dieser Angriff auch den linken Flügel zu unglücklicher Uebereilung des Angriffs veranlaßt habe. Gaudi-Retzow behauptet dagegen, daß der König zuerst Halt, danach Front, endlich auch den Angriff des linken Flügels befohlen, und den Prinzen Moritz zur Ausführung dieses Befehls gezwungen habe. Ferner läßt Gaudi-Retzow den General Manstein erst nachdem Ziethen und Hülsen glückliche Fortschritte gemacht, der Letztere den Eichbusch genommen und wieder verloren hat, zu der Zeit als trotzdem „der linke Flügel den rechten des Feindes mit so gutem Erfolge poussirte" d. h. etwa um vier Uhr Chotzemitz angreifen.

So stark die Differenzen zwischen den „Betrachtungen" und „Gaudi-Retzow" sind, die Publikation Retzow's war Berenhorst äußerst willkommen. Am 25. April 1803 schreibt er an Hugo in Göttingen: „Ueber meine Apologie Moritzen's bin ich nie verlegen gewesen. Fürst Franz (der 1803 regierende Herzog) war bei der in Frage seienden Scene dicht hinter den Pferden des Königs und Moritzens; er meint, daß niemand weiter, wenigstens in der Nähe nicht, dabei zugegen gewesen. Von ihm kommt hauptsächlich die Kunde davon her. Da er ein Jüngling von 17 Jahren und dafür bekannt war, ohne Falsch zu sein, so hat niemand von den Optimaten des Heeres, die Brüder des Königs am allerwenigsten, an seiner Aussage, die er gleich auf frischer That abgelegt, gezweifelt; unter dem Kanaillorum ist sie indessen nicht ruchbar geworden. Gaudi, der Gewährsmann Retzow's, hat den Vorfall in seine Geschichte des siebenjährigen Krieges aufgenommen; er konnte allenfalls ein von Fürst Franz nicht bemerkter Augenzeuge gewesen sein, denn unter dem Einschlagen der Kanonenkugeln übersieht man einander leicht. — Wenn Sie die Minerva durchsehen, werden Sie im Januarheft derselben wahrgenommen haben, daß der große Friedrich ein paar Champione gefunden hat, die den Bock von Kollin durchaus nicht wollen auf ihn kommen lassen. — Was sie vorbrachten, war abgeschmacktes Zeug. — Ich forderte Fürst Franz auf, seines Oheims Ehre durch ein an Archenholtz gleichfalls eingesandtes Zeugniß zu retten; er äußerte aber so viele Besorgnisse, daß ich gern von meiner Aufforderung abstand."*)

Daß Fürst Franz den Brüdern des Königs den Vorfall wenigstens nicht wie Berenhorst behauptet unmittelbar nach der Schlacht mitgetheilt hat, folgt aus der durchaus gegentheiligen Auffassung des vertrauten Adjutanten des Prinzen Heinrich, die oben aus dessen Tagebuch gegeben ist. Wenn Berenhorst gegen den nach seiner eigenen Aussage einzigen Zeugen des Vorfalls anführt: dieser könnte Gaudi wohl übersehen haben, so be-

*) Berenhorst's Nachlaß 1, 184.

hauptet Gaudi seine Gegenwart nicht. Er war in der Schlacht; wäre er bei diesem Vorfall gewesen, so hätte er nach seiner Weise gesagt: wir; dagegen heißt es in seiner Handschrift: „die, welche Zeugen von diesem Auftritte waren, fürchteten" u. s. w. Nach Gaudi waren also mehrere Zeugen vorhanden, nach Aussage des Fürsten Franz nur er selbst. War Letzteres der Fall, so muß Gaudi die dreimaligen langen taktischen Erörterungen, die er Moritz sowohl bei dem Befehl zu halten, als während des Halts und bei dem Befehl Front zu machen und anzugreifen in den Mund legt, dem Fürsten Franz verdanken. Aber freilich war dieser erst 17 Jahr. Die, wie Gaudi zugiebt, lediglich den Generalen und nur mündlich gegebene Disposition zur Schlacht hatte er wohl kaum mitangehört und selbst, wenn dies geschehen, doch kaum deutlich auffassen können. Der junge Prinz war deshalb schwerlich in der Lage, den Streitpunkt recht zu verstehen, noch weniger die von Gaudi direkt gegebenen Reden von Wort zu Wort zu behalten und genau wieder zu geben. Am schlimmsten ist freilich, daß dieser einzige Zeuge sich weigert, öffentlich zu wiederholen, was er Berenhorst vertraulich mitgetheilt hat, obwohl 1803 sein Oheim bereits seit 43 Jahren, der König seit 17 Jahren todt war.

Zur Unterstützung seiner Darstellung führt Gaudi an: Fürst Moritz habe lange nach der Schlacht gesagt, es werde ihn ewig gereuen, der drei Mal wiederholten endlich mit unangenehmen Begegnungen begleiteten Ordre zum Angriff nachgelebt zu haben. Er hätte sollen noch mehrere Extremitäten abwarten.*) Retzow verräth in einer Entgegnung in der Minerva gegen die von Berenhorst erwähnten Vertheidiger des Königs, und in den Berichtigungen zur ersten Ausgabe seiner Charakteristik die Grundlage dieser Aeußerung Gaudi's. Er bringt eine Erzählung vor, die er einem ungenannten höheren Offizier der Armee verdanke, welcher sie von zwei inzwischen verstorbenen Offizieren des Regiments Münchow, von Voß und Schmettau, wissen will, die sich zwei Tage nach der Schlacht zu Nimburg hinter den Ofen versteckt und so ein vertrautes Gespräch zwischen Moritz und dem Herzog von Bevern gehört hätten, in welchem der Erstere sich einen Vorwurf daraus gemacht, daß er nicht lieber den Hieb des Königs ausgehalten habe, als den linken Flügel aufmarschiren zu lassen und gegen den Feind zu führen.**) Die Aeußerung des Fürsten Moritz wäre hiernach unmittelbar nach der Schlacht geschehen. Sehr lange danach konnte sie überhaupt nicht geschehen, da Fürst Moritz am 10. April 1760 gestorben ist.

Endlich kommen die Diktate in Betracht, welche der Feldmarschall

*) Journal 2, 155.

**) Minerva 1803 S. 491. 492. Berichtigungen S. 28.

Graf Kalkreuth 59 Jahre nach der Schlacht im Jahre 1816 aus seinen Erinnerungen und seiner Lektüre niederschreiben ließ. Bei Kollin hatte er sich bei der Schwadron Gardes dü Corps befunden, welche den König hierher begleitet. Diese stand auf dem äußersten rechten Flügel und so hat Kalkreuth auch den König, wie er selbst angiebt, erst dann gesehen, als er das Schlachtfeld verließ. Den Vorfall mit Moritz erzählt er abweichend von Gaudi-Retzow und, wie es scheint nach Berenhorst's Quelle, in höchst dramatischer Weise, wie er pflegt, obwohl er den Degen des Königs nicht verwendet. Während nach Gaudi-Retzow der König das Corps de Bataille Halt machen läßt, „um den Erfolg Hülsen's abzuwarten", sagt Kalkreuth mit Berenhorst: „Der König hatte den Ruf, gute Dispositionen zu machen, aber er war der erste, sie nicht zu befolgen aus bloßer Ungeduld. Moritz kannte die Ungeduld des Königs, er sah diesen ganz in der Nähe und trieb die Soldaten, den Schritt zu verdoppeln. Als der König Moritz sagte: machen Sie Front; that dieser, als hätte er es nicht verstanden und rief: vorwärts, vorwärts. Der König wiederholte den Befehl. Mit gleichem Erfolge, weil der Prinz, der das Unheil voraussah, wenn man debordirt Front machte, nicht eingeschwenkt hatte. Zum dritten Mal rief der König: Prinz Moritz, machen Sie Front! Und der Prinz wiederum: vorwärts, vorwärts! Da sprengte der König sein Pferd mit dem Kopfe gegen die Schabracke des Fürsten und rief: Bei allen Teufeln, machen Sie Front, wenn ich es befehle. Nun kommandirte der Prinz mit trauriger Stimme Front und sagte zum gegenwärtigen Herzog von Anhalt, der bei ihm war: die Schlacht ist verloren. Das war die eine Ursache des Verlustes der Schlacht, hier die zweite. Daun hatte vom Rande des Höhenzuges Kroaten in's Gebüsch herabsteigen lassen, welche in die Kolonnen feuerten, die nach dem linken Flügel marschirten. — Der König rief den Marquis de Varenne, den Befehl an das erste Regiment der Kolonne zu bringen, Front zu machen und auf die Kroaten zu feuern, jedoch sollte der Ueberrest den Marsch fortsetzen. Der Marquis, der vom Kriege nichts verstand, brachte nun dem Fürsten Moritz, welcher zum Centrum der ersten Linie zurückgekehrt war, den Befehl, mit dem rechten Flügel Front zu machen. Der Fürst versammelte die Generale, welche in der Nähe waren; der Herzog von Bevern protestirte gegen den Befehl, aber General Manstein stimmte dafür und Moritz meinte, man müsse gehorchen, da „He" es befohlen habe. Manstein und Varenne sollten vor das Kriegsgericht, aber der Tod fuhr mit seinem Schwamm darüber."*)

Um zunächst die Frage Manstein zu erörtern, so bedarf Kalkreuths Version

*) Minerva, 1840, 2, 515–521.

keines Worts; der rechte Flügel konnte nicht mehr linkshin marschiren, wenn der linke bereits eingeschwenkt hatte. Wie der König sagt die Handschrift Gaudi's: bei Ertheilung der Disposition sei vielfältig wiederholt worden: daß der rechte Flügel nicht engagirt werden, daß derselbe am Kaiserwege verbleiben solle, daß der Herzog von Bevern besonders angewiesen worden sei, für die Ausführung dieses Befehls zu sorgen. Als Manstein nun dennoch angreift, erwiedert er auf Bevern's Frage: der König habe ihm durch einen Adjutanten befehlen lassen, Chotzemitz zu attaquiren. Retzow fügt hinzu: „daß man ihn versichern wollen, daß dieser Adjutant Kapitain Varenne gewesen und daß da Manstein mit drei Bataillonen aus der Mitte angegriffen habe, es sehr wahrscheinlich bleibe, daß der König ihm das Kommando in der Hoffnung übertrug, seine ihm bekannt gewordene außerordentliche Herzhaftigkeit werde bei dieser Gelegenheit ebenso wirksam sein, als bei der Schlacht von Prag."*) Gaudi ist verständiger. Er hebt hervor, daß die Manstein gegebenen Befehle sehr bestimmt lauteten und sein Fehler um so größer gewesen sei, als er sich nicht mit der Wegnahme von Chotzemitz begnügt, sondern weiter gegen den dahinter liegenden Berg vorgerückt sei. Sein Angriff zog mit den Verlust der Schlacht nach sich: „denn man konnte die Sachen auf dem linken Flügel mit vier Bataillonen herstellen, so viel waren nur nöthig, dessen Angriff zu unterstützen und ihm die Flanke zu decken. Allein wo sollte man sie hernehmen, da Manstein die, welche am nächsten an diesem Flügel waren, engagirt hatte". Nach der Schlacht, als Bevern den General Manstein befragte, welcher Adjutant den Befehl zum Angriff gebracht, habe Mannstein Varenne genannt: Allein Manstein's Adjutant habe später versichert, daß Varenne keineswegs einen Befehl des Königs zum Angriff gebracht, sondern im Vorbeigehen geäußert habe, man müsse die Kroaten aus dem vorliegenden Dorfe hinauswerfen.**)

Die Quelle, aus welcher Gaudi diesen Theil seiner Darstellung geschöpft, liegt, freilich ohne Datum und Unterschrift, im Archiv des Generalstabs. Sie rührt von einem Offizier her, welcher sich in der Schlacht auf dem rechten Flügel befand, und ist vor dem Jahre 1770 niedergeschrieben. Ich führe den Wortlaut an, zugleich als Beispiel, wie Gaudi die zahlreichen Mittheilungen, welche er für sein Journal erbat oder aus freien Stücken erhielt, benutzte. „General Manstein entamirte das Engagement auf Chotzemitz mit dem Regiment von Bornstedt aus dem Centro und falls man nicht irrt, mit einem Bataillon von Anhalt. Der linke Flügel des Regiments von Manteuffel wurde mit in's Feuer

*) Charakteristik 1, 134. 135.
**) Gaudi Journal 2, 157.

gezogen und insensiblement das ganze Regiment. Der Herzog von Bevern schickte zuerst den Lieutenant Krummensee, und als dieser nicht sogleich zurückkam (er wurde gefangen), den Lieutenant, jetzigen Rittmeister Grafen Schmettau. Der General Manstein sagte, daß ihm der Angriff durch einen königlichen Adjutanten expresse befohlen sei. Als der Herzog nach der Schlacht den General befragte: welcher von den Adjutanten des Königs die Ordre gebracht habe, nannte der General den Hauptmann Varenne und wiederholte dies auf Verlangen des Herzogs in Gegenwart des General von Ziethen und anderer noch lebenden Generale u. s. w. So viel hat ferner der noch lebende Adjutant des Generalmajor von Manstein, jetziger Oberstwachtmeister von Möllendorf Braunschen Regiments versichert, daß der Hauptmann Varenne zu seinem damaligen General gekommen und gesagt, man müsse die einigen Kroaten aus dem Dorfe Chotzemitz herausjagen, darauf denn der General mit den Bataillons an und in dasselbe gerückt und dadurch das Engagement angefangen habe. Beide jetzt nicht mehr lebende Akteurs waren Leute von großer Ambition und wollten coute que coute sich durch ausnehmende Aktions hervorthun. Wer weiß, ob ihnen diese Begierde zu der mehrgedachten, übel digerirten Equipée nicht verleitet hat."

General Manstein wurde im linken Arm verwundet; die Wunde war nicht gefährlich. Mit dem ebenfalls verwundeten Kapitain Varenne brach er mit einem Transport von 26 verwundeten Offizieren in der Nacht vom 23. zum 24. Juni von Leitmeritz nach Dresden auf. Da der Weg unsicher war, befahl Mannstein dem Oberst Plotho: 100 Mann nach Dirmitz vorauszusenden und den Transport selbst durch weitere 100 Mann des Regiments Prinz Friedrich von Preußen geleiten zu lassen*). Bei Welmina wurde der Transport von Laudon's Husaren und Panduren überfallen und sammt der Bedeckung gefangen oder niedergemacht. Unter den Todten befand sich Manstein, der ein Gewehr ergriffen und am Gefecht Theil genommen hatte. Keith schreibt noch am 24. Juni Mitchell: „Ich bin sehr betrübt über das Mißgeschick des armen Manstein. Seine Ungeduld ist Schuld. Aber dies bleibt unter uns".**) Der König selbst schreibt am 6. Juli: „Es hat mir um den sonst guten und tüchtigen Generalmajor von Manstein besonders leid gethan, daß derselbe durch eine fast nicht anders zu nennende Etourderie sich selbst in Unglück — gebracht hat."***) Varenne war gefangen fortgeführt worden und starb wenige Tage darauf in Millischau an seiner Wunde. Wie Scharnhorst in seiner Abhandlung über die Schlacht

*) Plotho an den König, 30. Juni. Keith an den König, 25. Juni; Geheimes Staatsarchiv.

**) Mitchell Memoirs 2, 460.

***) Geheimes Staatsarchiv.

bei Kollin angiebt, „machte er sich bei seinem Tode den Vorwurf, daß er durch ein Versehen den Verlust der Schlacht bei Kollin auf sich geladen habe.“ *)

Hiernach steht fest, daß Manstein ohne den Befehl und gegen die Befehle des Königs angegriffen hat, und es bleibt nach des Oberwachtmeisters von Möllendorf's, Tempelhof's**) und Berenhorst's eigenem Zeugniß dabei, daß Manstein angegriffen hat, **bevor** der linke Flügel angriff. Damit fällt die ganze Erzählung Gaudi-Retzow's von dem Befehl, den der König dem Prinzen Moritz vorzeitig zum Angriff ertheilt habe und nur die Angabe Berenhorst's und Kalkreuth's wäre mit dieser Reihenfolge der Thatsachen vereinbar, daß der König zwar nicht den Angriff, aber doch die Formirung des linken Flügels zu früh befohlen oder vielmehr erzwungen habe.

Gaudi's Journal ist der Sammelort für alle Entschuldigungen der Generale, für alle möglichen Anklagen gegen den König geworden. Man ließ ihm von allen Seiten, auch aus den höchsten Kreisen, Rechtfertigungs- und Anklageschriften mit den Beweisdokumenten für die eigene Vertheidigung oder Verherrlichung, so viel man irgend auftreiben konnte, zugehen. Um bei dem Feldzuge von 57 stehen zu bleiben, so sind Gaudi für diesen von dem Herzoge von Bevern die Befehle des Königs, die er während des Kommando's gegen Daun vor der Schlacht bei Kollin, dann während seines Kommando's in der Lausitz und Schlesien gegen Karl von Lothringen erhielt, vorgelegt worden; nach dem Tode des Herzogs sorgte dessen Bruder Karl für die Vertheidigung des Verstorbenen; von den Vertrauten des Prinzen August Wilhelm gingen Gaudi die Instruktionen und Befehle zu, welcher dieser vom Könige vor und während des Rückzuges nach Bautzen erhalten hatte.***) Die von Gaudi hervorgehobenen Stellen der Befehle an Bevern sollen natürlich unter Weglassung entgegenstehender z. B. des Befehls vom 5. Juni 57 die Widersprüche aufweisen, in welche sich der König verwickelt hat, und den Beweis erbringen, „daß in diesen auch der Klügste stecken geblieben wäre.“†) Seinen Bericht über den Rückzug des Prinzen August Wilhelm schließt Gaudi dann mit den Worten: „Es ist unumgänglich nöthig gewesen, die mitgetheilten Operationen ausführlich zu beschreiben, damit man sich von selbigen recht deutliche Begriffe machen und die Kenner des Handwerks ein Urtheil

*) Denkwürdigkeiten der Berl. militair. Gesellschaft 3, 244.

**) Geschichte des 7jährigen Krieges 1, 214. 215.

***) Gaudi 2, 402. S. auch (im Archiv des Generalstabs) Schreiben Karls von Bevern aus Glücksburg vom 7. Januar 1789. Die Originalbefehle des Königs an den Herzog von Bevern im Geheimen Staatsarchive zeigen noch heute die Bleistiftstriche an den Stellen, die Gaudi abschriftlich mitgetheilt worden sind.

†) Gaudi 2, 96. 105 u. a. a. O.

darüber fällen können, ob wohl Jemand dreist genug sein dürfe, die der Armee zugestoßenen Unglücksfälle dem großen Prinzen zuzuschreiben, der über selbige das Kommando führte".*) Retzow geht noch einen Schritt weiter. Er kann die Hypothese, die gemacht worden sei, nicht verschweigen, daß der König nur darum dem Prinzen das Kommando übertragen habe, damit durch die nun zu erwartenden Unfälle der Unfall, der ihn selbst bei Kollin getroffen, in Vergessenheit gebracht werde.**)

Um die falschen Vorstellungen und Widersprüche zu beweisen, in denen sich nach Gaudi der König in der Regel bewegte, verwendet er nicht nur die Befehle desselben an Bevern vor Kollin, sondern auch die, welche der Prinz Moritz nach der Schlacht von Kollin zwischen dem 19. und 30. Juni vom Könige erhielt. Diese Letzteren sind nun Gaudi nicht etwa von Moritz selbst mitgetheilt, sondern der Verfasser jenes Berichts im Archiv des Generalstabs, den wir eben als freilich ungenau benutzte Quelle Gaudi's für den Angriff Manstein's nachgewiesen haben, hat am Schlusse seiner Auslassung sechs dieser Befehle abschriftlich beigefügt, von denen Gaudi fünf theils in direkter theils in indirekter Rede oder auszugsweise wiedergiebt. In Gaudi's Quelle sagt der König: „Ew. Liebden Schreiben vom 29. d. erhalte ich sogleich, ersehe aber mit Erstaunen daraus, daß Dieselben sich als morgen auf Zittau zurückziehen wollen. Ew. Liebden werden aber doch so . . . . nicht sein, sich ohne meine positive Ordre zurückziehen zu wollen" — „Dieselben werden mir also davor responsable bleiben, wenn Sie ohne meine Ordre sich zurückziehen wollen". Die Quelle fährt fort: „Vermuthlich muß ein Misverstand zu dieser Königlichen Antwort Anlaß gegeben haben, da der Fürst in seinen früheren Rapports ein Räsonnement wegen des Marsches auf Zittau beigefügt und die Beschwerlichkeit der subsistance bei so weiter Entfernung von den Magazinen berührt haben möchte, sonst weiß man sich nicht zu erinnern, daß der Fürst sollte intentionirt gewesen sein, sich zurückzuziehen". Gaudi erlaubt sich nun nicht blos, in die Lücke, die das Schreiben des Königs in seiner Quelle hat, das Wort „toll" hineinzuschreiben, er erhebt die sehr bedingte Verneinung der Quelle zu positiver Gewißheit, indem er fortfährt: „Vermuthlich hat ein Mißverständniß zu diesem überaus harten Briefe Veranlassung gegeben, denn dem Fürsten war niemals eingefallen, sich heute (30. Juni) zurückzuziehen, wohl aber hatte er in seinen Rapports von der Beschwerlichkeit der Subsistenz wegen Entfernung der Magazine in Zittau gesprochen."***) Unglücklicher Weise —

*) Gaudi 2, 169—220.
**) Charakteristik 1, 157.
***) Gaudi 2, 171.

für Gaudi nämlich — liegt das betreffende Schreiben des Prinzen, „Lager bei Jung-Bunzlau, 29. Juni," im Geheimen Staatsarchive. Das P. S. desselben sagt in Chiffren: „Von dem Generallieutenant Brandis ist noch keine Nachricht eingelaufen, also daß wir uns übermorgen auf Zittau zurückziehen müssen, 29. Juni". Der König hat auf dies Postscript eigenhändig geschrieben: „Er mögte nicht so ungescheit seindt, Sich ohne Meine Ordre zurück zu ziehen, ich könnte noch allenfalls von hier Brodt hinschicken". Die Ausfertigung, Leitmeritz, 30. Juni, lautet: Ew. Liebden Schreiben vom 29. erhalte sogleich und ersehe mit Erstaunen daraus, daß Dieselben als morgen sich auf Zittau zurückziehen wollen. Ew. Liebden werden doch aber so ungescheit und unbedachtsam nicht sein, sich ohne meine Ordre zurückzuziehen, da allenfalls ich noch von hier aus Brodt schicken kann; Dieselben also werden mir davor responsable bleiben, wenn Sie ohne meine Ordre sich zurückziehen wollen."

Gaudi ist mit den Operationen des Königs von der Schlacht von Prag ab sehr unzufrieden. Den Sieg bei Prag erklärt er für schädlich. Auch nach diesem durfte man sich seiner Ansicht nach nicht auf die Einschließung Prag's einlassen. Der König habe dann die einmal begonnene Unternehmung aus Eigensinn durchsetzen wollen.*) Daß er persönlich gegen Daun aufgebrochen, erklärt Gaudi daraus, „daß er den Verdruß nicht habe aushalten können, bei einer Armee zu bleiben, wo der glückliche Erfolg länger, als man gehofft, ausblieb."**) Die Zurücktreibung Daun's sollte die endliche Ergebung von Prag rasch erzwingen. Vor der Schlacht selbst hat dann der König, wie dies bei Gaudi üblich, die falschesten Vorstellungen von den Absichten und der Stellung des Gegners und giebt sie wie vor Roßbach auch Gaudi's Rapporten gegenüber nicht auf, bis er sich denn endlich sehr spät durch den Augenschein überzeugen muß. Weiter kann der König es nicht erwarten, zum Schlagen zu kommen, ertheilt zwar eine sehr gute Disposition, handelt dieser jedoch „aus Ungeduld und Verachtung gegen den Feind" entgegen, weil er glaubt, dieser ziehe sich schon zurück. So in der Schlußbetrachtung über die Schlacht. Freilich hat Gaudi in seiner Schlachterzählung selbst das Gegentheil angegeben. In dieser läßt der König das Corps de Bataille halten, „um die Fortschritte Ziethen's und Hülsen's abzuwarten". Nach dem Unglück sei dann der König um so schmerzhafter bewegt gewesen, weil er sich dasselbe selbst gegen die Vorstellungen anderer Leute zugezogen.***)

*) 2, 105. 106. 155.
**) 2, 107. 108.
***) 2, 155—158.

In diesen Zusammenhang paßte eine Hervorhebung des Fürsten Moritz auf Kosten des Königs vortrefflich, obschon es etwas gewagt war, einen zwar sehr tüchtigen Soldaten aus der strengen Schule seines Vaters, von brennendem Ehrgeiz und unvergleichlicher Bravour, dessen Pedantismus und wenig hervorragende Capacität jedoch nicht verborgen waren, zum taktischen Mentor Friedrichs II. zu erheben. Als Moritz am Nachmittage des 16. Juni zum Könige stößt, läßt Gaudi den König zum Prinzen sagen: „er werde Daun bei Golz Jenkau in der linken Flanque angreifen, indem er hinzufügte, er bäte ihn sehr, sich nicht einfallen zu lassen, ihn von Letzterem abzurathen, sofern er seine Freund bleiben wolle.“*) Hiernach hätte der König für nöthig gefunden, sich im Voraus gegen die als sicher vorauszusetzende Vorsicht des Fürsten und dieser entsprechende Remonstrationen zu schützen. Als Einleitung zu den Vorstellungen, die Gaudi dem Prinzen während der Schlacht in den Mund legt, ist die Aeußerung des Königs vortrefflich; historisch leider unhaltbar. Wußte der König, daß Moritz nach Lage der Dinge bedenklich war zum Schlagen, er hätte ihn, dem er eben erst bei seinem Abmarsch das Kommando vor Prag auf dem rechten Ufer der Moldau übertragen hatte, sicherlich nicht nachkommen lassen. Das Schreiben des Königs vom 14., welches Moritz rief, sagt sehr deutlich und bestimmt: „Es kommt hier auf wenige Tage, zugleich aber auch auf wenige Stunden an.“ Daß die Brüder des Königs, daß die Umgebung des Prinzen Heinrich nach der Schlacht dafür hielten, daß Fürst Moritz den König zur Schlacht gedrängt habe, dafür sind oben die Beweise gegeben. Daß sie dies bereits vor der Schlacht befürchteten, zeigt Henkel's Tagebuchnotiz vom 18. Juni: „Wir waren sehr in Unruhe über den Ausgang der Unternehmungen des Königs, da wir wohl wußten, daß seine Hitze und der grenzenlose Ehrgeiz des Fürsten Moritz, welcher Letztere keinen Anstand genommen haben würde, das Schicksal des Staats auf eine Nadelspitze zu setzen, die Sache bis auf's Aeußerste treiben würden.“**)

Aber zugegeben, die Dinge zwischen dem Könige und dem Fürsten seien in der Schlacht gerade so zugegangen, wie Gaudi sie darstellt, so müßten sich Spuren eines so schweren Vorgangs in dem persönlichen Verhältniß des Königs und des Prinzen wenigstens in den ersten Wochen nach der Schlacht finden. Dies ist keines Weges der Fall. Als der König während des Feldzuges von 1756 den Prinzen einmal hart angelassen hatte, schrieb er gleich darauf unter einen Befehl vom 11. September: „Sein Sie mir nicht mehr böse“; und wiederholt denselben Zusatz am Schluß des Befehls vom 12. September. Vom 19. Juni bis 5. Juli

*) Gaudi 2, 124.

**) Henkel 1, 229.

1757 liegen die täglichen Meldungen des Prinzen vor. Sie sind im dienstlichen Stil gehalten und von ihm nur unterschrieben. Am 24. Juni bittet er: ins Hauptquartier des Königs kommen zu dürfen, um sich über die Stellungen auf dem linken Elbufer zu unterrichten und wegen der Verpflegung Abrede zu treffen. Er erhält diese Erlaubniß, spricht den König am 25. in Lissa, schreibt am 27. über die Befehle, die der König ihm mündlich ertheilt habe, und fährt dann fort: „Wenn beide Armeen vereinigt würden, wäre mein Wunsch erfüllt, Eurer Majestät aufzuwarten." Eigenhändig fügt er hinzu: „Gott wird meine Wünsche erfüllen, Ew. Majestät wiederum tranquillisirt zu sehen." Als er dann seinen Rückzug nach Jung-Bunzlau aus Besorgniß vor dem Anmarsch der Oesterreicher anzeigt, antwortet der König am 28.: „Ich habe nicht gerne gesehen, daß Er sich ohne Noth zurückgezogen hat, aber weil es geschehen ist, lasse ich es passiren. Morgen wird mein Bruder, der Prinz von Preußen, abgehen; wenn meinem Bruder dort Alles übergehen ist, soll Er mit seinem Regiment zu mir stoßen." Wie der König die Meldung des Prinzen, daß er am 1. Juli nach Zittau zurückgehen werde, erwiderte, ist oben angegeben.

Nichts in diesem Briefwechsel deutet auf ein tiefgehendes Zerwürfniß, auf besondere Verletzungen. Hatte der König dem Prinzen hartes Unrecht gethan, so konnte Moritz nicht wünschen, den König zu sprechen, um laufende Dinge des Dienstes zu regeln, noch weniger, dauernd in seiner Nähe zu sein, unter dem persönlichen Befehl des Königs zu stehen. Noch weniger konnte der König wünschen, die lebendigste Mahnung an einen von ihm selbst begangenen schweren Fehler, der sich so furchtbar gerächt hatte, in seiner Umgebung zu haben. Dieser Briefwechsel macht in keiner Weise den Eindruck, als ob der König sich irgend etwas gegen Moritz vorzuwerfen hätte, vielmehr den, daß Moritz das Bedürfniß fühlte, die Gewogenheit des Königs wieder zu gewinnen. Daß ihn der König in Leitmeritz nicht mit entschuldigender Freundlichkeit empfing und ebenso wenig freundlich die Brüder des Königs, haben wir bereits gesehen. Der Grund, warum der König ihn nach Leitmeritz rief, war der, daß er Moritz nicht für fähig hielt, die Armee selbstständig zu führen. Er gab das Kommando dem Prinzen August Wilhelm, weil er erwartete, die Generale würden sich dem Thronfolger williger fügen und dieser selbst dem Rathe Winterfeldt's folgen.

Zu diesen Indicien aus dem Verhalten des Prinzen Moritz nach der Schlacht dem Könige gegenüber, tritt der Bericht eines Augenzeugen, der etwa ebenso jung, wie Fürst Franz Leopold im Gefolge des Prinzen Moritz, im Gefolge des Königs der Schlacht beiwohnte. In diesem hatten sich wie immer zwei Leibpagen, von Schwerin und von Puttlitz, befunden. Der Letztere, welcher, auf dem Schlachtfelde von Leuthen zum Lieutenant er-

nannt, danach Major im ersten Garde-Bataillon gewesen war, schreibt am 20. Juli 1798 dem Könige Friedrich Wilhelm III. aus Stölitz in Pommern: er dürfe nicht länger schweigen, besonders da König Friedrich II. nach der Schlacht zu Melnik gesagt, seine Pagen würden ihm einst bezeugen, wie wenig seine Befehle bei Kollin ausgeführt worden seien. Er schließt seine Zuschrift an den König mit den Worten: „Ich habe dies mein Zeugniß nach Ehre und Gewissen abgelegt und will es nicht mit in's Grab nehmen." Man wird dieser direkt und unter Uebernahme der Vertretung der Wahrheit abgegebenen Aussage doch mindestens denselben Glauben beimessen müssen, als der indirekt durch Berenhorst (und etwa auch durch Kalkreuth) überlieferten Aeußerung des Herzogs von Dessau, die ebenfalls erst um diese Zeit, nach Veröffentlichung der histoire de la guerre de sept ans, im Jahre 1797 zu Tage getreten ist.*) Puttlitz berichtet: „Der König sagte zu allen Herrn Generals: — wir müssen den Feind blos auf seinem rechten Flügel angreifen, denn hier kann er uns höchstens nur 6 bis 8 Bataillons Fronte weisen, mit unserm linken Flügel ziehn wir uns daher an den Kolliner Fluß weg; und so rollen wir den Feind ordentlich auf, indem wir seinen rechten Flügel in dessen linken hineinwerfen, der entweder in den Morast, oder sich uns ergeben muß. Unser rechter Flügel muß sich zurückhalten, und zwar so, daß er womöglich keinen feindlichen Schuß höre, geschweige einen solchen empfinde. Sie sehn, meine Herrn, dort ganz links die großen Gebäude oder Speicher, dabei liegt ein kleines Dorf und einige Teiche, hier muß sich unser rechter Flügel appuyren, und sollte dieser sich links ziehen, wenn unser linker Flügel attaquirt, so muß er doch immer sich so zurückhalten, wie ich gesagt habe. Wagt sich nun der Feind von seinen Bergen in die Plaine, so empfängt ihn unsere ganze Cavallerie, welche sogleich in den Feind einhauen muß. Die Herren von der Cavallerie werden ja sehen, wie sie ihre Sache am besten machen; der General Ziethen hat den feindlichen Husaren den Weg gewiesen: machen Sie es auch so, so sind die Feinde gewiß verloren. Er, mein lieber General Hülsen, nimmt 8 Bataillons von unserm linken Flügel, und greift mit diesen des Feindes Verschanzungen bei jenem Dorfe vor dessen rechten Flügel an, und nimmt sie weg; ich folge ihm gleich mit der Armee. General Treskow marschirt mit meinem linken Flügel so, daß er damit an General Hülsens rechten stößt; und so folgen die andern Herrn Generals; auf diese Art wird unser rechte Flügel wohl an jene massiven Gebäude stoßen, wo sich derselbe unbewegt halten muß, bis es nöthig ist, und ich schicke, er solle sich auch links ziehn.

*) Gegen Retzow's Charakteristik hat derselbe Georg Karl Gans Edler zu Putlitz nachmals Memoiren abgefaßt.

Die Cavallerie bleibt hinter der Infanterie à portée, damit sie bereit ist, hinzugehen, wo es nöthig ist, und sie einhauen kann, überdem hat sie die schönste Plaine vor sich. Ueberhaupt muß sich an kein feindliches Schießen eher gekehrt werden, bis wir unsre Stellung haben; nur der General Hülsen greift sogleich an, wie er an den Feind kommt. Der König forderte jetzt noch die Herrn Generals auf, zu sagen, ob sie ihn alle recht verstanden hätten, indem er sagte: wer von den Herrn es nicht verstanden, der sage es, ich nehme es nicht übel, und will es gern wiederholen. Alle bejaheten, es verstanden zu haben; der Fürst Moritz sagte noch: wer wolle das nicht verstehen, es ist ja so deutlich, daß niemand fehlen kann. Und o leider, daß ich es meiner Pflicht gegen den großen König, und der Wahrheit gemäß sagen muß: Gerade Er, der sonst so tapfere und erfahrene Krieger, war derjenige, der alles misverstanden hatte, und die ganze Distance der Armee verschlug. Er hatte die Punkte, wo die Flügel zu stehen kommen sollten, mit einander verwechselt, und da, wo nach des Königs Befehl der rechte Flügel stehen sollte, hat er den linken schon halten lassen; mithin ging die ganze Distance der Armee des Königs und des Corps des General Hülsen verloren. Wie nun unser linker Flügel auf den Punkt, welcher für den rechten bestimmt war, kam, so spielten die österreichischen Batterien auf denselben, und — o Gott, wenn ich daran gedenke — Fürst Moritz sprach das unglückliche Wort: Halt! Aufmarschirt! General Treskow rief dem Fürsten zu: Ihro Durchlaucht, was machen Sie; der König hat ja befohlen, hier soll der rechte und nicht der linke Flügel stehn. Beide verwickelten sich hierüber in einen Wortwechsel, der dem Zuschauer einen augenblicklichen Duell erwarten ließ. General Treskow ward äußerst heftig und sagte: Bleiben Ew. Durchlaucht auf Ihren Platz, hier ist der meinige, der König hat mir Verhaltungsbefehle gegeben. Der Fürst erwiederte hierauf: Aber, aber, Ew. Excellenz, ich befehls so, ich befehls; und änderte nichts an dem gegebenen Befehle zum Aufmarsch. Ihr Streit ging so weit, daß wir Pagen sowohl denselben als auch die Ursache davon bemerkten, und unter uns sagten: Wenn es heute gut geht, so gehts jederzeit gut. Der König, welcher sich mit Beobachtung des Feindes beschäftigte, hörte es, sahe sich um, und entdeckte jetzt, was für ein Mißverständniß herrschte. Er sprengte hinzu, schrie: Aber, Ihr Herrn, Halt! Halt! ins Teufels Namen, was machen Sie; Halt! Halt! Allein hier war an kein Halten zu denken; es war einmal durch die ganze Armee Marsch geschlagen, der König mochte schreien und rufen, so viel er wollte, vergebens. Nun, so geh es in Gottes Nahmen, sagte der König, zog den Degen, und so gieng es frisch vor sich. General Manstein, dem gleich die Schuld an diesem Fehler beigelegt wurde, hatte seine

Brigade in der Mitte, was war also natürlicher, als daß er folgen muß, und auch aufmarschiren ließ, da der linke Flügel schon aufmarschirt stand. Sowohl die Mitte, als auch der rechte Flügel, den der Herzog von Bevern kommandirte, mußten glauben, der König habe es anders befohlen, und folgten dem Beispiel des linken Flügels; wo sollten sie auch hin, da dieser schon fest stand. Es gieng also vorwärts. Der Herzog von Bevern hat dem allen ohngeachtet seinen rechten Flügel so viel wie möglich zurückgehalten. Der Zwischenraum beider Armeen, des Königs und General Hülsens, war zu groß, um ausgefüllt werden zu können. Sechs Bataillons waren nur im zweiten Treffen, zwei davon mußten sogleich, für ein bekanntes Regiment, welches wich, ohnerachtet der König selbst es wieder einmal heran führte, ins erste Treffen, die vier andern rückten in die Lücke, waren aber nicht hinlänglich, um den Feind zu verhindern, daß er sich des großen Zwischenraums nicht bediente. Der König befahl, die Kavallerie solle dort einrücken, allein auch dies war nicht möglich zu machen. Die Attaque gieng also vor sich. General Manstein traf mit seiner Brigade auf ein Dorf vor des Feindes Front, welches mit starken Leim-Mauern umgeben, und besetzt war; alles ward hinausgeworfen, und so giengen unsere Leute gerade auf die Berge los, ohnerachtet der Feind aus seinen daselbst eingeschnittenen Kanons ein schreckliches Kartätschenfeuer auf sie machte, brachten alles zum Weichen. Die Oesterreicher warfen Bataillons- und Regimenterweise die Gewehre weg, und kamen zu uns herüber, so daß ich mit Grunde der Wahrheit behaupten kann: es befanden sich gewiß 8 bis 10,000 Mann, als Gefangene und Deserteurs hinter unserer Armee. Während diesem hatte auch General Hülsen das Dorf weggenommen, und alles zurückgeworfen, und viele Kanonen erobert. Das Regiment Normann ließ dem Könige melden: daß es allein 24 Kanonen erobert hätte. Durch die Attaque des General Hülsen auf den feindlichen rechten Flügel, und des Königs auf die Mitte, war der feindliche rechte Flügel völlig geschlagen und gewichen, so daß österreichische Deserteurs und unsere eigenen gefangen gewesenen Leute versicherten, der Feldmarschall Daun sei mit dem Rest des rechten Flügels schon 1½ Meilen hinter der feindlichen Armee gewesen. Der Feind glaubte sich selbst ganz geschlagen, und mochte wohl, um seinen Rückzug zu decken, die Kavallerie vorgeschickt haben. Der König besorgte nicht ohne Grund, diese möchte sich die Blöße des linken Flügels zu Nutze machen, und in solchen, wie es nachher auch wirklich geschahe, einhauen. Er schickte also Mahl auf Mahl, unsere Cavallerie solle attaquiren und die Infanterie decken, allein sie kam, so oft der König auch nach ihr geschickt hatte, nicht. Der Holländische Oberstlieutenant v. der Hoppe, den der König dreimal hingeschickt hatte, sagte endlich: Ew. Majestät, sie wollen nicht attaquiren.

Die Oesterreicher fingen schon an, in unsere Infanterie einzuhauen, und zogen sich hinter unsern linken Flügel. Nun sprengte der König zur Kavallerie: Aber meine Herrn Generals, wollen Sie nicht attaquiren, sehen Sie nicht, wie der Feind in unsere Infanterie einhaut. Ins Teufels Namen attaquiren Sie doch. Allons ganze Kavallerie, Marsch! Marsch! und so brachte sie der König heran. Die Oesterreicher hatten sich mit der noch hinzugekommenen Kavallerie formirt, während daß sich Panduren in einen hohlen Weg gezogen, die sonst im Getreide lagen. Die österreichische Kavallerie hatte dazumal noch die Gewohnheit, zuvor ihre Karabiner abzufeuern, ehe sie den Pallasch aufnahm; dies that sie auch hier; ihr Geknatter und der Panduren Feuer, mitunter auch wohl Kanonen- und Kartätschen-Kugeln, brachten unsere Kavallerie zum Fliehen, und zwar so, daß der König, alle Generals und Offiziers, alles Haltschreiens ohngeachtet sie nicht zum Stehen bringen konnten; sondern der König ward im Stiche gelassen u. s. w."

Die Erzählung Gaudi's hat ihre Hauptstütze in der Disposition gefunden, welche sie dem König für die Schlacht beilegt. Der König spricht, wie die oben mitgetheilten Dokumente zeigen, überall nur davon, daß es seine Absicht gewesen, den rechten Flügel und die rechte Flanke des Feindes anzugreifen, seinen eigenen rechten Flügel aber ganz zu versagen, der deswegen „strengen Befehl erhalten habe, den großen Weg nicht zu überschreiten". Nach Gaudi's Angaben soll der König dagegen beabsichtigt haben, den Feind zu umgehen. Zu diesem Zweck sollte Hülsen dem Corps de Bataille tausend Schritt voraufgehen und von Ziethen links gedeckt Krczezor, insbesondere aber den Eichbusch, nehmen, der einen Kanonenschuß über der Flanke des Feindes liege. Der linke Flügel sollte beständig fortmarschiren, zwischen Krczezor und Kutlirz durchgehen und den Eichbusch zum point d'appui nehmen. Darauf, daß der König dann den Fortmarsch des Corps de Bataille bis zum Eichbusch nicht gestattet habe, basiren alle jene Vorwürfe auf Abweichung von der Disposition, welche Gaudi gegen den König erhebt. Wenn der Feldherr uns seine Disposition angiebt, der Adjutant eine davon abweichende, wem von beiden haben wir zu glauben? Die Disposition ist, wie Gaudi zugiebt, nur mündlich ertheilt, und es steht nach dem Zeugniß eines bei der Schlacht Anwesenden fest, daß die Adjutanten des Königs nicht gegenwärtig waren, als der König sämmtlichen Generals die Disposition zur Schlacht ertheilte.*) Gaudi kennt dieselbe also nur, wie sich unten weiter bestätigen wird, aus zweiter Hand, und die Befehle, welche er über die vom Könige selbst angegebenen hinaus, diesen ertheilen läßt, erregen doch

*) Neue Bellona 1805 S. 118.

einiges Bedenken. Was hatte es für einen Sinn, dem General Hülsen einen Vorsprung von tausend Schrittten zu lassen, wenn das Corps de Bataille bis eben dahin marschiren sollte, bis wohin Hülsen links vorzugehen befehligt war, nämlich bis zum Eichbusch? Was hatte es für einen Sinn, dem rechten Flügel zu befehlen, den Kaiserweg nicht zu überschreiten oder, wie es bei Gaudi wiederholt heißt, „am Kaiserwege zu bleiben", wenn es darauf abgesehen war, die Armee die Stellung einnehmen zu lassen, welche ihr Gaudi auf seinem Schlachtplan giebt und welche er im Text erläutert, daß der rechte Flügel südwärts vom Kaiserwege, der linke am Eichbusch stehen sollet? Es wäre dies kein Versagen des rechten Flügels gewesen, sondern eine Umgehung, die Aufstellung der gesammten Armee des Königs in der rechten Flanke der österreichischen Armee. Die Attacke Hülsens wäre dann nicht die Vorschiebung des linken Flügels gewesen, sondern eine Attacke vor der Linie. Hülsen hätte mit zehn Bataillonen im ersten Treffen gestanden, Fürst Moritz mit vierzehn im zweiten und hinter diesen hätten sich acht Bataillone im dritten Treffen nebst den Kavallerieregimentern befunden, welche Ziethen nicht überwiesen waren. Daß von „nicht Ueberschreiten" des Kaiserweges bei dieser Aufstellung keine Rede sein konnte, beweist ein Blick auf das Terrain. Die Linie derselben auf Gaudi's Plan mißt über 3000 Schritt, die Entfernung vom Kaiserwege bis zum Eichbusch beträgt, mit Einschluß des Letzteren, gegen 4000 Schritt; die vierzehn Bataillone des ersten Treffens des Corps de Bataille konnten bei der damaligen zusammenhängenden Aufstellung diesen Raum nicht einmal ausfüllen.

Es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß der König eine Disposition dieser Art gegeben hat. Die geniale Anschauung, welche den König bestimmte, von den Parallelschlachten abzugehen, die er vorfand, seine sogenannte schräge Schlachtordnung will eine überlegene Stärke auf einen der feindlichen Flügel bringen, den angegriffenen Flügel in der Front und in der Flanke fassen, durch diesen Angriff zugleich die Aufstellung des Feindes derangiren. Der refüsirte Flügel war dazu bestimmt, die nicht angegriffene Schlachtlinie des Feindes in Respekt zu halten, dem eigenen angreifenden Flügel aber zum Soutien, im Fall des Rückzuges als Reserve zu dienen. Nahm man den refüsirten Flügel ganz weg, so veränderte dann auch der Feind entsprechend seine Stellung und gewann freie Hand, alle seine Kräfte auf den bedrohten Punkt zu wenden. So die constante Anschauung des Königs. Sie ist bereits in der Instruktion vom 17. März 1742 angedeutet,*) danach in den Principes généraux de la guerre von 1748 und 1753, in den Pensées (1755), späterhin in den

*) Oeuvres 30, 53.

Instruktionen von 1756 und 57, in dem Befehl an den Grafen Dohna vom 20. Juli 1758, in der Disposition und den Reflexionen desselben Jahres u. s. w. ausgesprochen.*) Diese bestimmten durch Pläne erläuterten Vorschriften lassen keinen Zweifel über die Absicht, die der König auch bei Kollin verfolgte. Auch bei Leuthen gingen neun Bataillone dem Feinde direkt in die Flanke, aber nicht tausend Schritt dahinter, wie bei Kollin, sondern dicht angeschlossen folgte der rechte Flügel unter dem Kommando desselben Prinzen Moritz. Eben um zu vermeiden, was bei Kollin geschehen, war befohlen, daß die Bataillone des rechten Flügels nur in Staffeln angreifen sollten, daß jedes Bataillon seinen Nachbar zur Rechten funfzig Schritt voraus lassen müsse. Der linke Flügel aber blieb dem Centrum des Feindes bei Leuthen gegenüber, bis der Angriff der vorgeschobenen Flanke und des rechten Flügels reüssirt hatte. Wollte der König bei Kollin seine Stellung vor der Front des Feindes nicht wenigstens westlich bis Chotzemitz festhalten, wollte er nicht wenigstens einen Theil der feindlichen Front in Respekt halten, warum wurde dann das erste Treffen auf 14 Bataillone verstärkt, das zweite auf 8 Bataillone reducirt? Warum begab sich dann der König nicht gleichzeitig mit der Flanke und den beiden Treffen, d. h. in diesem Falle mit allen drei Treffen dicht aufgeschlossen hinter Krczezor, um den Feind hier mit voller Macht über den Haufen zu werfen? Sollte dies successive geschehen, etwa um den Feind zu täuschen und Gegenanstalten desselben zu hindern? Aber der Feind übersah von seinen Höhen ja jede Bewegung der preußischen Armee.

Die Disposition, welche Gaudi dem König unterlegt, widerstreitet nicht nur den eigenen Angaben des Königs und seiner constanten Taktik; er konnte die Gaudische Disposition überhaupt nicht geben. Letztere hätte den Parallelmarsch des Feindes nach sich gezogen. Aber auch, wenn dies nicht geschah, so war mit der Aufstellung der preußischen Armee in der von Gaudi gegebenen Linie nicht blos Daun, sondern auch sie selbst umgangen. Sie selbst stellte Daun zwischen sich und Prag, sie gab Daun die Straße nach Prag frei und mußte mit der Elbe im Rücken fechten. Daun brauchte nicht mehr mit dem Könige zu schlagen, um das Belagerungscorps auf dem rechten Ufer der Moldau im Rücken zu fassen. Und wenn man nicht so weit gehen will; das preußische Gepäck lag in Kaurzim, die Armee des Königs, die beiden Armeen vor Prag lebten aus den Magazinen von Nimburg und Brandeis.

Es hieß, alles dies preisgeben, wenn man die Kaiserstraße aufgab. Gerade daß diese beiden Magazine und zugleich die Belagerung von Prag zu decken waren, bezeichnet der König als die Schwierigkeit seiner Aufgabe.

*) Oeuvres 28, 74. 112. 113. 30, 206. 222. 237. 238. 251. 28, 149. 160.

Es war kühn genug, wenn der König den Kaiserweg von Chotzemitz westlich bis Planian freigab. Wollte er mit der ganzen Armee nach Osten, dann durften die Verwundeten nicht, wie geschah, nach Planian, sie mußten nach Predhrad und Podiebrad gebracht werden.

Die Disposition des Königs bei Gaudi-Retzow ist erfunden, aber nicht ganz frei erfunden. In jener Handschrift, welcher Gaudi die oben besprochenen Befehle an den Fürsten Moritz entlehnte, heißt es: „Die Husaren sollten das bei Kutlirz stehende Nadasdy'sche Korps attaquiren und die daselbst gelegene Anhöhe okkupiren. Die 6 Grenadier-Bataillone und die Reserve unter Hülsen und Oberst Finck sollten Brzistwy und Krczezor emportiren —, mittlerweile die Armee am Kaiserweg entlang marschiren sollte, bis selbige mit der Tête zwischen Kutlirz und Krczezor durchmarschiren könnte, alsdann der linke Flügel der Infanterie an das Hölzchen, so auf der Anhöhe von Krczezor lag, appuyirt werden und solcher Gestalt der Feind in seiner Flanke angegriffen und rafflirt werden sollte, der rechte Flügel der Armee aber immer zurück und am Kaiserwege gehalten werden sollte. Die Tête der Infanterie linken Flügels war kaum bei dem am Kaiserwege gelegenen Wirthshaus Bradit angelangt, so ward aufmarschirt, so daß Brzistwy noch über den linken Flügel vorwärts hinaus zu liegen kam. Was zu dieser Abänderung Anlaß gab, hat man während der Aktion auf dem rechten Flügel nicht erfahren, vermuthlich kann ein gebrachter Rapport, daß das schwierige Terrain den Marsch nicht zulassen wolle und die Kanonade des Feindes gegen das Altbevernsche Regiment und andere Mannschaften, in denen Pelotons auf dem Marsche todtgeschossen wurden, zu diesem zeitigen Aufmarsch Gelegenheit gegeben haben. Die Folgen davon sind bekannt, da zwar die Bataillone des linken Flügels Alles vor sich Findende über den Haufen warfen und Fahnen nebst vielen Kanons erbeuteten, so wurden doch solche von den ihnen links stehen gebliebenen feindlichen Corps de Reserve in der Flanke attaquirt und endlich theils völlig entourirt, theils geschlagen und gefangen."

Man wird zugeben, daß es mindestens auffallend ist, wenn gerade diejenige Quelle Gaudi's, deren Verfasser dem Prinzen Moritz so nahe stand, daß er die diesem unmittelbar nach der Schlacht zugegangenen Befehle des Königs abschreiben konnte, nur Vermuthungen über die verfrühte Formirung des linken Flügels zu äußern wagt. Für die Feststellung der Genesis der Disposition Gaudi's ist jedoch die Angabe dieser Quelle, „daß der linke Flügel der Infanterie sich an den Eichbusch stützen sollte", von Werth. Hiermit stimmt Putlitz, der den König sagen läßt, daß Treskow sich an Hülsen's rechten Flügel anzuschließen habe, wie Tempelhof's Darstellung: „Sobald die Têten der Kolonnen etwas über den rechten Flügel der Armee hinausgekommen sein würden, welches ohngefähr

Krczezor gerade gegenüber geschehen mußte, sollte General Hülsen den avancirten Posten des Feindes bei Krczezor angreifen. Sobald er den Feind von diesem vertrieben, sollte er sich immer links halten und auch den Feind aus dem Eichbusch bei Radowesnitz vertreiben. Unterdessen sollte die Armee ihren Marsch fortsetzen. Erreichte Hülsen seine Absicht, so sollten die Bataillons vom linken Flügel gerade auf des Feindes rechten Flügel losgehen, die Linie sollte aber nicht auf einmal den Feind angreifen, sondern der ganze rechte Flügel sich beständig zurückhalten." Dann fährt Tempelhof fort: „Hieraus folgte also, daß, wenn Hülsen den Posten bei Krczezor über den Haufen geworfen und weiter nach dem Eichbusche vorrückte, die Tête der Kolonnen zwischen Krczezor und Kutlirz durchgehen mußte, so daß, wenn dieser General sich auch zum Meister des Eichbusches gemacht hätte, der linke Flügel sich an denselben angeschlossen hätte. Alsdann hätte die Armee sich durch ein Rechtsschwenken der Züge formiren sollen und dadurch würde sie die schräge Stellung erhalten haben, die der König im Sinne hatte; der linke Flügel würde der feindlichen Flanke gegenüber, der rechte ungefähr in der Gegend vom Wirthshause (Slate Slunze) zu stehen gekommen sein."*) Ob, um den Anschluß an Hülsen zu erreichen, die Tête zwischen zwischen Krczezor und Kutlirz durchgehen, mußte, wie Tempelhof folgert, Gaudi als Vorschrift des Königs angiebt, oder aber, wenn Hülsen den Feind bereits weit genug zurückgeworfen hätte, Krczezor links lassend, den Anschluß erreichte, ist hierbei gleichgültig.

Wenn in den Angaben jener Quelle Gaudi's, in der Aussage des von Putlitz, in der Darstellung Tempelhof's Anzeichen liegen, aus welchen Elementen die Disposition, welche Gaudi dem Könige unterlegt, erwachsen ist, so erhellt deren Entstehung noch deutlicher aus einer anderen Urkunde. Das Archiv des Generalsstabs bewahrt eine zweite Handschrift: „Relation der Bataille bei Kollin", nicht lange nach der Schlacht von einem Manne geschrieben, der die Ereignisse in der Nähe gesehen hatte und scharf aufzufassen vermochte. Diese Handschrift liegt Gaudi's Erzählung zu Grunde, er folgt derselben an vielen Stellen wörtlich, an anderen mit geringen stilistischen Veränderungen und entlehnt ihre Urtheile. Zugleich aber hat er diese Relation erweitert und jene Unterredungen des Königs mit Moritz in dieselbe an den Stellen, welche ich bezeichnen werde, eingeschoben. Die Einleitung der Relation stimmt wörtlich mit der Erzählung bei Gaudi. Dann läßt die „Relation" den König bei Novi mesto mit der Tête der Armee halten, um die Queue abzuwarten und während der Zeit die Disposition zum Angriff zu machen. Danach

*) Tempelhof 1, 210.

heißt es: „Die Husaren rückten bis Slate Slunze vor. Der Feind hatte mehr Vertrauen auf den starken Posten, so er inne hatte, als auf seine Armee. Es war unmöglich, etwas auf seiner Fronte zu unternehmen." Gaudi legt die hervorgehobenen Worte mit einer kleinen Aenderung dem Könige in dem Augenblick in den Mund, als die Armee sich wieder in Marsch setzt; der König sagt bei Gaudi: „Sicher verläßt sich Daun mehr auf seinen festen Posten als auf den Muth seiner Truppen." Die „Relation" fährt fort: „Der König ließ die Generals zusammen kommen und beschloß, den Feind ganz zu tourniren, nichts wie seinen rechten Flügel und Flanke anzugreifen und den unsrigen beständig zurück zu halten, ohne ihn ins Feuer zu bringen; welches unterschiedene Mahl wiederholt wurde. — Es war zu glauben, daß der Feind alles anwenden würde, um seine Flanke zu decken, deshalb wurde General von Hülsen mit einer Avantgarde von drei Grenadierbataillons aus der rechten Flanke und vier von der Reserve, ingleichen der General-Lieutenant von Ziethen — kommandirt, um nebst vier schweren Kanons vor der Armee, die noch eine halbe Meile vorwärts rücken mußte, ehe sie dem Feinde gegenüber war, zu marschiren, das Nadasdy'sche Korps zurückzutreiben, die bei Krczezor liegende Batterie wegzunehmen, die anderen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der Feind uns, um seinen rechten Flügel und Flanke zu unterstützen, machen würde, und zu gleicher Zeit die linke Flanke der Armee zu decken, auf welche wir befürchteten, daß der General Nadasdy etwas unternehmen würde und zu dem Ende Krczezor und einen vor der feindlichen rechten Flanke auf der Höhe liegenden Eichbusch zu besetzen. Die fernere Veranstaltung brachte mit sich, daß der linke Flügel der Infanterie Krczezor nahe links lassend und an gedachten Eichbusch angelehnt, die Kavallerie dieses Flügels aber auf der anderen Seite sich setzen und durch diese Stellung Front gegen des Feindes Flanke und nach Planian gemacht werden sollte." — „Hülsen stellte seine Avantgarde in den Grund vor der Kirche von Krczezor, die drei Grenadierbataillons setzte er ins erste Treffen, die vier übrigen ins zweite — und die vier schweren Kanons wurden auf dem rechten Flügel des ersten Treffens aufgefahren. Es war 2 Uhr Nachmittags, als der Angriff auf dieser Seite zu machen angefangen wurde. Die Armee, welche noch im Marsch war, blieb in Kolonnen halten, um den Erfolg desselben abzuwarten. Die Kavallerie des linken Flügels war, in Zügen bleibend, bis unten an den Berg von Krczezor gerückt und die Infanterie neben ihr weg, bis fast an ihre Tête marschirt, wo sie auch stehen blieb. Die Folge lehrte uns, daß wir besser gethan, wenn wir noch weiter und bis an den Eichbusch marschirt wären."

Was also die Folge gelehrt hat, setzt Gaudi in die Disposition des Königs. Er schiebt weiter bei diesem Halt der Armee die erste Unterredung des Prinzen mit dem Könige, jene Vorstellung des Letzteren, ein, „daß die Armee, um den befohlenen Stützpunkt zu erreichen, noch länger in Marsch bleiben müsse". Befohlen war aber nach der „Relation" nur, daß Hülsen die Batterie und Krczezor wegnehmen, Krczezor besetzen, dann den Eichbusch gewinnen solle.

Die „Relation" fährt fort: „Der General-Major von Hülsen fand bei seinem Angriff viele Hindernisse, die Batterie hinter Krczezor und die so vor der feindlichen Kavallerie lag, feuerte unaufhörlich mit Kartätschen und seine Bataillons litten viel dadurch, sie gewannen indessen doch immer Terrain und sobald sie die Höhe erreicht, zog er die vier Bataillons, so er im zweiten Treffen hatte, ins erste, um eine längere Front gegen den Feind zu haben, welcher, sobald diese Bataillons durch Krczeczor gegangen, die Batterie verließ und sich mit einigen von selbiger noch geretteten Kanons in den oft bemeldeten Eichbusch warf. Die Kavallerie des Nadasdy'schen Korps, so zwischen Krczeczor und Kutlirz stand, wurde von den Husaren und Dragonern unserer Avantgarde bis Radowesnitz getrieben, allein beim Nachhauen wurden sie aus dem Eichbusch im Rücken befeuert und genöthigt, sich mit dem rechten Flügel wieder an Krczezor und mit dem linken an Kutlirz zu setzen. Der König detaschirte die beiden Grenadierbataillons aus der linken Flanke, um den rechten Flügel der Attaque des Generalmajors Hülsen noch mehr zu souteniren — Krczezor gerieth in Brand, als die Infanterie des Hülsen'schen Korps durch war und das Bataillon von Finck mußte den Kirchhof desselben besetzen."

Gaudi schiebt in diesen Theil der „Relation", und zwar in dem Moment, „wo zwar noch keine Meldung Hülsens eingetroffen, aber man doch mit bloßen Augen entdecken konnte, wie viel Terrain Hülsen bereits gewonnen", die zweite Unterredung des Prinzen Moritz mit dem Könige ein, die erneuete Bitte des Prinzen, bis zum Eichwald fortmarschiren zu dürfen. Der Eichwald war aber von Hülsen noch nicht genommen und zwischen Kutlirz und Krczezor wäre der Prinz noch weniger durchgekommen, da Nadasdy den Terrainabschnitt hinter diesen beiden Dörfern wieder mit seiner Kavallerie besetzt hatte. Dann kommt bei Gaudi die Meldung von Hülsen's und Ziethen's glücklichen Erfolgen, und die dritte Unterredung mit Moritz; der Aufmarsch des Corps de Bataille wird vom Könige erzwungen.

Die „Relation" fährt nach den Worten, bei denen wir eben abgebrochen haben, unmittelbar fort: „Die Armee blieb in Kolonnen auf eben dem Platze, wo sie Halt gemacht, stehen, bis der Feind noch eine Batterie formirte, welche dem linken Flügel unserer Infanterie etwas Schaden that. Darauf wurde

aufmarschirt, so sehr auch einige der Meinung waren, den Marsch en Colonne noch weiter fortzusetzen und sich alsdann zu formiren." Weiter unten in der Beurtheilung der Führung der Schlacht bemerkt die „Relation": „Es ist zu glauben, daß es uns wiederfahren, zu zeitig aufzumarschiren, weil wir sahen, daß der Angriff der Avantgarde auf die Batterie von Krczezor gut von Statten ging und wir nicht glaubten, nöthig zu haben, bis an unsern vorgesetzten point d'appuy zu marschiren". Die Schlachtbeschreibung selbst führt die „Relation" in folgender Weise weiter: „Wir verdoppelten jetzo unsere Fehler und es entstanden daraus nachfolgende widrige Sachen. Wir konnten, da wir nunmehr en linie standen, nicht mehr den Angriff des General-Major von Hülsen unterstützen, denn wir waren würklich von dem rechten Flügel derer Bataillons, so obengedachten Angriff machten, noch mehr als 1000 Schritt entfernt. Wir hatten uns vorgenommen, nur den rechten Flügel und Flanque des Feindes anzugreifen und hätten zu dem Ende eine vortreffliche Stellung genommen, wenn wir unserem ersten Vorhaben zu Folge den linken Flügel der Infanterie an den Eichbusch gesetzt hätten. Jetzt aber standen wir dem starken Posten, den der Feind mit seiner Fronte inne hatte, gegenüber und unser erstes Treffen hatte alle die Berge, welche wir selbst vor unersteiglich hielten, vor sich (vgl. Gaudi 2, 139), anstatt, daß wenn wir den Marsch noch fortgesetzt hätten, der Angriff viel leichter hätte werden müssen und der rechte Flügel unserer Infanterie auf den Platz wäre zu stehen gekommen, wo der linke mit so gutem Fortgang operirte. Man suchte allem diesen durch ein beständiges Linksziehen abzuhelfen, allein da einige Kanonenkugeln in die Regimenter schlugen, dachte der Soldat nicht weiter an die Bewegung, die er machen sollte, sondern ging gerade auf die Batterien zu, um sie weg zu nehmen —. Die Regimenter des linken Flügels avancirten nicht in der besten Ordnung, es wurden gleich durch das Linksziehen große Lücken, welche durch die Bataillons des zweiten Treffens zugemacht wurden. — Obgleich des Königs Intention nicht erfüllt ward und man, statt den linken Flügel beständig zu verstärken, aller Orten, wo man nur den Feind sah, sich einließ, so gingen doch die Sachen auf diesem Flügel sehr glücklich, denn nachdem der General Hülsen sich der Batterie, so hinter Krczezor lag, bemeistert und die feindliche Infanterie, so dabei gestanden, geschlagen, so zwangen unsere Grenadiers durch ihr heftiges Feuern die gegen sie stehende Kavallerie, daß sie die Spitze des rechten Flügels ganz bis über die Flanke des zweiten Treffens zurückziehen mußte. Der General-Major Hülsen ließ anfänglich das Regiment Münchow bei Krczezor, nachgehends zog er es nach Brzistwy und zuletzt folgte es der avancirenden Infanterie nach. Allein da er die Höhen genommen, so zog er sich, anstatt laut Disposition den

Eichbusch wegzunehmen, rechts längs der Anhöhe gerade nach der Batterie, die vor dem rechten Flügel der feindlichen Kavallerie lag, um sich dem Feuer, welches der Feind aus gedachtem Busche machte, nicht auszusetzen; er fand also, anstatt nach dem Eichbusch zu ebenes Feld war, allhier einige hohle Wege, die er mit Mühe passiren mußte. Man reüssirte dennoch auf dieser Seite in der Fortsetzung des Angriffs. Die Regimenter Bevern, Prinz Heinrich, Hülsen und Wied, ob sie gleich, wie die ganze Armee, nicht auf ihrem rechten Platze standen, und das von Bevern, welches den linken Flügel hatte, mehr als 1500 Schritt von dem Eichbusch, an den es stoßen sollte, entfernt war, reüssirten nicht weniger; sie trieben den Feind zurück, eroberten mit der Avantgarde zugleich die Batterie, so vor dem feindlichen rechten Flügel der Kavallerie lag, und noch eine andere, so mehr rechter Hand war und kamen mit den feindlichen Grenadiers bis auf die Bajonetts zusammen. Ueberhaupt hatten wir auf dem linken Flügel schon mehr als 1000 Schritt Terrain gewonnen, der rechte des Feindes war, zum Theil in der größten Unordnung, eine halbe Meile weit bis Gbell geflohen u. s. w."

Die Vergleichung der „Relation" mit Gaudi's Darstellung läßt deutlich erkennen, daß Gaudi seine Quelle hier in derselben ungenirten Art alterirt hat, die wir oben in Bezug auf eine andere nachgewiesen haben. Wenn die „Relation" die positive Disposition des Königs von den „Intentionen desselben", von dem „was die Veranstaltung mit sich brachte", und „was die Folge lehrte" unterscheidet, so nimmt Gaudi sich die Freiheit, auch die vorausgesetzten Intentionen des Königs, auch die Folgerungen der „Relation" aus dieser, „die Lehren der Folge" als positiv ertheilte Befehle an die Spitze zu stellen und die Erwägungen und Betrachtungen der „Relation" dem Prinzen Moritz in den Mund zu legen. An positiven Befehlen kennt die „Relation" nur die Zurückhaltung des rechten Flügels, die Wegnahme der Batterie bei Krczezor und die Besetzung dieses Dorfes, die Wegnahme und Besetzung des Eichbusches durch Hülsen. In der Beurtheilung der Schlacht wiederholt die „Relation": „Wenn wir uns endlich nicht hinter der Attaque des General Hülsen formiren wollten, so hätten wir doch nicht, da einige Kanonenkugeln in gedachten linken Flügel schlugen, als die Armee noch in Zügen stand, aufmarschiren sollen, sondern wenigstens, in Kolonnen bleibend, bis Krczezor vorrücken und durch unsern zu zeitigen Aufmarsch nicht eine so große Intervalle zwischen dem Hülsen'schen Korps und unserm linken Flügel lassen sollen."

Stimmt die „Relation" hierin wörtlich der histoire de la guerre de sept ans zu, so findet dies nicht minder für den Manstein'schen Angriff statt. Sie erwähnt, wie wir sahen, die wiederholte Weisung bei Ausgabe der Disposition, den rechten Flügel nicht ins Feuer zu bringen und be-

richtet dann, daß vor Anfang der Bataille, d. h. bevor Hülsen's Angriff begann, Manstein noch einmal hieran erinnert worden sei. Bei Gaudi erfolgt diese Wiederholung, nachdem der König den Angriff des linken Flügels befohlen hat; Gaudi läßt dann, wie wir sahen, Manstein etwa zwei Stunden später angreifen. Die „Relation" sagte uns schon, daß die Armee, nachdem die Spitze etwa bis unten an den Berg von Krczezor gerückt, Halt gemacht habe. Weiter heißt es dann: „Der rechte Flügel, der dem Feinde ganz refüsirt werden sollte, hielt sich eine Zeit lang ziemlich zurück, bis er auf Chotzemitz und Brzezan kam. Aus diesen Dörfern feuerten die darin liegenden feindlichen Truppen mit Kanons und kleinem Gewehr, die feindlichen Batterien fingen an, ein heftiges Feuer auf diesen Flügel zu machen, und da sie demselbigen einigen Schaden thaten, wurde der Angriff allgemein". Da die Armee noch im Marsch sein mußte, um Manstein Chotzemitz gegenüber ankommen zu lassen, der Halt derselben aber bald nach dem Anfang von Hülsen's Angriff um 2 Uhr erfolgte, muß Manstein seinen Angriff also auch nach diesem Zeugniß vor dem des linken Flügels und zu der Zeit begonnen haben, als man auf dem linken Flügel noch mit der Formirung beschäftigt war. Es bedarf hierfür indeß im Grunde weder der Erinnerung an jenen österreichischen Bericht, daß nach der Wegnahme Krczezors „aller Orten kolonnenweis angegriffen worden sei", noch der oben erbrachten Beweise, noch des Zeugnisses der „Relation". Die beiden Bataillone Bornstedt und das Bataillon Anhalt mußten unbedingt dem linken Flügel d. h. der Division Treskow, zu dem sie gehörten folgen und wären ihm gefolgt, wenn sie nicht bereits durch jenen Angriff gegen Chotzemitz engagirt gewesen wären.

Verlorene Schlachten werden stets die Frage und mit der Frage Anklagen und Gegenklagen hervorrufen, wer die Schuld des Mislingens trage. Nachdem die Vortheile, die der Besitz des Eichbusches den Oesterreichern gewährt, der bedeutsame Einfluß, den dieser auf die Kavallerie-Angriffe Ziethen's und Pennavaires, auf den Gang der Schlacht ausgeübt hatte, erfahrungsmäßig zu Tage lag, mußte sich die Aufmerksamkeit der Beurtheilung wesentlich auf diesen Punkt lenken. Es war das auch bei dem Könige selbst der Fall. Er sagte uns oben in den Raisons de ma conduite militaire: „Ich habe mir keinen anderen Vorwurf zu machen, als den, mich nicht auf den äußersten linken Flügel begeben zu haben, um dieses Terrain zu rekognosciren, welches sich ausgedehnter fand, als man es beschrieben hatte". Der Armee des Herzogs von Bevern war dasselbe sehr genau bekannt; auf dem Vormarsch gegen Daun war das Hauptquartier in Krczezor gewesen. Aber diese Bemerkung des Königs berechtigt in keiner Weise, ihm als Disposition unterzulegen, was die „Re-

lation" als eine „Lehre der Folgen" als das nach dieser Bessere bezeichnet, daß nicht blos die Avantgarde, sondern auch der linke Flügel des Corps de Bataille sich an den Eichbusch hätte lehnen sollen.

Wer unsere Untersuchung geduldig begleitet hat, kann nicht zweifeln, daß des Königs constante in allen Wiederholungen vom 20. Juni 56 bis zum Winter 1763 sich gleichbleibende Darstellung der Schlacht das Feld behauptet. Man hat ihm eine Disposition untergelegt, die er nicht gegeben, um ihn von derselben abweichen zu lassen. Das Einzige, was den Gegnern zugestanden werden kann, ist eine erregte Begegnung zwischen dem Könige und dem Prinzen. Solche konnte nach Lage der Dinge stattfinden, als der Prinz mit seiner Tête etwa Brzistwy gegenüber Front machte, oder als der König, durch Manstein's Angriff nach Chotzemitz gezogen, das Gefecht hier bereits ernsthaft engagirt und darauf zurückkehrend, auch den linken Flügel bereits in vollem Angriff fand. Für diesen Moment ist solche Begegnung von Putlitz bezeugt. Man könnte noch weiter gehen. Es könnte zugegeben werden, daß der König selbst, „um den Angriff der Avantgarde mit der gesammten Infanterie zu nähren", die Tête des Corps de Bataille halten ließ, daß Moritz den weiteren Vormarsch, die Formirung hinter der Attacke Hülsen's für zweckmäßiger gehalten und sich in diesem Sinne gegen den König ausgesprochen haben könnte. Aber Putlitz läßt den Streit über das Halten nicht zwischen dem Könige und Moritz, sondern zwischen Moritz und Treskow, dem Kommandeur der Division des linken Flügels, vor sich gehen und wenn Moritz gegen das Anhalten der Tête an vorgedachter Stelle Einwendungen zu machen hatte oder gemacht hatte, so konnte und durfte er noch weniger von dieser Stelle aus angreifen. Beides: jene Remonstration und dann der Angriff eben aus dieser Aufstellung, ist hölzernes Eisen. Und gerade die Schuld des übereilten Angriffs hat auch Berenhorst, der einzige für Moritz in Betracht kommende Zeuge, demselben abzunehmen nicht einmal versucht. Die Behauptung Gaudi's, daß der linke Flügel früher als Manstein angegriffen, aus welcher ihm dann folgte, daß der König den Befehl zum Angriff des linken Flügels gegeben haben müsse, haben wir als völlig hinfällig erwiesen. —

Es war die Absicht des Königs, den linken Flügel der Avantgarde, d. h. den äußersten linken Flügel der Infanterie, an den Eichbusch zu bringen; das große Kavalleriecorps sollte sich jenseits desselben anschließen, um im gegebenen Moment auf Flanke und Rücken des Feindes zu wirken. Der Angriff der Avantgarde sollte successive verstärkt werden. In diesem Sinne schickt der König den 7 Bataillonen Hülsen's zunächst 3 weitere Bataillone zu Hülfe, die dessen rechten Flügel verlängern. Der Kaiserweg sollte vom rechten Flügel der Armee, der Division Bevern, fest-

gehalten werden d. h. von den 6 Bataillonen der Brigade Manstein im ersten, den 4 Bataillonen der Brigade Puttkammer im zweiten Treffen und 16 Schwadronen als Reserve. Zwischen der Attacke Hülsen's und dem linken Flügel der Division Bevern befand sich die Division Treskow d. h. die Brigaden Prinz Franz und Pannewitz mit 8 Bataillonen im ersten, die Brigade Ingersleben mit vier Bataillonen im zweiten Treffen, und 20 Schwadronen als Reserve. Demnach waren für die Schlachtlinie vom Kaiserwege bis zum Eichbusch 22 Bataillone und 20 Schwadronen bestimmt. Hülsen nahm die Batterie bei Krczezor, besetzte das Dorf, wendete sich dann aber nicht mit seiner vollen Kraft gegen den Eichbusch, sondern ging mit dieser von Krczezor gerade gegen die Flanke des Feindes vor; er gewann den Eichbusch entweder gar nicht oder nur auf einen Augenblick. Der linke Flügel, statt bis nach Krczezor vorzurücken, statt sich an den rechten Flügel Hülsen's anzuschließen, macht 1000 Schritt von diesem Front gegen die Front des Feindes. Während dieser Fehler durch das Vorziehen der Brigade Ingersleben ins erste Treffen gut zu machen versucht wird, greift Manstein in der Front an und entzieht dadurch auf der anderen Seite dem linken Flügel drei auf dessen rechten Flügel stehende Bataillone. Der linke Flügel des Corps de Bataille ist damit auf neun, sämmtlich im ersten Treffen stehende Bataillone reducirt. Auch diese werfen sich gleich nach Manstein's Angriff auf den Feind.

So ist die gesammte Infanterie, die successive ins Gefecht kommen sollte, auf einen Schlag engagirt, und die Bataillone des linken Flügels müssen sich noch im Gefecht links ziehen, um den Anschluß an Hülsen's rechten Flügel zu erreichen. Die Folgen liegen zu Tage. Die Kraft des Angriffs am entscheidenden Punkte, dessen volle Last über vier Stunden hindurch auf denselben Bataillonen lag, mußte endlich erlahmen. Keine Reserve war zur Hand. Da General Ziethen den Moment, in welchem er nicht blos das erschöpfte Fußvolk zu unterstützen und abzulösen, sondern die Entscheidung zu geben vermochte, unbenutzt vorübergehen ließ, die Kürassiere Pennavaire's ihre Schuldigkeit nicht thaten, die Schönaichs sich nicht zeigten, konnte der übereilte Verbrauch der gesammten Infanterie gegen einen doppelt so starken Gegner, gegen eine feste Stellung und eine weit überlegene Artillerie kaum anders, als mit deren Unterliegen enden.

Es gereicht ihr nicht zur Unehre. Sie hatte tapferer als an den Tagen gefochten, an denen sie den Sieg gewann. Das Urtheil, welches Henkel unmittelbar, nachdem er den Bericht Grants gehört, aussprach, ist durch alle späteren Berichte bestätigt. Nur die Bataillone Treskow's vermochte die feindliche Kavallerie zu überwältigen. Auf dem rechten Flügel wiesen die Unerschütterlichkeit des ersten Gardebataillons und die energischen Angriffe der Meinecke-Dragoner das Vordringen des Feindes zurück.

Mit den Normann-Dragonern zeigten die Letzteren, was die Kavallerie unter enschlossener Führung zu leisten vermochte.

Aber es ist nicht die Aufgabe dieser Untersuchung, weder über die Operationen noch über die Führung oder die Truppen zu urtheilen, sondern die Thatsachen festzustellen. Wäre ihr dies gelungen, so würde damit erwiesen sein, daß Gaudi weniger zuverlässig als betriebsam und fleißig gearbeitet hat und daß sein Journal nicht ohne nähere Prüfung als maßgebende Quelle für die Ereignisse des siebenjährigen Krieges gelten darf.

Max Duncker.

Chatten und Hessen.

Eine Untersuchung über die Herleitung des Namens der Hessen aus dem der Chatten, vorzüglich an der Hand der Ortsnamenerforschung.

Von

Dr. **Wilhelm Kellner** (Hanau).

1. Einleitung. Kurze Geschichte der Untersuchung.

Bei der hier beabsichtigten Untersuchung handelt es sich keineswegs um eine neu zu ventilirende Frage, da der Gegenstand bereits seit Beginn des 18. Jahrhunderts, und zwar von bedeutenden Kräften, pro et contra reichlich durchgesprochen ist. In Joh. Phil. Kuchenbecker's Analecta Hassiaca etc., 1728, um nicht weiter zurückzugreifen, findet sich Collectio I., p. 347, von Joh. Georg Estor eine Disquisitio de antiqua Hassiae formula, in welcher der verdienstvolle Gelehrte es unzweifelhaft findet, daß die provincia Hassia ein Theil des alten Chattengebietes (regionis Chattorum) sei, und es für sehr wahrscheinlich hält, daß der Name Hassi ex Chatti entstanden sei, wie ja die Holländer für was, das, Wasser wat, dat, Water sagen und so für Hassen Chatten gesagt hätten. Estor verweist dabei auf eine Reihe von Gelehrten, welche sich schon vor ihm an die Erklärung des Namens Hessen gemacht haben, und führt folgende auf: Hertius monim., Paderborn, p. 142; Bünau, der Teutschen Reichs- und Kayserhistorie, p. 17; Haldericus ab Eyben oper., p. 600*); Boxhorn, origin. Gallic. (der gar auf das hebräische hizzuz oder das chaldäische haziz zurückgeht); Vossius de

*) Eyben leitet hier den Namen von Heso ab, so daß die Hessen nach der Sonne genannt worden seien, hesus von heiß komme und die Hessen die Heißen, Hitzigen, fervidi, d. h. die Tapferen seien. Doch verweist er auch auf hetzen = jagen, woher das Chasser der Gallier stamme. Jäger aber seien die Soldaten der Helvetier genannt worden nach Pontanus Glossar. priscor. Gallor. p. 170; Sheringham l. c. in praefat. et c. 1, p. 210, 211; Goldast ad parenaet, p. 454; daher denn auch hasz, gehaessig, haeslich komme.

idololatr., L. I, p. 22 (der den Namen von as ableitet nach Wormii Lexicon runic., Sheringham de origine gentis Anglorum, c. 13, Aimoinus, der die Hessen Assi nenne); Jac. Hugo de origine Rom., L. I, c. 5; Manso Altingius Germ. Infer. P. 1 ad voc. Batavi, der für die Herkunft der Bataver von den Chatten schon an den Ort Battenburg und Battenhausen erinnert und die verschiedene Schreibung Chattuarios bei Strabo und Chassuarios bei Tacitus (s. weiter unten) urgirt. Estor verweist ferner noch auf Adrianus Paar (katuuikse Oudheden [Katwikische Alterthümer]) p. 23; auf Leibnitz, T. I, Rerum Brunsuic., der den Namen auf Kadden, Kazzen zurückführe, Cluver. German. antiq. L. III, Eckhart, Franc. orientalis, I, p. 323, der unter Hattuarii die Chatten versteht, Dithmar u. A., und führt selbst aus, wie allmälig der Buchstabe oder Laut C von verschiedenen Wörtern, wie in Ludwig, alt Chlodwig u. s. w., so auch in dem Namen Chatten verschwunden sei, hier beziehungsweise sich in H verflüchtigt habe.

Auf der anderen Seite findet sich in eben derselben Collectio Kuchenbecker's, S. 371 ff., eine Abhandlung von Weyrich Wettermann aus der Wetterau („Historischer Bericht von der Wetterau, Rinickau, Westerwald, Loehngau, Hayrich und andern an das Fürstenthum Hessen grenzenden Landen, wie es vor alters und jetziger Zeit mit denselben beschaffen und wie sie abgesonderte regiones und Stände gewesen und noch seyn"), in welcher unter dem anonymen Namen Wettermann Marquard Freher im Interesse der wegen Annektirung ängstlich gewordenen Wetterauischen Grafen gegenüber Dilich's Chattischer Topographie den Beweis zu liefern suchte (S. 379 in dem Abschnitt: „Ob von den alten Chatten die Hessen herkommen."), daß die Catti ganz verschwunden seien, wie Seneca geredet habe, in accessionem validioris convertirt, wie wir sagen würden, von einem Stärkeren resorbirt seien. Ihm sind die Hessen neu eingewanderte Stämme und er beruft sich seinerseits auch wieder auf Vorgänger seiner Ansicht, wie Franciscus Irenicus, lib. 9, cap. 10, der sich gegen Conrad Celtes wendet, daß er die Cattos auch Hassos zu nennen scheine, während doch die Catten zwischen Elbe und Saale (von den Hermunduren) gänzlich vernichtet worden seien; auf Andr. Althamerus in Scholiis ad Germaniam Taciti, p. 35; Beatus Rhenanus L. I, rer. Germanic., der da sagt: „Daß die Hessen ein fremd Volk gewesen, so in Teutschland kommen und der Cattorum Land zum Theil eingenommen", folio 57: Arbitror advenam Hassorum nationem ex ulteriore Germania partim Cattorum veterum sedes occupasse, qui vel bellis erant absumti, vel cum Alemannis in Martianam sylvam concesserant. Schon Wettermann selbst macht sich dann lustig über die Ableitung des Namens Catzenelnbogen von den Catten und erkennt keinen Beweis für

die Herleitung von Ellenbogen aus Melibocus, da ja ein Elenbogenscher Kreis auch im Lande Böhmen vorhanden sei und auch ein Cattenhayn bei Zwickau liege. Hält er immerhin die Ableitung des Theiles Catzen im Worte Catzenelnbogen von den Catti für möglich, wie auch den Ursprung der holländischen Catwyk op See und op den Rhin von den uralten Catten, so will er doch wiederum nichts wissen von der Ableitung des Namens Catten aus dem Worte Katze.

Weitere umfassende Untersuchungen stellte gegen das Ende des 18. Jahrhunderts Helfrich Bernhard Wenck in seiner Hessischen Landesgeschichte mit Urkundenbuch, Darmstadt und Gießen, I. Bd. 1783, II. Bd. 1789, an. Er sagt u. A. II, S. 21: „Der folgende Paragraph wird den Beweis weiterführen, daß die Chatten die Urbewohner des heutigen Hessens waren ..... Daß er (der Name der Chatten) mit dem heutigen Namen der Hessen einerlei sei, leidet, so unwahrscheinlich es anfangs scheinen könnte, meiner Einsicht nach keinen Zweifel." Nachdem Wenck sodann in sehr verständiger Weise die verschiedene Schreibung der griechischen und römischen Schriftsteller zu dem Worte Chatten festgestellt, ihre natürliche Entstehungsweise erklärt hat, fährt er fort S. 23: „Noch weniger darf uns der Unterschied zwischen Hatten oder Chatten und Hassen oder Hessen befremden. Er beruht allein auf der Verschiedenheit der deutschen Mundarten. Der Niederdeutsche setzt noch jetzt das t für s, und die Römer waren gerade mit den niederdeutschen Völkern am bekanntesten, weil sie dort und von dort ihre meisten Kriege mit den Deutschen führten. Was Wunder also, wenn sie auch ihrer Aussprache am meisten nachahmten? Es kam, um irgend eine Art von Rechtschreibung in deutschen Namen gangbar zu machen, im Grunde nur darauf an, welchem Dialekt die Römer, oder irgend ein Schriftsteller von Ansehen unter ihnen, zuerst gefolgt waren. Sie selbst gaben den besten Beweis dafür, wenn sie die Chassuarier, eine vermuthliche Kolonie der Chatten, ebenso oft auch Chattuarier, ja selbst, mit Uebergehung aller Aspirationen, Attuarier schrieben." In Betreff des Unterschiedes zwischen Chatten: H a s s e n und H e s s e n erinnert einmal Wenck (S. 24) an das häufige Vorkommniß der wechselnden Aussprache von a und e und zum andern an die verschiedene Aussprache des K und Ch, so wie die Verschleifung des C, wovon, wie oben bemerkt worden ist, schon Estor gesprochen hatte, so daß aus Chlodwig Ludwig, Chariovist, Ariovist (Ehrenfest), Charibert, Haribert (Herbert), aus Chilpericus Hilperich und gar Ilperich geworden sei, also auch aus Chatten Hatten habe erwachsen können. Endlich, nach Aufstellung seines historischen Beweises, spricht Wenck (S. 25) das für die Untersuchung wahrscheinlich entscheidende Wort: „Ich glaube also, nach dem allen mit einer Art von Zuversicht behaupten zu können, daß der

Name der Chatten, da er mit Hassen oder Hessen verwechselt worden, eben dadurch nur in seine ursprüngliche und eigentliche Form übergegangen, und daß er diese nicht eher erhalten können, als nachdem Deutsche selbst Schriftsteller worden, die ihn nach der im Lande selbst üblichen Mundart auszudrücken wußten", und zieht das Ergebniß, „daß die Hessen zu den wenigen deutschen Völkern gehören, die ihren Namen von ihrer ersten Bekanntwerdung an unverrückt erhalten, und davon läßt sich keine andere Ursache angeben, als weil ihr Land ... immer eine besondere, von keinem andern Volk unterjochte Provinz ausgemacht."

Etwas früher noch als Wenck, ging auch Justes Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte (1780*) an die Frage, wenn auch nur beiläufig heran, da, wo es ihm darauf ankommt (I, S. 195), nachzuweisen, daß Letti und Lazzi dasselbe, nämlich Leute, bedeuten. Er beruft sich auf Dio Cassius, Hist. 68, 26, der schon gesagt hätte, daß die Barbaren das s in t verwandeln, und auf den Umstand, daß die Franken zuerst Hazzi für Chatti (Annal. Petav. ad. ann. 715 bei Bouquet, Tom. II) gesagt hätten. „Die Obersachsen", bemerkt er weiter, „verwandeln jedes t des Westfälischen in ss". Er schließt die Schreibung Hazzi aus der Stelle: Dagobertus rex mortuus est et Saxones terram Hattuariorum sive Hazzuariorum devastarunt (Chron. Font. et ann. Petav. ad ann. 715, Bouquet a. a. O.). Möser hat indeß nicht ganz genau citirt; die Schreibungen liegen so: Die annales Petav., die Chronic. Fontanell. und Annal. Mett. haben Hattuariorum, resp. Hattarii; Annal. Francorum Fuldenses aber Bazzoariorum, wie wir unten sehen werden, allerdings in Verschreibung für Hazzoariorum**) (B H). In so fern ist nun aber doch diese Schreibung von Wichtigkeit, als sie, wenn die Ableitung des Chattuarii von den Chatti sich als richtig erweist, die von den germanistischen Sprachgelehrten vermißte Schreibung Hazzi zu ersetzen im Stande ist, wie denn auch Eckhart, wie oben schon bemerkt ward, in s. Franc. orientalis die Chattos oder Hassos in den Chattuarios selbst wieder erkennt.

Auf der Wenck'schen Stufe blieb nun die Untersuchung stehen, und namentlich anzuführen ist hier noch die „Geschichte von Hessen" durch Christoph

---

*) Ein vollständiges Repertorium aller zur Geschichte ꝛc. Hessens erschienenen Schriften findet man in Ph. A. F. Walther's Literarisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen im Allgemeinen und dem Großherzogthum Hessen insbesondere, Darmstadt 1841, G. Jonghaus, mit 3 Supplementen, Nachträge und Fortführung der Literatur bis 1867 von C. Wörner, Sekretair an der Großh. Hofbibliothek zu Darmstadt (1869, 3. Supplem. gedruckt auf Kosten des histor. Vereins).

**) Pertz, Monum. Germ., I, 343.

Rommel, Marburg und Kassel, 1820 (in Commission der Krieger'schen Buchhandlung), welcher Wenck's Annahmen in der entschiedensten Weise ausgeführt hat. Die Untersuchung wäre auch in der Hauptsache nicht von Neuem aufzunehmen gewesen, wenn nicht Neues gegen Wenck's ausführliche und gründliche Entwickelungen vorgebracht worden wäre, und zwar mit der Entdeckung des Lautverschiebunggesetzes und des Mangels der Lesart Hazzi für Hassi, worauf J. Grimm, eben der Entdecker des gen. Gesetzes, in der ersten Ausgabe seiner Geschichte der deutschen Sprache aufmerksam macht.

Nach ihm durfte, da gothisch oder verwandt t, mittelhochdeutsch z oder z, neuhochdeutsch erst s oder sz lauten mußte, Chatti nicht auf Hassi zurückgeführt werden, weil die Schreibung Hazzi sich bei keinem Schriftsteller findet. Diesen Zweifel eignete sich auch Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, 1837, S. 347, an, wo er sagt: „Man hat selbst keinen Anstand genommen, den Namen Hessen für eins zu erklären mit Chatti. Dem widerspricht jedoch die Grammatik. Nicht Hazzi bei den Oberdeutschen, Hatti bei den Niederländern, wie der Name Chatti im Munde der Einheimischen sich wieder zeigen müßte, heißt es, sondern Hassi, Hessi, Hessones bei beiden, ebenso verschieden von Chatti, wie der Mannsname Hessi, Hasso, von Hetti, Hatto, Hezzi und Hazzo." Obgleich nun aber Jakob Grimm in der zweiten Ausgabe seiner Geschichte der deutschen Sprache S. 756 sagt: „Hier liegt es mir ob, früher angeregten grammatischen Zweifel gegen die Gleichheit des chattischen und hessischen Namens wieder zu tilgen" und Beispiele anführt, wonach die Schreibung ss zu tt auch sonst vorkomme, wie es denn auch die Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuches der deutschen Sprache zu dem Artikel Catti für möglich halten, daß der Volksname der Hessen sich auf die alte Form Chatte zurückführen lasse, so hat doch C. A. Vilmar zuletzt, in seinem hessischen Idiotikon, 1866, S. 166, seine Beweisführung gegen die Herleitung des Namens Hessen aus dem Namen Chatten folgendermaßen geschlossen: „Hiernach ist, wenn wir nicht das ganze urkundlich feststehende Verhältniß zwischen t, zz und ss gewaltsam umstürzen wollen, die Annahme der Identität von Chatti und Hessi eine völlige sprachliche Unmöglichkeit."

Gegenüber dieser Aufstellung muß es uns erlaubt sein, die Untersuchung von Neuem aufzunehmen, und nachdem beinahe zwei Jahrhunderte hindurch die Meinung der Gelehrten hin- und hergeschwankt hat, die Frage zu erörtern, ob sich jetzt noch ein durchschlagendes Moment für eine der beiden Meinungen auffinden läßt.

Hierzu erscheint es nun nothwendig, zuerst das Thatsächliche zur ältesten

Schreibung der Namen, auf die es ankommt, festzustellen, um von da aus das Gewicht der gegen ihre Identität erhobenen Einwände der Reihe nach zu prüfen.

2. Die Schreibung des Namens Chatten und Hessen.

Zuerst wurden die Chatten erwähnt:

Zeit			Schreibung
— 17	n. Chr.	Livius Epitom. L. 138 mit der Schreibung	Chatti.
c. 26	„	Strabo Geogr., c. 7, p. 291	*Χάττοι**).
14—37	„	Vellejus Paterculus II, 109	Catti**).
40—77	„	Plinius, Hist. natur. IV, 28	Chatti.
81—96	„	Statius Silvarum I, 1, 26 .	Chatti.
98—100	„	Tacitus Germania, Annal. Hist.	Chatti***).
c. 100	„	Martialis Satir. IX, 36 .	Catti.
116	„	Florus IV, 12	Catti.
117—138	„	Sueton. Tranquillus, Domit. 6; Vitell. 14 . .	Catthi, Cattha mulier †)
117—138	„	Juvenal. Satir. IV, 247 .	Catthi.
161	„	Claud. Ptolemaeus 2, 11, 23	*Χατται* ††).
c. 228	„	Dio Cassius 54, 33, 36, 55, 1; 67, 4	*Χάττοι.*
c. 300	„	Julius Capitolinus Marc. Anton. 8	Chatti.
		Spartianus vit. Julian. .	Chatti.
c. 392	„	Gregor. Turon. Hist. francor. II q. nach Alexander Sulpicius	Chatti.
c. 395	„	Claudianus de b. Goth. v. 419	Catti.
nach 417	„	Orosius VI, 21	Chatti.
c. 455	„	Sidon. Apollinaris Carm. VII, 388	Chatti.

---

*) Neben *Χαιτουάριοι*.

**) Neben Attuarii cf. Amm. Marcellin. XX, 10.

***) Neben Chasuari.

†) Nach der Textausgabe von Roth.

††) Neben *Κασουαροι*.

Von hier an schweigen die Quellen von den Chatten; selbst bei Sidonius Apollinaris*) spricht die wohlbegründete Vermuthung der Literarhistoriker dafür, daß wir es bei ihm nur mit einer gelehrten Reminiscenz nach früheren Dichtern u. s. w. zu thun haben, man vergl. Bernhardy, Röm. Literaturgeschichte, 3. Ausg., S. 702, 382 zu Claudianus. Wir finden sodann die erste Erwähnung der Hessen Hessi erst um das Jahr 738,**) in welches Vilmar, dessen Ansicht hier bekämpft werden soll, (Hessische Chronik, S. 6) das betreffende Schreiben des seit 731 zum heiligen Stuhl erhobenen Papstes Gregor III. setzt, nämlich in dem Schreiben, welches der Papst dem Bonifacius zu dessen Empfehlung an die Großen mitgiebt und in welchem es heißt: Gregorius papa universis optimatibus et populo provinciarum Germaniae Thuringis et Hessis, Borthariis, Nistresis, Wedrevis et Lognais, Suduosis et Grabfeldis, vel omnibus in orientali plaga constitutis.

In der Zwischenzeit von 455 bis c. 738 fehlt es also an einem unmittelbaren Nachweis, was aus den Chatten geworden.

Die Lücke hat Wenck (Hessische Landesgesch. II, S. 201 ff.) auf folgende Art auszufüllen gesucht. Gregor v. Tours erzählt Histor. franc. V, 15, daß um das Jahr 568 die Könige Chlotar und Siegbert von Austrasien zur Befestigung der Herrschaft Suevos et alias gentes in illo loco, d. h. in Nordthüringen, das sie sich unterworfen hatten, ansiedelten. Daraus nun, daß sich seit dem 8. Jahrhundert in jener Gegend regelmäßig ein Hassegau neben den Schwaben erwähnt findet, folgert Wenck, daß unter den alias gentes ebenfalls nach Nordthüringen übergesiedelte Hassen sich befunden haben. Nachdem ferner zu dem Jahre 748 die Annal. Mett. erwähnt haben, daß Pippin, durch Thüringen nach Sachsen kommend, in das Gebiet der Sachsen, welches man Nordsquavos nenne, mit starker Mannschaft eingedrungen sei und die Nordschwaben unterworfen habe, meldet ein Hersfelder Urkundenextrakt zum Jahre 772: Carolus M. Abbatiae Hersfeldensi contribuit Capellam Altstetti, una cum capellis et Osterhusae et Riedstetti decimisque Frisineveldae et Hassegae. In andern Urkunden von 777 und 780 heißt der Gau ebenfalls Hassega (s. Wenck, Hessische Landesgeschichte III, Nr. 8, II, Nr. 6, III, Nr. 11), ebenso in den Jahren 974, 979, 1010, 1043;

---

*) Saxonis incursus cessat Chattumque palustri alligat Albis aqua heißt die betreffende Stelle.

**) Bei Förstemann, Altdeutsche Ortsnamen, S. 695 wird das Schreiben 720 gesetzt; es steht zu lesen: bei Othlon. vit. S. Bonifacii ap. Canis. ed. Basn. 3, 1, 351. Breyssig, Karl Martell, 1869, Leipzig (Jahrbücher des fränk. Reiches 714—741) stellt es 722.

Hassago 991, 1060; Hassaga 970, 1004, 1021; Hassagoi 950, Hassegowe 980, 1018; Hassegun Thietm. chr. Pertz V, 850, 859; Hassengowe 1040; Hassigaui findet sich bei Widukind v. Corvey, Pertz V, 438 u. s. w. u. s. w. (s. Förstemann a. a. O., S. 696 f.)

Die Richtigkeit der Annahme vorausgesetzt, daß dieser hier genannte Gau wirklich 568 durch die Ansiedlung von Hessen entstanden sei, würde damit bewiesen, daß damals die Nennung Hassen maßgebend gewesen ist. Dies wird nun weiter unterstützt durch folgende Liste der Aufführung des Hessen-Namens seit dem Schreiben Papst Gregor's an Bonifacius.

Zeit.	Quellort.	Lesart Hassi.	Lesart Hessi.
738 od. 720	Brief des Papstes für Bonifacius		Hessi.
— 748	In einer undatirten Urkunde garantiren Karlmann und Pipin dem Kloster Fulda seine Güter in	Hassia.	
774	Schreibt Papst Stephan's Privilegien-Urkunde	in pago Hassorum.	
778	Urkunde Karl's des Großen für Hersfeld	in pago Hassorum.	
782	Marborf aufgeführt in einer Urkunde als liegend	in pago Hassorum.	
c. 787	Im breviarium St. Lulli . .	in marca Hassorum, in pago Hassorum.	
c. 800	In Willibaldi vit. Bonifac. .	Haesi.*)	Hessi.
— 809	In Ludgeri († 809) vit. Gregorii	ad Hassos.	
c. 814	(Zweifelhaft, ob damit der thüringische Hessengo gemeint .	Hassegu. Hassensis.	
817	Schannat, Trad. Fuldens. p. 306	in pago Hassorum, in Hassorum regione.	

*) Vgl. W. vit. Bonif. c. VI, 452, ad obsessas ante ea Haesorum moetas cum consensu Carli ducis rediit. Tum vero Haesorum jam multi catholica fide subditi ac septiformis Spiritus gratia confirmati. Breyssig, Jahrbücher des fränk. Reichs 714—741 der Zeit Karl Martell's, 1869, Leipzig, S. 48.

Zeit.	Quellort.	Lesart Hassi.	Lesart Hessi.
741—829	So weit Annal. Eginh. reichen ad ann. 774	contignos sib. Hassorum terminos.	
	ad ann. 778	in pago Hassioram.	
— 849	Acta Ludgeri . . . . . . cf. Chronic. Gottvic. ad voc. Battenfeld.	provinciales qui Hassi dicuntur.	
839	? Theilungsurkunde Ludwig des Frommen Norogovi echesi *)		Hesi?
850	Schann., Trad. Fuld. p. 161. No. 462	a. pg. Hassensis.	b. provincie quam Hessi inhabitant.
— 876	Bestätigt Ludwig der Deutsche Fulda die Güter	in Hassia.	
— 887	Annal. Francor. Fuldens. (714 bis 887) ad ann. 719 . . .		Hessiorum.
— 898	Poeta Saxo, der aus Eginh. Annal. und Vita Caroli M. mit Zusätzen schrieb ad ann. 774	Francorum pagus qui dicitur Hassi.	
897	Graf Conrad der Aeltere tauscht Güter in comitatibus suis .		in Angraria et Hessa.
892—899	Regino, Abt von Prüm, schrieb — 906		Hessia.
908	Urkunde Ludwig des Kindes .	in pago Hassionum.	
942	Schenkungsurkunde Otto I. . .		in pago Hessen.
960	Schenkt Otto I. an Diatgoz, was Hunolt gehabt		in pago Hessiun.
965	Rosbach genannt	in pago Hassorum.	
966	Urkunde Papst Johann VIII. für Hersfeld	in pago Hassiae.	

*) Nach Conjectur Wenck's II, S. 183; Gruber, Geschichte Göttingens 1734, I, 7; Crollius, Act. Acad. Palat. III, p. 347 not. d. soviel als Norogovi et Hesi.

Zeit.	Quellort.	Lesart Hassi.	Lesart Hessi.
969	Schenkt Otto I. Hunoldeshausen (Hundelshausen)	in provincie Hassorum.	
980—982	Urkunden Librekeshusen . . .	in pago Hassiae.	
1019	Schenkungsurkunde Heinrich II.	in pago Hassiae.	
ab 1019	Vita Heimeradi († 1019) Erinher und Eggebert)	Hassones, Hassonia.	in p. Hessiae.
1021	Neben Nethga und Nitherga genannt		Hessiga.
1031,1032			Hessin.
1045	Urkunde Heinrich III., schenkt der Dame Kunigund:	praedium in Vanache in Hassia prov.	
1058	Dronke, Trad. Fuld. 139 . .		in regione Hessorum.
1060	Urkunde Ronteshusen (Rondshausen)	in pago Hassiae.	
— 1075	Bei Adam. v. Bremen († 1075)		Hessi, Hessones.
c. 1090	Othlon. vit. Bonifacii		Hessiones et Hessi.
	Tert. vit. Bonif.		Hessi.
1050—1077	Lambert von Aschaffenburg in Hersfeld ad ann. 1071 . .	ex Hassia.	
1012—1050	Hermannus Contractus . . .		Hessi.
1028—1086	Marianus Scotus		Hessia etc.
1030—1112	Sigibert Gemblac.		Hessen.
p. 1139	Annalista Saxo	Hassones, Hassingi.	
Im 12. saec.	Braucht Eberh. Monachus willkürlich nebeneinander . . .	Hassia, Hassorum.	Hessi.
1247	Urkunde	comitatus Hassie.	
1263	Urkunde comitiam sive Lantgericht	Hassiae. Was sich in den Urkunden und lateinischen Abhandlungen erhält.	

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich folgendes Thatsächliche:

1) Daß in der Schreibung der Römer, zusammengehalten mit der der Griechen, zu dem Namen Chatten entschieden das Ch unserer Aussprache vorherrscht.

2) Daß die weitaus überwiegende Aussprache im Beginne des Mittelalters Hassi, Hassia, also deutsch Hassen für Hessen gewesen ist, wodurch die Vermuthung, welche oben mitgetheilt ward und aufstellt, daß der Hassegau in Thüringen von Hessen gegründet worden sei, Verstärkung erhält. Jene Thatsache der vorwiegenden Aussprache Hassen ist um so wichtiger, weil Vilmar in seiner Beweisführung gegen die Identität des Namens Chatten und Hessen sich u. A. auch darauf beruft, daß der Name meistens in der Form Hessi, seltener in der der Hassi erschienen sei. Dies ist gerade umgekehrt; denn 1) erscheint in der oben gegebenen Zusammenstellung bis zum Jahre 876 unter 15 Aufführungen nur 2mal Hessen, dagegen 13mal Hassi etc. und 2) in Dronke, Trad. Fuld., p. 34—42 unter 32 Erwähnungen der Hessen (Land und Leute) nur 12mal die Form Hessen und 20mal die Form Hassen. Die Schreibung Hessi im ersten Brief des Papstes hat keinen durchschlagenden Werth, weil die Urkunde des Papstes von 774 die Schreibung Hassi enthält; es kam jedenfalls auf die Gewohnheit des Schreibers an, der die Urkunde abfaßte, und nach Niedersachsen hin scheint mehr die Aussprache Hessen, in Hessen selbst und namentlich in Hersfeld die Aussprache Hassi obgewaltet zu haben. Das häufigere Vorkommniß von Hassi stimmt auch zu Vilmar's Bemerkung, daß das Wort mit tiefem e fast wie Hässen gesprochen werde, was allerdings nach Fulda hin der Fall ist. Noch heute erkennt man im Süden Deutschlands sofort die Mundart der „Fuldaer", wie sie in Frankfurt genannt werden, heraus, wie folgende Probe des Frankfurter Witzblattes, Frankfurter Latern: Hampelmann auf dem Fürstencongreß, August 1863, von Friedrich Stoltze, S. 5 ausweist: „un wann ääner beim Kurferscht „Vivat" gerufe hat und gleich nachher zu seim Kamerad gesagt hat: „Ahr ich sax Kritzer for e Brudmasser gegab, lewer will eich das Brud aus der Kipp gepatz" — (Ehe ich sechs Kreuzer für ein Brodmesser gebe, lieber will ich das Brod aus der Tasche petzen) so hat mer druff schwörn könne, daß des kää Frankforder war.*)

*) Es mag hier noch eine andere Stelle aus der genannten Mundarten-Quelle, ebenfalls S. 5, Spalte 1, Platz finden, in welcher zugleich der Frankfurter ein getreues Conterfei des Geschäftsgeistes seiner Landsleute giebt. Es heißt da: „Alles hat awwer ääch „Vivat" gekrische, wäääß Gott! un sogar dem Kurferscht — — — seine Gäul, Staats-Isabelle, werth mit ihrer Namensvetterin de spanische Thron ze theile. — Nor so e oosiger Hanauer, der newwer merr gestanne hat, wollt peife. Da haw' ich awwer zu em gesacht: Höre Se emal, des is gar net schee von Ihne, daß

Während nun aber nach den Bergen zu so noch heute das kehlige a für das vorn im Munde gepreßte e zu erkennen ist — man betrachte nur die Formen sachs für sechs, Massr für Messer — so ist wohl eben ursprünglich das vorlautende e bei den scharf zwischen den Zähnen sprechenden Bewohnern der Tiefebene, und daraus erklärlich das Vorwiegen der Form Hessi bei den Niedersachsen; und Winfried Bonifacius brachte doch als Niedersachse zuerst die Nennung des Namens nach Rom! Man vergleiche dazu das e ausgesprochene a des Englischen, wie dessen parallelgehende Neigung im süddeutschen Munde nach dem ao, o hin: we were, you were oberdeutsch woren, woret; thou hast englisch und Du host oberdeutsch; I can englisch und Eich konn oberdeutsch. So erklärt sich auch zur Genüge, daß in dem Empfehlungsbrief des Winfried Hessi stand und in der nächsten päpstlichen Urkunde für Hersfeld, also im „Fuldischen", von 774, wahrscheinlich von einem Hersfelder Mönch entworfen, **Hassia** geschrieben steht.

Die Form Haesi, welche Willibald gleich mit der Form Hessi gebraucht, deutet wieder auf eine andere weniger breite Mundart hin, wie die der Fulder darstellt, nämlich auf die der Hessen selbst. Obwohl jetzt im Mittelpunkte des alten Hessenlandes, im alten Landgericht Maden selbst der Bauer nicht mehr anders, wie auch der Gebildete, als Hässe mit geschärftem e spricht, so ist das doch lediglich Ergebniß des amtlichen und geschäftlichen Verkehrs, dessen Einfluß nicht bedeutend genug anzuschlagen ist, wie denn auch die gebildeten Fulder jetzt alle „Hessen" sprechen; und Beweis dafür, daß früher Häsi gerade im Gudensberger Lande gesprochen worden sein mag, der Umstand, daß noch heute der Name des etwas seitab liegenden Dorfes Besse, alt Passahe geschrieben, von seinen Bewohnern mit breitem nach e hin klingendem ä gesprochen wird: Bässe.

Man hat ja für dergleichen Lautentwickelungen eine Menge von Beispielen in alter und neuer Sprachentwickelung; was der auf den Bergen wohnende Norweger Odal nennt und der alte Normann von audh herleitete, nennt der Angelsachse im Niederlande von alt eath, modern edel. Odalman oder gar Udalman ist unser Edelmann, in der ursprünglichen

---

Se da nach Frankford komme, um uff unser Rechnung Ihre Gefihle Luft zu mache. Es batt Ihne doch nix, dann horche Se, wie ewe da unne, am End von der Zeil, dankbarere **Fulder** mit geblimte Kamisöler, blihende Provinze, ihrm giet'ge Landesherrn entgege juwele: „Der Korferscht soll lewe! Die Fraa Ferschtin derrnewe! Un alle Herrn Offenzier! **Korhasse** sein mir!" Man sieht hier auch sofort die noch heute in dieser Mundart der „Fulder" vorherrschende Form Hasse für Hesse. Das „**Es batt** Ihne doch nix" verweist wieder auf die bei Batuwe (s. weiter unten) in Betracht kommende Wurzelform bat gut für den Comparativ besser hochdeutsch, better niedersächsisch.

Bedeutung des Wortes soviel als ein Eigenmann, Freier Mann. Auster, Oster wird bei den Angelsachen East u. s. f. Finden wir doch auch in einer Sprachprobe aus dem 8. Jahrhundert, in einem Vater Unser mit Auslegung, den Ausdruck des mëzzes für unser „des Maßes".

Man vergleiche hierzu Wülcker, Dr. E., Beobachtungen auf dem Gebiete der Vocalschwächung in Mittelbinnen-Deutschen, besonders im Hessischen und Thüringischen. Frankfurt a. M. 1868.

Stellen wir nun zu den oben aufgestellten Thatsachen noch einige weitere.

3. Gewicht der Ueberlieferung des Tacitus und die Beschaffenheit der hier vorausgesetzten Landschaft als geeignet für einen Volksmittelpunkt. (Annalen I, 56, 57.)

Zuerst stellen wir an die Spitze dieses Kapitels die überlieferte Thatsache, wie Tacitus in seinen Annalen I, 56, 57 von dem Zuge des Germanicus gegen die Chatten erzählt: .... dadurch kam er den Chatten so unerwartet, daß die durch Alter und Geschlecht Wehrlosen sogleich gefangen oder getödtet wurden. Nur die waffenfähige Mannschaft war über den Fluß Adrana gesetzt und suchte die Römer, die eine Brücke zu schlagen sich anschickten, zurückzuhalten, ließ aber, als sie durch das Geschütz der Römer vertrieben wurde, vergeblich Friedensunterhandlungen versucht hatte, und auch Einige zu den Römern übergegangen waren, Gauen und Dörfer im Stich und zerstreute sich in die Wälder. Germanicus aber steckte Mattium, den Hauptort des Stammes, in Brand, verwüstete das offene Land und wandte sich .... nach dem Rheine &c.

Daß hier unter dem genannten Mattium kein anderer Ort, als das heutige Dorf Maden, der frühere Hauptort des sogenannten Landgerichts Maden, zu verstehen sei, darüber besteht jetzt unter den Gelehrten kein Streit mehr,*) auch die Adrana wird allgemein als der heutige Fluß Eder betrachtet, und daß heute der alte Hauptort keine Bedeutung mehr hat, ergiebt sich einfach aus der geschichtlichen Entwickelung der mittelalterlichen Staatszustände, nach der mit der Entstehung der Ritterzeit der den freien Bauern ausreichende offene Hauptort Maden nicht mehr zum Schutz ausreichte und der Sitz der Regierung nach der Feste Gudensberg, eine Viertelstunde davon, verlegt wurde, so daß dann bis zur Uebersiedlung des Regierungssitzes der neuen hessischen Landgrafen weiter nach Cassel im 13. Jahrhundert nach Wenck, Hessische Landesgeschichte II, Urkundenbuch S. 294, 295 das Land benannt wurde „das Niederland" zu Hessen, darinn Gu-

*) Vergl. u. A. Nipperdey, Corn. Tacitus I, Annal. S. 57 (4. Aufl.).

densberg liegt; es heißt aber das alte Landgericht Maden auch noch im 14. Jahrhundert. Also nach dem Zeugniß des Tacitus war Maden im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bereits Hauptort der Chatten, wie das Dorf Maden im Anfang der Ritterzeit der Sitz des Landgerichts zu Hessen.

Und was ist es für eine Landschaft? Wir fügen hier sofort die Schilderung des Eindrucks an, den das Gebiet des alten Chattenmittelpunktes auf den Verfasser Dieses bei wiederholten Durchwanderungen zu Fuß und zu Wagen gemacht hat; es war der Eindruck einer Landschaft, die der Ehre, einen alten heiligen Volksmittelpunkt abzugeben, vollständig würdig ist.

Geographisch und geologisch zunächst aufgefaßt, kennzeichnet sich die Landschaft als eine Hochfläche zwischen den Flußläufen der Eder und Fulda auf zwei Seiten (der Süd- und Ostseite) und dem Bergzuge des Habichtswaldes mit seinen nördlichen und südlichen Ausläufern auf der West- und Nordseite. Die Eder, welche aus dem heutigen Waldeckischen zunächst kommt und bis in die Linie von Wabern von West nach Ost fließt, wendet sich hier, Wabern gegenüber, bei Nieder-Möllrich um die Süd-Ost-Ecke der Gudensberger Hochfläche, um, nach Norden zu weiter strömend, bei Guntershausen in die Fulda zu münden; die Fulda setzt dann mit ihrem nördlichen Laufe bis unterhalb Wolfsanger die Ostgrenze des hier in Betracht kommenden Gebietes fort. An diesem Punkte aber schließen sich eben nach Süden vorspringende Höhen des Reinhardtswaldes so nahe an den Fuldalauf an, daß mit Zurechnung des gegenüber stehenden hohen Uferrandes, welchen der Solling bildet, bis hannov. Münden nur von einer Bergspalte die Rede sein kann, in der die Fulda weiter strömt; damit schließt also natürlich das Chattengebiet hier ab. Hinter den Höhen des Reinhardtswaldes nach Westen zu schließen sich sodann die Ausläufer des Habichtswaldes im Bergsystem des Dörrenberges und nach Süden zu der Habichtswald selbst, mit seinem Hauptausläufer, dem Langenberg, an, wieder bis an die Eder, wo sie aus dem Waldeckischen tritt. Dieses von Bergzügen und Flußläufen eingeschlossene Landschaftsviereck ist die natürliche Ausgangsstätte des Chattenvolkes.

Denken wir uns nunmehr in einen Zeitabschnitt zurück, in welchem die Flußthäler der Eder und Fulda bis an den Rand noch mit Wasser angefüllt waren, während von dem vom Dörenberg, Habichtswald und Langenberg vorgeschobenen Vor-Flachland schon die darauf gestauten Wasser abgelaufen waren, so haben wir die Bodenfläche in einer früheren geologischen Periode, die jetzt, was die Flußgrenzen betrifft, von bedeutend tieferliegenden Thälern begrenzt wird, zu denen der Rand der Hochfläche meistentheils sehr steil abfällt. Der Rand ist dann regelmäßig durchrissen

durch die Ausmündung der Wasserrinnen, welche die Hochfläche entwässert haben, so von Süden an gerechnet, der Ems, des Deuter Baches, des Besser Baches, der Baune, des Zwehrenbaches, der Druse, der Ahna. An dem Ausflusse dieser Bäche liegen immer mehr oder minder geschichtlich merkwürdig gewordene menschliche Anlagen, so diesmal von Norden an gerechnet, an der Mündung der Ahna einer der merkwürdigsten Entstehungsanfänge der Stadt Cassel, das Kloster Ahnaberg mit dem Meierhof Cassela; an der Ausmündung des Zwehrenbaches das alte Dorf Zwehren (Tuerun); an der Baunemündung der Bahnhof Guntershausen; an der Ausmündung des Besser Baches neben dem Dorf Grifte die Höhe, auf der noch jetzt 4 Höfe sich finden, die Heystatt als alter Burgsitz; am Ausfluß der Ems Böddigern mit einer Flur, die den Namen Burg führt; der kirchengeschichtlich wichtigste Punkt aber findet sich in einem Bachgebiet, das schon nicht mehr ganz dem Chattenlande angehört und hinter der Bergregion verlaufend, die die Grenze des Chattenmittelpunktes nach Westen ausmacht, die Verbindung mit dem niedersächsischen Bevölkerungsgebiete herstellt, nämlich nahe dem Ausfluß der Elbe in die Eder hinter der Stadt Fritzlar. Hier liegt der bis in die neuere Zeit als hessischer Gesundbrunnen in der Umgegend besuchte Brunnen bei Geismar, dem alten Dorfe, in dessen Nähe Bonifacius die heilige Eiche niederhieb, aus deren Holz er sodann eine Zelle auf der Anhöhe errichtete, auf der noch jetzt der Dom von Fritzlar steht.

Dieser Elbebach führt aufwärts nahe seiner Quelle zu einem flachen Uebergang bei Wolfhagen von chattischem Gebiete zu niedersächsischem Gebiete; hier berühren sich die Sprachgrenzen der hessischen und plattdeutschen Mundart, wie fast in der Ebene; Wolfhagen, die Dörfer Isthe, Bründersen, Ippinghausen reden plattdeutsch — gegenüber dem Mainzer Naumburg mit den Dörfern Altenstädt, Balhorn, in dessen Gebiet die Mundart süddeutsch influirt worden ist.

So haben wir die alte Chattenlandschaft äußerlich umgrenzt; es bleibt uns noch die Aufgabe, einen Blick auf das Innere und dessen geographische Gestaltung zu werfen. Der bedeutendste Bachlauf in demselben ist die Ems. Während die anderen Bäche in einer geraden Linie in der Hauptrichtung rechtwinklig auf ihr Mündungswasser zufallen, bildet die Ems in ihrem mittleren und oberen Laufe ein Parallelthal zur Eder und Fulda in umgekehrter Richtung hinter dem Hauptzuge des Langenberges und durchbricht diesen im untern Laufe abwärts Dorla. Dieser Bach hat mitten im Sommer sein reichlich und klar in munterm Falle einherstürzendes Wasser und bildet die reizendsten Mittelberglandschaften; dann entwickelt die Baune noch eine bedeutendere Thalsohle, indem diese am Baunsberg vorbei sich weiter in die Höhe zieht.

Alle Bachthäler aber haben in ihrem oberen Laufe eine sehr leichte Muldenbildung, so daß die Wasserscheiden zwischen ihnen nur mäßige Bodenerhöhungen bilden, und dies ist am meisten der Fall im Gudensberger Lande, das zwischen dem untern Lauf der Ems und dem Zwehrenbach verläuft, während das Gebiet des Zwehrenbaches von dem der Druse und Ahna wieder durch bedeutendere Landrücken geschieden ist. In dem Gudensberger Lande nun bilden die oberen Bachrinnen und ihre Wasserscheiden eine an einem hohen, dunkelbewaldeten Berge, Langenberg und Baunsberg, angelehnte Ebene, aus der wiederum in fortwährender Abwechslung basaltische Bergkegel schroff aufragen. Diese meist kahlen Berghäupter geben inmitten einer reichen Feldflur, abwechselnd mit den saftigsten frischen Wiesen in der nächsten Nähe der Bäche, mit dem Hintergrunde der dunkeln Waldberge und der weiteren Ausschau von der Hochebene aus auf die jenseit dieser Landschaft, jenseit der Flußthäler der Fulda und Eder verlaufenden Bergreihen an einem heitern Sommermorgen oder Abend das Bild einer reizendsten, malerischsten und mit romantischem Hauche geweihten Landschaft. Während die nächsten Basaltkegel durch Form und Farbe mitunter auch gespenstig auf den Sinn drücken, fordern die ferneren den Horizont umgrenzenden Bergreihen zum Hinausspähen in die Weite heraus, und dem Schreiber Dieses ist namentlich bei der noch heute vorhandenen natürlichen Abgeschiedenheit der Landschaft der Eindruck lebendig geworden, daß 1) die Natur hier ein natürlichstes Festungsviereck geschaffen, innerhalb dessen ein deutscher Volksstamm sich mußte sicher wähnen, und 2) die ganze Gestaltung der Landschaft auch den heidnischen Sinn zur Anlage von Gottesverehrungsstätten in derselben herausfordern mußte.

Was den erwähnten ersten Punkt betrifft, so hat die Natur nach Fulda und Eder hin durch die hohen Thalränder ein fruchtbares Wiesen- und Bauland, malerische Berggruppen und Kuppen und üppige Wälder einschließend, mit klaren und gesunden Wasserläufen, in vorsorglicher Weise versteckt. So wie man noch jetzt von der neuen großen Eisenstraße (Main-Weser-Bahn) aus keine Vorstellung von der hinter den Thalrändern versteckten Herrlichkeit erhält, so noch vielmehr mag in grauer Vorzeit erst recht Niemand diese natürliche Volkszufluchtsstätte von außen her wahrgenommen haben, da damals der Blick von den umliegenden Bergeshöhen aus durch die dichte Bewaldung derselben unthunlich gemacht war. Aber während man draußen von dem Innern, so zu sagen Heiligthum, keine Ahnung erhält, hat das alte Chattenland, namentlich zwischen Eder und Baune, die Eigenthümlichkeit, daß man von vielen wohl ursprünglich nicht bewaldeten Basaltkuppen aus immer wieder weit hinaus über die umliegende Landschaft den Blick schweifen lassen konnte. Es mag sich so jener durch die Ausschau von hochher geschärfte Habichts-Späher-Blick

entwickelt haben, zufolge dessen die Chatten gierig nach den vor ihnen liegenden Landschaften griffen. Es erklärt sich aus der geschilderten Lage der Landschaft auch, wie der römische Kriegsherr Germanicus im Jahre 15 nach Christus, so bald in derselben Halt und Linksum nach dem Rheine zu machte. Es mußte ihm, nachdem er den steilen Bergrand an der linken Seite der Eder zwischen Fritzlar und Nieder-Möllrich erzwungen und Maden, das jenseits dieses Bergrandes an einem Seitenbache der Ems liegt, eingeäschert hatte, nach der ersten besten Recognoscirung vor der schaurigen Stille der dunkeln Bergschluchten, in welche sich die Bewohner geflüchtet hatten, unheimlich zu Muthe werden; er konnte doch zu leicht in die Lage kommen, in welcher Varus untergegangen war.

So erklärt sich aber zu Punkt 2 auch, wie ein alter germanischer Volksstamm, der sich eine gleichzeitig für den Anbau so geeignete Naturfeste aufsuchte, diese fruchtbare, wiesenreiche, für Viehzucht und Ackerbau gleich günstige, vom großen Verkehr abgeschlossene Landschaft zu seinem Mittelpunkt machte, in dieser Landschaft, in der die Naturkräfte in ihrer unheimlichen Gewalt dunkle, gespenstige, hohe Bergesgestalten in reicher Fülle aufgeworfen hatten, den Hauptsitz eines heidnischen Götterkultus errichtete, denn es wird sich jedem Wanderer in jener Gegend die unwillkürliche Empfindung aufdrängen, die basaltischen Durchbrüche der Erde ragen hier geisterhaft, Götterfurcht erweckend empor und haben sicher in alter Zeit noch mehr wie jetzt in den Gemüthern die Stimmung heimlichen Grauens erzeugt. Darum auch wendete sich Bonifacius gerade hierher, als er den Hessen das Licht des Christenthums bringen wollte, an der Grenze des alten Chattenheerdes errichtete er den Altar seines Gottes, gegenüber dem Wodansberge (Gudensberg und Odenberg), der alten Gerichtsstätte zu Maden, die einfache Zelle, gezimmert aus der heiligen Eiche, die er gefällt.

Diese Gestaltung der von Tacitus also schon chattisch genannten Landschaft beweist gewiß, daß sie das Herz, der Culminirungspunkt des germanischen Stammes der Chatten gewesen, in welche sie zurückgewichen, seitdem die Römer durch die Siege des Drusus die germanischen Stämme überhaupt vom Rheine landeinwärts getrieben hatten.

In demselben Falle befanden sich auch die Marser, Sugambrer; und auch jener Mittelpunkt wird am sichersten gesucht werden in dem heutigen westfälisch-waldeckisch-preußischen und hessischen Gebiete an der oberen Diemel, namentlich bei den Orten Marsberg und Volkmarsen, jenes dasselbe, das hernach in den Sachsenkriegen Karls des Großen als Eresburg wieder so hervorragt; erzählt doch Tacitus zu dem erwähnten Zuge des Germanicus gegen die Chatten auch, daß dessen Untergeneral Caecina mit einem Hülfscorps die Marser durch eine Niederlage verhindert hatte, den

Chatten zu Hülfe zu kommen; die Marser konnten danach doch nicht allzuweit entfernt wohnen; ebenso wie die Cherusker, die derselbe Caecina durch Hin- und Herziehen vom Beistande der Chatten zurückhielt. Auch Segest kann seinen Wohnsitz nicht gar weit ab gehabt haben, vielleicht auf der Hohen Siburg bei dem heutigen Karlshafen. Es finden sich zu diesem Punkte auch schon, dem Prinzip dieser Abhandlung, die Volksnamen möglichst auf Ortsnamen zurückzuführen, entsprechende Zurückführungen anderer Volksnamen auf Landschafts- und Ortsnamen, wie die des Namens Thüringer auf Tyra, Bataver auf Batuwe u. s. w., so auch des Namens der Cherusker auf das Dorf Heerse südöstlich von Paderborn. Angenommen, es wäre das der älteste Sitz der Cherusker, deren Namen indessen noch andere Herleitungen zuläßt, so entspräche es immerhin den von Tacitus angenommenen Volkszuständen jener Zeit, wo Germanicus nach Germanien hinein Züge unternahm; nur müßte sich das Gebiet der Cherusker über Paderborn hinaus bis nach der Porta Westphalica an der Weser und über diese hinaus an den Harz erstreckt haben.

Aber, indem wir das einer späteren Untersuchung überlassen, constatiren wir hier einstweilen noch, daß die Chatten zu Drusus Zeit (12 bis 9 v. Chr.) nach der Darstellung des Geschichtschreibers Dio Cassius ihre Sitze bis an den Rhein ausgedehnt hatten und Drusus sowohl in ihrem Gebiete daselbst ein Fort anlegte, welches Germanicus auf seinem Zuge im Jahre 15 n. Chr. wieder erneuerte, als auch ihnen vorübergehend Land anwies, bis sie entschieden auf die Seite der Feinde der Römer traten, worauf sie in das Innere zurückgedrängt wurden.

Bei dieser Gelegenheit ist denn auch an die immer wieder aufgewärmte Streitfrage heranzutreten, ob die Chatten Sueven gewesen, ob sie von Süden nach Norden, also vom Rhein aus nach dem Innern Hessens gezogen seien, oder ob sie ursprünglich vom Norden kommend, Nichtsueven, ihre Sitze bis an den Rhein ausdehnten und, da sie dieselben nicht halten konnten, in das Innere zurückwichen.

Anhänger der ersteren Ansicht verneinen ebenwohl wieder aus diesem Grunde die Identität der Chatten und Hessen und sagen, daß die letzteren wohl ein vielleicht unterworfener Theil der ersteren, der zu Bonifacius Zeit mit seinem eigenthümlichen Namen wieder aufgetaucht sei, gewesen wäre, aber nicht Chatten und Hessen derselbe das Chattenvolk umfassende Stammesname gewesen sei. Damit suchen sie den Beweis, der aus der Ueberlieferung des Tacitus, Annal. I, 56, 57, unmittelbar hervorleuchtet, daß um Maden die Chatten gewohnt, zu entkräften; und so untersuchen wir denn auch diese Frage noch einmal genauer, ob die Chatten Sueven gewesen. (Schluß folgt.)

II. Bibliographie.

Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 18. Jahrg. Altenburg 1870. 4.

Nr. 3. März.

S. 17—21. G. A. v. Mülverstedt, Ernst Graf von Gleichen im „Münster" des Petersklosters bei Erfurt begraben (1492) und einige seiner nächsten Verwandten, — nebst 6 bisher ungedruckten Urkunden.

S. 21—24. G. A. v. Mülverstedt, Eine merkwürdige Mühlhäuser Urkunde des 13. Jahrhunderts. — Ein edler Ritter von Wiza schenkt dem Marien-Magdalenen-Kloster zu Mühlhausen die Kirche in Echie; Zeugen sind der Propst von Spandau und sein Scholar Dietrich. Verf. vermuthet, daß die Urkunde um 1250 von einem thüringischen Edelmann, Weyze? Weidensee?, der sich etwa auf der Kreuzfahrt nach Preußen befand, in oder bei Spandau ausgestellt worden sei.

34. Jahresbericht des historischen Kreis-Vereins im Regierungsbezirke von Schwaben und Neuburg für das Jahr 1868. Augsburg 1869. 8.

S. 9—50. B. Greiff, Was Kayser Carolus dem V. die Römisch-Künglich Wal kost im 1520 Jar. — Die hier zum ersten Male veröffentlichte Specification der Summen, welche Karl V. zu Bestechungen u. s. w. Behufs seiner Wahl aufwandte, ergiebt 852,589 Guldgulden, von denen z. B. der Erzbischof von Köln 40,000 erhielt, dessen Räthe und Diener 12,800, der Erzbischof von Trier 22,000, dessen Räthe und Diener 18,700, Markgraf Kasimir von Brandenburg für sich und zum Unterhalt der von ihm aufgestellten 300 Reiter u. s. w. 25,735. Nach Kur-Brandenburg entfielen im Ganzen nur 100 Gulden, da Joachim I. bekanntlich gegen den spanischen Karl für den König Franz von Frankreich wirkte, der, wie es in einer gleichzeitigen, ebenfalls zum ersten Male hier abgedruckten Aufzeichnung heißt, „auch gern Röm. Kunig worden wär; oder aber, wenn ers nicht werden möcht, daß man dann den Margraff Joachim aus der Mark, den Kurfürsten, wählen solt, damit es nur Kunig Karel nicht werden solt. Der margraff Joachim hett sich wohl gerüst, dann er maint, er solt Röm. Kunig sein worden. Es ward aber nichts daraus."

Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt am Main, von J. G. Battonn. Aus dessem Nachlasse herausgeg. von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. durch L. H. Euler. 5. Heft, die Beschreibung des Schlusses der Altstadt und des Anfangs der Neustadt enthaltend. Frankfurt a. M. 1869. 348 Seiten. 8.

Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. 4. Bd. Nr. 1. Ausgeg. im Dezbr. 1869. Frankfurt. 8. — Enthält eine Anzahl kleinerer, auf Frankfurt und Umgegend

bezüglichen, zum Theil aus andern Zeitschriften wieder abgedruckter Arbeiten von W. Stricker, Gwinner, L. G. Kringk, Euler, F. Scharff, Enders, G. Schott, G. E. Steitz, W. Fresenius, E. Ullmann.

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgeg. von E. E. Struwe. 47. Bd. 1. Heft. Görlitz 1870. 8.

S. 1—86. H. Knothe, Urkundliche Geschichte des Eigenschen Kreises in der K. Sächsischen Oberlausitz. — Hierher gehörig wegen der Beziehungen des „Eigens" zu dem askanischen Markgrafen von Brandenburg und zu der Stadt Görlitz. Das Urkundenbuch enthält u. a. 5 ungedruckte Urkunden der Markgrafen Otto, Hermann und Waldemar aus den Jahren 1285—1312.

S. 94—116. Dornick, Kirchliche Sitten in der südlichen Oberlausitz.

S. 117—120. Jancke, Miscellen. — Ueber die sogenannte Königshainer Bauern-Chronik, Görlitzer Inschriften u. s. w.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Wie stellen sich die Thaten Friedrichs II. dar in der deutschen Literatur seiner Zeit, vornehmlich in der deutschen Dichtung?

Motto: Οὐδέποτε κλέος ἐσθλὸν ἀπόλλυται
οὐδ᾽ ὄνομ᾽ αὐτοῦ,
Ἀλλ᾽ ὑπὸ γῆς περ ἐὼν γίγνεται
ἀθάνατος.

Vorbericht.

Wir werden in der folgenden Darstellung im Wesentlichen nur die Erscheinungen des siebenjährigen Krieges betrachten, denn in ihm concentrirt sich nun einmal die Beantwortung der Frage, welchen Einfluß die Thaten Friedrichs des Großen auf die Literatur seiner Zeit gehabt haben. Aber es ist nicht möglich, die beiden ersten schlesischen Kriege ganz aus dem Auge zu lassen, oder die späteren Jahre des Friedens vollkommen zu vernachlässigen. Den großen Fortschritt der Literatur in dem Kriege und durch ihn kann eigentlich nur der würdigen, welcher die jämmerliche Beschaffenheit der früheren Dichter kennt. Da wir indessen an dieser Stelle jene Kenntniß voraussetzen dürfen, beschränken wir uns darauf, die beiden ersten schlesischen Kriege mit ihren Erzeugnissen oberflächlich zu berühren. Mit dem Frieden von Hubertsburg die Besprechung nach allen Seiten abzuschließen, ist aber ganz und gar unthunlich, weil die verschiedenen Zweige der Literatur dabei nicht gleichmäßig behandelt werden könnten.

Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß mehr, als eine Katalogisirung der Flugschriften, gegeben werden soll; denn so wünschenswerth auch ein catalogue raisonné für diese Zeit, wie für die des dreißigjähri-

gen Krieges sein mag, — die Flugschriften enthalten immerhin nur einen Theil der Tagesliteratur und in dieser allein liegt der Kern der Beweisführung nicht. Daß der siebenjährige Krieg Gelegenheitsdichtern aller Art einen Impuls gab, den König und seine Helden zu besingen, ist so selbstverständlich, daß es dazu eines besonderen Beweises nicht bedarf; es kommt auf die Kraft und Tragweite des Impulses an, und diese können nur an der Folgezeit gemessen werden. Und was im Besonderen die Geschichte anbetrifft — wieviel sie Friedrich dem Großen verdankt, ist kaum genügend betrachtet worden — so ist es doch ungleich wichtiger zu erfahren, welche außerordentlichen Anregungen der Krieg den Historikern, wie der historischen Kunst selbst gab, als mit den Darstellungen des Krieges, die für das Bedürfniß des Augenblicks erschienen, im Einzelnen genau bekannt zu sein. Es ist überflüssig, hier darauf hinzuweisen, daß unsere Wissenschaft wenigstens einige Sammlung, einige Jahre der Ruhe bedarf, um aus dem Geschehenen eine Art Geschichte zu bilden; wenn wir Deutsche die ganze zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution das Zeitalter Friedrichs des Großen nennen, liegt darin auch die Nothwendigkeit, über die kriegerische Zeit hinaus bis zu dem Zeitpunkte zu gehen, wo die Heroen unserer Literatur in den Vordergrund treten.

Die einzelnen Literaturzweige von einander zu trennen, schien dem Zwecke der Arbeit angemessen: wir sind bemüht gewesen, dieselbe so zu disponiren, daß ohne Schaden für das Ganze jeder Theil für sich möglichst abgeschlossen scheint. Wir werden zuerst über die Kunstpoesie handeln, dann über die Gelegenheitsgedichte und Volksschriften, zuletzt über die geschichtlichen und einige andere prosaische Werke von hervorragender Wichtigkeit.

Die ungeheuere Anzahl von politischen Denkschriften, staatsrechtlichen Exposé's, Todtengesprächen u. s. w. haben wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung gezogen; der Umstand allein, daß ein verdienstvoller preußischer Forscher bereits mehrere Jahre mit einem einschlägigen Werke beschäftigt ist, beweist, daß diese Aufgabe wenigstens die uns zugemessene Zeit übersteigt.

Die Bemerkungen über die ersten schlesischen Kriege sollen in ihrer Kürze nur zur ungefähren Orientirung dienen: zu genauer Darstellung reichte das für diese Zeit besonders spärliche Material nicht aus.

Dagegen haben wir es nicht für nöthig befunden, in der Beurtheilung der Literaturgeschichten, soweit sie unsere Frage berühren, ausführlich zu sein: desultorische Bemerkungen schienen um so mehr zu genügen, als mit Ausnahme Schlegel's die Meisten auf demselben Standpunkt stehen.

Es ist so gebräuchlich geworden, von dem günstigen Einfluß Friedrichs II. auf die deutsche Literatur zu sprechen, die bekannten Namen Gleim, Kleist,

Ramler u. s. w. zu citiren, daß es in der That an der Zeit ist, durch gründliche Forschung und frisches Material neue Gesichtspunkte zu gewinnen.

Wenn uns dies nach einigen Richtungen vielleicht gelungen sein sollte, so ist es nur mit Hülfe zweier, im letzten Jahr erschienener Schriften von hervorragendem Werth; die eine derselben ist betitelt:

„Oesterreichische Volkslieder und Volksschriften im siebenjährigen Kriege" von Dr. H. M. Richter (Wien 1869, Gerold) und gewährt uns einen höchst interessanten Einblick in die österreichische Flugschriftenliteratur des siebenjährigen Krieges. Die andere ist von der Art, daß wir den Verfasser ihretwegen beneiden möchten, wenn es recht wäre, einem Veteranen die Früchte 40jährigen Sammelns zu mißgönnen.

Die „Einhundert Volkslieder des preußischen Heeres 1675—1866, aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth (Berlin 1869, Mittler und Sohn) sind für einen ganzen Literaturzweig epochemachend.

Ein Autor, der Soltau's Sammlung für steril erklären kann und den Beweis der Wahrheit nicht schuldig bleibt, hat vollen Anspruch auf ungetheilte Anerkennung. Wir werden im Verlauf der Arbeit uns sehr oft auf sein Buch beziehen, welches, für diesen Zeitraum wenigstens, kaum nennenswerthe Lücken hat.

Auch wir sind in der Lage, einiges verhältnißmäßig Unbekannte zu dem Vorhandenen hinzufügen zu können. Die Königliche Bibliothek zu Berlin mag im Verborgenen manche Schätze enthalten, welche sämmtlich zu heben uns kaum gelungen sein dürfte. Dagegen bot eine ziemlich umfangreiche Privatbibliothek, deren Benutzung uns gütig gestattet wurde, manche interessante Schriftstücke dar. Am relativ ergiebigsten war die Forschung in der sogenannten Amalien-Bibliothek des Königl. Joachimthal'schen Gymnasiums. Unter Anderm stammt aus derselben auch der bisher noch nicht veröffentlichte Dragonermarsch und die Samlung von „Bauerngesprächen", welche kaum irgendwo anders in gleicher Vollständigkeit zu finden sein dürften.

Die Zeit der beiden ersten schlesischen Kriege.

Außerordentliche Dinge hoffte Deutschland von dem Thronwechsel des Jahres 1740. Namentlich die Dichter und Gelehrten begrüßten freudig den jungen Herrscher, von dem sie die Beförderung der Kunst und Wissenschaft erwarteten. Wie sollten ihre Herzen auch nicht dem entgegenschlagen, der als Kronprinz nur gezwungen sich mit kriegerischen Dingen zu beschäftigen, die beschauliche Ruhe über Alles zu lieben schien. Die Dichter waren des guten Glaubens, daß weiter nichts dazu gehöre, als königliche Huld, um die deutsche Literatur zu reicher Blüthe zu entfalten. So singt Baumgarten:*)

„Jetzt kann die arme Kunst nur stammeln, stummen, lallen,
Jedoch versucht sie schon ein Dir geziemend Lied;
Wenn aber Deine Huld sie aus dem Staube zieht,
O, wie viel Schwäne wird die Spree zum Vorschein bringen!
Die Dich und nochmals Dich und nichts als Dich besingen.
Der Odernymphen Chor wird sie nicht müßig sehn.
Die Musen werden bald in höherm Ansehn stehn,
Wenn Du den Gnadenblick von ihnen nicht entziehest ....“

Er schloß mit den stolzen Worten:

„Auch weicht mir Schlesien, ganz Deutschland sei mein Richter!
Die Rhone merke drauf, mir weichen Frankreichs Dichter.
So oft der Tag mich ruft, die Nacht den Eifer stört
Und man nur Friedrichs Ruhm und meinen Eifer hört.“

Aus Königsberg erklang es:

„Es herrscht ein Philosoph, wie unsre Zeit so oft
Sich zwar gewiß gewünscht, doch ungewiß gehofft,“**)

und in Pommern gab man sich derselben Hoffnung vertrauensvoll hin:***)

---

*) Allerunterthänigster Glückwunsch von A. G. Baumgarten rc. aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt von Nathanael Baumgarten. Berlin 1740. (Nicolai.)

**) Sammlung einiger auserlesener Gedichte rc. bei Gelegenheit der Huldigung zu Königsberg, Berlin. Ambrosius Amadeus Haude.

***) „Die Lust seiner Völker“ bei der Huldigungsfeier des Herzogthums Pommern von Chr. Fr. Stisser, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Stettin.

„Du kommst, Du Schutzgott aller Weisen,
Du kommst, und alle Künste preisen
Ihr Glück.
Herr, Dein Berlin,*) die Pracht der Erden,
Wird aller Künste Wohnplatz werden,
Ein ander Rom, ein neu Athen.
Ein Heer der Meister in Gedichten,
Ja, aller Schreiber von Geschichten
Stellt sich zu Deinem Lobe dar.“

Daß aber Friedrich etwas thun mußte, um dem Sänger Begeisterung, dem Geschichtsschreiber ein Vaterland zu geben, das kam diesen Gelegenheitsdichtern eben so wenig in den Sinn, wie denen von wirklichem Beruf.

Immanuel Jakob Pyra feierte den König in einer umfangreichen Ode,**) die von dieser Unklarheit Zeugniß giebt:

„Ja König, Alles sieht auf Dich,
Da sich Dein Fuß zum Throne schwinget,
Wo Dich die Majestät umringet.
Herr, schau zurück! doch nein! geh, sicherlich
Mußt Du die Hoffnung übersteigen.
Du mußt der Welt, wer Du, o König, bist,
Und wie glückselig wir sind, zeigen.
Was ist so groß, das nicht von Dir gleich glaublich ist!
Ja, ja, Du bringst auf Herkul's steilen Wegen
Mit Macht der Ewigkeit entgegen.
Wo sind der Musen neue Höhn!
Herr, Deine Liebe giebt mir Feuer.
O, Maro, stimme Deine Leier,
Mit ihm den Weg der Ewigkeit zu gehn.
Was hör' ich schon vor sanfte Flöten
Auf jener Höh' im Dichterwald?
Fahrt fort, ihr feurigen Poeten!
Ihr thut, was euch geziemt, wenn Friedrichs Lob erschallt,
Wir werden stets in Friederich dem Weisen
Die Tugend und die Weisheit preisen.“

Zwar klagte man auch schon damals „über die unselige Raserei zu reimen“***), war aber fest überzeugt, bereits eine recht achtungswerthe Literatur zu haben. Ein Franzose, der es gewagt hatte, an der Vortrefflichkeit derselben zu zweifeln, wurde als grober Ignorant hingestellt†),

---

*) Dieselbe Hoffnung spricht auch die Spener'sche Zeitung vom 30. Juni 1740 aus.

**) „Ode“ auf Ihre Majestät König Friedrich den Andern bei Antritt seiner Regierung von Immanuel Jakob Pyra aus Cottbus 1740.

***) Spenersche Zeitung, 1740, Juli.

†) Ebendaselbst, 10. September 1740.

da er von Canitz, Hagedorn, Brockes, Richey und Zimmermann nichts wisse oder von Besser und Neukirch!

Eine außerordentlich beschränkte Gesinnung sprach sich in den Gedichten derjenigen aus, welche sich berufen glaubten, für das preußische Volk das Wort zu ergreifen. Ein Herr Bock, Professor in Königsberg, rief dem Könige in seinen langweiligen Alexandrinern zu:

„Vergeßt Philippens Sohn! was hat er mehr vollbracht,
Als Thronen umgekehrt und Schwerter stumpf gemacht!
Ruh', Lehr' und Ueberfluß dem kleinsten Lande bringen
Ist höher, als den Raum der halben Welt bezwingen."

Alles änderte mit einem Schlage der Ausbruch des Krieges. So gänzlich fremd war freilich die Tagesliteratur dem Leben geworden, daß die Zeitungen selbst von dem Beginne der Feindseligkeiten keine bemerkenswerthe Notiz nahmen. Nun aber war doch das Bewußtsein erwacht, einem Staate anzugehören, der eine Zukunft zu haben schien: der Blick der „Brandenburger" richtete sich in die Weite und wagte sich hinaus in das deutsche Reich.

Am Geburtstage des Königs 1741 lauten die Hoffnungen und Wünsche des genannten Herrn Bock schon ganz anders:

„Vielleicht ist, was nun Deutschland drückt,
Auf diese Zeiten ausgerückt,
Und Karol's Blick nur jetzt verloren,
weil Dich der Himmel für Dein Reich
und für Germanien zugleich
mit ungewohnter Kraft geboren."
u. s. w.

Wir dürfen annehmen, daß dieser Krieg bereits zu zahlreichen Produktionen Anlaß gab, so wenig auch auf uns gekommen ist. Wenigstens sagt der Recensent der „Spenerschen Zeitung" bereits im Mai 1742 „er sei immer überzeugt gewesen, daß eine große Anzahl seiner Landsleute sehr Vieles und sehr Schlechtes schreiben könne, allein noch habe er keine Zeit erlebt, wo man so viel mittelmäßige Sachen geliefert." Und freilich von einer Zeit, die noch einem Neukirch ein uns heute fast unbegreifliches Lob spendete, in dem „gelehrten Herrn Gottsched" noch „den würdigsten Vater der deutschen Sprache" sah, dürfen wir keine außerordentlichen Leistungen erwarten.

Hauptsächlich war es das neugewonnene Schlesien, welches seiner Begeisterung für Friedrichs Sache und die neuen Zustände Ausdruck verlieh. Unter dem Titel „der Triumph von Schlesien" erschien 1742 eine Sammlung sämmtlicher Gedichte und Illuminationsverse auf den König. Sie ging aus der Offizin von Johann Jakob Korn hervor, welche seitdem den

größten Theil aller in Breslau erscheinenden patriotischen Flugschriften verlegte. In der Spener'schen Zeitung wurde die Sammlung ziemlich ungünstig recensirt, und allerdings ist nicht viel Bemerkenswerthes in ihr enthalten: namentlich die Illuminationsdevisen, in denen sich doch sonst bei solchen Gelegenheiten meist etwas Volkshumor entwickelt*), sind äußerst schwach. Es herrscht in ihnen vielmehr eine etwas gedrückte Stimmung vor: ein Riemer in Strigau macht seinem Herzen in den groben Worten Luft:

„Dem, der den Frieden nicht erkennt mit tausend Freuden,
Will ich aus seiner Haut handbreite Riemen schneiden!"

ein Anderer klagt:

„Ich bin ein armer Mann
Und hab' ein kleines Haus,
Ach, großer Friedrich Rex,
Nimm die Soldaten 'raus."

Stolzer klingt der Spruch eines vergnügten Breslauers, der den Oderstrom jubeln läßt:

„Rauscht vergnügt, ihr stolzen Wellen,
Weil ich von den ersten Quellen
Bis in die entfernte See
Unter Friedrichs Herrschaft geh."

Unter den Gedichten geben die „Bewillkommnungen der Nymphe Hercynia von Caspar Gottlieb Lindnern, pr. Arzte zu Hirschberg", einen Beweis von der Flachheit eines „Mitgliedes der deutschen Gesellschaft zu Leipzig". Die schleppenden Alexandriner wimmeln von Noten und geschichtlichen Anmerkungen, und was sollen Verse wie (Str. 9):

„Wirklich, ja, bei seinem Wesen lebt des ersten Friedrichs Muth!
Wirklich, ja, bei seinen Thaten wallt des Andern Heldenblut!"

Aehnlich sind die Gaben, welche andere Gebildete darbringen, wie Chr. E. Peucker, Diener des heiligen Evangeliums zu Brieg, ein M. G. Boehme und Andere. Würdig reiht sich diesen ein Mitglied der deutschen

*) Als Curiositäten mögen hier noch zwei Verse Platz finden:
a) „Ich bin zwar arm, daß Gott erbarm! doch meinen König verehr' ich:
Pantoffeln und Schuh: und brennende Lichter und Stiefeln darzu."
b) „Wer mir den König von Preußen will verachten,
den will ich wie diesen Ochsen schlachten."

Gesellschaft zu Jena an, C. Sigismund Machnitzki: er giebt eine ermüdende Schilderung der einzelnen Schlachten in den beliebten Alexandrinern: eine Serenade von Scheibel konnte wegen der Abreise des Königs nicht aufgeführt werden und würde in der That dem König einen noch schlechteren Begriff von der deutschen Poesie gegeben haben, als der Monarch an sich schon hatte; und gar ein Herr Volckmar, der ein kleines Aemtchen wünschte, malt uns sein dichterisches Schaffen in dem barocken Verse:

„ich stieg auf den Parnaß, ich saß, ich las, ich schwitzte!"

Viel guten Willen, aber wenig Geschicklichkeit verrathen die beiden Dichterinnen Anna Helena Volckmannin in Wohlau und Joh. Sophie Guttmannin in Bernstadt: ihre Verse sprechen aber für die Begeisterung, welche die schlesischen Frauen dem neuen Landesherrn zollten:

„Wär' unser Schlesien ein Land
Der sonst berühmten Amazonen,
So machten wir der Welt bekannt
Die Triebe, die im Herzen wohnen.
Herr! mich entflammt ein edler Neid —
Ich darf ihn in der That so nennen —
Daß wir nicht auch zu dieser Zeit
Vor dich die Waffen tragen können."

Auch eine Jungfrau Hülsen aus Schweidnitz ließ sich über den Sieg bei Chotusitz 1742 vernehmen, brachte aber nur ein trauriges Einerlei von Lobeserhebungen der preußischen Tapferkeit zu Stande.

Sehr bescheiden, aber ehrlich klingt der Glückwunsch der „Kunstverwandten" der Baumann'schen Offizin zu Breslau: sie hoffen, daß ein besseres Erzeugniß der Guttenberg'schen Kunst einst Friedrichs Thaten verkünden möge.

Das Gedicht, welches die Spener'sche Zeitung zu Neujahr 1741 brachte, erkennt zwar „den Anfang einer neuen Zeit" an, ist aber an sich sehr matt, wie alle die späteren aus des sonst gewandten Joh. Vict. Krause Feder stammenden: die „Czaslauer Ehrenpforte" — von einem die heilige Schrift demüthigst liebenden Unterthan — wird aber beißend recensirt.

In dem Heere des Königs selbst verfaßte ein Lied auf die Schlacht bei Chotusitz J. F. Lofft, Quartiermeister vom Leib-Carabinier-Regiment; ebenderselbe hatte schon vorher als Unteroffizier „die im schlesischen Kriege vorgefallenen Merkwürdigkeiten mit poetischer Feder entworfen".

Die Poesie aus dem Jahre 1745 zeigte natürlich noch keinen bedeutenden Fortschritt.

Die „Ode auf den bei dem Ende des 1745. Jahres glor- und siegreichen Waffen" ist im Tone eines Chorals gehalten: eine andere von Scheibel noch allzu reich an mythologischen Anklängen.

„Das befreite Schlesien" Siegesgedichte von Chr. Gottl. Stöckel, J. U. C. Breslau 1745, Korn, zeichnet sich nur durch eine gewisse Breite vor den übrigen Gedichten aus, schließt aber überzeugungstreu:

„Klingt dem erschrocknen Wien mein Ausspruch noch so niedrig,
Europens größter Held bleibt Preußens tapfrer Friedrich."

Einige leidliche Strophen enthält ein Flugblatt, betitelt:

„Des stärksten Helden mächt'ge Kriege,
Des größten Friedrichs viele Siege,
Des weisen Königs hoher Frieden — mit
Demuthsvoller Lust der Wahrheit nach entschieden."

Rührend klingt die Klage des Dichters, daß er diese Ereignisse nicht in großartiger Weise feiern könne:

„In meines Dörfleins stillem Raum
Konnt ich kein Feuerwerk erfinden,
Und viele Lampen anzuzünden
Vergönnt mein ströhern Obdach kaum."

Um einen Begriff zu geben, in welcher außerordentlichen Geschmacklosigkeit die Dichter trotz allen besseren Willens befangen waren, wird die Mittheilung einiger Strophen genügen aus einer „Ode auf den Sieg bei Hohenfriedberg". Die Einleitung ist verhältnißmäßig noch am erträglichsten.

„Der Feind ist fort, ihr Preußen nach!
Und jagt den Schwarm der Insurgenten,
Die durch fast höllengleiche Schmach
Silesiens Vergnügen trennten.
Fort, tapfre Preußen! macht Euch auf,
Setzt noch einmal das Leben drauf!
Ihr siegt mit Gott, so wird's Euch glücken,
Denn Oesterreichs verstärkte Macht
Hat Euch den Garaus zugedacht.
Sie siegt — doch mit gewandtem Rücken."

Aber allzu anschaulich ist der Dichter in der Darstellung des Gräßlichen, bei dessen Ausmalung er mit besonderem Behagen zu verweilen scheint:

„Dort liegt ein Reuter ohne Kopf,
Nächst ihm sein Roß mit offnem Schlunde,

Dort Degen, Schwert und Hand und Zopf
Und hier ein Held mit halbem Munde.
Ein morsches Bein, ein nackter Arm,
Dort dringet Blut und Fett und Darm
Aus Körpern sterbender Soldaten.
Hier krümmt sich ein zersetztes Pferd,
Dort deckt Gewehr, Blut, Blei und Schwert
Das Feld statt wohl gerathner Saaten."

Selbst die Grabschrift für die tapferen Preußen ist noch sehr unschön:

„Ihr Preußen, denen Blei und Schwert
Das Licht des Lebens ausgeblasen,
Ihr, die der Wahlstadt Opferherd
Ein Feld voll blutgedüngter Rasen
Anstatt des Leichensteins verhüllt,
Sollt als ein ächtes Musterbild
Der Tapferkeit die Grabschrift haben:
„Seht unerschrockner Helden Reih',
Die vor den König redlich treu
Ihr Blut verspritzt, allhier begraben!"

Und doch hatte derselbe Dichter auf „den Sieg bei Praußnitz"*) eine Ode gefertigt, welche allerdings nicht frei von ähnlichen Fehlern, doch meist in einem kräftigen, weniger unedlen Ton gehalten ist:

„Und wo zu Praußnitz ist die Stelle,
Dort sind des Krieges Erbgefälle,
Die Gott und König Euch gezahlt;
Die Unterschrift mit Blut gemalt:
Das Siegel hat zu seinem Zeichen
Viel hundert ausgestreckte Leichen.

Wohlan! so gebt die Quittung drüber.
Die Erndtezeit ist nun vorüber;
Erwägt die eingeführte Saat,
Wieviel das Schock geliefert hat.
Und laßt es alle Zeiten lesen,
Wie furchtbar Eure Saat gewesen."

Gleichwohl ist nicht zu zweifeln, daß diese Verse den Ohren der Zeitgenossen nicht übel geklungen haben, da man viel Schlechteres als Ausgezeichnetes anpries. So theilt die „Spener'sche Zeitung", 1. Juli 1745, eine Siegesode mit, welche nach ihrer Ansicht von einem „überaus geschickten Dichter" verfaßt sein sollte.

Da lautet z. B. Str. 8:

*) D. i. „Sorr".

'Indeß, als zum gehofften Sieg
Die Treffen schon in Ordnung waren,
Wirft Friedrichs Großmuth einen Blick
Annoch auf die geliebten Schaaren.
Ihm dau'rt sogar der Sieger Grab,
Er wiegt den Werth der Stunden ab
Von dem verkürzten Menschenleben:
Ihn blend't kein Ruhm bethörter Welt,
Mehr Landesvater noch als Held —
Er seufzt und läßt das Zeichen geben."

Die beiden letzten Strophen erklärt der Recensent für nicht weniger schön, nachdrücklich und feurig, als die übrigen.

Wenn die Begeisterung für Friedrichs Sache nach der Länge eines Gedichtes zu bemessen wäre, würde der Preis keinem Andern gebühren, als Herrn Professor Stiffer vom Königl. Gymnasium zu Stettin; derselbe gerieth — wie die Spener'sche Zeitung sagt: „durch den glorreichen Sieg bei Sorr in ein so edles Feuer, daß er seiner Gewohnheit nach eine sehr schöne Heldenode darauf verfertigte."

Sie enthält nicht weniger als 50 zehnzeilige Strophen: und erhebt sie sich — obwohl sie an matten Stellen keinen Mangel leidet — doch bei weitem über Aehnliches aus der damaligen Gelegenheitsdichtung.

Str. 2 schildert das Lager der Preußen vor der Schlacht:

„Ein düstrer Nebel deckt das Feld,
Die Dunkelheit den weiten Himmel;
Der Preußen sicheres Gezelt
Erwartet keiner Schlacht Getümmel.
Der kühne Brandenburger ruht
Voll Zuversicht auf seinen Muth."

Mit epischer Breite werden die Namen der österreichischen Schaaren aufgezählt:

„Dort seh' ich die Sclavonier
Und der Morlacken wilde Schaaren,
Panduren und Dalmatier
Und die Lycaner und Husaren.
Vom Saustrom und Dalmatien,
Aus Siebenbürgen, Bosnien
Ficht hier der Ausschuß frecher Seelen.
Was man in Stambuls Nachbarschaft
Von Wagehälsen aufgerafft,
Das will hier morden oder stehlen."

Eine der folgenden Strophen ist nicht ohne Frische und giebt dem namentlich während des siebenjährigen Krieges landläufigen Spruche „viele Feinde, viel' Ehr'" einen pointirten Ausdruck:

„Umsonst! Hier nützt nicht Meng' der Zahl,
Hier ist so Macht als List vergebens.
Was hofft Ihr? Sieg und Ehrenmal?
O, denkt auf Rettung Eures Lebens!
Wo Friedrich an der Spitz' erscheint,
Da scheut der Preuße nie den Feind.
Er dringt in's Herz dreifacher Heere.
Je mehr Gefahr, je tapfrer Muth,
Je ärg're Noth, je frischer Blut,
Je stärk'rer Kampf, je größ're Ehre."

Darauf folgt eine Verherrlichung der einzelnen Helden, die für den König fechten, und der Dichter schließt mit der stolzen Ueberzeugung, daß neben und nach Friedrich kein Held mehr groß erscheine.

Immerhin ist die Ode trotz vieler Mängel eine erträgliche Erscheinung unter der Fülle der überaus seichten Gelegenheitspoesie, die sich in den Zeitungen selbst breit machte und durch übertriebene Lobeserhebungen das zu ersetzen suchte, was ihr an wirklichem Feuer gebrach.*)

Wichtiger für den Werth kriegerischer Thaten und ihres unmittelbaren Einflusses auf die Literatur sind die ächten Soldaten- und Kriegslieder. Von jeher ist viel schlagfertiger Witz, gesunder Humor und kräftige Frische — sehr oft freilich auch Rohheit oder Gemeinheit — in diesem Genre der Volksdichtung gewesen, von den ältesten Landsknechtliedern an. Und was sie vor allen Dingen durchweg auszeichnet, ist die poetische Modulation der Verse, welche sie sangbar und erst so zu wahren Liedern macht.

Daß für eine Beurtheilung der Höhe der Volksbildung, zur Charakterisirung einzelner Zeitrichtungen die Kenntniß des Soldatenliedes sehr nützlich ist, darf hier nicht erst hervorgehoben werden. Es ist wahr, wir dürfen in dem Heere Friedrichs — namentlich aus den ersten schlesischen Kriegen — weder das deutsche Volk erblicken, noch auch nur die bessere Hälfte des preußischen. Gleichwohl hat das Soldatenlied, wo auch immer es vorkomme, seine Bedeutung auch über die Grenzen des Heeres hinaus: es vertritt mindestens ebenso sehr die Dichtkunst einer Volksklasse, wie ehedem etwa der Meistergesang, und wird ebenso gut, wie dieser, in die Geschichte der Literatur aufgenommen werden müssen.

Und für den historischen Kern der uns vorliegenden Frage giebt ein einziges derselben mehr Aufschluß, als zehn Gelegenheitsgedichte von Dilettanten.

Daß nun die schlesischen Kriege auch ihre volksthümlichen Sänger

---

*) Z. B. „bei Einholung der feindlichen Geschütze" (Eingesandt) Spener'sche Zeitung, 13. November 1745.

und Gesänge hervorgebracht haben, unterlag zwar keinem Zweifel, doch war kein einziges Lied bekannt. Erst Herrn von Ditfurth ist es gelungen, auch für diese Zeit vier Lieder ausfindig zu machen. Die drei ersten*) sind echte Soldatenlieder, wie sie der gemeine Mann singt: das sieht man sowohl an dem marschmäßigen Rhythmus, als auch an den Melodien:

„Frisch auf, ihr Reuter!"

„Dorchen, guck' zum Fenster 'raus,
Weil wir abmarschiren."

„Was helfen mir tausend Dukaten,
Wenn sie versl . . . . . sind."

Das letzte, auf die Schlacht bei Kesselsdorf, hat seinen Ursprung schwerlich dem Soldaten zu verdanken: daß die Melodie, nach der es gesungen wurde, nicht anzugeben ist, mag unerheblich sein: aber die mythologischen Anspielungen auf den „Mars" und „Jovis Donnerschläge" sind dem Krieger von damals kaum zuzutrauen.

Im „Rückmarsch nach Schlesien" wird über die Unreinlichkeit und schlechte Verpflegung im Böhmerlande geklagt — Uebelstände, die auch jüngst unsere Truppen wieder erfahren haben — und gerade der naive Ton, der dem errungenen Ruhm gegenüber auch den leiblichen Bedürfnissen das Wort redet, ist ganz soldatisch.

„Wir haben zwar prächtig gesieget,
Viel Ehren und Ruhm davon,
Den Feind in sein' Lande bekrieget,
Das ist uns ein schöner Lohn,
Hiergegen ein' gute Verpfleg
Ist nöthig darbei allerweg,
Wobei man sich kann verlustieren
Vor Noth und vor böse Täg'."

In dem Liede „Schlacht bei Hohen-Friedberg" bekommt der Sachse den Spottnamen „Matz Pumb von Dresen", und mit glücklichem Witz nennt der Dichter das Feld der Ehre „Friedrichsfeld".

„Solch grausam Prahlen
muß man bezahlen
mit baarem Gelde
auf Friedrichsfelde."

---

*) Schlacht bei Hohenfriedberg. Gespräch zwischen Maria Theresia und Friedrich. — Rückmarsch nach Schlesien.

Von Kunstdichtern ist außer Pyra*) nur Samuel Gottl. Lange, der Freund Klopstock's, mit patriotischen Liedern hervorgetreten, denen es freilich ebenso sehr an Originalität, wie an Volksthümlichkeit fehlte. Seine Siegesoden — wie auch die seiner Frau und später der Karschin — sind zum Theil, als Flugblätter, einzeln erschienen: sie sind deswegen nicht ohne Bedeutung, weil sie beweisen, daß auch die Dichter höheren Schwunges die Thaten Friedrichs in ihrem wahren Werthe erkannten oder an der allgemeinen Huldigung Theil nehmen mußten.

Die „Siege Friedrichs" sind in einer sehr umfangreichen, schwülstigen, horazischen Ode gefeiert — die französische Uebersetzung wurde klüglich hinzugefügt.

Die Verse sind an und für sich also ziemlich werthlos; Interesse gewährt aber die Aufnahme, die diese Ode bei den Schweizern fand, den Beherrschern des Geschmackes. Bodmer schrieb mißbilligend an Lange, „ein Talent, wie das seinige, dürfe nicht Krieges- und Heldenthaten feiern: man solle die Helden und Länderbezwinger nicht durch Lob in ihrer Mordbegierde unterhalten."

Dieses Urtheil ist hinreichend, die Schweizer Richtung in ihrer ganzen Einseitigkeit, Ungründlichkeit und Ueberhebung zu erkennen. Mußten sie nicht gerade bei gründlicher Betrachtung der homerischen Werke darauf geführt werden, daß Krieges- und Heldenthaten die allereinfachsten Vorwürfe für eine junge Dichtkunst sind, und daß eine seichte, der Nation fremdgewordene Literatur durch ebendieselbe wieder verjüngt und heimisch gemacht werde?

Man kann wohl fragen, was aus der deutschen Literatur geworden sein würde, wenn jene Grundsätze allgemeine Anerkennung gefunden hätten, und darf dem Geschick dankbar sein, daß es zu einer Zeit vager und halbrichtiger Theorien ein kräftiges Gegengewicht in den realen Verhältnissen schuf. Lange mit all' seinem poetischen Bombast aus der alten Schule hat doch schon Grund gefaßt in der frischen Gegenwart: er steht in Verbindung mit den patriotischen Dichtern Gleim und Kleist**) und hat viele Freunde und Bekannte in dem Heere des Königs.***)

Abgesehen von dem begeisterten Passus in der Ode „an den Frieden", sind für Lange's Stellung namentlich einige Verse aus dem Liede „an die Schweizer" bezeichnend:

---

*) Pyra in einem Liede „Auf die vorgehabte Virgil-Uebersetzung" (in Lange's Gedichten, 1747, Halle, Hemmerde).

**) Jenem sind drei, diesem zwei seiner Jugendgedichte gewidmet.

***) Vergl. das Gedicht auf den Grafen von Schulenburg, der bei Mollwitz fiel.

„Wär' ich kein Unterthan des großen Friedrich,
So würd ich Dich, o Sulzers Land, beneiden."

und aus dem „an die Leier":

„Laß meine Leier nie die Laster loben
Und keinen Fürsten, der nicht Friedrich ist."

Es ist wahr, Lange's Gedichte sind gering und klein im Verhältniß zu den späteren prächtigen Oden Klopstocks — aber wie viel größer ist seine Gesinnung!

Die geschichtlichen Monumente aus dieser Zeit verdienen kaum einige Beachtung, weder was Inhalt noch Stil angeht. Die Prosa lag noch weit mehr, als die Poesie, in den Fesseln der alten Zeit und sollte sobald aus ihnen auch nicht erlöst werden.

Seit Goethe von der Bedeutung der Thaten Friedrichs offen Zeugniß abgelegt, hat es Niemand — außer Onno Klopp — gewagt, diesem Urtheile zu widersprechen oder dasselbe auch nur abzuschwächen. Goethe's Ansicht läßt sich dahin fassen, daß Friedrich der deutschen Literatur ein Vaterland geschaffen, daß die Dichtkunst durch seine Thaten einen nationalen Charakter angenommen habe.

Thaten verlangt eine jede Literatur, wenn sie nicht absterben oder an Tändeleien und idyllischen Träumereien zu Grunde gehen soll. Fürstliche Freigebigkeit kann die Literatur wohl befördern, nicht aber lebenskräftige Keime hervorrufen: sie mag zu einzelnen Dichtungen oder anderen Kunstwerken ihre Schützlinge anfeuern, vielleicht auch begeistern, wird aber kein großes Ganzes schaffen, welches sich auf das gesammte Volk erstreckt und Einfluß übt.

Und wir werden eine Literatur für um so nationaler halten, je mehr sie ihre Förderung den Ereignissen verdankt, welche die ganze Nation angingen, ohne daß sie von den Urhebern dieser Begebenheiten unterstützt wurde.

Zeitgenossen schätzen ihren gegenseitigen Werth selten richtig: wenn aber die hervorragendsten Geister einer Zeit einem Einzigen ihre Werke darbringen, oder seinen Thaten ein Denkmal setzen, so ist dies Faktum der vollgültigste Beweis für seinen Werth.

Der Vorwurf, den man Friedrich dem Großen aus seiner Gleichgültigkeit und Mißachtung gegen die deutsche Literatur gemacht hat, fängt nachgerade an zu verschwinden, wenigstens in der Kritik der Einsichtigen.*) Und was wäre es denn wirklich für ein Vortheil gewesen, wenn Friedrich die aufstrebenden Geister unterstützt hätte! Es ist doch nicht anzunehmen, daß über Nacht in die Poeten Geschmack, in die deutsche Sprache Geschmeidigkeit, edler Fluß und Glätte gekommen wäre.

Dagegen konnte eine Unterstützung, welche der König der Dichtkunst hätte zu Theil werden lassen, derselben leicht zu schwerem Schaden gereichen: die Poesie, welche in dem König den vaterländischen Helden, mithin indirekt das Vaterland selbst feierte, konnte gar wohl in eine der Schmeichelei nicht unähnliche Hofpoesie ausarten. Dazu waren, gerade bei den Dichtern von geringerem Talent, alle Ansätze vorhanden. Verse, wie z. B.:

„Minerv, Apoll und Mars vereinten sich,
Um mächtiger zu sein, und sind nun Friederich."

sind ein Ausdruck bewußter oder unbewußter Schmeichelei. Ein Anderer schreibt: „Wenn die Tugend, um die Schwäche unseres Gesichts zu schonen, eine menschliche Gestalt an sich nähme, so würde sie aussehen wie Seine Majestät, der König von Preußen."

Gerade jene Zeit, als die Unterthanen zu den Füßen selbst schlechter Regenten in Demuth zu ersterben für angeborenes Recht und ererbte Pflicht ansahen, eine solche Zeit, mochte sie noch so reich an Heldenthaten sein — war der Entwickelung der Literatur nur dann gedeihlich, wenn sie unabhängig dastehen konnte, oder selbst sich in Widerspruch mit den höfischen Richtungen setzen durfte. Von diesem Gesichtspunkte aus haben diejenigen Recht, welche in Friedrichs Vorliebe für die Franzosen die beste, wenngleich unbeabsichtigte Förderung der Deutschen sehen.

Klopstock, der ja bekanntlich am meisten von Allen über Friedrichs unpatriotische Denkart empört war, trifft am härtesten der Vorwurf, dies Verhältniß nicht, auch nur annähernd, erkannt zu haben: und man darf sich wohl wundern, daß ein Gervinus in des Dichters Schadenfreude mit einstimmt.**)

---

*) cf. Gervinus IV, 212, obwohl er sich auf derselben Seite widerspricht. Preuß III, S. 327 ff. Hettner, S. 159. Koberstein II, S. 841 ff.

**) Gervinus IV, S. 212. Und man wird Friedrichs Schrift (über die deutsche Literatur) nie ohne Unwillen, Klopstocks Oden dagegen wider Friedrich, die weit die schärfste Widerlegung dagegen sind, mit vaterländischem Selbstgefühl (!) und vielleicht sogar mit Schadenfreude lesen.

Auch war die Nation noch gar nicht reif für einen plötzlichen Reichthum an Produktionen: in Rinteln waren noch 1761 die Namen Ramler, Lessing, Mendelssohn unbekannt: in den 70er Jahren wird über die Theilnahmlosigkeit*) des deutschen Publikums geklagt**), ebenso erging es unsern größten Dichtern: — und wie verhalten sich heutzutage die Gebildeten gegenüber der vaterländischen Poesie? Oder giebt es heute in dem Staate Friedrichs des Großen Ehrenstellen und Gratifikationen für Dichter und Schriftsteller?

Schon den Gedanken einer Belohnung weisen unsere Dichter zurück: so sagt Gleim in einem Sinngedicht:***)

„Klag' es nicht, daß unsre Fürsten,
Die nach Lob der Musen dürsten,
Dein Gedicht verschmäh'n.
Klag' es nicht; in Deine Klagen,
Deutscher Dichter! stimmt man nicht;
Klag es nicht, sie möchten fragen:
‚Willst Du Gold für Dein Gedicht?'"

und wirft trotzdem siegesbewußt den fremden Sängern den Fehdehandschuh hin:

„Wenn Friedrich unsrer Leier Klang,
Wie Eurer Lieder hört,
So schlagen wir Euch mit Gesang,
Wie er Euch mit dem Schwert."

Der gleiche Zug, der sich bei Ramler in edler, wirklich poetischer Sprache wiederfindet,†) ist bezeichnend.

Zu ihrem Heile hat sich unsere Literatur selbstständig entwickelt. Ein Gottsched mochte allenfalls um einer goldenen Tabatière willen Friedrich

---

*) 1769 findet sich von Michaelis das beißende Epigramm:
Allgemeine Grabschrift deutscher Dichter.
„Auch er blieb unbelohnt." Ein kurzes Lobgedicht
der Nachwelt. Hast Du dies gelesen
und zweifelst noch, ob er ein großer Mann gewesen,
so kennst Du Deutschland nicht.

**) Vergl. auch Koberstein II, S. 1031, 35 ff. über die Gründe, weswegen die Gebildeten dem raschen Gange der Literatur nicht folgen konnten.

***) Gl. Werke V, Nr. 158.

†) Der Triumph (Werke I, S. 85) Keinem Golde feil, auch dem seinigen nicht,
Und ob er auch dem Ehrenbogen von Deinen Händen auslenkt,
Und nicht gewohnt an solche Töne sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
Singe Du doch den Brennussöhnen ihren Erretter unnachgesungen.

für ein Weltwunder erklären, die Karschin für ihre Leistungen eine unverhältnißmäßige Erkenntlichkeit beanspruchen — ein Lessing sang bereits 1753:

„Vom Himmel bist Du, Herr, herabgestiegen,
Kehr' spät, kehr' spät zurück.
Laß Dich noch lange, Herr, den Namen „Vater" reizen
Und den: „Menschlicher Held!"
Dort wird der Himmel zwar nach seiner Zierde geizen,
Doch hier braucht Dich die Welt."*)

Es war, als ob der Zauber der Persönlichkeit des Königs, erhöht durch den Glanz seiner Thaten, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Geister aller wirklichen Dichter ausübte. Der Dichter des Cissides und Paches verfluchte in seiner Landlust (alias „Frühling") den Krieg und ließ Alexander wie einen armen Sünder klagen.**)

Gleim sang zuerst auch nur von Wein und Liebe und verwahrte sich gegen Heldengedichte:

„Dingt mich nicht zu Eurem Dichter,
Meine Leier will nicht tönen,
Wenn ich Eure Kriege singe."

und auch später noch sprach er, augenblicklich verstimmt, ähnliche Gedanken aus.***) Denn trotz aller Royalität empfand Gleim Friedrichs Gleichgültigkeit schwer und war in besonders trüben Momenten der selbstgefälligen Illusion einiger Dichter zugänglich, daß nur der von der Muse gefeiert werde, der sich ihre Gunst zu erwerben wisse.

---

*) Eintritt des Jahres 1753. Mit Recht hebt übrigens Koberstein (II, S. 859) hervor, Lessing, der noch 1758 geschrieben, er wolle lieber Weltbürger, als Patriot sein, und erklärt, er habe von der Vaterlandsliebe keinen rechten Begriff — sie scheine ihm eine heroische Schwachheit —, ebenderselbe habe sich mit unsern volksthümlichen Helden- und Lehrdichtungen beschäftigt ꝛc. und die erste große Dichtung von vaterländischem Gehalt geliefert.

**) Gervinus IV, 196 ff.

***) 1767 an Jakobi I, S. 292:

„Königen und Schönen tönte sie,
Aber ihren Ohren
Ging die feinste Silberharmonie,
Alle Melodie verloren:
Darum trotzig wollte sie nicht mehr
Königen und Schönen,
Sondern nur gefälligem Gehör
Ihrer Freunde tönen."

Trotz alledem aber trat er in allen Dichtarten für die Verherrlichung seines Helden auf. Unter seinen Fabeln verdankt eine, und nicht die schlechteste, dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges ihre Entstehung;*) in einem Sinngedichte**) läßt er einen alten Geizhals als die nothwendigsten Dinge „für drei Groschen" eine Bibel und ein Bild des großen Friedrich kaufen.

Gegenüber der Ansicht derjenigen, welche in Gellerts deutscher Persönlichkeit, in seinen Fabeln und moralischen Vorlesungen die Grundlagen der literarischen Reformation finden, halten wir Goethe's Urtheil aufrecht,***) welches Gleim eine ähnliche ehrenvolle Stellung anweist. Nicht als ob ihm allein das Verdienst gebührte, dem deutschen Gedanken adäquaten Ausdruck gegeben zu haben, nicht als ob wir seine Grenadierlieder als wirklich volksthümlich anerkennten — das Volk sang nun einmal andere Weisen — sondern weil er unter den Ersten war, die eine originale Dichtart versuchten, weil er für Viele der Gleichstrebenden der Mittelpunkt war und sie in seine Begeisterung hineinzog. Es ist ein sehr beschränktes Lob, wenn man seine Dichtungen für „verständig" erklärt. So erschienen sie den Zeitgenossen gewiß nicht. Gerade bei Gleims Liedern ist es nothwendig, ihren Werth nach dem abzumessen, was er den Mitlebenden war. Da vergesse man nicht, daß Lessing die Grenadierlieder mit begeisterter Kritik begleitete, Herder und Goethe von ihnen mit Auszeichnung sprechen. Heinse bekannte,†) er habe sich niemals durch Gelächter die Bewunderung für Friedrich, die er aus den Liedern des Tyrtäischen Grenadiers als Kind mit Entzücken eingesogen hätte, aus seinem Busen nehmen lassen. Zwanzig Jahr nach dem ersten Erscheinen der Lieder mußte Johannes von Müller einem freien Amerikaner sein Handexemplar überlassen.

Die deutsche Gesinnung, die sich in Gleims frühesten Gedichten schon spiegelte, machte ihn allen denen lieb, welche dieselbe theilten. Schon dem General von Stille wußte er (1753) nichts Besseres nachzurühmen, als: „er war ein echter deutscher Mann!"

Bei dem gemeinen Mann konnten seine Grenadierlieder keinen Eingang finden, denn sie wimmeln von klassischen Namen und Anspielungen auf Antikes. Gleich das erste Lied, so kräftig es beginnt:

„Krieg ist mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!"

---

*) Der Löwe und die drei Tiger. Werke III, S. 247.

**) An Harpax.

***) Gervinus IV, 181: „Gleim verdient, die Hebeamme der deutschen Literatur genannt zu werden."

†) Brief an Gleim aus Erlangen 1772.

schließt matt mit dem antikisirenden Vergleich:

„Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg."

Einzelnes ist, wie schon Lessing anerkennt, vollkommen volksthümlich:*) aber ein Hauptfehler sämmtlicher Lieder ist ihre Länge. Das Lied auf die Schlacht bei Lowositz hat 32, auf die von Roßbach 50, auf die bei Leuthen gar 58 Strophen: dergleichen Lieder singt kein Soldat, trotz aller Vorliebe für eine ausgedehnte Schilderung seiner Heldenthaten. Dies ist um so mehr zu berücksichtigen, als die Zeitgenossen an der Bezeichnung „Grenadierlieder" keinen Anstoß nahmen: allerdings erschienen sie, wie Flugblätter, einzeln nach jeder Schlacht: eine Sammlung wurde erst 1758 herausgegeben und mit der Vorrede versehen, in der Lessing Gleim dem Tyrtäus gleichstellt.

Einen Maßstab für die Bedeutung, welche Gleim bei seinen Zeitgenossen hatte, bieten auch die vielen Nachahmungen seiner Grenadierlieder. Bekannter als die „Empfindungen eines königl. dänischen Grenadiers beim Anfang des Feldzuges 1762",**) sind die Amazonenlieder von Chr. Fr. Weisse, obwohl sie wenig Lob verdienen.

Die Empfindungen, die das weibliche Geschlecht in kriegerischen Zeiten haben kann, sind mit einer Umständlichkeit besungen, die fast vermuthen läßt, Weiße habe so viel Amazonenlieder verfaßt, als ihm Motto's aus dem Horaz geläufig waren. Der Zusammenhang mit dem preußischen Tyrtäus giebt sich bei Weiße äußerlich dadurch kund, daß er die Fragmente des griechischen Sängers übersetzte.

Als Vertreter der specifisch preußisch-patriotischen Dichtung werden neben Gleim meistens Ramler und die Karschin***) gestellt. Was Gleim

---

*) Was liegst Du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weisest Deine Zähne nur
Und bellst, so beiße doch!

Aus Deinem Schädel trinken wir
Bald Deinen süßen Wein.
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll Deine Flasche sein.

**) Spenersche Zeitung, 1762.

***) Z. B. Siegesode „Friedrich dem Ueberwinder der Russen", Glogau 1758, 1 Gr. „Die gedemüthigten Russen", 1 Gr. „Der 13. Mai 1758", 1 Gr. 6 Pf. „Ode an das zerstörte Küstrin", 4⁰, 1 Gr. Die Gedichte von 1763 erschienen in einem Bändchen bei Winter und ließ sich die vorsichtige Frau gleich ein Privilegium geben, das den Nachdruck bei hundert Dukaten Strafe verbot.

für die Gebildeten war, wollte Ramler für die Gelehrteren, die Karschin für das Volk bis in seine untersten Stände sein. Der künstlerischen Form nach steht Ramler ebenso weit über Gleim, als die Karschin unter ihm: beide bedienten sich der Ode zu ihren Siegesgesängen: die des Dichters zeugten von allzu gelehrter Bildung, die der Dichterin waren die Carrikatur derselben. Während Ramler seine Oden nicht genug feilen konnte, veröffentlichte die Karschin die ihrigen unmittelbar nach den Ereignissen selbst. Sie theilen aber das Schicksal, von den Zeitgenossen überschätzt, von der Nachwelt unbillig beurtheilt zu sein: nur erhielt sich der „Professor" Ramler etwas länger in der Gunst des Publikums, weil er einen ganzen Stand hinter sich hatte, die arme Frau wurde das Opfer einer unbarmherzigen Kritik der Meisten, so bald der Waffenlärm gewichen und für reifliches Nachdenken Zeit gewonnen war. Abbt und Mendelssohn wollten von der Karschin kaum ein Gedicht gelten lassen*), und die ganze Poesie Ramlers suchte Platen in den „Klagen" und der „Antwort an einen Ramlerianer" lächerlich zu machen.

Aber durch die horazischen Oden Ramlers, wie die hochtrabenden Gedichte der Karschin geht immerhin etwas vom Hauche der Zeit. Und weil Beide auf ihre Weise „in das volle Menschenleben" hineingriffen, waren sie für Jahrzehnte ihren Zeitgenossen nicht nur interessant, sondern erschienen sogar als leuchtende Sterne und bewundernswerthe Vorbilder. Aus der Lebensbeschreibung der Karschin, welche ihre Werke einleitet, ersieht man, welches Aufsehen die Dichterin anfangs machte: der Ehrentitel einer deutschen Sappho wurde ihr nur allzu bereitwillig zuerkannt. In Magdeburg, wo sich der Königliche Hof eine Zeit lang aufhielt, war sie die gefeierte Heldin des Tages; in Berlin wurde sie mit Ramler, Sulzer und Mendelssohn bekannt und erfreute sich 1760 eines Empfanges, den sie in der That mehr ihrem patriotischen Streben, als ihrem Talent zum Improvisiren verdankte.

Sie selbst sagt von sich:

„Held! die Natur und Deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin."

Nur wollte es ihr Unglück, daß sie scheinbar Gelegenheit und Aussicht erhielt, zu jenen Höhen der Kunst zu gelangen, welche denn doch nur dem Geweihten erreichbar sind, während sie an bescheidener Stelle sich einen geringeren aber dauernderen Beifall sichern konnte. Die

---

*) Briefe zwischen Abbt und Mendelssohn (Abbts Werke, Bd. 4), 20. November 1763, 11. August 1764.

„Freudige Empfindung redlicher Herzen wegen des Sieges am 5. Dez. 1757 zwischen Neumarkt und Lissa, beschrieben von
Anna L. Karschin, geb. Dürbachin
eines Schneiders Frau aus Glogau."

machte großes Aufsehen, obwohl das Gedicht weder originalen, noch überhaupt poetischen Werth hat, auch daß eine Frau als Sängerin der Siegesthaten auftrat, war gerade in Schlesien nichts Neues. Aber die niederen Stände freuten sich, daß auch aus ihrer Mitte etwas für die Verherrlichung des geliebten Monarchen geschah, und die Gebildeteren hielten ihren Beifall nicht zurück, weil sie in jener Erscheinung ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit sahen. Dies ist um so bemerkenswerther, als gerade die höheren Kreise der Gesellschaft, die doch an der französischen Literatur etwas Besseres hatten oder zu haben glaubten, die Sängerin durch Lobsprüche eitel zu machen wetteiferten.

Der obsolute Werth ihrer Oden ist freilich höchst gering, und überhaupt dürfte wohl die Heldenpoesie die intellectuellen Kräfte des weiblichen Geschlechtes bei Weitem übersteigen. Nur wenige der Siegeslieder haben eine wirkliche Pointe, und wo sie sich findet, erscheint sie gezwungen, die mythologischen Anklänge und Anspielungen auf die ältere deutsche Geschichte sind auf die Dauer unerträglich.

Daß eben sie Friedrich dem Großen vorgestellt wurde, hat ihn gewiß in seiner ungünstigen Meinung vom deutschen Geschmack nur bestärken müssen.

Aber es war auch wohl weniger Anerkennung des deutschen Geschmackes, als Respekt vor der patriotischen Tendenz, wenn der Baron von Bielfeld in seiner französischen Schrift über die Fortschritte der Deutschen in Künsten und Wissenschaften die Karschin mit einer zehnten Muse verglich, welche vom Himmel herabgestiegen und das göttliche Feuer zurückgebracht habe.*)

Wenn man daher im Ganzen auch Gervinus**) abfälligem Urtheil beistimmen mag, darf man doch, ohne die historischen Bedingungen der Kritik zu vernachlässigen, nicht übersehen, daß noch 1768 ein Schöngeist, wie Jacobi, ihr einen höchst schmeichelhaften Brief sandte,***) und ein Mann von unleugbarem Geschmack, wie Wieland, sich gedrungen fühlte, der „außerordentlichen Tochter der Natur und ihrem wunderbaren Talent

*) Nous voyons briller depuis peu d'années sur le Parnasse Allemand une dixième Muse, qui semble y être tombée du ciel et avoir rapporté le feu divin.

**) IV, S. 200.

***) 13. Mai 1768.

seine Hochachtung zu bezeugen."*) Ihre Blüthezeit war längst vorbei, und doch spricht er noch von unedirten Liedern, welche ihr den Namen einer wiedererstandenen Sappho unzweifelhaft verdienen würden.

Daß Ramler auf die Ehre verzichten müsse, ein Lieblingsdichter der Nation zu werden, sahen schon seine Zeitgenossen ein.**) Man nahm an den häufigen mythologischen Bezeichnungen Anstoß und tröstete ihn damit, daß er sich begnügen müsse, für die wenigen „Edlen" gedichtet zu haben. Hierin liegt — da Ramlers metrische Verdienste nicht in Betracht kommen — auch der Maßstab unserer Beurtheilung. Mit der Poesie, welche ihrer Natur nach, nur einem Theile der Nation, sogar bloß dem Gelehrtenstande zu Gute kommen konnte, die eines Commentars zum Verständniß bedurfte, mit der war es vorbei: als ein eigenartiger Fortschritt der Kunst konnte sie nur in metrischer Hinsicht angesehen werden, der nationale Gehalt ist beschränkt. Aber gerade diese Beschränkung hat auch ihren Nutzen, weil wir an Ramler zeigen können, in welcher Weise die Thaten des Königs auf die gelehrten Kreise wirkten. Auch er hatte einst den Traum von friedlicher Pflege der Musen unter Friedrichs Regierung mit durchträumt:

„Singen will ich von der Seligkeit
Des fehdelosen Landes." —

und stimmt am Schlusse des siebenjährigen Krieges begeistert ein in den allgemeinen Jubel der Nation:

„Heil uns, daß unser Morgen in die Thaten
Des einzigen Monarchen fiel!
So sagt ihr Jünglinge, Du Chor der Alten sage:
Heil uns, daß wir das Ziel
So kronenwerther Thaten sehn: wir sterben
Vor Wonne trunken; Friederich
Bleibt hinter uns; ihn, stolze Enkel, sollt ihr erben.
Triumph! so sag auch ich."

Man kann es nur bedauern, daß er die horazische Ode oder ein Mittelding zwischen Ode und Lied in den Dienst der historischen Muse zog; denn spätere Gedichte zeigen, daß er auch wohl den Ton des gemeinen Mannes treffen konnte.***)

*) Teutsche Mercur, 1777, IV, S. 81.

**) Allgemeine Bibliothek, Bd. VII., S. 1 ff.

***) Z. B. Schlachtgesang 1778 vom Regiment Fr. v. Braunschweig-Oels gesungen:

Noch mehr, als bei Ramler, stört bei Willamov der Ueberfluß gelehrter Reminiscenzen. Man darf zweifeln, ob die, welche seine Päane verstanden — und dazu gehört eine bedeutende Summe klassischen Wissens — sie lobenswerth fanden: den Halbgelehrten konnte allenfalls solcher Wust von mythologischen Anspielungen imponiren. Doch auch aus den wuchernden Auswüchsen eines Baumes kann man auf seine Triebkraft schließen. Wir begegnen auch in Willamov's Gedichten zuweilen jenem stolzen Zug preußischen Selbstgefühls, das wir als eine von den besten Früchten des siebenjährigen Krieges ansehen. Für die nationale Idee ist es fast ein Glück zu nennen, daß Oesterreich damals die fremden Mächte gegen Preußen bewaffnete; dadurch allein ward es möglich, daß Preußen als der Vertreter deutscher Interessen — deren Vorfechter es in der That war, auch im Reich anerkannt wurde. Namentlich die Franzosen traf ein gegründeter Haß: nachdem sie in Mitteldeutschland entsetzlich gehaust, auch Freundesland arg mitgenommen hatten, als sie endlich vor dem mächtigen Anprall der preußischen Armee wie Spreu zerstoben waren, da brach überall der Ingrimm gegen sie los. Bis nach Paris richtete man schon damals feindselige Blicke,*) allem französischen Wesen, den Sitten, Moden, selbst der Sprache erklärte man den Krieg.

So singt auch Willamov in dem Gedichte „auf das deutsche Athen“:

„Der Deutsche allgemach Lutetien vergißt,
Und hier Geschmack zu lernen gehet.
Und ein Berlin steht auf. Der Deutsche fühlet sich.
Der feine Franze steht erröthet.“

Diese Stellen verlieren auch dadurch nichts von ihrem Werth, daß Willamov höchst kleinliche Dinge albern und alle möglichen Fürsten mit geschmacklosem Pathos besang, genug, daß er in der preußischen Residenz diejenige Stadt erkennt, welche zugleich mit der politischen Selbstständigkeit literarisches Selbstbewußtsein den Deutschen verschaffen sollte.

Wie Willamov mit Ramler in Verbindung gebracht wird, kann neben Gleim Uz gestellt werden, der freilich auf den Namen eines Dichters eher Anspruch machen kann, als Willamov. Uz hat in seinem Innern dieselbe Entwickelung durchgemacht, wie Gleim. Auch er besang Wein und Liebe

„Wir streiten noch den alten Streit,
Ein Mann verjaget vier.
Wir fragen nicht, wie stark ihr seid;
Wo stehn sie? fragen wir.“

*) Palinodie an das Seydlitz'sche Kürassierregiment: „Dann geh vor Euch ein kriegerischer Schrecken vom Rhein bis an die Seine hin!“

und lebte bis zum Ausbruche des Krieges in einer Welt voll Illusionen. 1742 gehörte er zu denen, welche friedlichen Hoffnungen poetischen Ausdruck gaben, und als er sich in ihnen getäuscht sah, klagte er wie so viele Andere und forderte die Musen auf, „sie sollten nicht jauchzen, denn Deutschland fühle der Waffen Wuth"; viele horazische Reminiscenzen kamen ihm zu Hülfe, diesen Gedanken recht ausführlich zu behandeln. Auch in den „Briefen an einen Freund" wird des Krieges meist unter vielen Klagen gedacht.*) Aber das sollte den Recensenten der Uz'schen Correspondenz nicht zu dem Glauben verleiten, daß jene Männer „ohne alles politische Verständniß dessen gewesen seien, was in dem siebenjährigen Kriege für Deutschlands geistige Interessen auf dem Spiele stand."

Wenn Uz auch bei seiner Sehnsucht nach Frieden in die ungeduldigen Worte ausbricht: „Wie lange werden doch die Fürsten nach Lorbern dürsten, wie Mars nach Blute schnaubt!"**) so steht er in andern Liedern ganz auf der Höhe seiner Zeit. So vertraute er in der Zeit des Mißgeschicks auf Friedrichs endlichen Sieg,***) setzt dem gefallenen Sangesgenossen Kleist ein unvergängliches Denkmal und besingt den Patrioten in Versen,†) die Abbt seiner Schrift vom Tode für das Vaterland ebenso gut als Motto vorsetzen konnte, wie das englische aus Addison. Gegen die Nachahmung der Franzosen findet sich eine starke Stelle in dem „Sieg des Liebesgottes"††), und energisch tritt er für eine deutsche Erziehung ein:†††)

„Das machte Deutschland groß, das eifert nachzuahmen,
So seid ihr deutscher Art, nicht bloß aus deutschem Samen!"

Zog somit die deutsche Literatur aus den preußischen Großthaten Kraft für eigenes Schaffen und originale Produktion, so ist dennoch sehr

*) Briefe von Joh. Peter Uz an einen Freund ed. v. Henneberger (rec. Blätter für liter. Unterhaltung, 1869, Nr. 19, A. Buchner).

**) Gedichte. Neue Auflage, Leipzig 1772, S. 231.

***) Nicht immer wird das Glück den Schaaren Oestreichs lachen,
Bald, bald siegt wieder Preußens Held.
Der große Friederich wird schrecklicher erwachen
In waffenvollem Feld.
(Das Schicksal I, S. 225.)

†) O, Patriot, Du bist mein Held,
Der Du von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, an seine Größe denkest,
Und lebst und stirbst für's Vaterland.

††) II, S. 114.

†††) I, S. 156.

zu bezweifeln, daß Friedrich, wie Gervinus meint, die Literatur in seinen Schutz genommen haben würde, wenn er sie als specifisch preußisch erkannt hätte. Diese beschränktere Richtung vertritt eigentlich nur Kleist: er ist der einzige, der die Unsterblichkeit seines Namens zunächst den denkwürdigen Thaten einer glorreichen Zeit schuldet.

Seine „Landlust", so große Bewunderung der Zeitgenossen ihr zu Theil wurde, genügte zwar, noch in den 90er Jahren Kleist als ein Vorbild des Geschmackes zu empfehlen,*) dürfte aber kaum hinreichen, mehr als vorübergehendes Interesse für den Dichter zu wecken. Ohne also mit Gervinus seinen dichterischen Beruf gar zu sehr herabzusetzen, ist es doch sicher, daß sein Tod der Literatur im preußischen Heere mehr Herzen gewann, als seine Poesie.**) Und in militärischen Kreisen machte „Cissides und Paches" weit mehr Eindruck,***) als die kunstvollere „Landlust." Kleist selbst schrieb an Hirzel, jenes Stück habe ihm mehr Credit gemacht, als der Frühling; alle alten Generäle hätten ihn dafür freundschaftlich umarmt; wenn das Gedicht in Hexametern geschrieben wäre, würde es keiner derselben gelesen haben.

Bis Kleist's Talent durch den siebenjährigen Krieg die Richtung bekam, in der es am besten zu verwerthen war, malen uns seine Gedichte die Stimmungen eines Mannes, der sich über sein Streben noch nicht ganz klar ist. Bald thut er an Mars die Frage, wozu Krieg nöthig sei, bald spricht er von einem kriegerischen Fürsten, der seinen Unterthanen Freiheit und Glück stehle — und derselbe Mann hatte doch schon 1755 geschrieben†): „Wenn ich ein Dichter wäre, machte ich hier nicht Komödien und Satiren, sondern lauter Lobgedichte: unser großer Friedrich giebt einem Dichter mehr Stoff dazu, als je einer gehabt hat. Warum bin ich doch kein Dichter und warum ist mir der König zu groß!"

Wir können uns hier der Mühe überheben, seine berühmte Ode an das unüberwindliche Heer, die bekannten patriotischen Stellen im Cissides und Paches zu citiren, an sein ehrenvolles Leichenbegängniß zu erinnern; zum Beweise, daß die Jugend von damals in ihm gerade den Patrioten verehrte, dient der Umstand, daß die Studenten zu Frankfurt a. O. bereits 1762 „dem tapferen Helden, feurigen Dichter und zärtlichen Menschenfreund" ein Denkmal setzen wollten. Eben dasselbe lehren auch sowohl Uz' wie Denis' Klagegesänge, als auch ein weniger bekanntes Gedicht von einem talentvollen Verfasser:

---

*) Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, Leipzig 1792, I, S. 172.
**) Gervinus IV, 196 ff.
***) Charaktere 2c. S. 180.
†) 2. April 1755.

„Am Ufer der Unsterblichkeit
Wiegt jetzt der Musen Liebling, Kleist,
Des Geistes neugeborne Kräfte.
Wie eine Lerche, die dem Bauer
Entflieht, den freien Fittich übt,
Und dann aus hoher Luft
Des Hörers Ohr entzückt.
— — — — —
Ohnmächtig kämpfte oft Dein Geist
Am (?) Staube, wie Japetus Sohn
Am (?) schroffen Kaukasus geschmiedet,
Mit Wahn und Vorurtheil; zwar selbst
Der Kampf ist edlen Schweißes werth,
Doch hier ist Sieg Dein Lohn.
Der Tod für's Vaterland hat Dich
Zu früh für Friedrich abgemäht,
Zu früh für edler Freunde Zähren,
Doch nicht zu früh dem reifen Geist,
Der lange schon nach Freiheit lechzte.
Triumph dem Patriot,
Triumph dem Tugendfreund."

Wenngleich wir nun mit einem Hinweis auf die genannten Dichter einen immerhin erfreulichen, mit den Ereignissen der Zeit zusammenhängenden Fortschritt der Literatur nicht verkennen dürfen, so ist ein Werk von originaler Kraft, von bahnbrechender Bedeutung unter jenen Dichtungen schwerlich zu finden. Einen Anspruch auf Originalität könnten nur Gleims Grenadierlieder machen: wären sie es wirklich gewesen, sie hätten jene Reformation des Liedes bewirken müssen, welche nachher von Herders Bestrebungen für die Kenntniß des Volksliedes ausging. Aber bis dahin behauptete sich im Ganzen ein schwülstiger Odenton oder eine farblose Reimerei in Versen aller Art.

Nicht, daß nicht Einzelnen Einzelnes gelungen wäre, daß nicht einige Gedichte Pointen hätten, deren sich kein Dichter der Gegenwart zu schämen hätte: der Art ist eine Strophe in Th. v. Hippels „Ode auf den König:

„Ist Alexander groß, so ist's für ihn zu wenig,
Wenn ihn die künft'ge Zeit an diesem Zuge kennt.
Die Enkel nennen ihn mit Vorzugsrecht den König.
Wie man das alte Rom die Stadt genennt."

An Talenten gebrach es jener Zeit nicht, aber kaum ein einziges Genie hatte sie aufzuweisen. So urtheilte der einzige Mann, dem diese Bezeichnung gebührte, mit Recht, „so viel verdienstvollen Helden gegenüber könne er kein einziges neues Genie nennen und nur sehr wenige Werke

schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten." *)

Was Friedrich der Große in politischer, das war Lessing in literarischer Beziehung: beide brachen mit den Traditionen einer alten Zeit, die vernichtet werden mußten, um für das lebenskräftige Neue Platz zu machen. Den Krieg, welchen der König mit undeutschen und außerdeutschen Feinden des Reiches führte, hat Lessing zu gleicher Zeit in den Literaturbriefen mitgefochten. Und dies ist kein Zufall, sondern es steht unumstößlich fest, daß der siebenjährige Krieg und der frische Geist, der ihn durchwehte, zu den streitbaren Literaturbriefen Anlaß gab.**)

Wenn Lessings Genie auch nach einer Seite hin einen Mangel zu zu haben schien, weil er für einzelne Zweige der Dichtkunst nur mäßig begabt war, so ist es für jene Zeit eher ein Vortheil gewesen.

Je weniger Lessing selbst als Concurrent auftrat, desto schonungsloser durfte er Kritik üben, zu welcher ihn seine vielseitigen Kenntnisse befähigten und berechtigten.

Liegen diese Vorzüge auch zumeist in der Negation, so hat ihnen Lessing auch positiv etwas gleich Werthvolles an die Seite zu stellen. Alle Historiker und Literarhistoriker sind über den Werth Lessings einer Meinung; wenn nun Goethe „Minna von Barnhelm" als eine nationale That hinstellt und wir erwägen, daß Lessing in der Mitte der gewaltsamen Veränderungen seiner Zeit stand, so genügt dies, um die uns vorliegende Frage in einer dem Kriege günstigen Weise zu entscheiden. Die Annahme, daß die Künste Töchter des Friedens sind, ist eigentlich zu trivial, als daß sie allgemein gültig sein könnte. Was in den Sulzer'schen Nachträgen über die Opitz'sche Periode treffend bemerkt ist, „unsere Literatur sei unter den Waffen geboren und ihr Lorber mit Blut gedüngt", daß läßt sich noch mit größerem Recht auf diese Zeit anwenden.***)

Als der Krieg einige Jahre gedauert hatte, erkannte Lessing mit scharfem Blick alle die Veränderungen, die er in politischer wie literarischer Beziehung nach sich ziehen mußte. Und als sich seine Hoffnungen nicht gleich im vollen Maße erfüllten, rief er im Jahre 1759 mißmüthig aus, er wolle sich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in gesitteten Zeiten der Krieg nichts sei, als ein blutiger Prozeß zwischen unabhängigen Häuptern, der alle übrigen Stände ungestört lasse und auf die Wissen-

---

*) Lessing, Werke V, S. 4 (Im Jahre 1759).

**) Hettner auf Nicolai's Gewähr IV, S. 162.

***) Vergl. auch Hetner (IV, S. 161), welcher den Aufschwung, den deutsche Sitte und Denkart durch den Krieg und dessen Folgen nahm, mit dem Griechenlands nach den Perserkriegen vergleicht. — Historische Parallelen sind selten ganz zutreffend.

schaften weiter keinen Einfluß übe, als daß er neue Xenophons und Polybe erwecke.*)

Er wußte wohl, daß dies eben nur ein Traum sei. Vor allem war es ihm klar, daß gegenüber der provinzialen Auffassung deutscher Verhältnisse die Zeit gekommen sei, welche dem Gedanken einer deutschen Nation wieder Anerkennung verschaffen müsse;**) gleichwohl zweifelte er selbst, ob der siebenjährige Krieg die Deutschen in der That auf diesem Wege sehr gefördert habe.***)

Diese befremdliche Aeußerung zu einer Zeit, als „Minna von Barnhelm" berits gedichtet war, ist leicht aus dem Mißmuth zu erklären, mit dem ihn die kleinlichen hamburger Verhältnisse und die Theilnahmlosigkeit des Publikums erfüllten. Das französische Wesen war nicht mit einem Schlage abzuthun und erhielt sich, trotz aller patriotischen Abmahnungen, noch ein Jahrzehnt in der Gunst der Gebildeten.†)

Aus dem Wunsche, wenigstens auf einem Gebiete die deutsche Literatur selbstständig zu machen, entsprang „Minna von Barmhelm": der Kritik der Meister††) haben wir kaum etwas hinzuzufügen. Noch heutzutage kommt gerade dieses Stück an vaterländischen Gedenkfesten zur Aufführung, weil es, in seiner Art einzig und unerreicht, dem nationalen Gedanken, den deutschen Tugenden am besten Ausdruck giebt.

Und zum ersten Mal vernahm man in einem deutschen Drama eine wirklich deutsche Sprache: in Berlin, wo 1767 Ramler die Muse des deutschen Theaters die stolzen Worte hatte sprechen lassen†††):

„Ja, hier, wo jede Kunst das Bürgerrecht gewann,
Wo Friedrich und Minerva thronen,
Hier nehme Deutschland einst Gesetze von ihr an!"

da erhielt auch das erste wirklich deutsche Stück einen unerhörten Beifall.

Wie unmittelbar der Krieg auf die deutschen Schauspieler wirkte, beweist unter Anderm eine wenig bekannte Thatsache, gering an sich, bedeutungsvoll für die Zeit. „Die berühmte Schuch'sche Gesellschaft feierte

---

*) Noch 1784 schreibt Kretschmann (Vorrede z. II. Theil s. Werke): „Ob nun die großen Revolutionen, die unsere Zeit im politischen Fache so merkwürdig auszeichnen, endlich auch einen mittelbaren oder unmittelbaren wohlthätigen Einfluß auf die teutschen Musen haben können, das weiß ich nicht."

**) Hamb. Dramaturgie, 14. Juli 1767.

***) Ebendas., Stück 101—4.

†) Lessing bemerkt noch 1769, unsere Literatur bestände aus „den Versuchen" junger Leute.

††) Gervinus, IV, 290 ff. Schlosser II, S. 656. Koberstein II, 1321.

†††) Rede auf das Döbbelin'sche Theater zu Berlin.

in Stettin 1758 die heldenmüthige Wiedereroberung der Stadt Breslau durch ein Vorspiel in Versen: die Menge der Zuschauer, unter denen sich auch mehrere vornehme Generale befanden, war außerordentlich groß, und die Schauspieler hatten die Freude, den vollkommensten Beifall davon zu tragen." *)

Der Abstand zwischen einem solchen Vorspiel und einem Drama, wie Minna von Barnhelm, ist zwar eben so groß, wie der zwischen einem Gelegenheitsdichter und einem Genie, aber beide bewegten sich auf gleichartigem Boden und wandten sich an dasselbe Gefühl der Zuhörer: das Vorspiel errang einen ephemeren Beifall, Lessing zog gewissermaßen aus den Ereignissen des Krieges die Summe, und darum wird sein Stück leben, so lange es eine preußisch-deutsche nationale Idee giebt.

Wenn man, um des nationalen Gehaltes willen, Minna von Barnhelm so hoch stellt, dürfen wohl auch mangelhafte Stücke, wenn in ihnen ein ähnliches Motiv zu Tage tritt, wenigstens erwähnt werden. Zu diesen gehört ein ziemlich verschollenes Schauspiel: „Heinrich IV., Kaiser von Deutschland", welches ein Jahr vor Lessings Minna von Barnhelm erschien. **) Ein Vergleich der Sprache und Disposition beider Stücke wäre absurd: aber das vaterländische Thema zeugt doch von einem Fortschritt und einem Interesse an der früheren Geschichte des deutschen Reichs: einem Interesse, welches sich immer dann geltend gemacht hat, wenn irgend ein deutscher Stamm kräftig im Innern oder siegreich nach außen auftrat. Der Schluß des Stückes, das namentlich an allzulangen Reden leidet, richtet sich in begeisterten Worten gegen Rom und das päpstliche Uebergewicht.

Dergleichen Bearbeitungen vaterländischer Stoffe verdienen um so mehr Anerkennung, als bis auf Lessing und Goethe die deutsche dramatische Poesie sich an höchst abenteuerlichen Themen versuchte. Die „Wiener teutsche Schaubühne von 1756" weist z. B. folgende Stücke auf:

„Adrianus von Syrien", der chinesische Held; Themistocles; die schöne Wittib (Goldoni)"; — die von Gottsched für dieses Jahr angegebenen Lustspiele sind fast sämmtlich Uebersetzungen aus Destouches.

Der Annahme, daß der siebenjährige Krieg der Ausgangspunkt und die Ursache einer nationalen Wiedergeburt der deutschen Literatur war, scheint die Thatsache zu widersprechen, daß zwei Dichter, welche auf die Entwickelung derselben einen entscheidenden Einfluß hatten und behaupteten, an der allgemeinen Verherrlichung des großen Königs und der preußischen Heldenthaten nicht Theil genommen haben: der eine, weil er von dem

---

*) Sp. Ztg., 17. Jan. 1758.

**) Der Vierte Heinrich und Cato der Aeltere. Zwei politische Dramata, 1768.

belebenden Hauche von Norden her nichts spürte, der andere, weil er ihn nicht fühlen wollte. Gellert verhielt sich gegen die große Zeit apathisch, Klopstock antipathisch, jener, obwohl ihn der Zufall dem Monarchen bekannt machte, dessen Beifall er ohne seine Zuthun fand, dieser, weil es ihm nicht gelang, das Ohr des großen Königs zu erreichen, dem doch seine Poesie, ihrer innersten Natur nach, nicht gefallen konnte.

Freilich, wenn Gellerts Fabeln und Rührspiele, Klopstocks Messias und Oden wirklich die durchgreifende Bedeutung haben, welche Einige ihnen zuschreiben, so wird die Grundlage unsres Beweises erschüttert.

Was zunächst Klopstock betrifft, so ist nicht schwer zu beweisen, daß der Messias und die ganze Klopstock'sche Odenpoesie nur eine Anregung gewährte, aber nicht dazu angethan war, selbstständig die ganze Literatur zu reformiren. Wohl beabsichtigte das Klopstock, wählte aber falsche Mittel.

Je vorurtheilsfreier man sich dem Messias gegenüberstellt, desto leichter wird man einsehen, daß diese Dichtung nicht das ist, wofür sie Viele gelten ließen und gelten lassen wollen.

Friedrich Schlegel — er fühlte sich freilich 1812 als Oesterreicher und mußte daher von Friedrichs Sängern in seinen Vorlesungen wohl oder übel schweigen — ist derjenige, welcher zu einer Ueberschätzung Klopstocks in nationaler Beziehung das Meiste beigetragen hat. Und doch ist er sich selbst nicht vollkommen gleich in seinem Urtheil. Zu einer Neubegründung der Literatur, sagt er, gehöre ein großes Nationalwerk epischen oder historischen Inhalts, und wenn er geneigt ist, den Messias dafür zu halten, so gesteht er doch an anderer Stelle zu, daß sein Eindringen in die Nation schon der Form wegen ein Ding der Unmöglichkeit war. Das große Nationalwerk epischen Inhaltes war eben der siebenjährige Krieg; er konnte dem Dichter, wie dem Historiker Stoff genug geben.

Auch ist Lessings Ausspruch bekannt, daß Klopstock weit mehr gelobt, als gelesen werde, und seine Bardenpoesie fand von vornherein lebhaften Widerstand. Wenn Klopstock isolirt dastand, so ist dies theils Schuld der Zeitverhältnisse, theils seine eigene, weil er darauf verzichtete, das deutsche Vaterland an der Stelle zu suchen, wo es nun einmal eben im Entstehen begriffen war.

Dem deutschen Volke eine Literatur zu schaffen, war Keiner weniger geeignet als Klopstock. Eine Sprache, die sich im Ausdruck und in Verbindungen über das Gebräuchliche weit erhebt, konnte zu den Herzen des Volkes den Weg nicht finden. Bodmer sagte später von ihm, er „delirire mit seiner neuen Schreibart", und der bissige Füßli setzte hinzu, die Liste der Subskribenten auf den unorthographischen Messias sei die Liste der ausgemachtesten Narren von Deutschland.

Und was den Inhalt betrifft, so haben die Oden an die Freunde, an Selma und Wingolf nur für beschränkte Kreise Interesse, der Messias für gläubige Seelen. Hinsichtlich der Heldenpoesie, welche er dem deutschen Volke, freilich in edelster Absicht, octroyiren wollte, kann man füglich Schlosser's Meinung*) beistimmen, daß das Volk sehr wenig Interesse daran nahm, daß seine Gelehrten, die den Tacitus gelesen hatten, darüber prahlten, weil vor 2000 Jahren Hermann die Römer einmal geschlagen. Und nun gar die mythologischen Anspielungen, welche fast Alles ungenießbar machten. Man kann den Dichter nur mangelhaft damit entschuldigen, daß die nordischen Dinge damals die Aufmerksamkeit auf sich lenkten: das war an sich eine erfreuliche Thatsache, insofern es davon Zeugniß gab, daß man die Zusammengehörigkeit der germanischen Stämme zu erkennen anfing — doch wie konnte Klopstock glauben, auf das Machtgebot eines Einzelnen würden eingewurzelte, allgemein gültige Anschauungen einer neuen nordischen Mythologie Platz machen, die noch ganz in Nebel gehüllt war. Wenn Klopstock auf diese Weise vaterländisches Interesse schaffen zu können glaubte, war das eben eine verkehrte Ansicht, die hinter den hohen Klostermauern von Schulpforta in dem Kopf eines unreifen Primaners allenfalls sich bilden konnte, von dem Manne aber nie zur Ausführung hätte gebracht werden dürfen.

Und selbst wenn es gelang, die nordische Götterwelt in die deutsche Literatur einzuführen, was war damit weiter gewonnen, als daß eine neue gelehrte Dichtung an die Stelle der alten gesetzt wurde, unverständlich für den, welcher die nordische Mythologie nicht kannte, und unnütz selbst für den, welcher sie verstand.

Man werfe uns nicht ein ungerechtes Urtheil vor: es gilt noch heutzutage bei einigen Literatoren als Frevel, Klopstocks Genie zu bemängeln. Jenes Urtheil begründet sich aus den historischen Bedingungen der Zeit, in welcher Klopstock lebte, und scheint um so berechtigter, als Klopstock gar wohl wußte, wohin er seinen Blick zu richten, von welchem Lande er das Heil Deutschlands zu erwarten hatte. Man hat, wie es scheint, bisher wenig darauf gegeben, daß das Gedicht „Heinrich der Vogler" ursprünglich an Friedrich den Großen gerichtet war. Es erschien zuerst 1749 unter dem Titel „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von Chevy-chase" und bekam jene Aufschrift erst 1771, nachdem Klopstock bedeutende Veränderungen im Text vorgenommen hatte. Nach dem Text der „Vermischten Schriften" war von einem König Friedrich die Rede, und die zweite und dritte Strophe lauteten:

*) II, S. 671.

„Es braust das königliche Roß
Und trägt ihn hoch dahin:
Heil Friedrich Dir! Heil Held und Mann
Im eisernen Gefild.

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
Und herrscht den Sieg herbei.
Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt."

Diese Strophen bewogen Cramer, zu glauben, Klopstock habe den König von Preußen feiern wollen, — wie das jeder Vernünftige aus diesen Worten schließen wird — aber Klopstock versicherte, Friedrich sei nur ein willkürlich gewählter Kaisername.

Das wäre in der That eine seltsam-zufällige Wahl! aber wir haben Grund, Klopstock hier keinen Glauben zu schenken. Gleim, dessen Bekanntschaft mit allen literarischen Erscheinungen seiner Zeit wohl keinem Zweifel unterliegen dürfte, spricht unverstellt seine Verwunderung aus, daß Klopstock es ableugne, jenes Gedicht an Friedrich den Großen gerichtet zu haben, wahrlich nicht sehr ehrenvoll für Klopstock. Einen Nachdruck legen wir auf diese vereinzelte Erscheinung nur deswegen, weil sie den Beweis liefert, daß Klopstock, mochte er es nachher auch bitter bereuen, den Frieden bis zum Ueberdruß preisen, dem kriegerischen Genius seine Huldigungen darbringen mußte, wie später auch Bodmer und alle Mitlebenden. Ohne den sittlichen Charakter Klopstocks in Frage zu ziehen, darf man doch betonen, daß er nicht wie Ramler und Gleim von sich singen durfte „keinem Golde feil", und in späterer Zeit war Gleim nicht abgeneigt, zu glauben, er habe für eine Ode auf den Kaiser Joseph fünfzig Dukaten empfangen. Es ist hierfür gleichgültig, ob Klopstocks Neigungen für christliche Frömmigkeit mit denen seines fürstlichen Gebieters übereinstimmten oder nicht: jeder Unparteiische wird zugeben müssen, daß er seinem Friedrich Lobeserhebungen spendet, die der Schmeichelei nicht unähnlich sind, z. B.:

„Und der denkende Mann
wird mit richtendem Blick
sein schönes Leben betrachten:
Keinen finden, wie ihn!"

Es mochte wohl seine Pflicht und Schuldigkeit sein, die Genesung des Königs 1759 zu feiern: aber klingt es nicht wie eine Ironie, wenn der geborne Quedlinburger 1760 singt:

„Süß und ehrenvoll ist's
Sterben fürs Vaterland,

Für Friedrich
Und für des Vaters glückliche Kinder."*)

Die Stellen, an denen Klopstock direkt die schwersten Vorwürfe gegen Friedrich den Großen schleuderte, sind zu bekannt, als daß es sich lohnte, sie hier wiederzugeben.**)

Es ist allerdings bedauerlich, daß Kräfte wie Klopstock, der wirlich nationalen Dichtung verloren gingen; denn in schwungreichen Oden den König zu feiern, war er sicher mehr geeignet als Ramler und Willamov: solche Oden würden wahrscheinlich seinen Namen bei den Zeitgenossen ebenso berühmt gemacht haben, wie der Messias, von der Nachwelt aber gewiß mehr als dieser gewürdigt werden.

Aber schwerlich werden Viele die Schuld daran dem großen Könige beimessen. War es von diesem wirklich eine „autokratische Laune", daß er die deutsche Literatur nicht anerkennen wollte, so war es von Klopstock übelangebrachte Hartnäckigkeit, wenn er seine Kräfte nicht ohne Aussicht auf Anerkennung ihm widmen wollte; Friedrich kannte die deutsche Literatur fast gar nicht, aber Klopstock verstand Friedrichs Größe sehr wohl: er wußte auch, welchen Einfluß Heldenthaten auf sein Volk ausübten — aber immer wieder suchte er diese in der grauen Vorzeit, immer wieder brachte er seinen Hermann in Oden- oder Bardietform, und noch im Jahre 1752 wußte er keine größere deutsche Heldenthat zu feiern, als die Schlacht bei Höchstät!***)

Und dazu begegnet man nicht selten jenen Stellen von dichterischer Ueberhebung, in welchen er die triviale Phrase vorbringt, daß die Helden ohne die Sänger ruhmloser Vergessenheit anheimfielen — während doch die Sänger Gott danken müssen, wenn erwähnenswerthe Heldenthaten geschehen. Was Wunders, wenn selbst dem gutmüthigen Gleim die Geduld ausging und er nachmals darüber spottete, daß Klopstock den dänischen Friedrich, der ihm das Papier zu seinem Messias geschenkt, so über alle Maßen erhebe.†)

Alles Lob, was Geschichtsschreiber und Literarhistoriker Klopstock zollen können, ist mithin nur ein bedingtes. Koberstein††) hebt hervor, bei ihm finde sich zuerst wieder das Wort „Vaterland" und nennt seinen Patriotismus und den seiner Nachfolger einen hohlen und gehaltlosen,

---

*) Das neue Jahrhundert.

**) An Gleim 1752. Kaiser Heinrich. 1764.

***) „Fragon." 1752. Gleichzeitig mit Gleims Siegeslied auf die Schlacht bei Prag erschienen Klopstocks „Geistliche Lieder".

†) Schlimmer noch ist Füßli's Aeußerung, mit wenigen Ausnahmen könne der Teufel die Klopstock'sche Vaterlandspoesie holen.

††) II, 843 ff.

tadelt auch, daß er sein Lob an den dänischen Friedrich verschwendet habe. Der feinsinnige Hettner zeigt, wie Klopstock das echtdeutsche religiöse Gefühl angeregt habe und der faden Anakreontik entgegengetreten sei: seit 1751 aber, aus den deutschen Verhältnissen herausgerissen, die vaterländischen Stoffe an falscher Stelle gesucht habe. Wenn man dies acceptirt, wird man Klopstocks Theilnahmlosigkeit den großen Ereignissen gegenüber nicht allzu schwer in die Wage fallen lassen. Auch Cramer, Klopstocks Freund, hatte von den Dingen, die sich in Deutschland vollzogen, eine sehr falsche Anschauung. So sagt er im „Nordischen Aufseher" 1759:

„Und zum Verderben aufgewiegelt
Und von der Grausamkeit beflügelt
Durchfleucht die Herrschsucht Reich' auf Reich'.
Und ihr, ihr wollt Bekenner Gottes
Genannt sein? Christen? O, des Spottes!"

Wenn sich in diesen Worten, die an Aehnliches bei Klopstock erinnern, offenbare Verkennung der vaterländischen Verhältnisse dokumentirt, wird es nicht befremden, daß auch Schlossers Kritik, obgleich auf der von Gervinus ruhend, ungünstig ist.

Was endlich Gellert anbetrifft, so hat er für die deutsche Literatur eben so viel gethan, als ein Einzelner vermochte. Wenn die Richtung der ganzen Literatur einer Nation überhaupt je durch einen einzelnen Schriftsteller bestimmt wird, muß er entweder selbst ein Genie oder die Literatur außerordentlich verkommen sein: Gellert war das Erstere nicht, und die Nation war eben aus langem Schlummer erwacht.

Gellert hat freilich, mit deutscher Gemüthstiefe und inniger Herzensgüte ausgerüstet, der Nation wesentliche Dienste geleistet, durch seine Fabeln dem Geschmacke der mittleren Klassen neue Hülfe und — was nicht gering anzuschlagen gegenüber der Masse höchst frivoler Literatur — etwas Moralisches dargeboten, hat durch dramatische Vorführung deutscher Zustände eine Abkehr von den Franzosen unterstützt, aber Alles zusammen war zu einer völligen Reformation der Literatur ebenso wenig geeignet, als seine ganze Persönlichkeit zum Reformator. Das Lob, welches Weiße Gellerts Schauspielen spendet:

„Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Briten
Den Körper zu der deutschen Tracht,
Auf deutschen Bühnen sah man jetzt auch deutsche Sitten
Und hatt' auf deutsche Fehler Acht."

wird man nicht bemängeln, aber bald verlangte die Nation kräftigere Speise; die „schwedische Gräfin" wurde bald vergessen: einzig und allein

die Fabeln — einige Kirchenlieder abgerechnet — haben sich bis auf unsere Zeit erhalten.

Sie waren der Jugend ein liebes Buch — ein Grund mit, weswegen Goethe ihn nachsichtig beurtheilte; von anderer Seite wurde ihm aber der schwere Vorwurf gemacht, er habe von der Poesie, welche aus vollem Herzen, aus wahrer Empfindung ströme, welche die einzige sei, keinen Begriff gehabt.

Schon der Umstand, daß in Gellerts Vorlesungen die Namen der berühmten literarischen Zeitgenossen niemals auch nur erwähnt wurden, zeigt, daß er außerhalb der herrschenden Strömung einen Platz einnahm, von dem aus er sie kaum wahrnehmen, geschweige denn leiten konnte. Ja, so wenig schien seine milde Freundlichkeit den Anforderungen einer eisernen Zeit zu entsprechen, daß die Ungestümen unter den damaligen Kritikern ihm vorwarfen, er habe durch Empfindsamkeit und süße Freundschaftelei der Männlichkeit und tapferer vaterländischer Gesinnung am meisten Eintrag gethan.*)

So liebenswürdig Gellert in der persönlichen Begegnung mit Friedrich dem Großen erscheint, wie ganz anders würde ein Gleim, ein Lessing die dargebotene Gelegenheit benutzt haben! So hatte die deutsche Literatur aus dieser Unterredung, die freilich an der interessantesten Stelle abgebrochen wurde, gar keinen Nutzen.

Klopstocks und Gellerts Verdienste, auf das richtige Maß zurückgeführt, reichen demnach nicht hin, die Tragweite des vorher Dargestellten zu verringern.

Auch die Thatsache, daß die Nation die Dichter, welche, außerhalb der großen Zeit stehend, sich wie Geßner in idyllische Träumereien einwiegten und vorübergehenden Beifall errangen, vernachlässigte und vergaß, liefert den vollgültigen Beweis, daß die nationalen Ideen, welche unter schweren Schmerzen des Vaterlandes wiedergeboren wurden, den Aufschwung der Literatur zu Wege brachten.

Diesen Beweis werden wir im folgenden Abschnitte dadurch unterstützen, daß wir zeigen, wie die Thaten Friedrichs II. weit über die Grenzen des preußischen Vaterlandes hinaus, zur Verherrlichung oder zur Opposition herausfordernd, ein reges literarisches Leben erweckt haben.

---

*) Mauvillon bei Koberstein, II, S. 1452.

Volksmäßiges.

Eine jede Zeit, die mit gewaltigem Schlag und Gegenschlag einen alten Bau zertrümmert, um etwas Neues, Besseres zu gestalten, ruft eine umfangreiche Tagesliteratur hervor, in der diese Gegensätze nach allen Seiten zum Ausdruck kommen. So erzeugte die weltbewegende That der Reformation eine Fluth von Broschüren, ebenso der dreißigjährige Krieg einen Schatz von Streitschriften, welcher noch lange nicht gehoben ist und ohne die vereinte Anstrengung Vieler wohl überhaupt nie ganz zu heben sein wird.

Erst die jüngste Zeit verschaffte der Flugschriften-Literatur Anerkennung: ein Motley und Macaulay verstanden sie zu würdigen. Zwar sollen die Broschüren nur dem augenblicklichen Bedürfniß dienen, sie verschwinden mit diesem zugleich: dennoch aber ist das Verhältniß ihres Werthes oft gerade umgekehrt; für die Zeit ihres Erscheinens ist er gering, weil sie auf die Dinge selbst nur selten und geringen Einfluß haben, für die Nachlebenden ist er ungleich größer, weil die Broschüren uns ein detaillirtes Bild von allen Neigungen und Abneigungen, allen Anschauungen und Illusionen, von den Stimmungen und Tendenzen einer ganzen Periode geben und den Historiker vor einem einseitigen und subjectiven Urtheil bewahren.

Während aber die Flugschriften aus dem Zeitalter der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege bestimmt waren, auf die ganze Masse aller Gebildeten einzuwirken, wird mit der Entwickelung der Journalistik diese Aufgabe modificirt: die Zeitungen sind mehr für die Gebildeten, die Flugschriften — die rein staatsrechtlichen natürlich ausgeschlossen — für den gemeinen Mann.*)

Zahlreich aber auch noch im 18. Jahrhundert sind die fliegenden Blätter, welche nur eine Relation über einen Sieg in Prosa oder in Versen enthalten, oder ein Spottgedicht auf den geschlagenen Gegner bringen: dafür hatten die wenig umfangreichen Journale selten Raum in ihren Spalten.

Von der Art sind größtentheils die fliegenden Blätter, welche von Richter unter dem Titel „Oesterreichische Volkslieder und Volksschriften aus dem siebenjährigen Krieg" gesammelt und herausgegeben, in seltener Vollständig-

*) Natürlich, ohne daß sie sich gegenseitig ausschlössen.

keit einen genauen Einblick in die wechselnden Stimmungen der Oesterreicher und ihrer Anhänger gewähren und auch wohl hie und da auf die gegnerischen Zustände ein Streiflicht werfen.

Es ist nicht unsere Schuld, wenn wir dieser Arbeit nichts Aehnliches entgegenstellen können: der österreichische Verfasser wurde durch die Reichhaltigkeit einiger Privatbibliotheken unterstützt, die ihm mit großer Liberalität geöffnet wurden; wir befinden uns nicht in der Lage, über 90 Flugschriften aus eigener Anschauung Bericht zu erstatten, sondern müssen uns statt dessen oft begnügen, allein den Titel zum Beweis der Existenz anzuführen.

Der Verlust ist freilich gering anzuschlagen; denn wenn die Sache Maria Theresia's so viel Lobredner und Dichter begeisterte, ist die Annahme gerechtfertigt, daß auf Seite der Preußen mindestens ebenso lebhaft für Friedrich gestritten wurde. Und dann ist diese Relationenpoesie sehr einförmig: kennt man ein Stück, so kennt man alle, von originalem Werth sind sehr wenige.

Darum ist auch eine Bemerkung, welche Richter gegen Goethe macht, nur zum Theil richtig: er bemängelt Goethe's Ausspruch, „die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewann durch den siebenjährigen Krieg einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können." Daß auch in Oesterreich streitbare und lobende Flugschriften erschienen, hat Goethe gewiß nie bezweifelt, sondern nur ihren nationalen Hintergrund. Und dagegen beweisen Lobgedichte auf Maria Theresia und ihre Helden nicht das Geringste, der Deutsch-Oesterreicher und der Tyroler, auch der Ungar früher, haben an dem Erzhaus immer mit besonderer Treue gerade in Zeiten außergewöhnlicher Bedrängniß festgehalten: die deutsche Nation aber vertrat Oesterreich damals so wenig, wie jetzt. Die preußische Gesinnung im deutschen Reich, namentlich nach der Schlacht bei Roßbach, giebt eben der gesammten Friedericianischen Literatur einen nationalen Grund.

Und wenn wirklich der Maria-Theresia-Cultus eine Blüthezeit polemischer Volksliteratur für die Oesterreicher sein sollte, so sind sie Friedrich, dessen Werth in vielen österreichischen Volksschriften unparteiisch anerkannt wird, gebührenden Dank schuldig. Wir werden darauf hinzuweisen haben, wie allmählich auf preußischer und deutsch-österreichischer Seite sich die Auffassung des langen Kampfes, als eines Bruderkrieges geltend machte: nun wohl, wenn aus dieser Betrachtungsweise die so lange recipirte Ansicht entsprang, in dem Vereine von Preußen und Oesterreich liege das Heil Deutschlands, — eine Ansicht, die noch unsere Väter zum größten Theil

beherrschte, — so ist der Förderer dieses gewissermaßen nationalen Gedankens Friedrich der Große.

Man hat den nationalen Charakter der größten nationalen Umwälzung Deutschlands, der Reformation, auch dadurch erläutert, daß man auf das Wiederaufleben des deutschen Volksliedes hinwies. Etwas Aehnliches ergiebt sich aus den Soldatenliedern für den siebenjährigen Krieg. Soldatenlieder wird freilich jeder Krieg hervorbringen, aber ihr Werth ist verschieden, je nachdem sich in ihnen nur die Verherrlichung von Anführern und Kriegsthaten ausspricht, oder ein höherer Gedanke, hier patriotische, preußisch-deutsche Gesinnung daraus hervorleuchtet.

Leider gehen die Soldatenlieder noch leichter unter im Sturme der Zeit, als die für weitere Kreise bestimmten Flugschriften. So war es auch bis auf die jüngste Zeit nicht möglich, aus Soldatenliedern jener Zeit einen derartigen Beweis zu liefern, weil zu wenig Lieder bekannt waren; selbst ein an Friedericianischen Schriften reicher Privatmann*) konnte vor zwanzig Jahren als das Beste seiner ganzen Sammlung nur zehn Lieder veröffentlichen, von denen kaum die Hälfte auf Berechtigung Anspruch machen dürfte.

Nun hat kürzlich Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth**) durch unermüdlichen Fleiß diese Lücke in solcher Weise ausgefüllt, daß er Soltau's Sammlung für steril erklären darf. Da er Vieles aus handschriftlichen Quellen beibringt, so sind wir allerdings großentheils auf seine historische Treue angewiesen, an der zu zweifeln kein Grund vorliegt.

Aus dem Büchlein ersehen wir, welchen Schatz die preußische Armee an sangbaren Liedern besaß: daß die Soldaten „Lieder vom Könige von Preußen" zu singen pflegten, sagt auch E. v. Kleist ausdrücklich.***) Diesem Schatz nun hat Richter nichts entgegenzustellen: es ist freilich nicht unmöglich, daß das österreichische Heer auch Derartiges producirte, aber nicht wahrscheinlich, daß dies in gleichem Umfange geschehen sei.

Mit Recht macht Ditfurth geltend, daß diese Lieder auf Beachtung weit mehr Anspruch haben, als die poetischen Relationen in fliegenden Blättern, welche meist keinen originalen Werth haben. Wir wären in der Lage, durch eine Uebersicht der sämmtlichen Zeitungsgedichte von 1756—63, welche ein damals berühmter Gelegenheitspoet, der Redakteur

*) Zehn schöne neue Lieder aus dem siebenjährigen Kriege. Berlin, Trowitsch und Sohn, ed. 31. Mai 1851 (ohne Namen) von v. Maltzahn.

**) Einhundert historische Volkslieder des preußischen Heeres von 1675—1866. Berlin 1869.

***) „Sie haben nämlich die Gewohnheit, des Morgens, ehe sie Lieder vom Könige von Preußen singen, ein geistliches Lied anzustimmen. (Brief vom 21. Juni 1758.)

der Spener'schen Zeitung, J. Victor Krause, verfertigte, das Gesagte zu erhärten, wenn es nicht erlaubt schiene, auf den Beweis einer so selbstverständlichen Sache zu verzichten.

Und obgleich die Relationen und Soldatenlieder toto die unter sich verschieden sind, werden wir, um nichts doppelt sagen zu müssen, nach dem Beispiele Richters in chronologischer Folge Beides zusammenfassen.

Im Jahre 1756, noch ehe der Krieg begann, giebt sich schon bei Gelegenheit des Geburtstages des Königs eine kriegerische Stimmung kund. So führten eine Anzahl Studenten in Halle eine Cantate auf, in der zwar auch die Göttin des Friedens auftritt, aber vor allem Friedrichs Siegesthaten gepriesen wurden. Der Kriegsgott spricht:

„Donnernde Mörser, zerschmettert die Frechen,
Reißt die Geschwader der Feinde dahin!
Speit Eure Blitze, den Helden zu rächen,
Dessen Begleiter und Liebling ich bin.
Röchelnde Feinde, erblaßt mir zur Seite!
Anger und Bollwerke, schwellet von Blut.
Jauchzt, wenn ich stolz Eure Leichen beschreite,
Sammlet Trophäen vor Friederichs Muth!"

Diese Poesie erinnert noch allzu sehr an die „naturgetreuen" Schlachtschilderungen des zweiten schlesischen Krieges. Sehr vortheilhaft sticht dagegen das Gebet ab, welches die berliner Judenschaft seinem in den Krieg ziehenden König weihte. Es ist in ernstfeierlicher Sprache gehalten und hat Einiges von den Reizen hebräischer Poesie.

„Du sahest rauschende Kriegsheere von ferne daher ziehen,
Deinen Sohn Friedrich selbst sich wider sie rüsten,
In ihm entbrannte die Liebe zu seinem Volke,
Da stand er vor ihm, wie eine schützende Vormauer."*)

Auch ein schlesischer Dichter, der bereits während der ersten Kriege patriotische Saiten angeschlagen hatte, Chr. Gottl. Stöckel, nunmehr Rathssyndicus zu Brieg, schildert in größerem Rahmen die Hoffnungen, welche sich an Friedrichs erneutes Auftreten knüpften. In seinem „Schlaf des Königs bei Sorr"**) ließ er Heinrich den Frommen von Schlesien erscheinen und den Preußenkönig zu einem echten Piasten und seinem rechtmäßigen Erben erklären. Der Dichter trauert bereits jetzt:

---

*) Angezeigt Spenersche Zeitung, 9. Oktober 1756. Hebräisches und deutsches Original in der Amalien-Bibliothek des Königl. Joachimthal'schen Gymnasiums.

**) Brieg, Trampe, 1756.

„Daß doch dies Schwert, durch Deutschlands Gram erweicht,
Für Deutschlands Ruh' entblößt, den Zweck noch nicht erreicht!"

Der Sieg bei Lowositz erweckte bereits eine Unzahl Poeten; freilich hielt es der Hofdichter des Königs, Tagliazucchi, für nöthig, sich der lateinischen Sprache zu bedienen, damit der Triumph des Königs in ganz Europa verstanden und recht gewürdigt werde.

Häufig kehrt der Vergleich mit Cäsar wieder: so singt ein „Fremdling":

„Er kommt, er kämpft, er siegt!
Stützt Deutschlands nahen Fall."

Aehnlich ein preußischer Hauptmann:

„Mein König zeiget sich durchgehends groß und klug,
Er that, was Cäsar that, er kam, er sah, er schlug."

Selbst Dänen besangen Friedrichs Siege: ihre Verse sind zwar auch nur mittelmäßig, können sich aber neben vielem Aehnlichen wohl behaupten, zumal die Verfasser von vornherein bemerkten, daß in diesem Kriege die dritte Gründung brandenburgisch-preußischer Macht lag:

‚Doch welcher Glanz umstrahlt Dich, großer Friederich!
Der große Kurfürst selbst schaut froh herab auf Dich.
Und segnend krönet er mit Seiner Lorbeerkrone
Die Scheitel seines Ruhms, des Enkels von dem Sohne,
Entzückt, daß so ein Geist den Scepter Preußens trägt,
Wozu sein Heldengeist den festen Grund gelegt.
. . . .
Doch keine Schilderei, Monarch, gleicht Dir vollkommen,
Sie würde denn von Dir, dem Urbild, selbst genommen."*)

Die Zeitungen sind voll von Recensionen solcher Erzeugnisse**); da läßt sich ein „rechtschaffener Israelit vernehmen, in dessen Herzen kein Falsch ist"***), eine anderer sucht durch eine mäßige Ode in französischer Sprache in weitere Kreise zu dringen.†)

Bereits im November 1756 erinnert die Spener'sche Zeitung, die Gedichte seien alle gut gemeint, aber nicht alle gut gelungen: aber bei einer Beurtheilung der „Poetischen Vorstellung auf die Schlacht bei Lo-

---

*) Sinngedichte auf den König von Preußen von J. A. S. B. D. C.
**) Sp. Ztg. 2. und 3. Novbr., 18. und 25. Dez. 1756.
***) Grattenauer, Stadtrichter in Wilsnack.
†) Ode sur la guerre présente. Berlin 1756. Fréderic Birnstiel.

wositz" reißt dem Kritiker die Geduld*) und er citirt als abschreckendes Beispiel die Verse:

„Die blutbespritzte Faust zertrennt den Rest erschrockener Croaten,
Er weicht, kehrt um und trabt und rennt und sucht den Rücken der Soldaten."

Frischer klingt echter Soldatenhumor in den Stücken, die Ditfurth mittheilt:**)

„Die Sonne scheint über die Berge
Am blauen Himmelszelt.
He, lustig, ihr Brüder, wir müssen
Jetzt wieder rücken in Feld."

Der Verfasser hat keine Furcht vor den vereinigten Russen, Oesterreichern und Sachsen: er ruft seinen Kameraden zu:

„Zeigt, daß ihr Kerles seid!"

und seinem König:

„Friedericus sei nicht bange!
Wir werden schon fertig mit sie."

Die Gefangennahme bei Pirna giebt Veranlassung zu einem Spottgedichte auf „Matz Pump von Dresen":

„Kein Fluchen, Schelten,
Ihr müßt's entgelten
Bei Pirna hier;
Es ist geschehen,
Die Preußen stehen
In Brühl's Paläste
Jetzo als Gäste."

Aber noch bewegte sich der Krieg in kleinen Dimensionen: als 1757 von allen Seiten Feinde über Preußen herfielen und dieses in wechselndem Kriegsglück das Errungene kaum zu behaupten vermochte, da nahm alle Welt Partei, und auch die volksthümliche Produktion steigerte sich in erstaunlicher Weise. So führt Richter nicht weniger als 21 poetische Relationen vor, Ditfurths Sammlung zählt für dieses Jahr 11 zum Theil ausgezeichnete Soldatenlieder, und auch wir können dem Uebrigen wenigstens eine Perle der Gelegenheitsdichtung hinzufügen.

*) Im Großen und Ganzen war die Kritik sehr nachsichtig, cf. Spen. Ztg., 2. Dez. 1756.

**) Nr. 8 und 9.

Zu einer Zeit, als sich vornehme Verfasser abmühten, „Heinrich des Voglers Sieg über die Hunnen" als eine deutsche Heldenthat anzupreisen, besang der preußische Soldat die Helden der Gegenwart, und der gemeine Mann hatte Recht, dem Preise eines Winterfeld, Keith und Schwerin zu lauschen.

Zwei echte Marschlieder entstanden bei Eröffnung des Feldzuges 1757:

„Jetzt kömmt die schöne Frühlingszeit,
Da geht es frisch ins Feld."

und:

„Maria Theresia, zeuch nicht in den Krieg,
Du wirst nicht erfechten den glänzendsten Sieg."

Das letztere ist ziemlich bekannt, namentlich durch die eigenthümliche Wirkung der in einander gezogenen Verse:

„Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
Fürchten den Teufel in der Hölle wir nicht.
Muthig ins Feld! auf! es rufen die Trompeten und Pauken, wer Lust hat, der komm!
Ei! Wer hat so feinen Verstand,
Daß er das Lied von den Preußen erfand?
Drei Königsgrenadier in der Wachtstube, die haben das Liedlein erdacht."

Von geringerem Werthe, wenngleich auch sangbar,*) ist „Feldzug 1757":

„Vivat, jetzt gehts ins Feld
Mit Waffen und Gezelt."

Interessant ist es deswegen, weil die bei Soldatenliedern mit der Zeit sich einstellende Corruption der Namen Hildebrand, den Herausgeber des zweiten Hunderts der Volkslieder von Soltau, zu einem ebenso überflüssigen, wie gelehrten Excurse Veranlassung gegeben hat. Es hat sich der Name „Daun" statt „Browne" eingeschlichen: wenn man dies acceptirt, ist jede Schwierigkeit gehoben.

Für die gelehrteren Kreise war wohl die Epopöe bestimmt:

„Die glorreichste Eröffnung des böhmischen Feldzuges im Jahre 1757 o. V. o. O. 1 Bg. 4°.".

Sie ist in zum Theil lesbaren Hexametern geschrieben:

*) Ditfurth, Nr. 12.

„Tobet, mit Falschheit gewaffnet, durch Untreu und Meineid verstärket,
Tobet, wüthende Feinde! Umsonst. Flucht heiligen Rechten!
Fluchet! Vergebens. Die segnende Hand der Vorsicht ist mit uns,
Mit uns im Rath und mit uns im Streit und rächt uns durch Siege."

Doch finden sich auch Wendungen wie:

Musen,
Zählet, wenn sie zu zählen sein sollten, die Siege des Königs!"

und der Schluß ist matt.

Während „das bedrängte Sachsen" ein Pamphlet voll Gift und Galle gegen die Preußen ist — es war die poetische Behandlung einer verleumderischen Schrift: „Die gerechte Sache Chursachsens" — veröffentlicht „Der neutrale Philosoph bei dermaligen kriegerischen Zeiten, 1757, X zu Y" ein etwas humoristisch gefärbtes kosmopolitisches Glaubensbekenntniß:

(Str. 2) „Kurz, ich bin aller Menschen Freund,
Von braunen, schwarz und weißen,
Ein Mensch, der's gut mit Allen meint,
Mit Oestreichern und Preußen."

Inmitten der allgemeinen Parteinahme erklärt er am Schlusse:

„Und fragt Ihr mich auf Eid und Pflicht,
Wem ich den Sieg vergönne —:
Dem werd' der Sieg beschieden,
Den die gerechte Sache krönt. —
Seid Ihr damit zufrieden?"

Uebrigens fand sich gar bald ein Patriot, welcher noch 1757 eine „Parodie auf das bedrängte Sachsen" in Alexandrinern veröffentlichte. Leider sind die parodirenden Verse sehr schlecht, und die Knittelverse, die sich in zahlreichen Anmerkungen unter dem Texte breit machen, selbst dafür zu ungehobelt.

Mit viel größerem Schwunge aber, als die obengenannte poetische Broschüre, behandelte eine prosaische: „Der Krieg in Deutschland bei Eröffnung des Feldzuges 1757 (Motto aus Addison) denselben Gegenstand. Die Darstellung ist einfach und edel, der Verfasser ist ein Anhänger Friedrichs. So schreibt er:

„Gezwungen griff er zu den Waffen, Friedrich, der König und Held und mehr als Beides — der Mensch. Er fing die Feindseligkeiten, aber nicht den Krieg an. Der Allmächtige streitet für Friedrich und in ihm für Deutschland."

Aus der Schlacht von Prag datirt die bekannte schwermüthige Volksweise „Schwerin, bist wirklich todt", die im österreichischen Heere fast bis auf die Gegenwart gelebt haben soll; auf preußischer Seite ist nur ein Lied erhalten, welches gleichfalls im Volke sich behauptet hat:

„Als die Preußen marschirten vor Prag,
Wohl nach der Lowositzer Schlacht."

„Drei Husaren auf der Wacht" geriren sich als Verfasser, und dies Lied in seiner köstlichen Naivetät und Frische dürfte mehr werth sein, als der meisten Gebildeten Verse über denselben Gegenstand, den Tod Schwerins oder Winterfelds.

Der unausstehliche Victor Krause giebt in seiner lobhudelnden Weise „Gedanken über den allzu frühzeitigen Verlust Sr. Excellenz des Feldmarschalls von Schwerin" pflichtgemäß „wehmüthigen" oder besser „jämmerlichen" Ausdruck:

„Schwerin ist todt! Der König klagt:
Der Hof erschrickt, die Liebe zagt,
Die Großmuth seufzt, die Armen zittern;
Berlin spürt, was Empfindung sei,
Ach! mußte denn ein wüthend Blei
Des schönsten Geistes Sitz zersplittern!"

Nicht viel besser steht es mit dem Gedicht: Schwerins Tod von J. M. M . . . . . l . . . g. Die Schilderung, wie Schwerin den Seinen voraneilt, enthält nur die gewöhnlichen Phrasen:

„Er geht beherzt voran und ruft mit Löwenmuth:
Auf Söhn'! in deren Brust ein preußisch Herze schläget,
In deren Adern noch ein Tropfen Blut sich reget,
Der Friedrichs Ruhm geweiht, folgt mir mit tapfrer Hand.
Wer hier stirbt, stirbt mit Ruhm. Ihr kämpft fürs Vaterland!
Laßt meinem grauen Haupt den Lorber nicht entreißen,
Seid Eurem König treu, bewähret Euch als Preußen!
Er schweigt, und Blitzen gleich fährt jedes Heldenwort
Mit heimlicher Gewalt durch die Geschwader fort."

Auch die Moral am Schluß ist ziemlich trocken:

„Wer unsern Friedrich liebt,
Der schont sein Leben nicht."

Ebenso wenig Poesie, aber bei gutem Willen recht bedeutendes Selbstgefühl zeigt ein Neffe Schwerins in einem Panegyrikus auf seinen großen Oheim:

„Auf den 6. Mai 1757 von H. D. B. von Schwerin; Brandenburg."

Mehrfach werden auch „Gedanken eines Frauenzimmers auf den Sieg bei Prag" angezeigt: wenn eine der Dichterinnen schreibt:

„Beglückte Heldenschaar, die unter Friedrichs Fahnen
Sich mit so vielem Muth den Weg zu Siegen bahnen!"

so mögen derartige Verstöße gegen die Grammatik mit einem Hinweis auf ähnliche Schwachheiten eines gelehrten Professors*) allenfalls hingehen: aber die „Gedanken eines Frauenzimmers aus Berlin am Siegesdankfest, 15. Mai 1757", übersteigen denn doch das Maß des Erlaubten:

„Selbst die, die entfernt von Jünglingen, die sie verehren,
Um sie die Nächte durchgeweint,
Erschienen voll Lust und weinten vor Freude die Zähren,
Die sie bisher vor Kummer verweint."

Leider ist die**) poetische Feier des Sieges von Prag durch einen „Offizier des von Nettelhorst'schen Regiments" uns nicht zu Gesicht gekommen; es wäre interessant gewesen, die Befähigung oder Bildung eines Kameraden Kleists kennen zu lernen.

Auf den Tod Winterfelds haben wir, außer einigen schwülstigen Strophen des „unvermeidlichen Krause",***) ein Gedicht, welches einen Verwandten des Gefallenen, G. Adolf von Winterfeld, zum Verfasser hat.†) Lieferte Schwerins Neffe eine verfehlte Ode, so haben wir es hier mit einem choralartigen Liede zu thun:

„Dort sinkt der edle Winterfeld,
Der Liebling Friederichs, der Held,
Der Freund und Schutzgott der Soldaten.
Er sinkte, wie Türenne sank,
Sein Arm, der jeden Feind bezwang.
Ficht nun nicht mehr für Preußens Staaten."

Am meisten dürften noch einige der letzten Strophen ansprechen:

„Er war nicht mehr, als Friedrichs Hand,
Mit neuem Glanze seinen Stand,
Wie mit Trophäen, mild umkränzt.

---

*) Joh. Michaelis, Professor am Collegium illustre zu Stargard, beginnt ein Triumphlied:

„Victoria! Ein frischer Palm!"

**) Sp. Ztg., 18. Juni 1757.

***) Was hör' ich? Wie? Auch Winterfeld?
Auch Winterfeld wird uns entrissen?

†) Pauli, Lebensbeschreibungen großer Helden, V, S. 211.

So hüllt die Sonne ihren Schein
In eine Wolke dämmernd ein,
Kurz, eh' sie das Zenith durchglänzt.

Die Thräne, die ein Friedrich weint,
Mit der ein Volk sein Leid vereint,
Glanz unsers Stamms! ist mehr als Siege.
Hier, Enkel! ruht der Brennen Held,
Der Schatten Friedrichs, Winterfeld,
Im Frieden groß und groß im Kriege."

Am reichsten und vollsten quillt der Born des Soldaten- und Volksliedes nach der Schlacht bei Roßbach: den verhaßten Franzosen gegenüber erwacht am leichtesten deutsches Selbstbewußtsein; von da ab schien Oesterreich allen einsichtigen Deutschen — und deren gab es überall einige — die deutsche Freiheit zu gefährden, Friedrich für dieselbe einzutreten.*) Das wird selbst in einer österreichischen Broschüre aus diesem Jahre mißfällig bemerkt.

Und der Volkswitz, der die Reichsarmee in „Reißausarmee" umtaufte und den bekannten Vers:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen u. s. w."

in Umlauf setzte, konnte sich gar nicht erschöpfen in Spottliedern auf den Prinzen von Soubise, Madame Pompadour, die pomadisirten und frisirten Franzosen und in beißenden Ironien auf den zweifelhaften Heldenmuth der Kleinstaatler.

Bald fragt ein kühner Reiter von den Seidlitz'schen:

„Ei ei, mein Herr Soubise,
Was hast Du denn gedacht,
Daß Du Dich auf die Strümpfe
Nach Sachsen hergemacht?"

bald wünscht ein Anderer dem Prinzen von Soubise eine „Prostemahlzeit" und erkundigt sich höhnisch:

„Was ist Euch denn nur angekommen,
Daß Ihr so schnell habt Abschied genommen,
Confect nicht 'mal versucht?"

Vorzüglich sind auch die von Ditfurth mitgetheilten Spottlieder Nr. 16 und 17 auf Soubise, namentlich das letztere:

*) Vgl. Preuß II, 94.

„Hat denn nicht die Pimpelgicht
Vor Schreck und Sürprise
Madame Pompadour gekriegt,
Lieber Herr Soubise?"

Von der „Unterredung zwischen dem König und Soubise" (Nr. 18) möchten wir bezweifeln, daß sie ihren Ursprung im Heere habe, obwohl die überschriebene Melodie: „Laß' der Leute Schnick und Schnack" ganz volksthümlich klingt.

Aus der von Maltzahn'schen Sammlung, welche dem fleißigen Ditfurth entgangen ist, gehört gleichfalls hieher:

„Ihr Prahler, habt Ihr Euch verkrochen?"

Namentlich die Schlußcadenzen der einzelnen Strophen beweisen zur Genüge, daß es eins von den Liedern ist, nach denen der Soldat zu marschiren pflegt, z. B.:

„Ihr reichbordirte Generale,
Die Pracht erschreckt den Friedrich nicht,
Er achtet nicht solch groß Geprahle,
Er schweigt und macht sich fürchterlich.
Drum eilt, säumt nicht, ihr müßt bei Zeiten
Für diesen Held Quartier bereiten,
Im Reich, da insgemein
Die Preußen lustig sein,
Bei Bier und Wein."

Ein etwas derberes Spottgedicht befindet sich unter vielen französischen Chansons*), die 1758 veröffentlicht, im Ton beliebter französischer Volksweisen über die Niederlage der Franzosen sich lustig machen**). Das folgende geht nach der Melodie:

---

*) Recueil de chansons nouvelles par différens autheurs, où l'on trouve grand nombre de licences poëtiques sans préface, épître dédicatoire ni errata. Avec approbation 1758.

**) Z. B.: „Le père la bûte à bû
et personne ne l'à vu" oder
„sur l'air des Pendus."

Eins lautet:

„O écoutez, petits et grands,
Que cherchions-nous chez l'Allemand?
Qu'allions-nous faire en Westphalie?
Pour y abréger notre vie.
Y trouvant pour tout aliment
Du bonpournickel pour du pain blanc.
Refrain: l'Empire va
cahin, caha!"

„Je me marie Jeudi
à un mari si petit.“

und parodirt das gebrochene Deutsch der verwöhnten Feinde in ergötzlicher Weise — der Refrain ist freilich etwas läppisch.

„Der Franzose kommt ins Teutschland
Hat's kein Embde am Ha . . . zu hang.
Keine Mütze auf die Kop,
Ein schön Kreutz an die Knoplos.
Qu'est ce que dit, qu'est ce que dit,
Place faire monsieur le marquis.
Qu'est ce que dit hat Hosen an,
Parle mi die Franzmann.

Sie fordern uns du pain blanc
Mir kann sie gar nit verstan,
Pumpernique, sie kann nit freß,
Makt sie an die Brust so Smertz.
Qu'est ce que dit, qu'est ce que dit,
Morbleu quel maudit pays.
etc.

Sie hat ok kein Brusttuch an,
Sie verfriert, sie wird ganz klam,
Wie der Bouc, so spring sie rum,
Das mak wir uns lach ganß krum.
Qu'est ce que dit, qu'est ce que dit,
Morbleu, qu'il fait froid ici!“

Am meisten aber, und mit Recht, hatte die Reichsarmee von dem Witz der Sieger zu leiden. Ein sehr gelungenes ironisches Epos befindet sich, leider verstümmelt, auf der hiesigen Kgl. Bibliothek. Es ist betitelt:

„Von einem Mainzer, der den heiligen Kreuzzug nach Sachsen mitgethan, aber seit einem gewissen Vorfalle sich selbst verabschiedet hat.“

(Gedruckt an verschiedenen Orten im Thüringischen, weil gewisse Leute in kurzen Pelzen den Druck hinderten.)

Wer würde nicht an Gleims Beschreibung der schmählichen Flucht durch folgende Schilderung erinnert:

. . . . „Ach! sieh das Rolandsschwert in seinen Händen blinken!
O, welche Wunder seh ich hier!
Er schwingt's. Ich will, ich selbst will fechten!
So spricht er, streift an seiner Rechten
Den Aermel mannhaft in die Höh',
Um türkisch unter'm Feind zu schlachten.
O zittre, Freund, wie ich, für Deinem nahen Weh.
Nun reißt er sich sogar — ich schaudre, da ich's seh —

So theuer würd ich nicht nach Blut und Ruhme trachten, —
Er reißt den Rock sich auf, — was muß der Held nicht fühlen! —
Um sich den Schweiß großmüthig abzukühlen."

Aehnlich ist die „Geschichte der Reichsarmee" aus Briefen, die ein preußischer grüner Husar einem Reichsoffizier Fritz von Herzmangels abgenommen: in sarkastischer Weise werden die kleinstaatlichen Militärverhältnisse durchgezogen.

Gegen Ende November 1757 beginnt denn auch in den Tagesblättern der Sieg von Roßbach seine Wirkung zu äußern. Vieles, was damals unter den frischen Eindrücken der Heldenthaten bewundert wurde, werden wir freilich für trivial erklären, aber eins derselben*) verdient des Grundgedankens halber wohl hier mitgetheilt zu werden.

„Zurück, Germanien! entwaffne Deine Krieger,
Erkenne das gebeugte Recht.
Wer hasset Deutschlands Schmuck, der Preußen große Sieger?
Kein Patriot! Nur Oestreichs Knecht.

Es müssen Wuth und Stolz sich vor dem Rechte beugen!
Erfahr es, aufgeblähtes Wien.
Nimm noch den Oelzweig hin und laß die Rachsucht schweigen.
Doch nein — ergrimmt verschmähst Du ihn.

Wohlan! so siege fort. Die Vorsicht wird Dich schützen,
Held, dem die Freude Thränen weiht.
Für Dich, auf Deinen Wink das Leben zu verspritzen,
Sind Herzen ohne Zahl bereit!"

Von Flugschriften auf den Sieg bei Leuthen, so großartig er war — denn nach Archenholtz verlor die österreichische Armee, die Garnison von Breslau ungerechnet, in 14 Tagen zwei Drittel ihrer 90,000 Mann starken Armee, — ist uns keine zu Gesicht gekommen; richtig bemerkt der Herausgeber der österreichischen Volksschriften**), daß, während in Wien auf die ungeschickten Führer die herausforderndsten Pamphlete, theils sogar durch öffentlichen Anschlag verbreitet wurden, sich in Preußen gegen das Weihnachtsfest hin allgemein die Freude auch poetisch äußerte.

So besang in Frankfurt a. O. die Gesellschaft für schöne Wissenschaften den glorreichen Sieg Friedrichs über die Oesterreicher, in Berlin verfaßte ein Anonymus J. H. J. R. eine „Ode auf den erneuten Sieg Sr. Majestät des Königs", die brandenburger und berliner Judenschaft,

---

*) Sp. Ztg., 29. Nov. 1757.

**) Uebrigens mag erinnert werden, daß Richter hier seine Quelle (Archenholtz) nicht kennt oder verschweigt.

die aus wohlverstandenem Interesse während des ganzen Feldzuges sich sehr patriotisch zeigte, betheiligte sich an der Feier durch Danklieder, die später auch im Druck erschienen.

Auch mag als Curiosität hier erwähnt werden, daß es ein jüdischer Kaufmann, Herr Samuel Meyer „unter'm Mühlendamm", war, dessem Speculationsgeist wir die heutzutage ziemlich selten gewordenen sogenannten Siegesbänder verdanken*) — sie mochten als Weihnachtsgeschenk für die patriotische Jugend wohl guten Absatz finden.

Von der Schlacht bei Leuthen giebt auch ein Soldatenlied:

„Vivat, es lebe der König von Preußen!"

nach der Melodie:

„Ihr Brüder, seyd lustig,
Wir haben gesieget."

nähere Kunde; dasselbe hat auch historischen Werth, weil darin der Spottname „Wachtparade" als Ehrenname vom preußischen Heere acceptirt wird, und der Choral von Leuthen, der einem neueren Dichter zu einem ansprechenden Liede Anlaß gab, am Schlusse gleichsam als Pointe erwähnt wird:

„Also das Schlachtfeld wieder behauptet
Friedericus der Held, wie sehr auch geschnaubet
Der Feind voller Hohn und Spott.
Die tapferen Preußen aber, sie sungen,
Daß es hat die Nacht zum Himmel geklungen:
„Nun danket Alle Gott!"

Der kleine Krieg, welcher in Pommern 1757 gegen die Schweden geführt wurde, bot für rühmenswerthe Thaten wenig Gelegenheit: gleichwohl ist darüber ein ziemlich prunkvolles Lied zu nennen: Die verjagten Schweden oder das befreite Pommern.

„Der Schwede rückt mit stolzen Schritten
In Deine Staaten, Friedrich, ein."

Mit Recht sagt Ditfurth, der es auch mittheilt (Nr. 20), daß es kein wahrhaftes Soldatenlied sei — es mag eher einen Pastor zum Verfasser haben — wir erwähnen es nur, um uns an dieser Stelle einer Verpflichtung gegen die Kritik zu entledigen.

So wenig Grund auch vorliegt, an der Authenticität von Ditfurths Publikationen zu zweifeln, die großentheils aus geschriebenen Liederbüchern

*) Die Sp. Ztg., 22. Dez. 1757, beschreibt solches Band.

stammen, ist es doch der strengen Kritik gegenüber vielleicht nicht überflüssig, zu zeigen, daß man sich der vorliegenden Sammlung bona fide bedienen kann. Das genannte Gedicht, welches Ditfurth aus einem alten geschriebenen Liederbuch des Coburger Musikdirektors Schneider — ohne Melodie und Ueberschrift fand es sich daselbst — veröffentlicht, befindet sich in der Flugschrift: Die verjagten Schweden oder das befreite Pommern, nebst einem Gespräch zwischen einem Einwohner aus Anclam und einem preußischen Offizier. Aufgesetzt von einem Patrioten, Frankfurt und Leipzig, 1759".*)

Aus diesem Jahre spätestens muß auch das berühmte Husarenlied stammen:

„Wir preußische Husaren,
Wenn kriegen wir Geld?"

denn von 1757 ab werden viele Lieder nach derselben Melodie gesungen. Mitgetheilt ist es bisher nur von v. Maltzahn; wir beschränken uns auf die Anführung einer Strophe, um zu zeigen, welche mannhafte Gesinnung diesem nicht einmal durchaus deutschen Corps durch seine berühmten Führer eingeflößt worden war.

„Wer sich will in preußische Dienste begeben,
Der muß sich sein Lebtage kein Weibchen nicht nehmen;
Er muß sich nicht fürchten vor Hagel und vor Wind,
Beständig verbleiben bis an das End."

Vielleicht ist es erlaubt, mit diesem Liede ein anderes zusammen zu stellen, dessen Druckjahr sich nicht genau bestimmen läßt. Es ist dies ein Dragonermarsch, welcher sich als Anhang findet in einer Flugschrift — ohne Datum —: „Curiöses Gespräch zwischen einem lustigen Soldaten und einem listigen Bauer. Angeh. der Dragonermarsch taratantara tantara tum." „Gantz neu gedruckt."**)

---

*) An der Jahreszahl 1759 ist kein Anstoß zu nehmen, denn einerseits wollen wir nicht behaupten, daß es hier zum ersten Male gedruckt ist — wogegen der Appendix vielleicht spricht, andererseits aber kam es, obwohl ja derartige Flugschriften der Regel nach sofort nach den Ereignissen erschienen, auch sonst wohl vor, daß später an vergangene Triumphe so erinnert wird. So erschien 1761 „Die gerechte aber auch gnädige Hand Gottes bei den zwei harten Belagerungen der Stadt Schweidnitz" in den Jahren 1757 und 58. Breslau, Pietsch.

**) Vielleicht stammt er schon aus der Zeit der Schlesischen Kriege, da doch in der Schlacht bei Hohenfriedberg sich gerade die Dragoner besonders auszeichneten — die Form spricht dagegen.

Da das Stück sonst nicht bekannt ist, theilen wir es nach dem Druck der Amalien-Bibliothek mit:

„Dragoner, macht Euch fertig!
Und seid des Marsches gewärtig,
Der Trommelschlag geht rum.
Taratantara tantara tum.
Fort, tummelt Eure Pferde,
Erschüttert Stein und Erde,
Streicht Euren Schnurrbart auf,
So rennt in vollem Lauf!
Halt! schwenkt Euch! werdet kühner,
Ergreifet die Karabiner,
Macht Eure Säbel bloß,
Geht auf die Feinde los!
Vivat, Rex Friederich!
Ein Vater der Soldaten;
Er wird uns weiter rathen.
Gott gebe Glück und Sieg
Dem König Friederich!
Kommt! laßt uns Blut und Leben
Für unsern Held hingeben!
Er eilt ja selbst voran
Und öffnet uns die Bahn.
Drum lustig, Ihr Dragoner!
Er bleibt Euer Belohner,
Und steht Euch allzeit bei,
Seyd Eurem Herrn getreu!"

Wir schließen die Uebersicht dieses Jahres mit der Mittheilung eines Gedichtes, welches sich weit über das Niveau der gewöhnlichen Gelegenheitsdichtung erhebt und an patriotischem Gehalte die Lieder Gleims und die Oden Ramlers mindestens erreicht, an Formvollendung, poetischer Diction und echtem Feuer aber bei weitem übertrifft. Es betitelt sich „Der Krieg" und wird in der Spener'schen Zeitung vom 17. Januar 1758 bereits angezeigt. Aus der Vossischen Zeitung vom 13. Februar 1759 ersehen wir, daß es im „Magazin für den Verstand. Altona 1758 Iversen II. Quartal" wieder abgedruckt wurde. Da wir dasselbe nicht erlangen konnten, müssen wir die Frage nach dem Verfasser, der dort möglicherweise genannt ist, unerledigt lassen. In der Vossischen Zeitung wird an der angegebenen Stelle eine Ode von demselben Autor, „Jakob Keith", Aurich 1759, nicht gerade günstig recensirt; doch sind die mitgetheilten Strophen besser, als der Recensent meint. Wir glauben, durch die Mittheilung wenigstens einiger Strophen — nach dem Originaldruck*) — dies Gedicht unverdienter Vergessenheit entreißen zu dürfen.

*) Gr. Oct. 1757. 1 Sgr. 6 Pf.

Der Krieg.

Motto: „Bella, horrida bella,
Et Rhenum multo spumantem
sanguine narro."

„Warum erhebt ein kühnes Feuer
Nicht mehr die stillgewordne Brust?
Warum verstummst Du, träge Leier,
Sonst meiner Jugend Ruhm und Lust?
Hinweg mit stolzen Lorberzweigen,
Die liederreichen Wälder schweigen
Und öde steht der Helikon.
Verscheucht vom kriegrischen Getümmel,
Entfloh die holde Ruh zum Himmel,
Die Musen sind mit ihr entflohn."

Der Krieg wird als eine Strafe betrachtet:

„Die Laster Deutschlands zu bestrafen,
Hat Gott den Krieg herabgesandt,
Er braucht nicht seiner Himmel Waffen,
Er braucht der Deutschen eigne Hand...."

Gleichwohl steht der Dichter auf Friedrichs Seite:

„Ihr könnt von Friedrichs Lorber singen,
Erhabne Dichter künft'ger Zeit,
Ihn trägt der Ruhm auf ew'gen Schwingen
Zum Tempel der Unsterblichkeit.
Singt Böhmens unwegsame Höhen,
Singt Lobositz' und Prags Trophäen,
Singt das an Siegen reiche Heer.
Noch ist der Deutschen Lied zu niedrig,
Achill war nicht so groß als Friedrich,
Und von Achillen sang Homer.

O, kämpft ihr wirklich, deutsche Heere,
Für Freiheit und Religion,
Kämpft! muth'ge Preußen, Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten schon.
Die Zukunft zeigt sich meinen Blicken:
Ich fühl' ein heiliges Entzücken, —
Was fliehn für Schaaren dort am Rhein?
Kämpft Deutsche! Gott, der Euch begleitet,
Gott ist es selbst, der für Euch streitet,
Und Friedrich muß sein Werkzeug sein."

In der folgenden Strophe giebt der Dichter seiner Trauer um das Elend der Nation in edler Sprache Ausdruck:

„Doch wie viel Blut, wie viele Zähren!
O Deutschland, o mein Vaterland!
Wie lange soll die Zwietracht währen,
Was schwächst Du Dich mit eigner Hand?
Statt den gemeinen Feind zu dämpfen,
Muß Adler gegen Adler kämpfen
Und Bruder gegen Bruder stehn.
Dich, traur'ges Deutschland, zu zerstören,
Uebt sich die Wuth von deutschen Heeren,
Die selbst den Sieg mit Thränen sehn."

Eine der folgenden Strophen erinnert an die Schenkendorf'sche Lyrik der Freiheitskriege:

„In wilder Wollust brach die Jugend
Der Gottheit und der Menschheit Recht,
Still weinte die bedrängte Tugend,
Verhöhnt vom frevelnden Geschlecht.
Noch stieg sein Jubel zu den Sternen,
Der Regen rauschte schon von fernen,
Die Wolken drängten sich ins Land.
Die Flüsse traten aus den Grenzen,
Schon sah man ferne Meere glänzen,
Wo sonst des Schnitters Hoffnung stand."

Das Mitgetheilte wird genugsam beweisen, daß unter der ephemeren Literatur des Jahres 1757 diese Ode eine hervorragende Stellung einnimmt und ein, wenn auch noch wenig ausgebildetes, doch bedeutendes poetisches Talent bekundet.

(Schluß folgt.)

Vorstehende Abhandlung ist der erste, größere Theil der von Herrn Dr. Willy Böhm verfaßten, im April dieses Jahres gekrönten Preisschrift. Vergl. Maiheft, S. 313 ff.

D. Red.

II. Korrespondenz.

Chronik des historischen Vereins für Niedersachsen in Hannover.

Der Verein ist gegründet zu Hannover am 19. Mai 1835. Unter den zahlreichen stiftenden Mitgliedern befanden sich

General-Feldzeugmeister Graf von der Decken, †
der jetzige Landschaftsrath Drost von Münchhausen,
Forstrath Wächter, †
Steuerdirektor Dr. Brönnenberg,
der jetzige Kloster-Kammer-Direktor a. D. von Wangenheim,
Legationsrath Detmold, †
der jetzige Obergerichtsrath a. D. Dommes,
Justizrath Lüntzel in Hildesheim, †
Landschafts-Direktor von Hodenberg, †
Dr. Hermann Grote,
Reichsfreiherr Grote (zu Schauen),
Ober-Baurath a. D. Hausmann,
Ober-Bergrath Jugler,
Archivrath Kestner, †
Stadtdirektor Rumann, †
Dr. Rupstein, Abt zu Loccum,
Präsident Geh. Rath v. Schele, †
der jetzige Obergerichtsdirektor v. Werlhof,

und mehrere Andere.

Als Beamte wirken gegenwärtig:

1) als provisorischer Direktor: Staatsarchivar Archivrath Dr. Grotefend, provisor. Vicedirektor: Amtsrichter Fiedeler;
2) Sekretär und Bibliothekar: Bibliothekssekretär Rath Bodemann;
3) Conservatoren: Archivrath Dr. Grotefend und Studienrath Dr. Müller;
4) Archivar: Amtsrichter Fiedeler;
5) Schatzmeister: Oberschulsekretär Dr. Peterßen.

Die Mitgliederzahl betrug im Jahre 1868: an Ehrenmitgliedern 1, an korrespondirenden Mitgliedern 40, an wirklichen Mitgliedern 368.

Die Zielpunkte des Vereins sind im Allgemeinen (§. 2. der Statuten): die Theilnahme und Wirksamkeit für die Geschichte des Landes zu erweitern und zu

beleben; die Freunde der vaterländischen Geschichte enger zu verbinden; geschichtliche Forschungen zu erleichtern und zu unterstützen, schließlich: historischen Stoff von jeder Beschaffenheit aufzusuchen, zu erhalten und zu sammeln. Das Nähere wird sich unten aus der bisherigen Verwirklichung dieses Programms ergeben.

Was zunächst die Publikationen betrifft, abgesehen von den seither erschienenen dreißig „Nachrichten über den historischen Verein für Niedersachsen", den Statuten (neu aufgelegt 1858), dem alphabetischen und dem systematischen Verzeichnisse der Bibliothek (1856 und 1867), so benutzte der Verein für dieselben anfänglich als Organ das von v. Spilcker und Brönnenberg herausgegebene Vaterländische Archiv (begründet 1819), nun mit dem Zusatze „des historischen Vereins für Niedersachsen", welches mit dem Jahre 1845 in die selbständige Redaktion des Vereins überging und den ferneren Zusatz „Neue Folge" erhielt. Mit dem Jahre 1850 begann dann die „Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen", welche in regelmäßigen Jahrgängen bis auf die Gegenwart ununterbrochen erschienen ist. Jeder Jahrgang hat durchschnittlich die Stärke von 26—28 Bogen.

Während diese Publikationen vorzugsweise ein reiches Material an historischen Abhandlungen, Beiträgen zur vaterländischen Alterthumskunde, kürzeren archivalischen Mittheilungen, sowie sonstigen Notizen und Miscellen veröffentlichten, gingen nebenher die Urkundenbücher, welche für einzelne Ortschaften das betreffende urkundliche Material in zusammenfassender Weise mittheilten. Von diesen Urkundenbüchern des Vereins sind bisher erschienen:

Urkunden der Bischöfe von Hildesheim. 1846.
Walkenrieder Urkundenbuch, Abth. I. 1852.
do. do. do. II. 1855.
Die Urkunden des Klosters Marienrode bis 1440. 1859.
Urkundenbuch der Stadt Hannover bis zum Jahre 1369. 1860.
Urkundenbuch der Stadt Göttingen bis zum Jahre 1400. 1863.
do. do. do. 1401—1500. 1867.
Urkundenbuch des Klosters St. Michaelis in Lüneburg I, —1333. 1861. II, —1400. 1867.
Urkundenbuch des Klosters Isenhagen (im Druck).

Einige andere Publikationen des Vereins entstanden auf besondere Veranlassung. Die mehr und mehr zunehmende Devastirung der vorchristlichen Denkmäler bewog den Verein, für dieselben bei der K. Regierung sich wiederholt zu verwenden. Die darauf erfolgenden Maßregeln sind in der Vereinszeitschrift, Jahrg. 1864, mitgetheilt. Zumal wurden die K. Aemter veranlaßt, von den in ihrem Bezirke liegenden Denkmälern möglichst genaue und ausführliche Verzeichnisse einzusenden, und hieraus ging die noch immer sehr schätzbare Schrift hervor:

Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler. Im Auftrage des historischen Vereins für Niedersachsen bearbeitet von J. C. Wächter, Forstrath in Hannover, 1841.

Eine gleiche Aufmerksamkeit widmete der Verein den mittelalterlichen Denkmälern. Auf den Antrag des Ausschusses wurde vom K. Ministerium der geist-

lichen und Unterrichtsangelegenheiten ein zu diesem Zwecke vom Vereinsausschusse ausgestelltes Fragenformular den geistlichen Behörden übergeben und zur Beantwortung von diesen an die einzelnen Pfarrgeistlichen vertheilt. Die auf diese Weise eingegangenen Beschreibungen der Kirchen und Kapellen mit ihren Alterthümern enthalten für die Kunstgeschichte und Alterthumskunde ein sehr schätzbares Material. Der Inhalt derselben ward in der Vereinszeitschrift vom Jahrgange 1861 an in kurzen Uebersichten nach den einzelnen Landestheilen mitgetheilt. Daneben übernahm es das Ausschußmitglied, Ober-Baurath Mithoff, mit Benutzung sonstiger Quellen, das Material in eingehender Ausführlichkeit systematisch zu bearbeiten, und von dieser Publikation liegt gleichfalls das erste Heft vor unter dem Titel:

Kirchen und Kapellen im Königreiche Hannover, Nachrichten über deren Stiftung, Bauart, Geräthe, Kunstschätze und Alterthümer, zusammengestellt von H. Wilh. H. Mithoff. Herausgegeben vom historischen Verein für Niedersachsen. Erstes Heft: Gotteshäuser im Fürstenthum Hildesheim. Tafel I—V. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung.

Wir wollen hier gleich bemerken, daß der Verein auch für die Erhaltung, resp. Restauration der Denkmäler selbst, sowohl der vorchristlichen wie der mittelalterlichen, seither mit erheblichem Erfolge thätig gewesen ist. Für die erstere erwähnen wir nur der Ankäufe einer Anzahl von Stein- und Erddenkmälern in verschiedenen Landestheilen, die auf Antrag des Vereins für den Staat erworben wurden und seither sorgfältig conservirt werden; für die letztere heben wir vor allem die eifrigen Bemühungen des Vereins um die Erhaltung und Restauration des St. Bonifaciusmünsters in Hameln hervor. Auch geschah es wesentlich auf die Empfehlung durch Ausschußmitglieder, daß in dem Studienrath Müller, zugleich Conservator der Vereinssammlung, für die Landesalterthümer ein besonderer Conservator bestellt wurde.

Von Abbildungen historischer Persönlichkeiten und Denkmäler, die der Verein veranstaltete, verdienen besonders die Porträts (in schöner Lithographie) des Herzogs Georg († 1641), der Kurfürstin Sophie († 1714), des Kurprinzen Georg Ludwig (Georg I. von England † 1727) und seiner Gemahlin Sophie Dorothea († 1726), sowie die Abbildung des vormals v. Windheim'schen, jetzt Oesterley'schen Hauses, wozu der bekannte Belletrist Blumenhagen den Text mit dem Titel „Ein Haus der Väter" lieferte, erwähnt zu werden.

Dem Streben des Vereins, sein Wirken so gemeinnützig wie möglich zu machen und zu eigenen Arbeiten, mit besonderem Bezug auf das Territorium des Vereins, möglichst anzuregen, hatten auch die Preisfragen zu dienen. Diese werden indessen nicht alle Jahre, sondern nur von Zeit zu Zeit gestellt. Als Preise werden goldene (10 Dukaten schwere) und silberne Medaillen, für die ersteren auch das Aequivalent an Geld ertheilt. Unter den prämiirten Arbeiten sind zu nennen: die Beschreibung des Amtes Lauenstein von Rudorff (1846); Beschreibung der Stadt Schöppenstedt und Umgegend von Berge (1846); Beschreibung des Gohgerichts Achim von Dr. med. Windel (1846); politisch-statistische Schilderung der Verfassung und Verwaltung des vormaligen Fürstbischöflich-Hildesheimschen Amts Wohldenberg, wie solche um das Jahr 1800 war, von Meese (1847); eine ähnliche Arbeit über das Amt Meppen von

Hüldermann (1847); Geschichte des Landwehrbataillons Münden von v. Berkefeldt (1847); die Hannoversche und Braunschweigsche Landesgeschichte in 60 Erzählungen für Schule und Haus, von Schrader (1848); Lebensbeschreibung des Staatsmannes und Gelehrten Jakob Lampadius, von Klippel (1849); die Pflanzenwelt Niedersachsens in ihren Beziehungen zur Götterlehre und dem Aberglauben der Vorfahren, von Brockhausen (1864).

Auch betheiligte sich der historische Verein für Niedersachsen mit 50 Thlrn. an der von dem Verein für Bremische Geschichte und Alterthümer angeregten Preisaufgabe über die Geschichte der nordischen Missionen bis zu ihrer endgültigen Abtrennung vom Erzbisthum Hamburg-Bremen. Diese Preisaufgabe war bis zum 3. Februar 1870 ausgeschrieben.

Dann muß hier ein Plan erwähnt werden, dessen Ausführung auf Veranlassung des Ministers Frhrn. v. Hodenberg bereits angebahnt, aber in Folge des Wegzugs der damit betrauten Vereinsmitglieder bis jetzt verzögert worden ist: es ist die Feststellung der alten Völkerscheiden in unserem Lande vermittelst der Sprachforschung, besonders durch die Orts- und Personennamen. Derselbe Plan war bereits früher einmal angeregt, vgl. achte Nachricht über den histor. Verein, 1845, S. 16.

Im Uebrigen machte der Verein es sich zur besonderen Aufgabe, literarische Bestrebungen seiner Mitglieder durch Mittheilung von Materialien, Empfehlungen an die Regierung, auswärtige Anstalten und Persönlichkeiten rc. nach Kräften zu fördern. Die Aufzählung aller hier bezüglichen Unternehmungen würde zu weit führen. —

Die Frage, ob der Verein eine Bibliothek von Schriften sammelt, die sich auf die Geschichte, Kultur und Landeskunde des Erforschungsgebietes bezieht, kann der niedersächsische Verein mit großer Genugthuung bejahen. Die Vereinsbibliothek besteht gegenwärtig aus etwas 6500 Werken (gegen 10,000 Bände) und ist in Bezug auf ihren speziellen Zweck für die Geschichte unseres Landes von wirklich großer Bedeutung. Eine besondere Abtheilung darin bilden die Manuskripte. Auch unter diesen befindet sich viel Werthvolles.

Hieran schließt sich das kleine Archiv, das wir nur beiläufig erwähnen. Indessen auch hier beweist der historische Verein wenigstens sein Bestreben, Alles zu conserviren, was in irgend einer Beziehung für die vaterländische Geschichte von Bedeutung sein könnte. Von dem Standpunkte einer Rettungsanstalt aus betrachtet, hat das Vereinsarchiv seine namhaften Verdienste, denn ohne dasselbe würde manche Urkunde und manches Aktenstück dem Vergange und der Vernichtung anheimgefallen sein.

Die zweite große Sammelthätigkeit des Vereins erstreckt sich auf die vaterländischen Alterthümer.

Das Land Hannover ist an vorchristlichen Alterthümern außerordentlich ergiebig, und durch Umsicht und Eifer gelang es, im Laufe der Zeit eine Sammlung derselben zusammen zu bringen, die unter den ähnlichen in Deutschland eine der ersten Stellen einnimmt.

Dieser Reichthum wurde besonders dadurch erzielt, daß von Zeit zu Zeit bedeutende Privatsammlungen erworben und mit der Vereinssammlung verbunden

wurden. So wurde 1847 für 500 Thlr. die in den Jahren 1822—1844 zusammengebrachte Sammlung des weil. Forstraths Wächter, des Verfassers der Statistik der heidnischen Denkmäler in Hannover (1841), angekauft. So wurde 1853 für 1000 Thlr. (wozu noch 165 Thlr. Transport- und Aufstellungskosten) die Sammlung des Grafen Münster zu Langelage erworben. Dieselbe besteht meistens aus Gegenständen, die im Osnabrück'schen und Nienburg'schen gefunden worden sind. Einen besonderen Werth hat sie noch dadurch, daß die Herkunft der einzelnen Stücke darin zum größten Theile genau festgestellt ist. Ueber die einzelnen Ausgrabungen sind die sehr werthvollen Aufzeichnungen noch vorhanden, die zum Theil durch Abbildungen der betr. Fundobjekte in Feder- oder Bleistiftzeichnung (hin und wieder colorirt) näher erläutert sind. Das Wesentliche daraus ist vom Studienrath Dr. Müller in der Vereinszeitschrift, Jahrgang 1867, mitgetheilt.

Sodann wurde von Sr. Majestät König Georg 1860 die in den Jahren 1836—1860 zusammengebrachte Sammlung des Hotelbesitzers Wellenkamp zu Lüneburg angekauft. Der Preis betrug 1600 Thlr., dazu die Transport- und Aufstellungskosten ca. 144 Thlr. Die Alterthümer sind fast sämmtlich aus dem Lüneburg'schen gesammelt. Der von dem früheren Besitzer angefertigte Katalog umfaßt nur einen Theil der Sammlung, dagegen sind mehr als 530 Aquarelle dazu angefertigt, welche in Zeichnung und Farbe so charakteristisch und getreu sind, daß wir dieselben zu den schönsten Abbildungen von Alterthümern zählen müssen, die uns bis jetzt vorgekommen sind. Sie sind ausgeführt von den Malern Soltau, Vater und Sohn, zu Lüneburg.

Die letzte große Erwerbung bestand in dem Ankaufe der Sammlung des Frhrn. C. v. Estorff, welche von diesem und dem Förster Hagen zu Uelzen in den Jahren 1834—54 zusammengebracht worden ist. Sie wurde 1861 für 1860 Thlr. angekauft.

Der Gesammtbestand der vorchristlichen Alterthümer in der Sammlung des historischen Vereins für Niedersachsen ist gegenwärtig folgender:

von Stein	1634
„ Bronze	2941
„ Eisen	338
„ Blei	3
„ Gold	14
„ Silber	16
„ Thon	443
„ Holz	9
„ Knochen	110
„ Glas, Bernstein, Marienglas	483
Summa	5991
dazu kommen noch Thongefäße	1271
Summa	7262

Zu bemerken ist außerdem, daß unter den Gefäßen nur die gut und verhältnißmäßig gut erhaltenen begriffen, daß ferner von solchen eine große Menge

zerbrochener Bruchstücke und Scherben vorhanden sind, die theilweise rücksichtlich der Technik, der Ornamente oder wegen der Fundverhältnisse ein nicht geringes Interesse beanspruchen.

Erwähnt werden müssen ferner noch: drei in kleinerm Maßstabe ausgeführte Nachbildungen von wichtigen Steindenkmälern unseres Landes, 173 im Lande gefundene römische Gegenstände, eine Reihe von Pfahlbau-Alterthümern aus dem Pfäfficon-See und eine Anzahl Gypsabgüsse, namentlich von Alterthümern, welche in Großbritannien gefunden worden sind.

Von einer Anzahl vorchristlicher Alterthümer, sowohl in der Vereinssammlung aufbewahrter, wie auch von Denkmälern und darin gefundenen (nicht erhaltenen) Gegenständen, sind von dem bekannten Archäologen Kemble und dem weil. Ober-Landbaumeister Vogell Abbildungen angefertigt, welche sich in der Bibliothek des Vereins befinden.

Die zum Theil höchst wichtigen und seltenen Einzelheiten der Sammlung hier näher zu beschreiben, würde zu weit führen. Im Ganzen vereinigt die letztere so ziemlich Alles, was an vorchristlichen Alterthümern Wichtiges im Lande Hannover gefunden worden ist. Der Verein und seine Mitglieder, auch außerhalb des Vereins Stehende, besonders aber bis zum Jahre 1866 die Regenten und die Behörden, haben sich nachhaltig beeifert, die zum größten Nutzen der Alterthumskunde gereichende Sammlung durch jede mögliche Vermehrung stetig zu bereichern.

Vor der großen Wichtigkeit der Abtheilung vorchristlicher Alterthümer tritt die Bedeutung der Abtheilung für das Mittelalter sehr zurück. Für den Zweck der letztern wurde das Welfen-Museum gegründet. Indessen ist von Seiten des Vereins im Laufe der Zeit auch in dieser Richtung eine kleine Sammlung zu Stande gekommen, die manches Bemerkenswerthe, namentlich an Waffen, Rechtsalterthümern, Petschaften, Krügen und mancherlei sonstigen Geräthen enthält. Es sind im Ganzen gegen 6—700 Nummern. Beachtenswerth ist vor allem eine aus dem Kloster Ebstorf stammende Weltkarte des 14. Jahrhunderts, (worüber zu vergl. Vaterländ. Archiv, 1834, S. 1). Mehr noch ist an Münzen und Medaillen, Siegeln, Wappen, Karten, Prospekten und Abbildungen von Antiquitäten aller Art vorhanden. Namentlich ging die Siegel-, Wappen- und Autographen-Sammlung des weil. Architekten Leo Bergmann — gegen 80,000 Stück zählend — größtentheils an den Verein über.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß der historische Verein eine Anzahl von Gegenständen, namentlich aus dem ägyptischen, griechischen und römischen Alterthum, an die hiesige öffentliche Kunstsammlung abgegeben hat, da dieselben als nicht im Lande Hannover gefunden, dem Zweck des historischen Vereins selbst nicht entsprachen.

Bezüglich der Conservirung der Denkmäler und Alterthümer ist auch in dem Jahresberichte des Vereins seither regelmäßig folgende Aufforderung ergangen: „— — auf das Ausführlichste mittheilen zu wollen

1) wenn ein interessantes Denkmal der Vorzeit Gefahr laufen sollte, beschädigt oder vernichtet zu werden;

2) wenn kleinere oder größere Sammlungen vaterländischer Alterthümer zu Verkauf stehen;

3) wenn merkwürdige Gegenstände der heidnischen oder christlichen Vorzeit irgend welcher Art aufgefunden sein sollten.

Gleichfalls richten wir an alle unsere geehrten Mitglieder das dringende Ersuchen, in ihren Kreisen für Erhaltung interessanter Denkmäler der Vorzeit auf jede Weise thätig sein zu wollen, und dahin zu wirken, daß solche Gegenstände, die Gefahr laufen, vernichtet zu werden, und doch nicht gerade durch Wegnahme von ihrem Orte ihr eigenthümliches Interesse verlieren, wenn irgend thunlich, zur Aufbewahrung hierher gesandt werden." —

Nach §. 13 der Statuten sollen allgemeine Versammlungen der Mitglieder des Vereins behufs wissenschaftlicher Mittheilungen und zur Besprechung von Angelegenheiten des Vereins und zwar nach §. 14 wenigstens ein Mal im Jahre abgehalten werden. Solches ist auch seither geschehen. In diesen Versammlungen, die stets zu Hannover stattfanden, kamen neben den geschäftlichen Berichten häufig auch wissenschaftliche Gegenstände zum Vortrage. Im Uebrigen werden, innerhalb der Grenzen des Statuts, die geschäftlichen Angelegenheiten von dem Vereinsausschusse, der zur Zeit 17 in und 17 außerhalb Hannover zählende Mitglieder hat und sich laut §. 28 in jedem Monat wenigstens ein Mal versammeln muß, erledigt. Dagegen sind behufs wissenschaftlicher Vorträge für alle Vereinsmitglieder von Zeit zu Zeit mit den anderen hiesigen wissenschaftlichen Vereinen Vereinbarungen getroffen und auf diese Weise Cyklen von gemischten Vorträgen veranstaltet, wobei der niedersächsische Verein selbstverständlich den historischen Theil übernahm.

Mit den übrigen historischen Vereinen des Landes bahnte der niedersächsische Verein eine nähere Verbindung an, zumal bezüglich der Zeitschriften. Die Vereine zu Stade und Osnabrück, die dabei zunächst in Frage kamen, sind diesen Bestrebungen entgegengekommen, indessen ist der Plan wegen obwaltender Verhältnisse in seiner Ausführung einstweilen noch vertagt. In Schriftenaustausch und sonstigem Verkehr steht der genannte Verein mit 94 deutschen und außerdeutschen: schweizerischen, französischen, belgischen, holländischen, österreichischen, russischen, dänischen, englischen und amerikanischen Gesellschaften. Die betreffenden Schriften derselben bilden in der Vereinsbibliothek eine werthvolle Abtheilung.

Seinen Sitz hat der niedersächsische Verein in dem Museumsgebäude an der Sophienstraße zu Hannover. Neben ihm befinden sich hier noch einige andere wissenschaftliche und Kunstvereine, sowie auch deren Sammlungen, die einer gemeinsamen Commission unterstellt sind. Der Bau des Gebäudes selbst, einer Zierde der Stadt, wurde eben auf Anregung der Vereine und mit Unterstützung des vormaligen Regenten Georg, der Königl. Behörden und der Stadt, sowie durch Aktien ausgeführt. Für diese Anstalt mit ihren Sammlungen und Vereinen wurde schon vor den Ereignissen des Jahres 1866 eine wirksamere Unterstützung als bisher aus den öffentlichen Fonds beansprucht, solche wurde auch im Betrage von jährlich 15—20,000 Thlrn. zugesichert, allein die bald darauf eintretende Veränderung der Verhältnisse hat diese Zusage bis jetzt vereitelt. So sind auch die Reformpläne des historischen Vereins für Niedersachsen, die na-

mentlich eine Verschmelzung seiner Sammlungen mit den öffentlichen Kunstsammlungen zu einem Provinzialmuseum für Kunst und Alterthum, ferner die Vereinigung der literarischen Institute, Bibliotheken, Zeitschriften ꝛc. der sämmtlichen im Museumsgebäude seßhaften Vereine zu einer gemeinschaftlichen großen Anstalt mit Sektionen, Vorträgen, Lesehalle ꝛc. ꝛc. bezwecken, aus Mangel an den erforderlichen Mitteln, sowie der nothwendigen Unterstützung aus öffentlichen Fonds bisher unausgeführt geblieben. Die hiesigen Vereine, auch der historische, beziehen die frühern geringen Baarzuschüsse der vormaligen K. Hannoverschen Regierung jetzt aus dem Provinzialfonds.

III. Bibliographie.

Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstifts Magdeburg. 5. Jahrg. 1870. 1. Heft. Herausgegeben von H. Holstein. Magdeburg 1870. 8.

S. 1—6. F. Winter, Die Schlacht bei Frohse am 10. Januar 1278. — Recognoscirung des Schlachtfeldes nach Anleitung der Schlachtberichte der Magdeburger Schöppenchronik.

S. 7—20. Holstein, Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums zu Magdeburg. II. 1632—1798.

S. 21—67. v. Arnstedt, Ueber die Herkunft der Magdeburger Erzbischöfe Albrecht II. (1205—1232) und Wilbrand (1235—1253), zugleich als Beitrag zur Generalogie der Grafen von Kevernburg, von Hallermund, von Wassel, von Ratzeburg, von Oldenburg und von Saarbrücken. — Verf. vermehrt und erweitert die Beweise dafür, daß die beiden Erzbischöfe Stiefbrüder waren, Söhne des Grafen Günther von Kevernburg, Albrecht aus erster Ehe, von einer Mutter noch unermittelten Geschlechtes, Wilbrand aus zweiter Ehe des Vaters mit Adelheid, geb. Gräfin von Hallermund, verwittweter Gräfin von Wassel.

S. 68—77. G. A. v Mülverstedt, Zweiter Nachtrag zum Magdeburgischen Münz-Kabinet des neuen Zeitalters.

S. 78—104. L. Götze, Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. I. Die Drucker des XV. Jahrhunderts. 3. Simon Mentzer. Forts.

S. 105—116. G. A. v. Mülverstedt, Zur Magdeburgischen Hierographie. Die Altäre und Vicarien im Dom und in der Nikolaikirche zu Magdeburg.

S. 116—141. Miscellen. 1. G. A. v. M., Ein Vogelschießen in Burg (1576). — 2. F. Winter, Eine Urkunde, betreffend die Wahl des Erzbischofs Heinrich II.; — abgedruckt aus einem Pariser Codex; G. A. v. M. bemerkt dazu, daß Heinrichs Vorgänger, Burchard II., wahrscheinlich am 13. Mai 1305 gestorben, Heinrich zwischen 14. Mai und 8. Juli 1305 gewählt und schon am

11. Novbr. 1307 gestorben sei. J. G. A. v. M., Doktor Eisenbarth; — urkundliche Nachrichten über den Helden des bekannten Volksliedes, der als Operateur und Augenarzt von Preußen und Hannover privilegirt, zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Magdeburg aus, wo er sich ansässig gemacht, seine Kunst im Umherziehen ausübte.

Neujahrsblatt, den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. dargebracht am 1. Jan. 1870. Frankfurt a. M. 4. — Enthält auf 35 Seiten die Baugeschichte der Paulskirche (Barfüßerkirche) zu Frankfurt 1782—1813 von W. Stricker, mit einer lithographirten Ansicht des Gebäudes und 10 in den Text gedruckten Holzschnitten. Die Kirche der seit 1270 in Frankfurt nachweisbaren Barfüßer wurde 1782 wegen Baufälligkeit geschlossen, 1786 abgerissen. Im Jahre 1787 begann der Neubau, ohne daß man auch nur über den Bauplan einig gewesen wäre, der erst nach vielen Vorfragen, zu deren Beantwortung u. A. auch das Oberhofbauamt zu Berlin angerufen wurde, 1789 festgestellt wurde. Als der Rohbau nothdürftig vollendet war, 1792, traten die Kriegswirren ein; der von den kahlen Mauern umschlossene Raum wurde als Magazin vermiethet. Der Bau begann aufs Neue 1830, und 1833 ward das Gebäude unter dem Namen Paulskirche dem Gottesdienste übergeben. Hier tagte die deutsche Reichsversammlung vom 18. Mai bis 6. November 1848 und vom 11. Januar bis 30. Mai 1849. Am 24. Oktober 1852 wurde die Kirche wieder in gottesdienstlichen Gebrauch genommen.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Das Trabanten-Wesen,

mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat.

Von

Dr. L. Frhr. v. Ledebur.

I. Die Trabanten des 15. Jahrhunderts, zum Fußvolke gehörig.

Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts, um die Zeit also, wo das Fußvolk im Kriegswesen, nicht allein ein nummerisches, sondern auch ein taktisches Uebergewicht über die bis dahin vorwaltende Reiterei davon getragen hatte, begegnen wir der Bezeichnung Trabanten als einer unzweifelhaft dem Fußvolke angehörigen Truppe. Nichts desto weniger halten wir dafür, ohne dabei an Reiterei denken zu dürfen, daß sie ihrer taktischen Gangart als Trabende, diesen ihren Namen zu verdanken haben.

Zur Bestätigung der Richtigkeit dieser Annahme brauchen wir nur auf die weiterhin näher zu erörternden Kriegsberichte von 1449 und 1450 hinzuweisen. Denn wenn dort von dem Ausrücken der Reisigen oder der Reiterei die Rede ist, dann heißt es stets: sie ritten aus; wenn aber von den Trabanten allein: sie liefen aus; oder aber von den Trabanten mit Wagen, deren sie sich vor eintretendem Kampfe bedienten: sie zogen aus. Oft werden unter der Bezeichnung: Fußknechte, Fußvolk, Fußgengel die Trabanten mitverstanden, und dann heißt es wieder: „in der zeit warn etlich fussknecht hie ausgeloffen"; „auch waren etlich fussgengel ausgeloffen".

Freilich schon früher, ehe man von diesen Trabanten etwas findet, vernehmen wir schon von trabenden Pferden. So sagt z. B. Ulman Stromer in seinem „Püchel von meim geslechet und von abentewr 1349

bis 1407*): „die puchsen (das Geschütz) ziben drabentz sanft 12 Pferd“; und in der Zeit, wo bereits der Trabanten gedacht wird, finden wir, daß am 23. Okt. 1465 Kurfürst Friedrich II. den Markgrafen Albrecht von Brandenburg um ein sanft trabendes Pferd in den Worten bittet: „Wir sind eins guten sanft trabenden pferdes notdurfftig.“**)

So muß man dann auch nicht, wie geschehen ist, die „einrössig Trabende“, die in der That Reiter sind, auch „einspännige Knechte“ genannt, mit unsern Trabanten verwechseln. Um eben diese Verwechselung als einen Irrthum zu erweisen, wollen wir einen Augenblick bei den Erstgenannten verweilen.

Schon im Jahre 1444 heißt es: „Item Hans Gross unser dyner hat bestelt das ein einspenniger soldner schol herkumen von Ertfurt.“***

In dem sehr interessanten Edict d. d. Cöln a. d. S. vom Donnerstag nach Mariae Geburt (10. Sept.) 1472 wider den Straßenraub und die Landesbeschädigung, worin Kurfürst Albrecht in den einleitenden Worten: „nachdem Wy dorch die Schickung des Almächtigen Godes in das Corforstenthum alse in unse vederlike Erve kommen sin“, es in seiner landesväterlichen Weise ausspricht, wie sehr es ihm am Herzen liege, dem bösen Gerüchte ein Ende zu machen, in welchem die Mark Brandenburg wegen der dort verübten Straßen-Räuberei stehe, finden wir u. a.: „ok so bevehlen wy juw, wu man sihett Einrösser Trabende oder ander, die man nicht kent, dat die angenommen werden, bett an vns sick tho erkundigen ers wesens.†)

Diese Erwähnung: „Einrössig Trabende“ begleitet nun S. Buchholtz††) mit folgender Erklärung: „Sind Reuter, die allein im Lande herum reiten, ohne Gesellschaft. Es waren das gemeiniglich die, welche in Kriegszeit, oder in einer Fehde dem Edelmann gedient hatten, und nun herrenlos waren. Man hieß sie sonst Trabende, von der Art, wie sie ritten. Und daraus ist der Titul der Garde: Reuter, Trabanten entstanden.“ Diese Hinweisung auf die Entstehung der Trabanten ist aber völlig verfehlt.

Bei dem Leichenbegängniß des Kurfürsten Albrecht zu Heilsbronn 1486, wird auch der „einspenigen Knechte“ gedacht†††); und am

---

*) Chroniken der fränkischen Städte I. 181.
**) Riedel. B. III. 73.
***) E. Tuchers Memorial in den Chroniken der fränkischen Städte. II. 89.
†) Riedel. C. II. 64.
††) Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg. III. 209.
†††) Riedel. C. II. 31. 321.

16. Juli 1505 nimmt Kurfürst Joachim I. den Paul Kauffung zum Wildschützen an und gewährt ihm u. a. 20 Gulden Rheinisch, seit Lebens, Kleider so oft, wie gewöhnlich Hofkleidung thue, „in Maas wie die andern unsern eynspennigen knechten geben".*)

In der Verordnung Joachims II. zur Aufrechthaltung des Landfriedens und zur Ausrottung der Räubereien vom 17. Mai 1540 wird anbefohlen, daß ohne gewisse Kundschaft und Anzeigen, wodurch sie unverdächtig erscheinen, Niemand einen vom Adel, Einspennige oder Dienstknechte, desgleichen einen Fußgenger in Dienst nehmen oder beherbergen dürfe.**)

Die Verschiedenheit auch in dieser Zeit zwischen den Einspännigen und den Trabanten ergiebt sich weiter aus Folgendem:

Die zur Aufwartung bei Hofe geworbenen Garden bestanden aus drei verschiedenen Abtheilungen, nämlich erstens aus einer Leibgarde: „Reissiger von den jungen Adelsburschen des Landes", zweitens aus einer berittenen Leibwache „einspänniger Knechte", die aus gemeinen Reiterknechten bestand; drittens aus einer Trabantengarde zu Fuß.***) — Die Einspänniger waren mit schwarzen Reitkleidern, Büchsen, Harnischen und anderer dazugehöriger Rüstung versehen†); und wurden von einem Hauptmann commandirt.

Auf einem Fourierzettel, betreffend das Gefolge, welches 1611 den Kurfürsten Johann Sigismund nach Preußen begleitete, und aus 505 Personen bestand, wird Christian Hubener „Einspenniger Hauptmann" genannt.††)

Wir gehen nun zu den Trabanten des 15. Jahrhunderts über.

Schon bei Gelegenheit der Soester Vehde mit dem Erzbischof von Cöln, bei welcher letzterem böhmische Hülfstruppen Dienste leisteten, wird im Jahre 1447 der Travanten oder Trabanten gedacht. Professor Barthold†††) weiß nicht, was er daraus machen soll, wenn er sagt: „Er (der Erzbischof) miethete fremde (böhmische) Kriegshaufen, unter denen wir eine besondere Art Volks erwähnt finden, Travanten, Trabanten, das wir nach Ursprung und Bewaffnung nicht erklären können."

Sehr willkommenen Aufschluß über diese Truppen-Gattung finden wir in dem Kriege der Stadt Nürnberg gegen den Markgrafen

*) Riedel. C. III. 168.
**) Fidicin, vgl. Beitrag zur Geschichte von Berlin. II. S. 259.
***) Stuhr, S. 92. 93. 95.
†) Ibd. S. 394.
††) v. d. Oelsnitz, Gesch. des 1. Inf.-Reg. S. 51.
†††) Deutsches Kriegswesen. II. 136.

Albrecht (Achill) von Brandenburg, namentlich in dem Kriegsberichte und den Ordnungen, zusammengebracht von Erhard Schürstab und zwar an folgenden Stellen im 2. Bande der Chroniken der fränkischen Städte:

1449, den 10. Aug.: „Zu abent zugen hie (von Nürnberg) aus bei 600 Trabanten und zugen an die Aisch“ (II. 157), während es nach einer andern Version heißt: „600 Fusgengel mit puchsen, armprosten, spiessen“; es war also Fußvolk, mit Büchsen, Armbrüsten, und Spießen bewaffnet.

1449, den 20. Aug.: „zog ein grosser gereisiger zeug (Reiterei) aus von den unsern und den swebischen steten, und bei 200 Trabanten und mit etlichen wagen“. (II. 159.)

1449, den 24. Aug.: „zu mittag riten hie aus bei 40 geraisiger und luffen mit in bei 50 Trabanten und zugen für Swabach“ (II. 159.)

1449, den 26. Aug.: „luffen etlich Trabanten hie aus und namen mer dan 150 küe vor der stat zu Altorf und brachten dieselben abentz herein“. Eine andere Handschrift bedient sich statt der Bezeichnung Trabanten des Wortes Fussgengel. (II. 159.)

1449, den 19. Sept.: „zugen die von Nürnberg auss zu mittag mit 600 gereisigen und mit 2000 Drabanten und brenten vil dorfer ab umb Swabach und umb de Kammerstain, und zugen, das sie am samstag früe (den 20. Sept.) für die stat zu Windspach chomen und sturmten am Samstag früe die stat und daz sloss und gewunnen die bede“. (II. 168.)

1449, den 25. Sept.: „nachdem zugen teglich hie aus geraisig und Drabanten bei inczigen und brachten vil raubs herein und auch gefangen leut“. (II. 170.)

1449, den 5. Okt.: „zugen bei 550 Drabanten und bei 50 geraisigen mit etwevil Wagen“. (II. 171.)

1449, den 10. Okt.: „auch brachten etlich ander der unsern Trabanten bei 100 Küen hetten sie bei Engeltal genomen“. (II. 172.)

1449, den 17. Okt.: „gingen hie etliche Trabanten aus bei 300“. (II. 173.)

1449, den 19. Okt.: „zugen hie aus bei 100 gereisiger und bei 200 Trabanten und komen fur Kadolczburg“. (II. 173.)

1449, den 20. Okt.: „und die Trabanten brachten wol 250 haupt vihs, swein und gaiss“. (II. 174.)

1449, den 2. Nov.: „zu abent zugen etlich Drabanten hie auss wol mit 40 wagen“. (II. 177.)

1449, den 30. Nov.: „abent zugen hie etlich Trabanten aus an die Aysch zu Kestel bei Dachspach und brachten ein raub küe herein". (II. 185.)

1449, den 11. Dez.: „waren etlich Drabanten aussgangen do komen sie unterwegen an 3 Wagen mit wein, die wolten von Swabach gen Ambergk faren, und domit gingen 6 Drabanten von Swabach, der fingen sie 4, und brachten die herein". (II. 188.)

1449, den 18. Dez.: „waren etlich Trabanten hie aussgangen und brachten ein raub küe, swein und geissi hetten sie genomen enhalb Reichneck". (II. 189.)

1450, den 2. Jan.: „waren etliche Trabanten hie ausgangen und namen ein grossen raub, wol 116 küe, 50 swein, hetten sie genomen zu Engelthal". (II. 193.)

1450, den 16. Jan.: „gingen hie auss bei 70 Trabanten.. und erstachen der feint Trabanten 3 und brachten 11 gefangen Trabanten, die sie im Feld und vor der stat Lauff gefangen hetten". (II. 195.)

1450, den 5. Febr.: riten etlich gereisig hie auss und straiften auf der strass und chomen an etlich Trabanten bei Feitzbrunn, die gruben ein weier ab, also slugen die unsern in sie; da werten sich die Trabanten gar seer und schussen und slugen und stachen in die unsern ... und die unsern erstachen ir 7 zu tot auf dem fleck .. und die unsern brachten derselben Trabanten 2 gefangen herein". (II. 199.)

1450, den 16. Febr.: „darnach zugen unser gereisig hie aus und Trabanten bei einczigen, und brachten teglich raub und gefangen; desgleichen tetten auch die feint teglich". (II. 201.)

1450, den 28. Febr.: „darnach luffen unsere Trabanten teglich auss allenthalben und brachten raub herein". (II. 202.)

1450, den 23. März: „gingen hie etlich Trabanten aus und brachten 40 küe". (II. 210.)

1450, den 25. März: „zugen zu Nürmberg auss mer dan 600 gereisig und 3000 Trabanten und hetten wol 60 wagen und zugen gen Hailsprun". (II. 210.)

1450, den 27. März: „riten etlich gereisig hie auss und mit in gingen etlich Trabanten auf das pirg ... item gingen etlich ander unserr Trabanten hie auss und namen ein raub vihs auf dem pirch zu Ernenbach; etlich unserr Trabanten gingen auss und chomen gen Bockstorff". (II. 212.)

1450, den 1. April: „auch warn etlich Trabanten in der zeit hie aussgangen". (II. 211.)

1450, den 6. April: „zugen etlich Trabanten hie auss“. (II. 212.)

1450, den 19. April: „ritten etlich gereissig hie auss und mit in gingen etlich Trabanten und chomen fur daz sloss zu Tann (Burgthann); die weil luffen die Trabanten in die mül . . . an demselben tage noch etlich Trabanten gen Lauff“. (II. 216.)

1450, den 1. Mai: „waren etlich unser gereisig und Trabanten hie aussgezogen“. (II. 218.)

1450, den 3. Mai: „zugen etlich unser gereisig und Trabanten aus“. (II. 219.)

1450, den 14. Mai: „waren etlich Trabanten hie aussgangen und namen etlich küe bei Allersperg . . . auch ward unser Trabanten einer erschossen . . . auch waren etlich unserr gereisig und Trabanten aussen gewest und brachten etlich gefangen und Trabanten, die die frawen teglich auf der strass raubten“. (II. 219.)

1450, den 15. Mai: „waren etlich Trabanten von hinnen gewest bei dem Regensperg und zu dem Hetzels, und hetten gebrent vor dem vorhoff zu dem Regensperg und ward unser Trabanten einer erschossen“. (II. 220.)

1450, den 28. Mai: „zugen unserr gereisigen und Trabanten hie auss“. (II. 223.)

1450, den 8. Juni: „riten unserr gereisigen bei 200 . . . und am 9. Juni schickten unserr herrn ein grossen reisigen zeug hinnach und wol 2000 Trabanten, Sweiczer und ander, die solten halten enhalb des walds, ob man die 200 gereisigen icht eilen würd, daz in die zu hilf kemen“. (II. 226.)

1450, den 25. Juni: „gingen etlich Trabanten hie auss und brenten ab ein hamer und ein hernhausel genant in dem Hirsbach“. (II. 228.)

1450, den 29. Juni: Auch brachten unser Trabanten vil raub herein von küen und paurnpferden“. (II. 229.)

Nachdem wir somit Alles, was auf die Zahl, Verwendung und Kampfesweise der Trabanten sich bezieht, aus dem Berichte ausgezogen haben, haben wir noch bei dem zu verweilen, was in dem Verzeichnisse der Ordnungen dahin Gehöriges berichtet wird.

Das 1. Kapitel, welches vom Heer- und Kriegswesen handelt, spricht §. 6 „vom Beschreiben der Trabanten an den Solt“. (II. 249—251.)

Hiernach waren die Trabanten mit Büchsen und Armbrüsten bewaffnet; also Schützen waren sie, die alle 6 oder 8 Wochen im Schießen gemustert wurden. Auf je 10 dergleichen kam 1 Hauptmann; je 5 Haupt-

mannschaften an jedem der Thore Nürnbergs ergab täglich eine Zahl von 1200 solcher Schützen. Der §. 13, der von der Ordnung des Aufbietens und der Beute handelt, sagt, daß auf der Schütt oder auf dem Neubau sich versammelten: „alle Drabanten, die solt hetten, und die, die mit wolten zihen auf gleiche beut". (II. 257.)

Es wird hier also das im Solde stehende Fußvolk, das städtische Aufgebot und der Zuzug von Freiwilligen, die sich je zuweilen anschlossen, unterschieden. — Der §. 19, in welchem von den Schranken oder Landwehren der Stadt gehandelt wird, sagt am Schlusse: „item den Drawanten (in anderen Handschriften: Trabenten, Trabanten genannt), die zu den reiden oder schnellern (worunter Schlagbäume zu verstehen sind) waren bestellt, gab man einem in der woche 2 Pfund und zu essen aus der kuchen, als vorbeschrieben stet". (II. 275.)

In der Beilage 1, enthaltend des Dr. F. v. Weech historische Darstellung der zwischen Markgraf Albrecht von Brandenburg und Heideck-Nürnberg geführte Kriegs- und Friedens-Verhandlungen heißt es (II. 408):

„Damals stellte der Rath (von Nürnberg) an die Eidgenossen den Antrag, noch 2000 Mann aus ihren Gebieten anwerben zu lassen (den 13. Juni 1450) und lud Schweizer Trabanten, welche Weißenburgische Dienste verließen, ein, in seinen Sold zu treten."

In einem Briefe des Markgrafen Albrecht an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen d. d. 9. August 1458, betreffend die Haltung des Grafen von Gleichen in dem bei dem Weier von Pillenreut am 11. März 1450 stattgehabten Treffen, sagte derselbe (II. 495): „wir hetten auch bey uns bey vierthalbhundert gereissigen pferden und bey 50 Drabanten", während gegen ihn Nürnbergscher Seits 600 gereisige Pferde und „fünfthalb tausend zu Füssen" waren.

Ehe wir unsere Blicke von Süddeutschland ab dem Norden zuwenden, haben wir noch einiger Zeugnisse über das Vorkommen der Trabanten zu erwähnen. Bei einer Besprechung über diese Truppe in der am 12. Januar 1870 gehaltenen Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg erwähnte Herr Geh. Archiv-Rath Riedel, daß im 15. Jahrhundert die Begriffe Fußvolk und Trabanten oft als gleichbedeutend gebraucht vorkommen (wofür wir auch oben schon Beispiele beigebracht haben); z. B. in den (einstweilen noch handschriftlichen) Berichten des Markgrafen Albrecht Achilles über die Schlacht bei Giengen im Jahre 1462.*)

Der weiteren gütigen Mittheilung des Herrn Geh. Archiv-Raths Riedel verdanken wir aus der erwähnten Episode nachstehende Notizen:

*) Beilage zu Nr. 28 der Kreuz-Zeitung d. J. 1870.

„Markgraf Albrecht schrieb an seine Räthe am 20. Juli, am Tage nach der Schlacht bei Giengen, über seinen Verlust: Es habe der Herzog die Wagenburg gestürmt, bei 100 Raysigen Pferd niedergeworfen, darunter bei 24 erbar sind und bei 300 Fußknecht erschlagen und bei 200 gefangen.*) Möglicher Weise, fügt er in einem Schreiben an die Stadt Augsburg von demselben Tage hinzu, sei der Verlust „des Fueß-Volks" noch geringer.**) Nach eingezogener weiterer Erkundigung schreibt der Markgraf am 25. Juli an seine Brüder: „das warlich der Herzog nicht mer denn vierzig und zweihundert gefangen hat, Edel und Unedel gereisig und Drabanten, da sind bey vier und zwanzig namhaftig under, bei den vierzig gereisigen Knechte, das ander sind Drabanten. So ist bei 30 und 100 erschlagen und ertrunken.***)

Weniger genau berichtete Kurfürst Friedrich von Brandenburg in einem undatirten Schreiben an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen: Es seien seinem Bruder bei 100 Raysigen pferd, darunter bei 20 oder 24 erbar sind angewunnen und bei 200 zu Fuß gefangen und tod geschlagen.†)

In einem noch späteren Berichte, worin er ausführt, daß der Kampf vorzüglich um die Wagenburg geführt und diese von dem Fußvolke im Stiche gelassen, indem es geflohen sei, bestimmt der Markgraf seinen Verlust in der Schlacht auf: 54 Pferde, 300 Wagen rc., 45 Geraisige, wovon 44 Gefangene (die Gefangenen vom Fußvolk sind hier nicht angegeben, weil sie zum Theil entlaufen), 74 Trabanten, die getödtet, und 74 Trabanten ertrunken und 1 Edler." ††)

Am 23. August 1467 schreibt Herzog Albrecht von Sachsen an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg über Verhandlungen zu Landshut in Bayern, wegen der dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg zugesagten Kriegshülfe, nämlich mit „200 reysige pferdt und 1600 Drabanten". †††)

Fast um dieselbe Zeit, wo in den Kriegen in Franken, Schwaben und Bayern die Trabanten in den Söldner-Heeren eine numerär so hervorragende Stellung einnehmen, und wo überwiegend unter den Söldnern der Schweizer Trabanten gedacht wird, finden wir in Preußen mehr der

*) Müller, Reichstagstheater. IV. 125.

**) Ibd. 124.

***) v. Hasselholdt-Stockheim, Herzog Albrecht IV. von Bayern. I. Urk.-Buch. S. 652.

†) Burkhardts, Mnspt. I. 680.

††) Ibd. S. 688.

†††) Riedel. C. I. 443.

Böhmischen Trabanten, wie ja auch schon in der Soester Fehde, erwähnt.

Zwischen den Räthen des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg und des Herzogs Friedrich von Sachsen einerseits und dem Hochmeister des deutschen Ordens andererseits, wurde im Jahre 1453 ein Hülfsvertrag verabredet, nach welchem auf des Ordens Verlangen der Kurfürst demselben 200 Mann reisiger Soldtruppen und der Herzog 1000 gutgerüstete Reisige und ebenso viel Trabanten auf 6 Monate, oder 2 Jahre zusenden sollten, wofür der Orden eine namhafte Geldsumme verhieß. Der Hochmeister versprach für die 2000 Kriegsleute aus Sachsen auf 2 Jahr 55,000 Rheinische Gulden. Die Bestätigung des Vertrages wurde jedoch noch vorbehalten.*)

So heißt es in der Geschichte Preußens weiter: „Seit Thielemann von Wege und Gabriel von Baisen, der beim Könige von Polen zu Lublin gewesen, nach Thorn zurückgekehrt waren, langten dort täglich neue Haufen von Reisigen und Trabanten an, so daß man 1454 jeden Tag schon den Ausbruch des Krieges (zwischen dem preußischen Bunde und dem Orden) erwartete.“**)

Der Hochmeister wendete sich (1454) in der ihm durch die Verbündeten (den Bund) in Preußen gewordenen schweren Bedrängniß um Hülfe an die Herzöge Wladislav und Boleslav von Masovien, an den Kurfürsten von Brandenburg, an die Herzöge von Sachsen und an den alten König Erich in Pommern. „Aber,“ heißt es weiter, „aus dem nachbarlichen Pommern war wenig Beistand zu erwarten, denn die dortigen Städte hatten alle Reisige und Trabanten, die irgend aufzubringen waren, den Danzigern zugesandt.“***)

Weiter heißt es†) bei Erzählung von der Schlacht bei Konitz (1454), daß das Söldnerheer, geführt vom Herzog Rudolf von Sagan und Herrn Bernhard von Zinnenberg aus 9000 Reisigen und 6000 Trabanten bestanden habe. Auf diese Zeit des mit dem Jahre 1453 begonnenen und 1466 beschlossenen sogenannten 13jährigen Krieges in Preußen beziehen sich diejenigen Erwähnungen von Trabanten, die wir in Bujaks Söldnerwesen des deutschen Ordensstaates in Preußen bis 1466††) aufgezeichnet finden, woselbst u. a. erwähnt wird, daß wegen der häufiger

---

*) Voigt, Geschichte Preußens. VIII. 276. 277.

**) Ibd. VIII. 357.

***) Ibd. VIII. 367.

†) Ibd. VIII. 403.

††) Zeitschrift der Preuß. Gesch. und Landeskunde. VI. Dezbr. 1869. S. 726. 727. 729. 733. 735.

vorkommenden Angriffe auf feste Plätze die Bedeutung der Fußknechte oder Trabanten, welche auf Sturmleitern die Mauern zu ersteigen suchten, sich gezeigt habe; daß sie die Sturmleitern auf Wagen bei sich geführt, und daß ihre Bewaffnung in Schild und Armbrust bestanden habe; ferner daß sie in dieser Zeit schon eine Art Uniform, nämlich rothe Hosen, getragen haben; daß sie von einem Trabanten-Hauptmann geführt worden, der seinen Contract mit dem Hochmeister abzuschließen hatte. Dieser Trabanten-Hauptmann hatte auch seine eigene Fahne; wie denn auch bei der Siegesfeier nach der Schlacht bei Konitz (1454) in Marienburg ein solches Banner neben denen des Hochmeisters und der Rottenmeister geflattert habe. — In Rücksicht auf den oben erwähnten Zuzug von Söldnern zur Schlacht bei Konitz spricht sich eine ältere Hochmeister-Chronik wörtlich in folgender Weise aus: „Rudolf von Saga(n) aus der Slesien und Bernhart von Zcynnenberg aus Mheren woll auf VII M wollgeruster lewt, eyn teyl Drabanten und auch eyn wagenburg“.*)

Der mit der Belagerung des Kneiphofes in der Stadt Königsberg beschäftigte Ordensspittler bat 1455 den Hochmeister auf das Dringendste, um Verstärkung seiner Kriegsmacht durch 600—800 Reisige und einige 100 Trabanten, denn nur alsdann dürfe er hoffen, nicht bloß den Kneiphof zu gewinnen, sondern überhaupt das ganze Niederland vom Feinde zu säubern, zumal das böhmische Söldnervolk mehr und mehr anfinge, an der Bundessache (der diese Söldner angehörten), zu verzweifeln.**)

Weiter heißt es dort: „Der Dom zu Frauenburg, woraus die Feinde, die ihn besetzt, dem Orden vielen Schaden (1456) zugefügt hatten, war vom Hauptmann Volkel Röder bestürmt, und ein Haufe Böhmischer Trabanten dabei gefangen genommen worden.“***)

Endlich vernehmen wir aus einem Schreiben (1456) des zu den deutschen Söldner-Hauptleuten gehörigen Herzog Balthasar von Sagan, daß derselbe in Königsberg in so schwerer, drückender Noth lebe, daß er unter seinen Hofleuten und Trabanten einen förmlichen Aufbruch befürchten müsse.†)

Doch wir wenden uns der Mark Brandenburg und den sie begränzenden Landen zu.

---

*) Zeitschrift der Preuß. Gesch. VI. 735.
**) Voigt, Geschichte Preußens. VIII. 441.
***) Ibd. VII. 481.
†) Ibd. VIII. 490.

„Hinsichts der Besoldung und der Verpflegung der Truppen galt während des ganzen Mittelalters der Grundsatz, daß die zum Kriegsdienste verpflichteten Städte innerhalb der ganzen Dauer der Verpflichtung, für den Unterhalt ihrer Mannschaften selbst zu sorgen hatten.“ *) Daher darf aus nachstehender Anforderung an Berlin gefolgert werden, daß die betreffenden Truppen von der gedachten Stadt auch gestellt worden sind. Es schreibt nämlich am 6. Jan. 1462 Georg von Waldenfels, einem fränkischen Geschlechte angehörig, zur Zeit Landvogt der Lausitz, und zwar bei dieser Gelegenheit des Siegels von Wilchin von Kottwitz sich bedienend, vermuthlich weil er das seinige nicht gerade zur Hand hatte, an den Bürgermeister und Rath von Berlin, wie sein gnädiger Herr, der Markgraf, ihm gesagt habe, daß die Stadt 60 Rheinische Gulden ihm zuschicken wolle: „die Drabanten hier liggende zu versolden, nach welchem Gelde die Drabanten von hinnen nicht wolden, ihnen geschehe denn vor usrichtung und viel darauf gehet“. — Diesen Trabanten also, welche, wie anzunehmen ist, von Berlin haben gestellt werden müssen, und welche damals in der Lausitz lagen, fehlte, um entlassen werden zu können, die bezeichnete Summe an dem ihnen noch zu zahlenden Solde. Waldenfels bittet nun darum, unverzüglich nicht bloß im Namen seines Herrn, sondern auch um seinetwillen, wie er hinzufügt: „bekomet minen gnedigen hern von Euch zu guten Dancke, ich wils auch gerne vordienen“. **)

Im Jahre 1468 erhoben die Breslauer an Steuern in militärischer Beziehung: Schanzgeld im Betrage von 460 Mark, Schützengeld im Betrage von 2731 Mark, 27 Groschen und an Trabanten-Geld 25½ Mark. ***)

Die Kosten, welche den Städten für die Trabanten erwuchsen, waren sehr bedeutend. So hatte die Stadt Frankfurt a. d. O. zu leisten: 1468 für 25 Trabanten nach Gartz 415 Schock 17 ggr.; demnächst eben dahin 50 Trabanten 14 Tage lang, für Jeden die Woche 19 ggr., macht 28 Schock 18 ggr.; und gegen Stettin für 33 Trabanten und für Knechte 925 Schock 27 ggr. 5 Pfennige. †) Im Jahre 1473 waren wiederum von Frankfurt gegen Gartz zu stellen 10 Trabanten, in der Woche Jeder mit 18 ggr. verpflegt, macht 7 Schock 5 ggr. und dann noch mehr 27 Schock. ††)

---

*) Fidicin, hist. diplom. Geschichte Berlins. V. 24.

**) Fidicin. IV. 205.

***) Tzschoppe und Stenzel, Urkunden-Sammlung. S. 263.

†) Riedel. D. I. 336.

††) Ibd. D. I. 338.

Gartz a. d. O, welches eine kurfürstliche Besatzung hatte, war allerdings in großer Gefahr. Am 2. April 1473 erließ nämlich der Rath der Stadt Prenzlau an den von Gartz eine Warnung, daß von Einem, der es wohl mit ihnen meine und aus Stettin komme, sie vernommen haben, wie die Stettiner mit den Trabanten-Meistern und deren Gesellen, die in Gartz liegen, einen Vertrag geschlossen haben, in die Stadt einzudringen, mit dem, auf das bevorstehende Osterfest (den 18. April) sich beziehenden Hinzufügen: „de hilghe nacht sy so werdich nicht, dat fest sy so groth nicht", um gerade an diesem Tage Solches zu unternehmen.*)

Sofort erging von dem Rathe der Stadt Gartz, am 5. April 1473, an den Markgrafen Johann ein Hülferuf, daß sie von den Stettinern zu Wasser und zu Lande mit Mord und Brand bedroht seien, uud daß er Hülfe senden möge. Sie berichteten, daß die Stettiner von den „Drabanten" welche in ihrer Stadt Gartz liegen, Einige geworben haben, in der Absicht, die Stadt den Feinden zu überantworten; und baten, daß ihnen „doch ja vor dem würdigen Osterfeste (den 18. April) mit 100 oder 200 Mann Fußvolk zu Hülfe gekommen werde."**)

In einem Berichte über die Zustände in der Mark, welche der alte Kanzler Friedrich, Bischof von Lebus, d. d. Cöln a. d. S., den 9. April 1473 an den Kurfürsten Albrecht richtete, hebt derselbe insbesondere die Gefahren hervor, mit denen der kurfürstliche Besitz der Stadt Gartz Seitens der Stadt Stettin, des Landes zu Stettin-Pommern und Seitens des Herzog Erichs Sohn, welche dahin strebten, Gartz wieder in ihre Gewalt zu bekommen, schwebe. Er, wie die Stadt selber dringen darauf, daß derselben „Drabanten" zugeschickt werden. „Schicke man ihr Hülfe und Beistand nicht, so möchten sie denken, daß sie von der Herrschaft verlassen sei, und vielleicht thun, was Gott gnädiglich wenden möge und was für die Herrschaft nicht gut wäre." Der Besitz von Gartz möge nicht zu gering angeschlagen werden, denn durch denselben werde auch das Land Stolpe geschützt: und in dem Besitze derselben werde man auch Vierraden, Löcknitz und Neu-Angermünde ohne große Kosten halten können, ginge aber Gartz verloren, dann wären alle die andern Schlösser und Städte gefährdet. Er bittet den Kurfürsten inständigst: ob man 100 oder 200 Drabanten oder weniger hinschicken müsse, das möge der Kurfürst selber prüfen: „lasset (so fügt er hinzu), wie man sich mit Gartz halten solle, nichts in der Federn stecken und druckt es mit der Federn gantz aus". Er läßt zugleich nicht unerwähnt, daß Werner v. d. Schulen-

*) Riedel. C. II. 100.
**) Ibd. 102. 103.

burg, der Hauptmann in Gartz, geäußert habe: „daß wohl 30 in der Stadt wären, die es mit dem Feinde hielten." — Auch an den Ritter Nickel Phuel, Hauptmann zu Neu-Angermünde, erging der Auftrag, sofort nach Gartz einen Büchsenmeister, einige Büchsen-Hauptleute zu schicken. Die Meisten seien freilich der Meinung, daß man in Gartz ein Schloß bauen möge und daß ohne ein solches der Ort gar nicht sicher sei, wie denn auch Ketzer-Angermünde, hätte es nicht ein Schloß gehabt, längst wieder an Pommern gekommen sein würde; allein um ein Schloß zu bauen, dazu gehöre Geld, und zwar mehr, als der Kurfürst habe, und ein solches zu bauen, dazu bedürfe es auch anderer Leute, als Er wäre, der dazu nicht, sondern nur zum Messe-Lesen tüchtig sei.

Gar köstlich ist der Freimuth, mit welchem der würdige Prälat an demselben Tage seinen Kurfürsten, der ja meistentheils in Franken sein müßte, aufrichtig bittet, überhaupt die ganze Regierung der Mark dem Markgrafen Johann zu übertragen. „Gnädiger Herr," so beginnt das Schreiben, „mir geht es gar sehr ab an meinem Leibe, nämlich ich kann übel mit dem einem Ohre hören, auch sehe ich nicht wohl, und thut mir der eine Arm sehr wehe, daß ich ihn zu Zeiten kaum aufheben mag, und habe Schelung, die mir wiederfahren ist, an meinem Leibe, die ich Ew. Gnaden nicht schreiben will, alles mir geschehen, seit Ew. Gnaden weg ist gezogen, dadurch ich mich befürchte, daß ich solcher Mühe, damit ich von Ew. Gnaden wegen täglich beladen bin, nicht auf das Längste geherten möge. So ist mein gnädiger Herr, Ew. Sohn, mündig, auch von den Gnaden Gottes in großer und hoher Vernunft und gutes Rathes, wan ich ihn versucht habe und er finde Rath an Ihm, der mir sehr wohl gefällt, auch ein gut Gedächtniß hat, denn so etliche Sache von Ew. Gnaden Befehlniß behalten hat, die ich vergessen hatte; deuchte mich gut zu sein, daß Er regierte und nehme die Sachen in die Hände. Dieweil ich was vermöchte, wär ich doch gleichwohl sein Kantzler und Ihm zu der Hand und That, als viel ich vermochte, hofft ich, es solt Ew. Gnaden der Herrschaft und ihm gut thun und wolle Ew. Gnaden solch mein Schreiben in Gut aufnehmen, denn ich meine es gar gütlichen und diesen Zettel sonst niemands sehen lassen, und von Stund zerreißen. Die Gedechtniß vergeht mir auch."*)

Das Osterfest war inzwischen ohne Verwirklichung der gefürchteten Gefahr vorüber gegangen. Aber schon am 2. Juli 1473 erfolgte in ähnlicher Weise wie früher Seitens der Stadt Gartz die Bitte um Hülfe, „da viele von den Bürgern in den Ost" gegangen.**) Auch Werner

*) Riedel. C. II. 114.

**) Ibd. 133.

v. d. Schulenburg, der Hauptmann von Gartz und Löckenitz, stellt an den Markgrafen Johann die Bitte, ihm 40 Trabanten so lange zu schicken, bis der Oest gethan sei. „Denn, sagt er, die Bürger laufen fast alle weg von da in den Oest und können ihre Stadt nicht bestallen.“ Dieser Ausdruck Oest oder Ost, dürfte wohl Aust, aus August zusammen gezogen, gleichbedeutend sein.*) Von der Ritterschaft haben, wie Werner meldet: Bernt von Bredow, Hans von Arnim, Otto von Arnim, Güntzel von Byern alle mit einander 33 Pferde gestellt, dagegen die Stadt Angermünde 20 und die Stadt Prenzlau 11 Trabbanten; und er wolle die Hofleute und Trabbanten so lange behalten, bis der Markgraf darüber bescheide.**)

Am 14. Juli 1473 ward von dem Markgrafen Johann und den Räthen dem Kurfürsten zu weiterer Erwägung ein noch tiefer eingehender Aufsatz eingesandt, worin die Gründe noch ausführlicher auseinander gesetzt werden, weshalb die Anlegung eines festen Schlosses in Gartz dringend nothwendig erscheine.***)

Aber nicht bloß in Beziehung auf Gartz bedurfte es um diese Zeit einer Verstärkung an Trabanten; auch der König von Dänemark verlangte dergleichen. Denn es meldete Albert von Klitzing, d. d. Cöln a. d. S., am 7. April 1473, dem in Franken sich aufhaltenden Kurfürsten Albrecht über die ihm aufgetragenen Unterhandlungen mit dem Könige von Dänemark u. a. Folgendes: Der 600 Trabanten wegen, die der König auf eigen Kosten von dem Kurfürsten zu haben wünsche, daß er solches auch im Namen des Kurfürsten zugesagt, und daß dieser hierzu auch den Markgrafen Johann, sowie dessen Kanzler, den Bischof Friedrich von Lebus, ermächtigt habe; und fügt hinzu, der König werde, wenn er dieser Trabanten bedürfen solle, einen der Seinigen senden, der dann solche gegen genügende Schadlosbriefe in Empfang nehmen und dahin führen werde, wohin Er sie haben wolle.†)

Der eben erwähnte Werner v. d. Schulenburg, der bereits im Jahre 1471 von dem Kurfürsten Albrecht Achill zum Hauptmann von Gartz ernannt wurde††), erhielt am 17. Mai 1473 an 50 Gulden Quoten-Gelder auf die 10 Trabanten in Gartz.†††)

*) Danneil, Wörterbuch der altmärkischen plattdeutschen Mundart, S. 7, sagt: Die Knechte halten nicht viel von dem Aust, wegen der schweren Arbeit. Daher sagen sie in der Altmark: „Toerst im Joar kümmt de fröhliche Ostern, drup de lustige Pfingsten un denn de sakermentsche Aust“.

**) Riebel. C. II. 134.

***) Gercken, cod. dipl. VIII. 550—556.

†) Riebel. C. II. 107.

††) v. Raumer, cod. dipl. II. 5.

†††) Gercken, cod. dipl. VIII. 534.

Auffallend bleibt es, daß Thomas Kantzow*) bei Schilderung der Vehden dieser Zeit wohl des Gegensatzes von Reutern und Knechten vielfach gedenkt, nie aber für letztere des Ausdrucks Trabanten sich bedient, welche doch entschieden unter den an zweiter Stelle genannten gemeint sind, wenn er bei Besetzung von Gartz durch den Kurfürsten Albrecht 1471 sagt: „unser soldnere gereysig und Fuessknecht" und 1472: „6 gereysige pferde und knechte".**)

Im Jahre 1477 ist die Rede von 33 Trabanten, welche die Stadt Frankfurt a. O. in der schlesischen Heerfahrt gen Crossen geschickt, und daß die Zehrung derselben der Stadt 86 Schock und 24 ggr. gekostet habe.***)

In einem Berichte vom 27. August 1477 der markgräflichen Räthe zu Berlin, betreffend das Ausbleiben der Mannschaften, die nach Crossen ziehen sollten, heißt es über letztere: „So sind die behemischen Trabanten gein Crossen noch nicht kommen", während kurz vorher die Rede war von den „altmerckischen und prignitzerer 100 Trabanten".†)

Aus dem Jahre 1478 besitzen wir: „Allerhand Rathschläge zum Kriege Albrechts gegen Pommern und den Herzog Heinrich von Glogau".††) Darin heißt es u. a.: „so man zu den gereysigen 140 Drabanten dar legt, ist hoffentlich Crossen bewart . . . item zu Neven-Angermund 20 Pferd und 40 Drabanten, de komen die 200 Drabanten hin von den von Berlin, die andern 200 zu Ross". In dem nämlichen Schriftstücke erhält Siegmund von Rotenburg den Auftrag, zu den 40 Pferden in Cotbus, von denen auf jedes für den Zeitraum von 3 Wochen 10 Rheinische Gulden gut gethan würden, noch 60 Trabanten aufzunehmen, von denen gleichfalls für jeden auf 3 Wochen nicht mehr denn 10 Gulden zu geben seien, sowie, daß sie ihre Bestallung bis auf des Kurfürsten Albrecht Auffagen erhalten sollten.

Nach einem alten, von verschiedenen Händen geschriebenen Codex im vormaligen Kurmärckischen Lehns-Archive, befinden sich verschiedene, für das Trabanten-Wesen Aufschluß gebende Notizen und Verhandlungen, die sich auf den Krieg beziehen, den Albrecht Achill in den Jahren 1478 und 1479 persönlich gegen Pommern leitete.

---

*) Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart ed. Böhmer 1835.

**) v. Raumer, c. d. II. 5. 18.

***) v. Raumer, c. d. II. 28. Riedel. D. I. 339.

†) Riedel. C. II. 205.

††) v. Raumer, c. d. II. 27. 28.

So forderte der Kurfürst*) die Städte auf, ihm eine bestimmte Anzahl Mannschaft zu stellen, und schreibt u. a. an die Stadt Brandenburg: „Wir wollen gesättigt seyn, dass die von Brandenburg haben 300 Gewapnete zu Ross und zu Fuss ausserhalb der Wagen“. Ein Viertel der 300 sollen Gereisige sein; das haben sie auch zugesagt „bis auf 15 Gereisige, da hätten sie gern Trabanten für“. Unter letzteren war das Fußvolk verstanden, welches auf Wagen, je zu 6 Mann, fortgeschafft werden mußte.

In einem Anschlage der von den Städten zu gestellenden Trabanten wird angegeben:

100 Trabanten von beiden Städten (Alt- und Neustadt) Brandenburg, sammt den kleinen Städten, die in ihre Sprache gehörten:
100 Trabanten von Berlin und Cöln mit sammt den kleinen Städten ihrer Sprache;
300 Trabanten von allen Altmärkischen Städten, die nach Anzahl unter sich selbst zu veranschlagen haben;
100 Trabanten von den Priegnitzer Städten mit sammt Lenzen, die sie auch unter sich zu veranschlagen haben; also in der Totalsumme:

600 Trabanten.

Nach einem anderen Anschlage, der auf dem Herrntage, Donnerstag in den Ostern, 1479, gegen Stettin festgestellt wurde, heißt es: „Item ein jeglicher Wagen durch das ganze Heer soll haben 5, einen Wagenknecht und „4 guter Trabanten“, die sollen haben einen Spieß, eine Büchse, zwei Armbrust und was dazu gehört, damit sie Geschoß genug haben und sonst eine ritterliche gute Wehr, es sey ein Schwert, ein Messer, Panzer, Schild und Harnisch, so er Best kann“. In der Verordnung, wie beim Sturm auf Gartz zu verfahren sei, nachdem 50 Mann die Leitern aufgerichtet haben, heißt es weiter:

„Item darauf 100, die steigen, und auf dieselben aber 100, die steigen und sie stärken, das sollen alleweg aus jedem Haufen 200 seyn: nemlich 100 Reisige und 100 Trabanten; und wie ein Haufe zum Sturm bestellt ist, also soll der andere auch bestellt werden in gleicher Stärke.“

Aus den weiteren speciellern Anordnungen zu diesem Sturme geht hervor: „daß der von Ruppin Trabanten sollen die Körbe und Tartschen

*) Nach Mittheilungen G. W. v. Raumers in v. Ledeburs Allg. Arch. I. 254 bis 277.

tragen und setzen, den soll man einen Hauptmann geben; daß die Priegnitzer Städte sollen 200 Trabanten geben, von denen 50 die Leitern tragen, denen auch ein Hauptmann gegeben werden solle."

Strengste Disciplin und Ehrenhaftigkeit ward anempfohlen: a. Leib und Gut soll niemand keinen Freund beschädigen, oder berauben, oder keinerlei Unfug treiben — welcher darwider thut, der soll gestraft werden ohne Gnad mit dem Schwerdt, als Raubes Recht ist. b. Alle, die Rumor anheben, die sollen gestraft werden nach Erkenntniß meines gnädigen Herrn und seiner Gnaden Räthe. c. Wer da stiehlt, der soll ohne Gnade gestraft werden mit dem Strange. d. Daß man still sey im Heere."

Alles, wie es von jeher war bei den Fürsten der Hohenzollern, wo das schwarz-weiße Banner wehte. Wie es denn in dem 1. Artikel der Disposition zum Sturme von Gartz, abgefaßt von dem größten Kriegshelden seiner Zeit, Albrecht Achill, also heißt:

„Item zu dem einen Sturm des schwarzen und weißen Fähnlein sollen seyn 1000, nämlich 200 Armbrustschützen, dann 400 Reisige und 400 Trabanten; sowie 500 Büchsenschützen."

„Item zu dem andern Sturm des Burggrafenthums Fähnlein sollen seyn 1000, nemlich 200 Armbrustschützen, dann 400 Reisige und 400 Trabanten; dazu 50 Büchsenschützen."

Und dies Alles durchweht von tiefer Religiosität:

„Item Sanct Georg soll seyn die Losung, die Mutter Gottes das heimliche Wahrzeichen, das Kreutz das Zeichen, und darzu Eichenlaub, und nach Mitternacht soll man eine selige Messe lesen oder singen von den Heiligen dreien Königen und Sankt Johanns Minnetrinken*), des man genug bestellen soll: und als dann die Geschick (Geschütze?) gehen bei Nacht verborgen an die Enden, da sie sollen gehen, und die Büchsen soll man alle richten, als sie beschieden worden an beiden Stürmen und so die große Hauptbüchse geht, so soll der für ob dem Sturm Halt trummeten, alsdann soll man in dem Namen des allmächtigen Gottes angehen und welcher Sturm der Hülfe Gottes am ersten gewinnt, der soll zu dem andern Sturm zutreten, der noch nicht gewonnen ist, dem auch hinein zu helfen, doch nicht alle, sondern 200."

Dennoch lief der Sturm auf Gartz unglücklich ab**); wogegen der Anschlag auf Vierraden im Jahre 1478 gelang; worüber nicht bloß die

*) Ueber das Johannes Minnetrinken oder den Johannestrunk ist mehr zu finden in v. Ledeburs Allgem. Archiv II. 189, in Augusti Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie XII. 251, sowie besonders in Geißheim, Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem, 1858, S. 184—188.

**) Buchholz, Brandenb. Gesch. III. 198.

Anordnung, sondern auch eine alte gleichzeitige Planzeichnung vorhanden und in meinem Allgem. Archive mitgetheilt ist. Es ist darin die Rede von Fränkischen, Sächsischen, Böhmischen und anderen Trabanten; es waren deren nicht weniger als 2100, bei denen auf je 100 Trabanten Ein Hauptmann kam.

Bei den im Jahre 1479 zu Berlin auf dem Herrntage gepflogenen Verhandlungen ist zunächst die Rede von den Pferden, welche die Städte zu stellen hatten; dann von den Drabanten, welche auf die Städte als Garnison zum Schutze derselben vertheilt wurden, und zwar für:

Vierraden und Löckenitz	100	Drabanten,
Bernstein und Satzk	100	"
die kleinen Städtlein jenseit der Oder .	200	"
Crossen	200	"
Cottbus	50	"
Fürstenwalde und Müncheberg	60	"
Mittenwalde	140	"
Belitz	40	"
Treuenbrietzen	50	"
Trebbin	20	"
Sarmundt	20	"
Postam	10	"
Koppenick	10	"
Summa:	1000	Drabanten.

Die großen Städte, nämlich Brandenburg (Alt- und Neustadt), Berlin mit Cöln, Frankfurt und Prentzlau, von denen die beiden letzteren wenigstens bei der Gestellung von Pferden veranschlagt sind, finden wir vermuthlich aus dem Grunde in dieser Uebersicht von Trabanten übergangen, weil bei ihnen auf Selbstvertheidigung gerechnet werden konnte.

Es wird bei dieser Gelegenheit hinzugefügt, daß das vorgenannte Reisige Zeug mit sammt dem Hofgesinde auf 1 Jahr wohl 50,000 Gulden kosten werde „on die Drabanten", welche die Städte haben sollen.*)

Auf einen Brief des Kaisers d. d. Linz, den 16. Nov. 1484, an den Kurfürsten Albrecht, demselben Hülfe zu senden, übernimmt letzterer die Gestellung von 200 Drabanten auf 6 Wochen für die Summe von 1000 Rheinischen Gulden**)

---

*) v. Raumer, c. d. II. 39.

**) Dr. J. v. Minutoli. Das Kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Kurfürstliche Periode von 1470—1486. Berlin 1850. 8. S. 31. Wir finden hier S. 420 folgende Bemerkung: „Je 10 Mann standen unter einem Unter-Hauptmann,

Im Jahre 1481 hatte Frankfurt wieder einige Trabanten gegen Crossen zu stellen und 1491 zur Braunschweiger Heerfahrt auf der Stadt eigene Kosten 67 Trabanten.*)

Im Jahre 1491 fand auch ein Kriegszug Herzog Bogislafs X. von Pommern gegen die Burg des Ritters Berndt Moltzan statt. Der Herzog selbst hatte zu dem Ende Aexte, Hauen, Schaufeln, Spaten und dergleichen Zuthaten mehr zu stellen: „dath Vothknechte und Trabbanten", die also unterschieden werden (denn in der That waren die Trabanten zwar Fußvolk, aber doch eine besondere, hervorragende Art desselben), „auch etwas haben nun mit Hand anzulegen, zu arbeiten und nicht stille zu liegen".**)

Auffallend ist es, daß, im Ganzen genommen, die Chroniken fast gar nicht der Trabanten besonders gedenken, sondern zumeist diese Gattung des Fußvolkes in die allgemeine Bezeichnung einzuschließen pflegen. So wissen wir z. B. aus der oben mitgetheilten Notiz, daß die Stadt Frankfurt allein, zu der Vehde gegen die Braunschweigschen 67 Trabanten zu stellen hatten; nichts desto weniger schweigen die verschiedenen, zum Theil sehr in das Einzelne gehenden gleichzeitigen Aufzeichnungen über die bis in das Jahr 1494 reichende Braunschweigsche Vehde***), aus welcher die Stadt siegreich hervorging, die Trabanten. Wohl reden sie einerseits von Reisigen oder Reisigem Zeug, und anderseits von Fußvolk und Landesknechten, aber speciell von Trabanten nicht. Nur ein einziges Mal wird unverkennbar auf die letztere Truppe angespielt, wenn gesagt wird, daß der Markgraf von Brandenburg und sein Commissar, der Bischof von Lebus, am 9. Mai 1494 zu einem Landtage zusammen waren; daß die Verhandlungen jedoch sehr in die Länge gezogen wurden: „des einen Dages wass dat guet, des anderen Dages wass dat quaet", und nun hinzugefügt wird: „so ledt de Hertoge Knechte annehmen up ein Drawent".†) Diese Annahme von Knechten zu einem Drawent kann doch wohl nichts anders heißen, als es wurde aus ihnen ein Trabanten-Corps formirt.

---

je 10 der letzteren unter einem Hauptmann, je 10 von diesen unter einem Ober-Hauptmann; die abzustattenden Rapporte mußten die Zahl der Mannschaften, Trabanten und Pferde enthalten, mit Futterzetteln für die Pferde begleitet sein, die Orte bezeichnen, welche man passirt war."

*) Riedel. D. I. 340. 343. 344.

**) Klempin, diplom. Beitr. z. Gesch. Pommerns. S. 531.

***) Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, 1863, S. 179—270.

†) Ibd. S. 221.

II. Die Trabanten des 16. und 17. Jahrhunderts, zum Hofgesinde gehörig.

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts schließt die ältere kriegerische Periode der Trabanten ab; ein neues Verhältniß tritt unter Kaiser Maximilian I. ein. In dem Weiß-Kunig*), einem Werke, welches in kriegerischer Beziehung durch Schrift und Bild so viele Belehrungen giebt, kommt das Wort Trabanten auch nicht ein einziges Mal vor. Freilich fand es im Jahre 1514 erst seine Vollendung, also in einer Zeit, wo die kriegerische Bestimmung der Trabanten bereits aufgehört hatte. Es lag also keine Veranlassung vor, ihrer in den Kriegshändeln noch zu erwähnen: denn diejenigen Trabanten, deren zunächst wieder im Jahre 1510 am Oesterreichischen Hofe gedacht wird**) und von denen es heißt, daß sie die Leibgarde des Kaisers ausgemacht habe, und daß ihr Sold nicht hoch bemessen gewesen zu sein scheine***), gehören entschieden der zweiten Entwickelungsphase dieses Institutes an.

Im weiteren Verlaufe des 16. Jahrhunderts bestanden die Leibgarden in Oesterreich in Trabanten und Hartschirer. Letztere, von Archers abgeleitet, kommen urkundlich zum ersten Male 1535 vor. Der Dienst beider Garden war sonst derselbe nach den vorhandenen Instruktionen von 1537 und 1557, nur darin unterschieden, daß die Trabanten nicht beritten waren, und deshalb auch auf Jagden dem Kaiser nicht folgten. Der Kaiser selbst, und höchstens noch der gekrönte Erstgeborene, hatten Trabanten und Hartschirer; die Seitenlinie scheint nur Trabanten gehalten zu haben; so wie sich denn auch eine Trabanten-Leibgarde bei den Wittwen Oesterreichischer Fürsten, z. B. 1596 vorfindet.†)

Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war der Begriff so geläufig geworden, unter den Trabanten eine Leibwache (Garde du Corps) sich zu denken, die ausschließlich dem Dienste einer bestimmten Person gewidmet, und dazu bestimmt war, diese zu begleiten und zu be-

---

*) Der Weiß-Kunig. Eine Erzählung von den Thaten Kaiser Maximilian I. Von Marx Treitzsamwein auf dessen Angeben zusammengetragen nebst den von Hansen Burgmair dazu verfertigten Holz.

**) Meynert, Geschichte des Kriegswesens. II. 64.

***) Urkunden bei Chmel zur Geschichte Maximilian I. 490. 509.

†) Meynert, Geschichte des Kriegswesens. II. 162.

schützen, daß sogar in der Astronomie denjenigen Himmelskörpern, die um einen Planeten sich zu bewegen hatten, statt der Bezeichnung Monde, der Name Trabanten (Satellites) gegeben wurde.

Auch Luther bedient sich in seiner Bibelübersetzung für die Leibwache der Könige, Fürsten und Feldherren des alten Bundes, mehrfach der Bezeichnung Trabanten.

So heißt es z. B. im 1. Buch Samuelis, 22. Cap., V. 17: „Und der König (Saul) sprach zu seinen Trabanten, die neben ihm standen: Wendet euch, und tödtet des Herrn Priester; denn ihre Hand ist auch mit David, und da sie wußten, daß er flohe, haben sie mir's nicht eröffnet. Aber die Knechte des Königs wollten ihre Hände nicht an die Priester des Herrn legen sie zu erschlagen."

Dann weiter: 2. Buch Samuelis, Cap. 15, V. 1: „Und es begab sich darnach, daß Absalon ihm (sich) ließ machen Wagen und Rosse und 50 Mann, die seine Trabanten waren."

Ferner; 1. Buch der Könige, Cap. 1, V. 15: „Adonia aber, der Sohn Hagiths, erhob sich und sprach: Ich will König werden und machte ihm (sich) Wagen und Reuter, und 50 Mann zu Trabanten vor ihm her." Wir sehen aus beiden Stellen, daß, im Gegensatz zu den Reutern, auch hier die Trabanten Fußvolk waren.

Im 2. Buch der Könige, Cap. 10, V. 25 steht geschrieben: „Da er nun die Brandopfer vollendet hatte, sprach Jehu zu den Trabanten und Rittern: Gehet hinein und schlaget jedermann, lasset niemand herausgehen. Und sie schlugen sie (das Geschlecht Ahabs und der Baals-Pfaffen) mit der Schärfe des Schwerts. Und die Trabanten und Ritter (also Fußvolk und Reiter) warfen sie weg und gingen zur Stadt der Kirche Baals."

Am Tempel zu Jerusalem gegen Mittag war ein Thor, welches das Trabanten-Thor genannt wurde, weil dort des Königs Trabanten Wache hielten, wenn der König im Tempel war. Hierüber belehrt uns das 2. Buch der Könige, Cap. 11, V. 4—11 und 19, worin von der Königin Athalja Tyranney und Tod, und von des Königs Joas Krönung gehandelt wird, und zwar in folgender Weise sich aussprechend: „Im 7. Jahre (als Joas 7 Jahre alt war) aber nahm (der Priester) Jojada die Obersten über 100 mit den Hauptleuten und die Trabanten und ließ sie zu sich ins Haus des Herrn kommen, und machte einen Bund mit ihnen und nahm einen Eid von ihnen im Hause des Herrn, und zeigte ihnen des Königs Sohn (Joas). — Und gebot ihnen und sprach: Das ist es, das ihr thun sollt: Euer ein dritter Theil, die ihr des Sabbaths angehet, sollen der Hut warten im Hause des Königs — und ein dritter Theil soll seyn am Thor Sur; und ein dritter Theil am Thor,

das hinter den Trabanten ist; und sollet der Hut warten am Hause Massa. — Aber zwei Theile euer aller, die ihr des Sabbaths abgehet, sollen die Hut warten im Hause des Herrn um den König; ..... Und sollet rings um den König euch machen und ein jeglicher mit seiner Wehr in der Hand, und wer herein zwischen die Wand kommt, der sterbe, daß ihr bey dem Könige seyd, wenn er aus- und eingehet. — Und die Obersten über 100 thaten alles, was ihnen Jojada, der Priester, geboten hatte, und namen zu sich ihre Männer, die des Sabbaths angingen, mit denen, die des Sabbaths abgingen und kamen zu dem Priester Jojada. — Und der Priester gab den Hauptleuten Spieße und Schilde, die des Königs David gewesen waren, und in dem Hause des Herrn waren. — Und die Trabanten standen um den König her, ein jeglicher mit seiner Wehr in der Hand, von dem Winkel des Hauses zur Rechten bis zum Winkel zur Linken, zum Altar zu und zum Hause." Nachdem nun der 7jährige Joas zum Könige gekrönt und gesalbt, der Baaldienst zerstört und die Tempel wieder hergerichtet waren, heißt es weiter: „Und nahm die Obersten über 100, und die Hauptleute, und die Trabanten und alles Volk des Landes und führten den König hinab vom Hause des Herrn, und kamen auf dem Wege von dem Thor der Trabanten zum Königshause und er (Joas) setzte sich auf der Könige Stuhl."

Nach dem Vorbilde dieses alttestamentarischen Trabanten-Wesens, sehen wir das Drama des wiedertäuferischen Königthums in Münster mit Statisten dieser Art ausgestattet.

Hermann von Kerssenbroich, aus einem alten noch gegenwärtig blühenden Westphälischen Adelsgeschlechte entsprossen, Magister des Paulinischen Collegiums zu Münster, hatte in seiner Jugend die wiedertäuferischen Gräuel in diesem neu aufgerichteten Zion erlebt und in einem, 1568 lateinisch zuerst erschienenen Werke beschrieben, dessen Titel übersetzt also lautete: „Die Raserei der Wiedertäufer, welche Münster, die berühmte Hauptstadt in Westphalen, zerstört hat", im Jahre 1771 zu deutsch wieder aufgelegt.

Wahrheitsgetreu, in schlichtwestphälischer Weise, berichtet der Autor, beginnend mit dem Selbstbekenntnisse:

„Kriecht die Erzählung zwar nur niedrig an der Erde,
So ist doch Alles wahr, was ich berichten werde."

und seine Leser ermahnend, falls sie den Stoff, den er sich gewählet, anders bearbeitet wünschen möchten, es doch so zu belieben, daß die einfältige Wahrheit nicht darunter leide, schließt er mit den Worten:

„Ich aber bin vergnügt, daß sich das Buch hier endet,
Gleich einem Schiffer, der sein Schiff zum Ufer wendet,

Wenn er durch krumme Fahrt sich müd und matt gemacht
Und endlich Wind und Sturm in solcher Ruh verlacht."

Auch Johann von Leyden, der Wiedertäufer-König in Münster, der sich selbst den gerechten König auf dem Stuhle Davids, und Münster das Neue Zion, so wie sein Volk das der wahren Israeliten nannte, umgab sich, gleich den Königen des alten Zion, mit Trabanten.

„Trabanten hatte der König 28, deren Namen uns sogar in folgenden erhalten sind: Bernhard Aldenzeel, Heinrich von Santen, Hermann Billerbeck, Ernst von Damm, Georg Fromme, Egbert Scharlacken, Henrich von Osnabrug, Johann Brinck, Johann Boven, Bernhard Oelschläger, Adrian von Utrecht, Gerhard Schleve, Turban Bill, Johann Langstrate, Hermann von Wallen, Theodor Düsseldorf, Johann Schurten, Infans Agrippinas, Johann Byspingk, Quirinus von Alsen, Johann Voß, Engelbert Edinck, Anton Velthus, Jakob Aldenzeel, Hermann Kistemacher, Otto Vollholdt, Bernhard Wichardes und Johann von Greven.*)

Wir erfahren auch, daß das königliche Gefolge und die Trabanten hellblaue und rothe Kleider angehabt haben und daß an deren Rockärmel die Welt (Weltkugel) auf der einen Seite in einem Bilde vorgestellt gewesen, durch welche zwei Schwerter gingen und zwischen deren Handgriffen ein Kreuz angebracht war. Im Uebrigen hatte ein jeder Hofbedienter, so wie es sein Stand und Titel mit sich brachte, „eben als ob er auf eine Schaubühne gehen und daselbst seine Person vorstellen wollte, sich eine Kleidung ausgesonnen".**)

Die hier beschriebene Weltkugel befindet sich auch abgebildet auf dem Titelblatte, welches das Portrait des Wiedertäufers-Königs zeigt, so wie auf einigen Münzen desselben.***)

Diese Trabanten waren selbstverständlich Fußvolk. Auf der dem gedachten Werke beigefügten Abbildung, welche überschrieben ist: „König Johann, Knipperdolling und Krechting in ihrem Pracht" stellen in den mit Spießen bewaffneten Begleitern diese Trabanten dar.

Auch die erste der Frauen Johanns von Leyden, die zur Unterscheidung von den vielen Kebsweibern, den Titel einer Königin hatte, erfreute sich der Trabanten, deren 4 an der Zahl waren: Andreas Koster, Henrich Wulff, Lambert Gylthus und Johann Bentlage. Sie waren grün und kastanienbraun gekleidet.†)

---

*) v. Kerssenbroich, ed. 2. II. 55.
**) Ibd. II. 58.
***) Ibd. I. 62.
†) Ibd. II. 61.

An einer anderen Stelle werden statt der eben namhaft gemachten 28 Trabanten, welche in 4 Rotten zu je 7 getheilt waren, nur 24 genannt, vermuthlich deshalb, weil hier die 4 Führer der Rotten, als Trabanten-Offiziere, nicht mit gezählt wurden. Denn es heißt: „An der Seite des Königs gingen die 24 Trabanten, welche nicht allein den König einschlossen, sondern auch das Volk, so aus den Gassen mit größter Begierde haufenweise zusammenlief, und den ganz ungewöhnlichen und neuen Aufzug ansah und bewunderte, von demselben abhielten."*)

Der König hatte aber nicht genug an diesem Gepränge; er mußte sich auch mit Fürsten, als seinen Vasallen, umgeben, und so hatten dann auch diese das Recht, sich Trabanten zu wählen. Er suchte 12 seiner Unterthanen aus, theilte die Stadt Münster in eben so viel Quartiere und übergab einem Jeden dieser Auserwählten ein Quartier des Neuen Zion zur Aufsicht. Zu gleicher Zeit machte er sie zu Herzogen, als welche sie dann nicht säumten, sich ebenfalls „einen Haufen der stärksten Trabanten anzunehmen, sowohl zu ihrer Leibwache, als auch um die Befehle, welche sie gaben, auszurichten". Diese Herzoge erhielten, wie v. Kerssenbroich sagt: „eben als der Jäger in der Fabel, welcher schon die Bärenhaut verkaufte, ehe er den Bären gefangen hatte, Jeder ein Herzogthum." Diese 12 Herzoge und ihre Herzogthümer waren: Johann Dencker, ein Krämer, der das Herzogthum Sachsen erhielt; Bernhard zur Moer, ein Schneider, das Herzogthum Braunschweig; Christian Kerckerinck, ein Metzger, das Herzogthum Westphalen zwischen Rhein und Weser; Johann Redeker, ein Schuhmacher, die Herzogthümer Jülich und Cleve; Johann Palck, ein Schmidt, das Herzogthum Geldern nebst dem Bisthum Utrecht; Engelbert Edinck das Herzogthum Brabant und Holland; Billicus Ledbanus das Erzbisthum Cöln; Heinrich Xantus, ein Kupferschmidt, das Erzbisthum Mainz; Johann Karerberg (al. Raterberg) die Bisthümer Bremen, Verden und Minden; Heinrich Kock von Osnabrück das Erzbisthum Trier; Hermann Reyninck die Bisthümer Hildesheim und Magdeburg: endlich Nicolaus Stripe, ein Kaufmann, die Lande Gröningen, Ost- und Westfriesland.**) So war denn im Voraus die Stadt und das ganze Reich (urbs et orbis) mit Regenten versehen.

Wir gehen nun zu den anderweitigen Erwähnungen der Trabanten dieser zweiten Periode über.

Die von dem Stadtrichter Stajus aufgezeichneten Memorabilien der Stadt Frankfurt a. O. enthalten Auszüge aus Jahresrechnungen der Stadt, von 1400 bis 1571 reichend, vornämlich die Auslagen betreffend,

---

*) v. Kerssenbroich, ed. 2. II. 63.

**) Ibd. II. 140. 141.

welche die zahlreichen Heerfahrten derselben im 15. Jahrhundert veranlaßt hatten.*) Diese Aufzeichnungen bieten, wie wir bereits in dem I. Abschnitte gesehen haben, eine ergiebige Quelle für das ältere Institut der Trabanten bis zum Jahre 1491; dann aber tritt eine Lücke bis zum Jahre 1536 ein, wo der Trabanten gar nicht gedacht wird. In dieser Zwischenzeit hatte sich die Umwandlung dieses Institutes aus ihrer bisbisherigen kriegerischen Bedeutung in einen Theil der Hofdienerschaft vollendet.

Beim Jahre 1536 heißt es hier:**) „Kost und Kleidung der Trabanten Sr. Kurfürstlichen Gnaden zur Auslösung geschenkt 69 Gulden 17½ Groschen ohne das Silber und Geld!"

Was die Bekleidung und den Unterhalt dieser Trabanten betrifft, so lag beides ganz dem Landesherrn ob; und zwar fand im 16. Jahrhundert erstere alljährlich zu Ostern statt, wo 1 Paar Pumphosen mit Leinewand gefüttert, 1 Wams von Parchent, ebenfalls mit leinener Fütterung, geliefert wurden, desgleichen Strümpfe, eine Puffjacke und ein Mantel. Die Bewaffnung bestand zu einem Drittheil in Spießen und zu einem Drittheil in Feuerröhren.***)

„Die Trabanten warteten auf Ihr Kurfürstliche Gnaden Leib mit getreuem Fleiße, und wurden bei Lebensstrafe dazu angehalten, ihre Ober- und Unterwehren in allen zutragenden Nothfällen, es sey zu Wasser oder zu Lande, oder wo es wolle, zur Beschützung und Vertheidigung Ihrer Kurfürstlichen Gnaden oder dessen Gemahl und jungen Herrschaft Leibes und Lebens männlich zu gebrauchen, so lange sie dieselben in ihren Fäusten führen, nnd sich damit wehren könnten. So mußte auch ferner ein Jeder seine Tag- und Nacht-Wache mit Fleiß versehen und bestellen, wie es die Ordnung gab, oder es vom Hauptmann oder Lieutnant in zutragenden Fällen befohlen wurde; wie auch auf den Burgfrieden gehörig Acht haben, es sey im Hoflager oder andern Jagdhäusern, Geheimniß bis ins Grab zu bewahren, Verrätherei dem Kurfürsten zu entdecken, unter den Gefährten Meuterei zu verhindern, der Eintracht zu pflegen, lag ihnen ob. Bei Hofe, und zumal bei feierlichen Gelegenheiten, besonders wenn fremde Herrschaften zum Besuche kamen, warteten die Trabanten auf. Sie standen unter einem Hauptmann und einem Lieutenant, welcher während der Abwesenheit des ersteren diesen zu vertreten hatte."†)

---

*) Riedel. D. I. 321—370.

**) Ibd. S. 359.

***) Stuhr, Brand. Preuß. Kriegs-Verf. S. 893.

†) Ibd. S. 96. 97.

„Trabanten existirten am Kurfürstlichen Hofe bereits 1550", sagt ein anderer Schriftsteller*); und fügt dann hinzu: „wahrscheinlich schon viel früher" (wie wir ja auch beim Jahre 1536 gesehen haben); „das Maximum ihrer Stärke war 24 Mann, meistentheils aber waren sie viel schwächer."

Wohl ohne Ausnahme bei allen deutschen Höfen des 16. Jahrhunderts werden wir diese zum Hofgesinde gehörigen Trabanten finden.

Bei Gelegenheit des Einzuges des Herzogs Julius von Braunschweig in seine Hauptstadt, am 3. Oct. 1569, um daselbst sich huldigen zu lassen, wird in dem darüber vorhandenen Berichte mehrfach der Trabanten gedacht. Nach dem Fourierzettel wurden daselbst einquartirt:

6	Trabanten	bei	Karsten Beling.
6	„	„	Hans Floer.
8	„	„	Hans Haferland.
6	„	„	Hennig Meyer.
4	„	„	Hans Meyerheim.
4	„	„	Heinrich Blanke.
4	„	„	Hennig Klot.

Die Zahl der Trabanten, welche bei diesem Einzuge auf beiden Seiten des Herzogs nebenher gingen, wird auf 25 angegeben; die des Bischofs von Halberstadt auf 6. — Es wird ausgesprochen, daß sie hauptsächlich dazu dienten, dem Getümmel und Gedränge der Volksmassen zu steuern.**)

Wenn Kaiser Maximilian II. d. d. Prag, den 20. März 1571, in einem Wappenbriefe, welchen er den Gebrüdern Christoph Wolfgang, Hans und Paul Keßler, genannt von Sprengeysen, verliehen hat, namentlich dem Erstgenannten, das rühmliche Zeugniß giebt, daß derselbe den Kaisern Karl V. und Ferdinand I. „im Schmalkaldischen Zuge vor Ingolstadt, folgendes vor Parma in Italien, also auch in beiden Schlachten von Hohensenne und Plambin; dann dem Könige Philipp von Hispanien und beider Sicilien im Königreich Neapolis und in Piemont und auch Uns in Unserm Königreiche Ungarn wider den Erbfeind des heiligen christlichen Glaubens und Nahmens den Türken in stattlichen Befehlen und sonsten durchaus Uns und Unserem löblichen Hauß Oesterreich bis in das achte Jahr als ein Trabant sich erzeigt und bewiesen," so ist offenbar hier nicht gemeint, daß derselbe die Charge eines Trabanten bekleidet habe; vielmehr ist diese Bezeichnung nur in dem Sinne

*) v. d. Oelsnitz, Gesch. des 1. Inf.-Reg. S. 4.
**) Zeitschrift des Harz-Vereins. 2. Jahrg. 4. Heft. S. 71. 72. 73. 78. 79.

zu verstehen, daß derselbe ihm persönlich treu und ergeben gewesen, wie dies einem Trabanten zukomme.

Die allgemeiner bekannt gewordenen, zu Cöln a. S. am Tage Luciae 1571 für die Trabanten ausgegebenen Artikel, sowie die Bestallungen für einige Offiziere haben zu dem Irrthume Veranlassung gegeben, die Anfänge der Armee bis dahin zurück zu leiten. „Die Armee-Geschichte aber," so heißt es in der oben bereits citirten Schrift,*) „hat in Wirklichkeit mit der der Trabanten-Garde gar keine Gemeinschaft. Die Trabanten gehörten ausschließlich zu dem Kurfürstlichen Hofstaate; sie waren Leib- und Schloßwächter, aber keine Soldaten, und haben den Kern zu der 1615 errichteten Leibgarde nicht gegeben." Daß im 15. Jahrhundert die Trabanten in der That dem Kriegerstande angehört haben, dies ist dem Verfasser entgangen.

Gleich zu Anfang dieser 1571 gegebenen Artikel heißt es: „zum ersten soll ein Drabandt auff Ihr Churf. Gnaden Leib vleissich achtungk haben; zum andern soll ein jeglicher Drabandt auff den Burgfrieden acht haben, ess sey am Hoflager oder andern Jagdtheussern."**)

Hafftitius***) bedient sich des Wortes Trabanten nicht früher als beim Jahre 1581, indem er erwähnt: „daß Leonhart Thurnheusser zum Thurn der Landtart ein Schweitzer und seines Handtwerks ein Goldtschmidt von Berlin mit einem großen Rüstwagen mit 4 starken Pferden und 4 Trabanten vol Silber-Geschirr nach Basel in sein Haus geschickt habe"†); woraus wir also sehen, daß nicht bloß fürstliche Herrschaften, sondern auch Privatpersonen mit einer solchen Leibwache sich umgeben konnten.

Späterhin noch einmal, 1598, wo Hafftitius von dem Leichenbegängnisse des Kurfürsten Johann Georg spricht, wird der Trabanten gedacht, indem er erzählt, daß bis zur Beerdigung der Sarg in der Schloßkirche von Karabinern und Trabanten Tag und Nacht bewacht worden sei.††)

Nach einer gleichzeitigen Erzählung des Lehns-Sekretärs Nicolaus von Kötteritzsch über den Regierungs-Antritt des Kurfürsten Joachim Friedrich und dessen Landes-Huldigung im Jahre 1598 wird ebenfalls gesagt, daß die Leiche des im 73. Lebensjahre verstorbenen Kurfürsten

*) v. d. Oelsnitz, Gesch. des 1. Inf.-Reg. S. 4.

**) Ibd. S. 5.

***) Microcronicon Marchicum bei Riedel. D. I. 46—167.

†) Ibd. S. 139.

††) Ibd. S. 161.

Johann Georg von Kammerjunkern Tag und Nacht bewacht worden sei, wie auch daß 2 Trabanten an der Kammerthür aufgewartet und Wache gehalten haben.*)

Die Leibgarde war aus Personen des Adelsstandes zusammengesetzt, ihre Zahl hatte der Kurfürst Johann Georg zwei Jahre vor seinem Tode auf die Hälfte reducirt. Denn wir vernehmen in dieser Beziehung ausdrücklich:

„Die kurfürstliche adliche Leibgarde Reisiger bestand 1596 aus 24 Adelsburschen. Damals setzte sie Kurfürst Johann Georg aus sonderlichen, erheblichen Ursachen auf 12 herunter, auf 1 Jahr angenommen. Ihre Dienstverpflichtungen bestanden besonders darin, daß sie in ihrem Dienst und Aufwarten gehalten waren, des Kurfürsten Nachtheil, Schaden, Schimpf und Gefahr, so viel immer möglich abzuwenden, Nutzen und Bestes zu fördern, mit Wehren bei Tag und bei Nacht, rottenweis oder sämmtlich je nach Nothdurft, nach des über sie bestellten Hauptmanns Verordnung zu wachen und zu reiten. Vier, oder nach Umständen mehr, hielten allemal vor des Kurfürsten Gemach, es mochte inner- oder außerhalb des Hoflagers sein, Wache. Die, welche nicht die Wache hatten, wurden zum Aufwarten gebraucht, wo sie der Hofmarschall, dessen Befehl sie Folge zu leisten hatten, verordnete. Ein Hauptmann und 2 Rottmeister waren ihre unmittelbaren Vorgesetzten.**) Die Trabanten dagegen waren des Kurfürsten Fuß-Garde.

Es sind hiernach also wohl zu unterscheiden die adeligen Leibreisigen, die Leibwache der Einspännigen und die Trabanten, beide erstere zu Pferde, letztere zu Fuß, und wiewohl alle 3 in ähnlichen Functionen und sämmtlich unter den Befehlen des kurfürstlichen Hofmarschalls stehend.

Als die beiden jungen Markgrafen Christian Wilhelm und Friedrich von Brandenburg nach Frankfurt a. O. zum Besuche der dortigen Universität abgingen, und zwar am Montage nach Trinitatis 1600, nahmen sie ein „Paar Drabandten“, einen Fechter und Balbierer mit.***)

Im Jahre 1608 hat einer der Trabanten des Kurfürsten Johann Sigismund geheißen: Christoph Johann Hombold, als ein Vorfahr der berühmten Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt gilt†) und nicht unwahrscheinlich derselbe, welcher am 11. Februar 1638 als Bürgermeister zu Königsberg in N. gestorben ist.

---

*) G. W. v. Raumer in v. Ledeburs Allgem. Arch. IV. 352.

**) Stuhr, Brandenb. Preuß. Kriegsverfassung S. 93—95, mit Bezugnahme auf die alten und neuen Denkwürdigkeiten der Preuß. Armee. Beil. 3.

***) v. d. Oelsnitz, Gesch. des 1. Inf.-Reg. S. 5.

†) Beilage zu Nr. 201 der Neuen Preuß. Zeitung. Jahrg. 1869.

Aus einer dem Jahre 1610 angehörigen Aufstellung des Etats, der Bekleidung und Ausrüstung einer Compagnie zu Fuß geht hervor, daß jeder Hauptmann, außer einem Schreiber uud einem Jungen, auch zwei Trabanten gehabt habe*); worunter wir uns feststehende Ordonanzen zu denken haben.

Auch Kurfürst Johann Sigismund sah sich wegen des verschuldeten Zustandes seiner Kämmerei genöthigt, seine Leibwache noch mehr zu verringern, denn im Jahre 1615 bestand dieselbe nur noch aus 9 Trabanten, von denen zwei die Wache vor der Kurfürstin Gemach hatten und zwei unter dem Schloßthore. Sie standen unter dem Kommando des Schloßhauptmanns, eines Garde-Lieutenants und Fähnrichs und wurden aus dem Hofetat bekleidet und beköstigt.**)

In der Beschreibung des Tumultes, der in den Religionswirren zwischen Reformirten und Lutheranern 1615 zu Berlin ausgebrochen war, erzählt König***), daß Markgraf Johann Georg, des Kurfürsten Johann Sigismunds Bruder, als Statthalter der Mark, sich in Begleitung von 8 Personen zu Pferde und zu Fuß nach dem Petri Kirchhofe in der Absicht begeben habe, die Friedensstörer auf gelinde Art auseinander zu bringen. Von eben diesem Gefolge des Markgrafen spricht eine gleichzeitige Chronik von Berlin†) sich dahin aus: „daß Jhro fürstliche Gnaden (Markgraf Johann Georg) ungefähr mit 8 Pferden, etlichem zu Fuß, welche mehrentheils seine aufwahrten Trabandten und Laquaien gewesen, von Hoffe herunter bis St. Peters Kirchhoff gerandt kommen in Meinung, das tumultuirende Volk zu schrecken und abzutreiben".

Zum Unterschiede von den roth uniformirten Trabanten, war die kurfürstliche Garde 1615 schon blau gekleidet.††)

Auch in anderen, benachbarten Landen, hatten sich ähnliche Verwandlungen in dem Trabanten-Wesen vollzogen. So finden wir z. B. in Mecklenburg zwar noch wie im 15. Jahrhundert die Städte zur Gestellung von Trabanten dem Landesherrn verpflichtet, jedoch keineswegs mehr behufs kriegerischer Dienstleistungen, sondern zum Zwecke zu veranstaltender Hoffestlichkeiten.

Des Pommerschen Geheimenraths Mathias von Carnitz Gesandschafts-

---

*) v. d. Oelsnitz. S. 17.

**) Stuhr, S. 125. König, histor. Schilderung von Berlin. I. 181. Alte und neue Nachrichten von der Preuß. Armee. S. 18.

***) Verf. einer historischen Schilderung von Berlin. I. 177.

†) Diese Handschrift ist von mir dem Berliner Geschichts-Verein geschenkt worden.

††) v. d. Oelsnitz. S. 17.

bericht über die am 28. Juli 1616 stattgehabte Taufe des Güstrow'schen Prinzen Heinrich*), giebt hierüber sehr schätzenswerthe Mittheilungen.

Nicht allein die vom Adel wurden zur Aufwartung eingefordert, sondern auch die Städte, und zwar letztere zur Bedienung 34 Trabanten zu schicken, deren Einkleidung genau vorgeschrieben ward.

Die Aufforderung zur Gestellung dieser 34 Trabanten geschah d. d. Güstrow, den 2. Juli 1616, und war das Contignent in folgender Weise vertheilt: Rostock und Wismar je 6, Neu-Brandenburg, Parchim und Güstrow je 4, Friedland und Malchin je 3, Waren und Röbel je 2 Trabanten.

Die Stadt Rostock, welche 6 Trabanten stellen sollte, lehnte diese Zumuthung ab, „wie sie auf gleiches Begehren vor 4 Jahren gethan habe, da es wider ihre privilegia sei; sonst sei sie des unterthänigen Erbietens wie insgemein zu jeder Zeit, also auch insonderlich bei der bevorstehenden fröhlichen Kindtaufe sich mit aller möglichen Wilfährigkeit zu erweisen." In gleicher Weise lehnte auch die Stadt Wismar, die ebenfalls 6 Trabanten stellen sollte, ab. Die Stadt Friedland schickte statt 3 nur 2, da sie nach altem Gebrauch nicht mehr zu schicken nöthig habe, den dritten dagegen stellte „nach früherer Gewohnheit" die Stadt Woldeck. Außerdem wurden aus der Stadt Schwan 20, aus Cröpelin 10, aus Teterow 10 und aus Krackow 10 Männer, zwar nicht als Trabanten, so doch zur Aufwartung verschrieben.

Solche besondere Ausnahme-Verträge, als die waren, auf welche sich die Städte Rostock und Wismar, also gerade die wohlhabendsten, beriefen, lasteten natürlich um so drückender auf die kleineren und ärmeren Städte, die zum Theil sonst von diesem Servitute befreit waren.

Die Bekleidung und Bewaffnung dieser Trabanten, wofür die Städte Sorge zu tragen hatten, wird bei dieser Gelegenheit also angegeben: „Mit gelben Wambsen und gelben langen leddern Kollern darüber, und dan hierzu rote Duchen-Hosen, alles mit der ahrt schnüren besatz, wie einliegende Prob' außweiset, auf niederländisch gemachet; item blauw Kniebendern und roten strümpfen, roten hüten und gelben und blawen Fedderbüschen bekleidet und staffiret, wie dann auch endlich mit guten Helparten, jedoch ohne quest; die den Freitag abendes zuvor alhier ankommen und von unsern Hoffmarschallen vernehmen, wie sie folgendes Ihre Aufwartung bestellen und in dem allen sich zur Gebür verhalten mögen."

Im Jahre 1617 war die Leibgarde des Kurfürsten Johann Sigismund wieder angewachsen, nämlich bestehend aus 63 Adelsburschen nebst Knechten, unter 1 Hauptmann, 1 Lieutenant und 1 Fähnrich, 3 Sergean-

*) Mitgetheilt in Lisch Mecklenb. Jahrb. VI. 144—166.

ten, 1 adlichen Frei-Corporal und 3 gemeinen Corporals bestehend.*) Bei dieser neu errichteten Leibgarde, bei der es nicht sicher ist, ob die Trabanten darunter begriffen waren, erhielt der Hauptmann jährlich 300 Rth., der Lieutenant monatlich (der Monat auf 42 Tage berechnet) 20 Rth., der Fähndrich 17½ Rth., der Sergeant 12 Rth., der Corporal von den Adelsburschen 8 Rth. und der gemeine Corporal 7½ Rth.**)

Diese zweite Entwickelungsphase des Trabanten-Wesens dauerte bei den kleineren deutschen Höfen bis in das 18. Jahrhundert fort. So z. B. hatte der Erzbischof von Salzburg außer dem Kriegs-Etat von 1000 Mann zu Fuß, noch 50 Carabiniers oder Hatschirer und 50 Trabanten, von welchen erstere zu Pferde, letztere zu Fuß dienten, die jedoch beide nicht zum Kriegs-, sondern nur zum Hofstaate gehörten.***)

Anders verhielt es sich bei den größeren Höfen von Kursachsen†) und Brandenburg, welche letztere Macht uns in dem folgenden Abschnitt ausschließlich beschäftigen wird.

---

*) Stuhr, S. 125.

**) Ibd. S. 395.

***) Büsching, Neue Erdbeschreib. ed. 1771. III. II. 1706.

†) Friedrich Wilhelm v. Kyau wurde am 22. Januar 1708 zu Pirna geboren, trat später in das sächsische Heer ein, wurde 1733 zum Rittmeister und 1734 zum Major und Commandeur einer Compagnie reitender Trabanten ernannt und trat 1740 als Oberst und Commandeur des Dragoner-Regiments Nassau in Preußische Dienste; 1750 ward er Amtshauptmann zu Potsdam, am 5. Januar 1752 Generallieutenant und starb 30. März 1759. (Wagener, Neues Conversations-Lexikon. XI. 668.)

III. Wandelung der Kurbrandenburgischen Trabanten in eine Reutertruppe in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Truppen, welche Kurfürst Georg Wilhelm 1640 seinem Sohne Friedrich Wilhelm hinterließ, hatten dem Kaiser geschworen; von diesem erhielten sie ihre Befehle; ja die Reuterei weigerte sich sogar, auch dem Kurfürsten den Eid der Treue zu leisten. Letzterer sah sich genöthigt, dem Kaiser 2000 Pferde zu überlassen, und für seinen eigenen Dienst nur 150 Reuter zu behalten. Das Fußvolk wurde bis auf 2000 Mann verabschiedet; unter diesen wurde eine neue Leibgarde zu 6 Hauptmannschaften à 150 Mann errichtet; ferner 1642 dazu eine eigene Leibcompagnie von 202 Mann, die allezeit als die vornehmste allen anderen Truppen vorangehen sollten.*) Unter letzteren werden wir die Trabanten zu zählen haben; aber trotz der Zubehörigkeit derselben zum stehenden Heere, gehörten sie doch noch dem Hof-Etat an, und ressortirten in dieser Beziehung von dem Hofmarschallamt.

Unter den Beilagen zur Geschichte des Hofstaates des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, von 1640—1688, finden wir**) beim Jahre 1652 die kurfürstlichen Trabanten aufgeführt zwischen den Trompetern und Cammer-Musikanten, und zwar heißt es bei den Begnadigten (d i. Pensionirten): „Carl Zander, alter Trabandt, 35 Rth." und in einem Extract aus Küchenrechnungen zu Cöln a. S. vom Jahre 1659: „den Trabanten 3 Essen.***)

Ob bereits in der dreitätigen Schlacht bei Warschau (27. bis 29. Juli 1656) des Großen Kurfürsten Trabanten mitgewirkt haben, dies erhellt zwar aus dem von Orlich†) mitgetheilten eigenhändigen Berichte des Kurfürsten über diese Schlacht, so wie aus Stuhrs††) zumeist aus bisher unbenutzt gebliebenen Quellen geschöpfte Abhandlung über diese Schlacht mit Sicherheit nicht; da jedoch in einer Liste der Kurbrandenburgischen Armee pro August 1656 die Stärke der Kavallerie in Polen zu 27 Regimentern oder

*) Stuhr, Brandenb. Preuß. Kriegs-Verfassung, S. 154, mit Hinweis auf Pöllnitz mem. I. 38 und Histor. merkw. Beitr. zur Kriegsgeschichte des Großen Kurfürsten. 1793. S. 16.

**) König, Versuch einer Geschichte von Berlin. II. 303.

***) Ibd. II. 303. 341.

†) Friedrich Wilhelm. Beil. A. S. 139.

††) v. Ledebur, Allgem. Archiv. III. 1—18.

gesonderten Truppen-Körpern angegeben und ausdrücklich gesagt wird, daß an der Spitze die Trabanten, und zwar 1 Compagnie unter dem Rittmeister de Weesen gestanden haben,*) so kann hieran wohl kaum gezweifelt werden.

Die Nachrichten über die Trabanten fließen in den beiden nächstfolgenden Decaden äußerst dürftig.

„Die Stärke zweier Geschwader Trabanten zu Pferde belief sich (c. 1670) für ein jedes auf 150 Mann und wurde der Staab des ersten aus 25, des zweiten aus 20 Personen gebildet. Eine alte Trabanten-Garde zu Pferde, die noch von den früheren Kurfürsten war errichtet worden, bestand aus 41 Mann nebst drei Befehlsträgern."**)

An einer Gleichförmigkeit der Bekleidung fehlte sehr viel. In einem Musterungsberichte des Jahres 1683 heißt es sogar von des Kurfürsten Garde: „Die Mondirung ist allererst vor 5/4 Jahren ausgetheilt worden, durchgehends aber und insonderheit bei den 2 Leibcompagnien gar schlecht, die Röcke und Unterkleider sehen abgetragen und ungleich aus, maaßen einige blautuchene, andere lederne Hosen, ein Theil breite zinnerne, ein Theil runde, andere wiederum messingene Knöpfe, ein Theil leichte, ein Theil dunkelblaue Röcke haben."***)

Die kurfürstliche Leibgarde zu Pferde war nach Art der Karabinier bewaffnet. Sie trug eine mit Schnüren, aus Gold und Silber gewirkte, verbrämte, blaue „Librai". Ihre Waffen waren Karabiner und Seitengewehr. Die Trompeter führten silberne Trompeten.†)

Unter dem prachtliebenden Kurfürsten Friedrich III. (nachmaligem König Friedrich I.) veränderte sich das. König††) spricht sich darüber in Beziehung auf die Garden in folgender Weise aus: „Die Schweizergarde hatte kostbare Uniformen von blauen und rothen Sammet, stark mit Silber verbremt. Die Trabanten trugen feine scharlach rothe Röcke, die stark besetzt waren. Auf ihren Mänteln hatten sie das königliche Wappen viermal in Gold und Silber gestickt, und ebenso oft auf die Schabracken und Pistolenhalfter. Der Seidensticker erhielt hierzu die Materialien vom Hofe geliefert, und bekam blos für die Arbeit auf jeden Reuter 36 Thaler, welches in Summa viel Geld betrug. Die Grand-Musquetairs waren anfänglich aus lauter Edelleuten bestanden, die

*) v. d. Oelsnitz, Geschichte des 1. Inf.-Reg. S. 87.
**) Stuhr, S. 218.
***) Ibd. S. 422.
†) Ibd. S. 423.
††) Versuch einer Geschichte der Stadt Berlin. III. 423.

aus Frankreich nach Berlin gekommen waren, und hatten nicht weniger kostbare Uniformen."

Was wir sonst noch vereinzelt über die Trabanten der Kurfürsten von Brandenburg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorgefunden haben,*) wollen wir in chronologischer Folge hier auszuführen nicht ermangeln.

Louis Graf Beauveau d'Espense war Oberstlieutenant in Diensten König Ludwigs XIV. von Frankreich, trat aber 1668 in kurbrandenburgische Dienste als General-Wachtmeister zu Pferde und Oberst der Trabanten-Garde, so wie als Oberstallmeister, 1684 ward er Generallieutenant, 1688 verabschiedet und starb bald darauf zu Arnheim.**) Nach dem General-Etat von 1683 bezog er an Gehalt als kurfürstlicher Stallmeister 1669 R., als Oberster bei den Trabanten 1800 R., als Generallieutenant 1000 R., mithin die für jene Zeit enorme Summe von 4469 R.***)

In der ersten Hälfte des Jahres 1674 standen im Lager vor Magdeburg 8800 Mann Infanterie, 6306 Cürassiere, 1320 Dragoner. Oben an bei den Cürassieren werden aufgeführt: „Trabanten 300 Pferde".†)

Der Aufbruch des Großen Kurfürsten von Berlin nach dem Elsaß erfolgte am 10. August 1674. Die Artillerie hatte sich bereits am 6ten, die Trabanten dagegen hatten sich am 8. August in Bewegung gesetzt.††)

„Auf Sr. Churf. Durchlaucht gnädigsten Verordnung vom 28. Oct. 1674 ward der Trabanten-Guarde gegen des Obristen-Lieutenants, des von Wolffersdorffen Quitung bezahlet 916 R." (F. K. C. p. 186.) Hierauf folgt die Anweisung auf die Preußische Guarde gegen des Oberstwachtmeisters von Ragutzki Quitung, dann des Churf. Leibregiments und endlich des Anhaltischen Regiments" (ibd.).

---

*) Hauptquelle ist hier eine Handschrift, betitelt: „Einnahme undt Aussgabe über die Subsidiengelder und anderen Extra ordinar Mitteln bey der Churfürstlichen Brandenburgischen Feld Krieges Casse vom 1. July 1674 biss 1. Januarij anno 1677. fol." hier F. K. C. bezeichnet.

**) v. Schöning, Generale der kurbrandenburg. und königl. preußischen Armee. S. 7; dessen Leben des Feldmarschalls Schöning, S. 273; v. Kessel, Tagebuch des des H. v. Buch. I. 27.

***) König, Versuch einer Geschichte von Berlin. II. 410.

†) Kessel. I. 16.

††) König, Handschriftliche Bemerkungen zu seiner Schilderung von Berlin. II. 162. Es ist dies derselbe Tag, den ich: Schauplatz der Thaten Friedrich Wilhelms des Großen S. 12 und zwar mit Anlehnung an Pufendorf, S. 734, als den Tag des Aufbruchs des Kurfürsten ansetzen zu müsse geglaubt habe.

Am 7. Dezember 1674 traf den Kurfürsten der harte Schlag, seinen hoffnungsvollen Kurprinzen Karl Emil zu Straßburg plötzlich zu verlieren. Auf kurfürstliche Verordnung wurden zu der Leichenfeierlichkeit auch „Trabandten“ umsonst eingekleidet. Unter den berechneten Unkosten wurden u. a. ausgeworfen: „Die Gemächer, Sargk, Himmelkutschen und Trauerwagen zu bekleiden; item von Ihr fürstlichen Durchlaucht des Chur-Prinzen der Pagen, Lacqueien, Trabandten und Städterknechte Kleidung nebst dem maß zu überziehung der Pferdegeschirr von nöthen gewesen 1100 R.“ und weiterhin wird eines Trabandten-Corporals gedacht. (F. K. C. p. 473.)

Am 25. Dezember 1674 recognoscirte der Kurfürst das in der Nähe von Türckheim zu erwartende Schlachtfeld. Da heißt es denn in dem v. Buch'schen Tagebuche: „Wir verließen die Stadt (Türckheim) und überschritten die Ebene bei Colmar bis jenseits Exheim, wo das Hauptquartier unserer Trabanten war“.*) Das erwartete Treffen fand dann auch am 26. Dezember bei Türckheim statt.**)

Im Januar 1675 bezog der Kurfürst mit seinen Truppen, um diesen einige Ruhe und Erhohlung zu gewähren, die Winterquartiere in Franken. Wir begleiten ihn auf diesem Marsche.

Bei der Auszahlung eines einmonatlichen Soldes für die Cavallerie und zwar am 14. und 15. Januar 1675 zu Heilbronn, steht obenan, und zwar wieder unmittelbar vor der sogenannten Preußischen Guarde oder der Ragutzki-Compagnie: „Der Trabandten-Guarde gegen des Herrn Oberstlieutenant des von Wolffersdorffen Quitung einen gantzen Monath Sold und zwar auf prima planae 632 R.; auf 150 Gemeine à 8 R.: 1200 R., in Summa 1832 R.“ (F. K. C. p. 190.). Hiernach war die Trabanten-Garde auf drei Compagnien prima planae à 210⅔ R. berechnet, während die 4. Compagnie (nämlich die Ragutzki-Compagnie) prima planae auf 205 R. festgestellt war.

Auf Sr. Churfürstl. Durchlaucht gnädige Verordnung vom 22. Februar 1675: „dem fürstlich Würtzburgischen Cammer-Rath Georg Wilhelm Spoenla gegen dessen Quitung erstattet, so wie die Grumbkoischen Dragoner und Trabandten-Guarde im Würtzburgischen an Futter und Speisung in natura genossen: 425 R. (F. K. C. p. 479.)

Bei den Ausgaben an Werbe- und Montirungsgeldern, so wie an Richtung der Armee auf die Cavallerie an Rekruten in den Monaten März und April 1675 heißt es: „zu gehorsamen Folge ergangenen gnädigsten Verordnung uff Order des Herrn General-Feldmarschalln Frey-

*) v. Kessel. I. 68.
**) v. Orlich. II. 141.

herrn von Dörfflinger sub dato Cleve, 8. April 1675 feindt durch den Commissarius Herrn Peter Florentz Rohden bezahlet folgenden Regimentern: der Churfürstlichen Trabandten-Guarde auf 3 Compagnien dem Obristen-Lieutenant Hans Albrecht von Wolffersdorffen gegen Quittung 900 R."; dann folgen das Leib-Regiment, das Churprinzliche Regiment, und das Dörfflingische Regiment, jedes aus 6 Compagnien und zwar jedes Regiment 1800 R., so daß also überhaupt bei allen diesen Regimentern gleichmäßig pro Compagnie 300 R. gezahlt wurden. (F. K. C. p. 45.)

Dem Capitain-Lieutenant von Wangenheim wurde zur Erkaufung eines Pferdes für einen kurfürstlichen Trabanten am 2. März 1675 die Summe von 20 R. gezahlt; desgleichen 20 R. für einen andern Trabanten, Namens Wilhelm Beyern, der zu dem erloschenen adeligen Geschlechte der v. Beyern von der Trautenburg im Halberstädtschen gehörte, am 9. März 1675. Gleiche Zahlungen von je 20 R. erfolgten am 2. April 1675 für ein Pferd des Trabanten Hans Braun, am 14. May 1675 für den Trabanten Hans Raven; am 25. Juny 1675 für den Trabanten Hyeronimus Trodten, am 27. Juny für den Trabanten Joachim Oswald von Petersdorff und am 30. Juny 1675 für den Trabanten Johann Heinemann. (F. K. C. p. 544. 546. 549.)

Die angestrengten Märsche aus Franken nach der Mark Brandenburg, so wie die Schlacht bei Fehrbellin, am 18. Juni 1675, werden wir als die Hauptursache des Verlustes an Pferden bei den Trabanten anzusehen haben. Denn daß auch an der letztgenannten Schlacht diese Truppe Antheil genommen habe, das wird uns ausdrücklich gemeldet.

Noch wenige Tage vor der Schlacht heißt es: „Auf Sr. Churf. Durchlaucht gnädigsten Befehl s. d. Cölln a. d. Spree, d. 12. Jun. 1675: der Churfürstl. Trabandten-Guarde gegen des Obristen-Lieutenant Hans Albrecht von Wolffersdorffen Quitung: 566 R. 16 ggr." (F. K. C. p. 50.)

Dann heißt es im Buch'schen Tagebuche von der Schlacht bei Fehrbellin: „beim Dorfe Linum, bei den Geschützen auf den Sandhügeln, ließen wir bald 50, bald 100 bei Jedem aufstellen, welche sich mittelst der Büchse, so gut es ging, unterstützen konnten; gleichzeitig stellten wir auch 4 Schwadronen Cavallerie, eine von den Trabanten und drei vom Regiment Anhalt."*)

Es erwähnt also ausdrücklich hier Herr v. Buch der Theilnahme der Trabanten an dem Gefechte und zwar vereint mit dem Regimente von Anhalt. Wenn daher Herr v. Gansauge durch die Einschaltung bei dem

*) v. Kessel. I. 123.

Worte „Leibtrabanten" erklärend Leibregiment zu Pferde setzt, so beruht diese Identificirung entschieden auf einem Irrthume.*) Wenn es in dieser Darstellung heißt: „Der Kurfürst selbst gerieth zwischen schwedische Reiter, aus welcher Gefahr ihn Neun der Seinigen retteten, welche sich auf den Feind warfen und ihren Fürsten heraushauten"; so darf man wohl annehmen, daß eben dies eine That der Seine Person stets zunächst umgebenden Leibtrabanten war. Der Kurfürst schenkte nach der Schlacht einem jeden dieser Leute eine Hand voll Dukaten und namentlich wird von einem derselben, Nicolaus Röxdorf, erzählt, daß er für das Geld später eine Mühle gekauft, und 1738, 102 Jahr alt, in Wesenthal bei Straußberg gestorben sei.**)

Der glorreiche Tag bei Fehrbellin scheint auch die Veranlassung gewesen zu sein zur Aufnahme manches wackeren Reuters in die kurfürstliche Trabanten-Garde. Wennn es z. B. heißt: „Einen Reutter vom Homburgischen Regiment Simon Asmisen, welcher unter die Churfürstlichen Trabandten aufgenommen worden, zur Montirung den 1. Aug. 1675 gegen dessen Quitung 20 R." (F. K. C. p. 553.) Der Trabandt Jacob Ragutzki erhielt am 6. Aug. 1675 ebenfalls 20 R. und zwar zu einem Pferde (ibd. p. 554).

In Beziehung auf Ausgaben an Verpflegungs- und Unterhaltungs-Geldern bei der Cavallerie, heißt es später:

„Auf Sr. Churfürstlichen Durchlaucht gnädigsten Verordnung vom 14. September 1675 (und zwar an der Spitze der specificirten Regimenter):

Der Trabandten-Guarde	2 Comp.	. .	50 R.
Ragutzki	1 „	. .	25 „
Leib-Regiment	6 „	. .	150 „

mithin völlig gleich bedacht, jede Compagnie mit 25 R." (F. K. C. p. 195.)

Einem Trabanten Johann Schneider wurde am 25. Septbr. 1675 gegen Quitung zu einem Pferde 30 R. (ibd. p. 558), mithin zu einem um die Hälfte höheren Preise gegeben.

*) v. Gansauge, Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Nach Archivalien des Geh. Staats-Archivs, so wie nach anderen Urkunden bearbeitet. Berlin, 1834. S. 64. 65.

**) Ibd. S. 68 mit Hinweisung auf die Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges von Decker. Berlin, 1824. II. 24. Schätzbare Mittheilungen giebt Stuhr: Die Schlacht bei Fehrbellin; aus den Quellen dargestellt in v. Ledeburs Allgem. Arch. 1831. IV. 7—30.

Auf Verordnung vom 5. Dezbr. 1675 erhielten nachverzeichnete Regimenter auf Abschlag:

Die Leib-Guarde gegen des Obristen-Lieutenant v. Wolffersdorff Quitung	600 R.
Ragutzki-Compagnie ebenfalls gegen des v. Wolffersdorff Quitung	400 „
Dann das Leib-Regiment, das Churprinzliche und Dörfflingersche Regiment, und zwar ein jedes	2000 „

Wir sehen hieraus (F. K. C. p. 196), daß die Trabanten-Guarde, hier zwar Leib-Guarde genannt wird, daß davon aber ganz verschieden das Leib-Regiment war.

Am 12. Dezbr. 1675 wurden „dem kurfürstlichen Trabanten Gürgen Schwartzen, welcher nach Wollin geschickt war, 5 R. gezahlt. (F. K. C. p. 415.)

Zu den Winter-Quartiren von 1675 zu 1676 erhielten die Trabanten die Städte Wrietzen, Fürstenwalde, Teltow, Cottbus und Beeskow als Garnisonen angewiesen.*)

Auf kurfürstlichen Befehl vom 22. Januar 1676 wurden dem Trabanten Peter Schossow behufs Wieder-Montirung gegen dessen Quitung 100 R. ausgezahlt. (F. K. C. p. 49.)

Auf Befehl vom 5. Februar 1676 erhielt des weiland Trabanten Friedrich Wollenstein Wittwe, Catharina Poppe, gegen Quitung für den halben September und den ganzen Dezember 1675 die Summe von 12 R. und zu den Begräbniß-Unkosten 4 R. ausgezahlt (F. K. C. p. 199). Auch sonst noch sehen wir Zahlungen an Wittwen von Trabanten leisten; so auf Befehl vom 26. Mai 1676 dem Secretarius der Trabanten-Guarde Georg Wilhelm Goericken für die nachgelassenen Wittwen der Trabanten Jürgen Lehmann, Joachim Meerß und Nicolaus Fincken, einer jeden 12 R. als „Abschlag hinterstelliger Resta" (ibid. p. 199), wobei man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß diese zahlreichen gleichzeitigen Sterbefälle entweder der Schlacht bei Fehrbellin oder dem weiteren Verlauf der Campagne zuzuschreiben sind.

Wiederum auf gnädigste Verordnung vom 9. Februar 1676, erhielt der Oberst-Lieutenant von Wolffersdorff für die kurfürstlichen Trabandten, welche von Berlin bis Magdeburg auf die Post verleget" (postirt) worden, gegen Quitung vom 6. Februar bis 6. März 1676 die Summe von 32 R. (F. K. C. p. 423.)

---

*) v. Oelsnitz. S. 147.

Der Trabandt Conrad Suppliten erhielt am 24. Februar 1676 für ein Pferd gegen Quitung 30 R. (F. K. C. p. 561); dagegen zu dem niedrigern Preise von 20 R.: der Trabandt Martin Richter am 10. April und der Trabandt Martin Gentzken am 29. April 1676. (ibd. p. 562.)

Die Trabanten wurden insbesondere zu allerlei Verschickungen gebraucht: so erhielt der Trabandt Georg Richter für seine Verschickung nach Magdeburg, den 4. Mai 1676 4 R.; der Trabandt Georg Rohn, nach Frankfurt a. O. geschickt, am 6. May 2 R. (ibd. p. 425). Den beiden Trabandten Bernd Lindeman und Barthold Sabatzky wurden nach Magdeburg am 26. Mai 1676 zusammen 8 R. gegeben (p. 426); letzterem für eine gleiche Sendung nach Magdeburg am 8. Juni 1676 wiederum 4 R. (p. 427); ebenso wurde den 3 Trabandten: Peter Hübner, Jacob Schwaben und Andrews Martin Knoblengen, die nach einander nach Magdeburg verschickt wurden, am 12. Juni zusammen 12 R. gezahlt (p. 428). Dem oft erwähnten Oberst-Lieutenant von Wolffersdorff wurden wegen einer beim Frankenbergischen Regimente abgehaltenen Commission, für die dabei aufgewendeten Kosten am 30. May 1676, 42 R. gezahlt (p. 427).

Der Trabandt Jakob Hünicken erhielt am 10. Juni 1676 zu seiner Montirung 15 R. (p. 563) und der Obrist-Lieutenant der „Trabandten-Guarde" Hans Albrecht von Wolffersdorff, ebenfalls zur Wiedermontirung von 5 desmontirten Reuttern am 18. Juni 1676 die Summe von 150 R. (p. 566). Der oben erwähnte Trabandt Jacob Schwaben erhielt, vermuthlich zu Anschaffung eines Pferdes, am 27. Juli 1676 die Summe von 20 R. (p. 567).

Auch in der Campagne des Jahres 1676 in Mecklenburg und Pommern sehen wir die Trabanten mehrfach in kriegerische Action treten. So erzählt Herr v. Buch vom 26. Juni 1676: „Als wir von Gnoyen kamen, begegneten uns 600 Pferde, deren wir sehr bedurften, da wir keine Reiterei, als die beiden Compagnien **Trabanten** mit uns hatten, als wir nur 1½ Meilen von Demmin waren. Wir marschirten durch Gnoyen brachen mit den genannten 600 Pferden, den Trabanten und 1500 Mann Fußvolk gegen den Paß von Tribsees auf."*)

Am 24. August 1676 heißt es: „denen 4 Trompetern und 1 Pauker von der Trabandten-Guarde, jedem einen Monat Sold à 14 R. gegen Quitung über 70 R.", und am 14. Oktober 1676: „denen beiden Trompetern von der Preussischen Guarde (Ragutzki), jedem für einen Monat Sold, zusammen 28 R." (p. 200).

---

*) v. Kessel. I. 194.

Auch aus Schwedischen Diensten wurden Männer in die Trabanten-Garde aufgenommen: „An 4 Reutter, so von Schweden überkommen und unter der Trabandten-Guarde Dienste genommen, den 31. August 1676 gegen Quitung 20 R." (p. 570).

Auf Verordnung vom 7. Sept. 1676 wurde dem Oberst-Lieutenant v. Wolffersdorff von der Trabanten-Guarde zu Erkaufung von Vieh 50 R. gezahlt (p. 340); am 20. Sept. 1676 zu den Begräbnißkosten des Paukers bei der Trabanten-Garde gegen Quitung des Trompeters Joachim Waldow 10 R. (p. 510).

Auf kurfürstlichen gnädigen Befehl vom 9. Okt. 1676 sind dem Capitain-Lieutenant bei der Trabandten-Guarde „de Maison Neufve" aus sonderbahren Gnaden zugewendet und nach und nach gegen desselben Quitung am 18. Dezbr. 1676 bezahlt 4000 R." und einem Lieutenant bei des Rittmeisters Ragutzky Compagnie (der Preussischen Guarde) Johannes Drewsky, welchen Se. kurfürstliche Durchlaucht in Gnaden entlassen und beim Abreisen gegen dessen Quitung beschenket mit 40 R. (p. 579).

Am 12. Oktbr. 1676 erhielt der „Trabandt Friedrich Debussen" zu einem Pferde 20 R. (p. 572) und wiederum wurden zweien Trabanten gegen Quitung des Capitain-Lieutenant von Wangenheim am 11. Novbr. 1676, 40 R. gezahlt (p. 576).

Daß die sogenannte Preußische Garde oder Ragutzky-Compagnie als 4te Compagnie mit den 3 Compagnien der Trabanten-Garde einen gemeinsamen Truppenkörper bildete, dies geht aus folgender Stelle hervor: „Sechs Trabandten von des Rittmeisters Ragutzky Compagnie zur Montirung gegen des Wachtmeister-Lieutenants Zögren Quitung, den 18. November 1676, 120 R." (p. 577).

Am 19. Novbr. 1676 wurden wieder zweien kurfürstlichen Trabanten, Georg Richter und Hieronymus Strathern, die in gewissen Angelegenheiten verschickt waren, zusammen 12 R. gezahlt (p. 441) und am 24. November 1676 erhielt der Trabanten-Corporal Wilhelm Thüngen, welcher nebst 17 Trabandten auscommandirt worden, an Reisegeld 40 R. (p. 443).

Am 12. Dezbr. 1676 nahm Gürgen Richter, welcher mit einigen Trabandten „nach Potstamb auf die Wache commandiret gewesen", hierfür 20 R. in Empfang (p. 445).

Der Verfasser des oft citirten Tagebuchs, der Kammerherr Dietrich Sigismund von Buch, dessen Bruder Gustav Wilhelm Rittmeister bei der Trabanten-Garde war, und von dem gemeldet wird, daß demselben vor Anclam ein Pferd unter dem Leibe erschossen sei*), gedenkt auch im Jahre

*) v. Kessel. I. 4.

1677 verschiedentlich der kurfürstlichen Trabanten, so, daß der kurbrandenburgische General-Major v. Giese (de Guise) 1677 vor der Festung Stettin Commandant der Trabanten-Garde zu Pferde gewesen sei.*) Am 12. Septbr. 1677 war Alles bereit zum Transport der Leiche des am 8. Sept. 1677 vor Stettin gefallenen Prinzen Philipp Ernst von Holstein, eines Neffen der Gemahlin des Großen Kurfürsten. „Wir brachen um 10 Uhr Morgens vom Lager auf, unter Begleitung von 36 Trabanten und 100 Reitern seines Regiments, ihn an das Ufer des Flusses bringend; hier nahmen ihn 12 Trabanten von dem Wagen und legten ihn in einen großen halb bedeckten Kahn.“**)

Am 15. Novbr. 1677 brachte man einen Mann in Gewahrsam, der sich aus der Familie v. Manteuffel angab; er sei von Königsmark gekommen, von wo er desertirt sei; er habe 5 Jahr in schwedischen Diensten gestanden, den Abschied nicht erhalten können, obgleich er denselben öfters gefordert; dies habe ihn veranlaßt abzugehen; er wolle aber nicht anders eintreten. Er wurde jedoch als ein auf der Insel Rügen Desertirter des Regiments von Lehndorf erkannt.***)

Früh, den 22. Novbr. 1677 mit dem polnischen Gesandten von Stettin aus aufbrechend, kamen wir zum Essen nach Schwedt, wohin ich einen Trabanten voran geschickt hatte, um den Amtmann zu benachrichtigen.†)

Man gab am 9. Dezbr. 1677 vor Stettin dem Tartarischen Gesandten Audienz, stellte die Compagnie der Trabanten, welche hier war, in doppelter Reihe vor das Haus Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht, aber zu Fuß, auf, und hatte von allen Regimentern 30 der besten montirten Pferde kommen lassen.††)

Am 8. Januar 1678 war Herr v. Buch in Wien auf einem Diner beim Grafen Windischgrätz; als anwesend daselbst nennt er: „Mansfeld, Kammerrath des Reiches und Capitain der Trabanten“†††), unter welchem hier jedoch, wie es scheint, diejenige Hofdienerschaft zu verstehen ist, die, wie an anderen Höfen, noch in der zweiten Entwickelungsphase dieses Institutes stehen geblieben war; wie denn auch an anderer Stelle beim Jahre 1687 eben dieser Mansfeld als: „Hauptmann der Hatschiren-Garde und Kammerrath Oesterreichs genannt wird“. §)

*) v. Kessel. I. 193. 194.
**) Ibd. I. 294. 295.
***) Ibd. I. 329.
†) Ibd. I. 332.
††) Ibd. I. 339.
†††) Ibd. II. 8.
§) Ibd. I. 354.

Am 24. Oktbr. 1678 wurde der oben schon erwähnte von Wangenheim Oberst-Lieutenant bei den kurfürstlichen Trabanten; wogegen der damalige Major Ragotzky als Oberst-Lieutenant zum Regiment Hülsen nach Preußen und der Major Gören (Görne) an seiner Statt zur Garde kommen sollte.*) — Christoph Adolph von Wangenheim war noch 1690 als General-Major zu Pferde, Oberst der Trabanten-Leibgarde und Kämmerer und starb 1709 als Generallieutenant.**)

In das Jahr 1678 fällt auch die Expedition des Kurfürsten auf die Insel Rügen; die Truppen, welche unter Schönings Befehl daran Theil nahmen, waren: „Die Trabanten-Garde, 1 Escadron Kurprinz, 1 Escadron Derfflinger, 1 Escadron Görtzke-Reuter, 1 Escadron Grumbkow-Dragoner, 1 Bataillon Holstein, 1 Bataillon Schöning und 1 Bataillon Barfuß.“***)

In einer Liste der Truppen in Preußen im Februar 1679 stehen oben an unter der Cavallerie die 1. und 2. Compagnie der Trabanten.†)

Am 5. Februar 1679 beschloß der Kurfürst, nach Pillau zu gehen, und ertheilte dem General-Major Lacave Ordre, die Wagen zu ersetzen, welche dessen Bauern dem Oberst-Lieutenant v. Wangenheim, Commandeur der Trabanten-Garde, geplündert hatten.††)

Am 24. Februar 1679 fand zu Königsberg die feierliche Beerdigung des Oberst-Lieutenants Talchow (von Dalchow) und des Majors von der Reck statt. „Herr Groote als zweiter Marschall folgte unmittelbar vor dem Sarge des Herrn Reck, welcher, wie Talchow, getragen und (durch Fackelträger) erleuchtet wurde, außer daß die Trabanten nicht zu wechseln brauchten: denn sein Körper war schon seit einiger Zeit in der Kirche.†††)

Bei dem Leichen-Begängnisse des Großen Kurfürsten († $\frac{\text{29. April}}{\text{9. Mai}}$ 1688 zu Potsdam) erschienen 2 Compagnien Trabanten-Garde unter ihrem Commandeur, dem Obersten v. Wangenheim.§) Nach einer Armeeliste seines Nachfolgers, des Kurfürsten Friedrich III., vom März 1689, finden wir an der Spitze der Cavallerie die kurfürstliche Trabanten-Garde

---

*) v. Kessel. II. 92.

**) v. Schöning, Generale, S. 15, dessen Feldmarschall v. Schöning, S. 41.

***) v. Schöning, Feldmarschall H. A. v. Schöning, S. 40.

†) v. d. Oelsnitz. S. 171.

††) v. Schöning, Feldmarschall, S. 58.

†††) v. Kessel. II. 155.

§) v. Schöning, l. c. S. 66.

zu 3 Compagnien angesetzt in der Kopfzahl von 415 und die Grands-Mousquetairs zu 414 Köpfen.*)

In dem Kurbrandenburgischen Diarium des Feldzuges vom $\frac{\text{20. Mai}}{\text{30. Mai}}$ bis $\frac{\text{10. Dez.}}{\text{20. Dez.}}$ 1689 finden wir unter der Anführung des Kurfürsten Friedrich III. und unter dem Oberbefehl des General-Feldmarschall-Lieutenants Hans Adam v. Schöning in dem Feldlager bei Cöln a. R. am $\frac{\text{6. Juli}}{\text{16. Juli}}$ 1689, nach der Ordre de Bataille der verbündeten Armeen am Niederrhein**):

General-Major du Hamel,
3 Compagnien Trabanten-Garde,
4 " Grand-mousquetaires,
8 " Leib-Regiment,
8 " Kurprinz,
8 " Prinz Holstein,
8 " Anhalt.

An dem Sturm von Bonn scheint die Trabanten-Garde nicht Theil genommen zu haben; wenigstens wird deren weder in der Disposition zum Sturme, noch in den Verlustlisten an Todten und Verwundeten gedacht.***)

Als Oberst dieser Truppe wird der 1688 als General aus Französischen in Brandenburgische Dienste getretene Graf Meinhard von Schomberg namhaft gemacht; derselbe folgte jedoch 1689 seinem Vater, dem späteren Herzog Friedrich von Schomberg, nach England.†)

Im Jahre 1690 nahm Kurfürst Friedrich III. aus Königsberg den auf der dortigen Universität studirenden Georg Wilhelm v. Hohendorf als Kammerpagen mit nach Berlin und machte ihn bald darauf zum Cornet bei seiner Trabanten-Garde.††)

Dann aber verschwindet der Name der Trabanten aus der Brandenburg-Preußischen Armee gänzlich. Ihr letzter Commandeur war der 1697 zum General-Major ernannte Johann Georg von Tettau, unter

---

*) v. d. Oelsnitz, S. 202.

**) v. Schöning, Leben und Thaten des H. A. v. Schöning, S. 158. 181. Hennert, Beiträge zur Brandenburgischen Kriegsgeschichte, S. 5. 6. 143. 175.

***) Hennert, S. 121—123. 151—156.

†) v. Schöning, Feldmarschall H. A. v. Schöning, S. 43.

††) Krohne, Adelslex. II. 131.

dessen Kommando sich die alte Trabandten-Garde in eine Escadron Garde du Corps verwandelte, die dann wieder, nach seinem 1713 als General-Lieutenant erfolgtem Tode, als 4te Escadron in das 1691 errichtete Regiment Gens d'Armes aufgenommen wurde.*)

Aber ein eigenthümlicher Kreislauf bleibt es, daß, nachdem im Jahre 1740 von Neuem in Potsdam eine Escadron Garde du Corps errichtet worden war, das am 11. Oktbr. 1756 am Lilienstein bei Pirna gefangen genommene Sächsische Trabanten-Regiment dazu dienen mußte, die dadurch zu einem Regimente erwachsenen Preußischen Garde du Corps um 2 Escadrons zu vermehren.**)

*) Schöning, S. 19. Zustand der Preuß. Armee. 1786. S. 141.
**) Zustand der Preuß. Armee. S. 144.

Land und Leute in Westpreußen.

Von
F. W. F. Schmitt,
Dr. phil. (Lulkau bei Thorn).

(Fortsetzung.)

Die Abkehr der Deutschen vom polnischen Wesen (oder wie Karl X. in einem Briefe an die Conitzer sagt, „geschwebten Unwesen") ist ein Produkt der allgemeinen historischen Entwickelung, so zu sagen: ein Naturereigniß, gegen welches Mittel, selbst, wenn man sie suchte, nicht zu finden wären. Wenn aber diese Abkehr sich bis zu einer indolenten Unkunde der polnischen Verhältnisse steigert, welche selbst einem Engländer — dem Hindu gegenüber — Ehre machen würde: so ist dies ein bedenklicher Fehler, gegen welchen Abhilfe zu suchen und zu — finden ist. Wen man nicht kennt, den vermag man auch nicht zu beherrschen.

Es kann sich der Deutsche in dieser Beziehung an dem Polen ein Beispiel nehmen.

Die Sympathie der Polen mit den Germanen ist niemals groß gewesen; in neuerer Zeit ist sie aus allgemein bekannten Gründen bis tief unter den Gefrierpunkt herabgesunken. Der Pole fühlt gegenwärtig gegen das deutsche Wesen eine Abneigung, welche diejenige des Deutschen gegen polnisches Wesen um ein Bedeutendes übertrifft. Man wird es also begreifen, daß er die deutsche Sprache nicht mit sehr günstigen Augen betrachtet; auch ist bekannt, daß er sich derselben als offiziellen und Umgangssprache zu entziehen sucht.

Dennoch wird es ihm niemals einfallen, auf die Entfernung der deutschen Sprache zu verzichten. Er weiß, daß sie ihm im Verkehr nöthig ist; er weiß, daß er jede Fühlung mit den Deutschen verliert, wenn er das Deutsche nicht versteht. Er würde eine Waffe weniger zu haben glauben, wenn er des Deutschen nicht mächtig wäre.

Freilich erlernt er wegen des „muntern Ingenii", wie Friedrich der Große sagt, und der slavischen Nachahmungsfähigkeit, die ihm eigen ist, die schwere

deutsche Sprache leichter, als der Deutsche die leichtere Polnische lernt. Die abstrakte Unterscheidung zwischen Form und Wesen, die dem Deutschen nicht geläufig ist, liegt ferner in seinem Nationalcharakter. Mit Unrecht klagen die Polen, daß ihnen mit der deutschen Sprache zugleich ein Antheil deutschen Geistes gewaltsam eingetrichtert werde. Kein besseres Mittel giebt es gegen fremde Sprachgifte, als Milch aus einer polnischen Mutterbrust. Ein Pole könnte verdammt sein, Zeit seines Lebens Deutsch zu sprechen — er würde, wenn nicht Anderes hinzuträte, dadurch niemals zum Deutschen werden.

Anders der Deutsche, welcher nach dem französischen Ausdruck „entiers“ und in Folge dessen für solche Abstraktionen zu plump und ehrlich ist. Alles, was er treibt, das will er gründlich und tief betreiben. Er lernt das Polnische entweder gar nicht, oder mit solcher Virtuosität, daß er gleich polnische Gesinnungen daneben einsaugt.

Aber er ist auch ein Mann der richtigen Mitte. Der Deutsche kann Alles, wenn er nur ernstlich will. Es fehlt ja den Deutschen nicht an abstrakten Denkern, es fehlt ihnen an pfiffigen Diplomaten nicht. Sollten sie sich eine Abstraktion nicht aneignen können, welche der Pole von Natur besitzt? — Sollten sie ewig auf dem bäurischen Standpunkte stehen bleiben, wie heute, wo sie nicht einmal dem ihre Sprache radebrechenden Fremden gegenüber ihre Lachlust zu bändigen im Stande sind? — Wird ihnen ja doch von den Polen selbst vorgeworfen, daß sie doppelzüngig und hinterlistig sind.

Nun wolle zwar Gott verhüten, daß wir den Ruhm unserer edeln Einfachheit in die Schanze schlagen. Hüten wir uns aber, diese Eigenschaft auf eine Spitze zu treiben, wo sie in Einfalt übergeht!

Der Pole hat von dem Deutschen zu der Zeit, als sich die Nationen noch näher standen, eine Unmasse von Wörtern angenommen, die er mit Geschick polonisirte. Fast alle auf Handel und Gewerbe bezüglichen Wörter im polnischen Lexikon sind aus dem Deutschen entlehnt und auf eine Weise zugestutzt, daß der Genius der Sprache dadurch nicht gelitten hat. So heißt der Maler malarz, der Färber farbiarz, der Fuhrmann furman, die Schürze fartuch. Aber selbst in neueren Zeiten, wo er das deutsche Wesen scheel ansieht, nimmt der Pole, als ein praktischer Mann „qui ne difficulte jamais pour la forme“ wie Friedrich der Große sagt, beständig deutsche Wörter auf, wenn ihm keine polnische dafür zu Händen sind. Werden auch Wörter wie ejzenban, forczrycman, strychulec*) u. a. im Laufe der Zeiten durch andere ersetzt, die aus dem Urquell des nationalen Sprachschatzes geschöpft sind: es bleiben andere, für welche nationale Substitutionen nicht zu finden sind.

Von den Juden hat der Pole im Wesen nichts, in der Sprache viel weniger, als der Deutsche angenommen. Die Polnischen Wörterbücher bieten in dieser Hinsicht nur wenig Wörter dar, von denen sich noch obenein die meisten auf den jüdischen Ritus beziehen. Wir nennen:

---

*) Eisenbahn, Fortschrittsmann, Streichholz. Für das mittlere Wortungeheuer findet man in polnischen Zeitungen auch: fortrzycman (der Ton ruht auf der letzten Silbe).

bachor der Judenjunge (das hebräische Bocher; das echtpolnische bachor bedeutet einen Wildeber),

kahat die Judengemeinde (hebräisch Kahola),

lejba ein schmutziger Mensch (worin der jüdische Vorname Leib in nicht schmeichelhafter Weise generalisirt ist),

mamzer ein getaufter Jude (beruht auf einem Mißverständniß. Es ist eine Abkürzung des hebräischen Mamser-Ben-Enide, welches ungefähr einen „Bankert" bedeutet),

chapac' greifen vom hebräischen chafan. Auch bei den Deutschen kommt in dieser Bedeutung „chappen, chapsen" vor.

Die Juden in Polen trugen zu früheren Zeiten polnische Nationaltracht und behielten diese theilweise bei, als sie bei den Polen selber verschwunden war. Wir haben bereits gesehen, daß die Juden in Westpreußen und dem Netzedistrikt nach 1772 deutsche Tracht anlegten und sich den bei ihren Landsleuten in Russisch- und Oesterreichisch-Polen noch gegenwärtig üblichen Kleidermoden und Sitten allmälig entzogen. Von polnischen Wörtern haben sie in ihren deutschen Dialekt einige wenige eingeführt, welche allmälig aus der Mode kommen. So heißt die gemeinschaftliche Fleischkasse „Krubke" (von króbka Schachtel), das Bett „Puche" (von pucha Flaum), Ziegenhörner Kosch'erogges (poln. kożlerogi) und Aehnliches. Einige Vornamen haben sie mit polnischen Endungen versehen, als Leybusch (Leibchen), andere selbst in's polnische Idiom übertragen, als Dobbrusch (Güttel), Slattke (Golde). An den alten polnischen Ortsnamen halten sie mit Starrheit fest. Sie lernten dieselben zuerst in der polnischen Urform kennen und fühlten — da ihnen die Sprache überhaupt eine sehr gleichgiltige Sache ist — nicht dasselbe Bedürfniß, wie die deutschen Christen, die Form zu verändern. Wo sie dies aber für angemessen hielten, schlugen sie darin eigene Wege ein. So nennen sie noch heute Lobsens Lobsch'ennitze", Vandsburg „Wanselburg" (die polnische Urform ist Wansowno), Flatow „Slóttowwe" (Złotowo im Polnischen), das Dorf Wda in der Tuchler Heide „die Awde", und Aehnliches.

Im Uebrigen lernen die Juden das Polnische ziemlich leicht und sprechen es fast ebenso geläufig, wie ihre deutsche Muttersprache. Ja es steht in Folge der oben erwähnten Zeitströmung zu erwarten, daß sie in den vorzugsweise polnischen Gegenden die polnische Sprache allmälig ganz an die Stelle der Deutschen setzen. Bisher fand dieser Umsturz erst bei einigen gebildeten Judenfamilien in Russisch-Polen und Galizien statt.

Im Ganzen kann man sagen, daß die Juden von ihren christlichen Umwohnern in der Form Alles, im Wesen — Nichts annahmen. Wer kann das nachmachen? —

Fragen wir schließlich, welches das ethnographische Resultat des mit dem Jahre 1772 beginnenden Entwickelungsprozesses sei, so wird dies, in Zahlen auszudrücken, einigermaßen schwierig sein.

Zu der Zeit, als Westpreußen der preußischen Monarchie incorporirt wurde, haben statistische Erhebungen, welche die Nationalität der Bewohner feststellten, nicht stattgefunden; man begnügte sich mit der Angabe des reli-

giösen Bekenntnisses. Auch in der Folge stieß die Ermittelung des Nationalitätenverhältnisses auf manches Hinderniß.

In einem Lande, wie Siebenbürgen, wo die verschiedenen Nationen in compakter Masse bei einander wohnen, mag man die Nationalität des Einzelnen wohl leicht unterscheiden. Wo aber, wie in Westpreußen, die Nationalitäten großentheils in unentwirrbarer Weise durch einander gerüttelt sind, wird für diese Unterscheidung Scharfsinn, Ueberblick und ein Bildungsgrad erfordert, welcher den in Westpreußen mit diesen Geschäften betrauten Beamten selten eigen ist.

Den größeren Städten im Lande präsidiren allerdings Bürgermeister von akademischer Bildung, die den genannten Anforderungen wohl genügen würden; doch pflegen sie eine geschäftlich so untergeordnete Sache, wie die Classifikation der Nationalitäten, Subalternen zu überlassen, welche in der Regel dazu nicht fähig sind. In den kleineren Städten mögen sich allerdings dieser Sache die Bürgermeister persönlich unterziehen; doch stehen sie nicht selten auf einer Bildungsstufe, welche ihr nicht gewachsen ist. Noch schlimmer steht es mit den Dorfschulzen, welche häufig von demjenigen, was die Behörden verlangen, keine Ahnung haben.

Als die Behörden mit den statistischen Erhebungen in dieser Richtung vorgingen, formulirten sie die Frage derartig, daß sie die Sprache eines jeden Bewohners, als das sichtbarste Kennzeichen seiner Nationalität, zu wissen wünschten.

Diese Anordnung war sehr weise; denn, hätten sie die Kategorieen „Deutsche" und „Polen" in das Formular gesetzt: so hätten sie an den meisten Stellen eine Wiederholung der Kategorieen „Evangelisch" und „Katholisch" erhalten — nicht bloß, weil in den meisten Gegenden die religiösen Unterschiede mit den nationalen zusammenfallen, sondern auch, weil die Listenverfertiger selbst beim besten Willen die Begriffe „Deutsch" und „Evangelisch" einerseits, und „Polnisch" und „Katholisch" andererseits, auseinanderzuhalten nicht im Stande waren.

In welchem unauflöslichen Verbande hier die genannten Begriffe stehen, möchte einem Bewohner der westlicheren, rein-deutschen Provinzen fast unglaublich scheinen.

Nicht selten erklären Leute mit ernsthaftem Gesicht vor Behörden, daß sie „katholisch" sprechen. Kinder fordern sich Bücher mit „katholischen" Linien (um nämlich „polnisch" darin zu schreiben); katholische Rheinländer werden gleich nach ihrer Einwanderung, trotz gänzlicher Unkenntniß der polnischen Sprache, als „Polnische" aufgeführt; ein Katholike, welcher den evangelischen Glauben annimmt, ist „deutsch" geworden, wenn er auch nie zuvor polnisch sprach; die Polen sind meistens überzeugt, daß der Papst „polnisch" spreche. Man sagt, daß ein Pole einst geweint habe, als ihm sein eigener Parochus — selbst ein Pole — diesen Irrthum benahm.

Da nun die Behörde einen Nachweis über die Sprache verlangte, griff wieder ein anderes Mißverständniß Platz.

Die meisten Schulzen und selbst einige Bürgermeister in kleinen Städten glaubten, daß es der K. Regierung darauf ankomme, die Sprachtalente eines jeden Bewohners kennen zu lernen. Wo sie selbst deutscher Zunge waren, führten sie jeden Polen, der einige deutsche Sätze im Zusammenhang sprechen konnte, flugs als einen Deutschredenden auf; waren sie Polen, so registrirten sie jeden Deutschen, welcher hin und wieder polnische Schimpfwörter von sich gab, als Polen ein. Einige führten gelegentlich auch andere Sprachen in die Liste ein; bemerkten beispielsweise bei Diesem und Jenem, daß er auch lateinisch und französisch spreche.

Auf diese Weise ergaben allmälig die statistischen Berichte ein so widersinniges Resultat, daß die Behörden zu neuen Maßregeln genöthigt wurden. Man verlangte nicht mehr die Sprache des Einzelnen kennen zu lernen, sondern die Familiensprache.

Nach dieser Methode ist nun allerdings ein annähernd richtiges Ergebniß gewonnen worden; es laufen jedoch noch immer garstige Irrthümer mit unter (vgl. meine Schrift über den Kreis Flatow, Thorn, 1867, S. 158) und werden auch nicht verschwinden, so lange die Vorbildung der Dorfschulzen und der Bürgermeister in den kleinen Städten auf der jetzigen Stufe bleibt. Richtige statistische Angaben wird man in dieser Beziehung nicht eher erlangen, als bis man die ländliche Gemeindeordnung in einer der Zeit entsprechenden Weise regulirt, in den kleinen Städten aber Maßregeln getroffen haben wird, Bürgermeister von einer höheren Bildungsstufe, als die bis jetzt gebräuchliche, zu creiren, welche man bei entsprechender Gehaltserhöhung finden wird.

Doch selbst dieses vorausgesetzt — so wird man über die fragliche Angelegenheit niemals in's Klare kommen, so lange man die Juden ohne Weiteres zu den Deutschen zählt.

1772, wo dieser Modus wegen geringerer Anzahl der Juden statistisch viel ungefährlicher war, stellte man über die Juden besondere Listen auf. Bei ihrer damaligen exceptionellen Stellung war dieses ganz angemessen. Auch waren sie — da die Sprachkategorieen in den damaligen statistischen Formularen fehlten — nirgend wo anders unterzubringen.

Als man mit Feststellung der Nationalitäten einen Anfang machte, waren die Juden aus ihrer Ausnahmestellung herausgetreten; waren Staatsbürger, nicht bloße Schützlinge, wie ehemals. Sie wurden also — da sie deutsch sprachen, wie alle Aschkenasim — in das deutsche Rubrum eingetragen; man vergaß es gänzlich, daß die Angabe der Sprache nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zur Feststellung der Nationalitäten sei.

Um eine Vergleichung der Nationalitätenverhältnisse für 1772 und heute aufzustellen, bleibt nur das oben beobachtete Verfahren, als das approximativ richtigste. Dies angewandt aber — ergiebt sich, daß sich Polen und Deutsche in Westpreußen noch immer die Waage halten. Nach den neueren Zählungen übersteigt die Zahl der Katholiken diejenige der Evangelischen in dem echten Westpreußen (ohne dem Netzedistrikt) um ca. 14,000 Köpfe. Diese auf Deutsche katholischer Confession abgerechnet (was reichlich gerechnet

heißt, da sie massenweise nur im Tuchler Amt vorkommen), giebt für jede der Nationalitäten gerade die Hälfte ab.*)

Die Ursachen dieses den Deutschen so ungünstigen Ergebnisses sind in den obigen Erörterungen bereits sporadisch angedeutet. Die Schlaffheit der eingeborenen Deutschen unter Friedrich dem Großen, die Mißgriffe der Regierung unter seinem Nachfolger, die Unterbrechung der germanischen Civilisationsarbeit durch die französische Invasion unter Friedrich Wilhelm III., die Begünstigungen des Polenthums und des mit ihm eng verbundenen Katholicismus unter Friedrich Wilhelm IV., vor Allem aber die sittliche Erhebung des polnischen Volkscharakters seit 1848 — sind als die Hauptveranlassungen zu obiger Thatsache hervorgetreten.

Zu einer genügenden Erklärung derselben würden sie jedoch nicht ausreichen. Um diese zu erlangen, müssen wir die soziale Entwickelung der Bevölkerung näher in's Auge fassen.

Die Städte, welche als Hauptquartier des Deutschthums im Lande gelten konnten, hatten ihre Nahrung ehemals theils durch Seehandel, theils aus der Fabrikation von Tuch- und Eisenwaaren gezogen, welche sie nach Rußland absetzten.

Als Friedrich der Große seinen Antheil an der polnischen Beute erhielt, wurden ihm durch den Neid der beiden andern Theilungsmächte gerade die beiden Pforten des Verkehrs — die Städte Danzig und Thorn — entzogen. Was er auch für Maßregeln ergreifen mochte, um diesem Uebelstande abzuhelfen: sie hatten keine andere Wirkung, als daß sie den Wohlstand der genannten Städte vernichteten, ohne eine entsprechende Blüthe derjenigen preußischen Städte, welche an ihre Stelle treten sollten, herbeizuführen.

Die Zeiten der polnischen Handelsblüthe waren überdies vorüber.

Zwar das Holz- und Getreide-Export-Geschäft, welches seit Jahrhunderten über Danzig von Polen nach England ging, hatte eine zu solide und natürliche Basis, um nicht immer wieder von Neuem aufzuleben. Der Landhandel nach Rußland aber lag bereits in den letzten Zügen, als Westpreußen an Preußen fiel. Namentlich war das Tuch-Export-Geschäft nach Rußland in Verfall gerathen. Die Russen bezogen ihre Tuche theils aus England, wo man sie seit Erfindung der Maschinen billiger und besser lieferte; theils ließen sie dieselben im Inlande verfertigen, wo neuangesetzte deutsche Tuchweber ihnen bald ein ebenso gutes Tuch lieferten, als das bisher importirte polnische.

Dies ist der wahre Grund, weshalb die Tuchweberei in Westpreußen und

*) Für den Netzedistrikt, von dem aber nur ein geringer Theil zu Westpreußen gehört, stellt sich die Entwickelung in einem der deutschen Nationalität günstigeren Lichte dar. Während sich hier zur Zeit der Occupation von 1772 das polnische Element zu dem deutschen wie 2 : 2 verhielt, kann man gegenwärtig annehmen, daß auf 3 Polen hier immer 5 Deutsche kommen.

Posen bergab gegangen. Die erst viel später eingetretene russische Zoll-Grenzsperre mag allerdings eine Aufnahme dieses Fabrikzweiges mit verhindert haben; einen Verfall — wie oft behauptet worden — hat sie unmöglich verursachen können, weil sie damals, als dieser eintrat, noch lange nicht vorhanden war.

Die Tuchfabrikation belebte sich zwar einigermaßen wieder, als der König, rastlos um ihre Hebung bemüht, ihr inländische Märkte eröffnete; doch konnte diese bei der von Westen her geübten Concurrenz die russischen Abnehmer unmöglich ersetzen. Andere Betriebszweige, welche der König hervorrief und begünstigte, als Leder- und Leinenfabrikation, konnten wegen Mangels an natürlicher Basis oder Absatz nicht aufkommen. Die Städte sanken immer mehr zu bloßen Ackerstädten, zu einer Art von großen Dörfern herab; namentlich im Netzedistrikt, wo man — nach polnischer Weise — gar zu freigebig mit Ertheilung des Stadtrechts gewesen war.

Die französische Invasion gab diesen Städten den Gnadenstoß. Als der zweite Pariser Frieden geschlossen ward, befanden sie sich in einem Zustande, der an denjenigen des Jahres 1772 lebhaft erinnerte.

Die einzige Klasse von Bewohnern, welche vermöge der Natur ihrer Geschäfte durch den Krieg gewonnen hatte, waren die Juden.

Als daher die städtischen Grundstücke wegen Verarmung ihrer Besitzer unter den Hammer kamen, gingen sie, wie bereits angedeutet, der Reihe nach in jüdische Hände über. Die Juden bemächtigten sich zunächst des gesammten Handels, der ihnen (wenigstens in dem echten Westpreußen) bisher verschlossen gewesen war. Dann warfen sie sich auch auf die einträglichen Handwerke, die man ihnen — bei inzwischen eingetretener Gewerbefreiheit — nicht mehr streitig machte. In weniger als einem Decennium sahen sich die christlichen Großbürger und Meister auf den Ackerbau zurückgeworfen, welchen die Juden wegen des kärglichen Ertrages, den er damals brachte, so wie aus nationaler Antipathie, vernachlässigten. Viele von ihnen sanken auch zu Tagelöhnern und Handlangern herab; und ihre Söhne und Töchter mußten sich herbeilassen, den einst verachteten „Schutz-Juden", jetzigen Staatsbürgern, als Knechte und Mägde zu dienen.

Die einzigen Stadtbewohner, die damals das Deutschthum würdig repräsentirten, waren die K. Beamten, meistens Einzöglinge, die aus den westlicheren Provinzen in's Land gekommen. Vermöge ihres festen Gehaltes, das bei dem damals stattfindenden allgemeinen Geldmangel und der andauernden Billigkeit der ersten Lebensbedürfnisse, den vierfachen Werth hatte, erfreuten sie sich inmitten einer verarmten Bevölkerung einer gesicherten Existenz; ja sie konnten ohne Unehrlichkeit ein kleines Vermögen sammeln, mit welchem sie die verarmten Gutsbesitzer auskauften. Mit tiefster Verachtung sahen sie auf den elenden Pfahlbürger herab, welcher im Begriffe stand, sich in einen Häusler oder Tagelöhner umzusetzen; mit tiefster Verachtung auf den armen Handwerker, welcher sich nicht mehr ernähren konnte, wenn er nicht den Ackerbau nebenbei betrieb.

Das Selbstgefühl des deutschen Stadtbürgers war selbst durch die Städteordnung nicht mehr zu wecken. Auf selbständige Thätigkeit verzichtend, von welcher er so wenig Früchte sah, ging er entweder in Privatdienste; oder, wenn es thunlich, suchte er auf der untersten Staffel der Beamtenpyramide Platz zu nehmen, welche ihm allein Brot und Nahrung zu versprechen schien. Glücklich pries er sich, wenn er einen elenden Posten — als Bote, Exekutor und Lohnschreiber — erhaschen konnte, den heute selbst der ärmlichste Gewerbetreibende verschmähen würde. Ein Kanzellist galt damals als ein Holz, aus dem man Alles schnitzen kann; Kanzellisten wurden Bürgermeister und Kämmerer, ja Stempelfiskale und Rentmeister; Kanzellisten kauften sich Rittergüter; es gab Beispiele, wo einfache Kanzellisten ohne vorangegangene akademische Studien zu Richtern avancirten. Daß ein Regierungs-Kondukteur sich später in einen Rittergutsbesitzer verwandeln müsse — stand als ein Glaubensartikel fest. Es war das goldne Zeitalter für die Schreiberwelt.

Daß diese Zeitströmung einer Verbreitung des Deutschthums nicht günstig war, erhellt von selbst. Allerdings ward hie und da auch ein polnischer Gutsbesitzer durch einen Beamten deutscher Zunge ausgekauft; auch ging wohl manches städtische Grundstück aus den Händen eines verarmten polnischen Bürgers (die polnischen Bürger litten natürlich unter demselben Zeitendruck, wie die Deutschen) in deutsche Beamtenhände über. Doch konnten diese vereinzelten Besitzveränderungen für den moralischen und finanziellen Verfall des deutschen Bürgerthums keinen Ersatz leisten.

Der nicht angesiedelte Beamte aber hatte noch weniger Einfluß. Er flog, wie ein Zugvogel, hin und her und konnte deshalb im Lande nicht Wurzel fassen. Und er wollte keine Wurzel fassen. Denn bei dem damals herrschenden kosmopolitischen Sinne in dieser Sphäre hatte er mit dem Deutschthum, das er verachtete, jede Fühlung verloren. Eher fraternisirte er noch mit den Juden, deren Reichthum ihm imponirte oder auch mit den polnischen Adligen und Geistlichen, deren Deutschenhaß damals noch unter glatten Höflichkeitsformen, wie die Schlange unter Rosen, verborgen lag.

Mit den vierziger Jahren begann eine Umwälzung.

Die Preise der Lebensmittel gingen in die Höhe, und die Beamtengehälter fielen in demselben Maße unter ihren bisherigen Werth. Dieselben Beamten, die ehemals ohne Unehrlichkeit Schätze sammeln konnten, sahen sich plötzlich in eine Lage versetzt, die derjenigen der Stadtbürger in den 20er Jahren ähnlich war; sie mußten um ihre Existenz kämpfen. Demokratische Strömungen, die damals die politische Luft erfüllten, nahmen ihnen noch dazu ihren Nimbus. Der Bürger, obwohl noch immer arm, aber in Folge des allgemeinen kommerziellen Aufschwunges nicht mehr so bettelarm, als ehemals, begannen zu fühlen, daß Selbstständigkeit und Freiheit eine Wohlthat sei, die der Beamte entbehren müsse. Besaß er gar Acker, so gelangte er zu einer Wohlhabenheit, auf die er nicht mehr gerechnet hatte. Je mehr sich Zweithalerstücke in den wollenen Strümpfen des Ackerbürgers anhäuften, desto mehr entwickelte sich in ihm das Bewußtsein, daß er eine Bedeutung für sich habe und daß er nicht um des Beamten willen vorhanden sei.

Das steigende Selbstgefühl des Stadtbürgers trat in Kleidung, Haltung und Lebensweise deutlich hervor. Namentlich äußerte es sich darin, daß er dem Laster des unmäßigen Brandweingenusses entsagte, dem er aus Armuth und Verzweiflung bisher anheimgefallen. Was keine Mäßigkeitsvereine hatten zu Stande bringen können — ward jetzt von dem fortschreitenden Zeitgeist in's Leben gerufen. Damals war es, wo der König Gambrinus, über König Schnaps triumphirend, auch in diesen Landen seinen Einzug hielt. Es schien, als habe die alte Zeit sich todtgetrunken, und die neue fange jetzt nüchtern und vernünftig an.

Nach 1848 sah man — wie bereits angedeutet — dieselbe Metamorphose bei den Polen in Scene gehen; aber viel nachhaltiger, da sie eine religiöse und nationale Basis hatte, welche ihr bei den Deutschen mangelte. Der polnische Bürger, der bisher im Verborgenen vegetirt hatte, kam plötzlich an's Tageslicht. Bisher war er bloß Fischer und Töpfer gewesen; brachte er es zum Schuhmacher, Schneider, Tischler oder Böttcher, so ward dies schon als Zeichen einer großen Befähigung und außerordentlicher Schicksalsgunst betrachtet. Der Gipfel seiner Wünsche aber war erreicht, wenn es ihm gelang, einen Obsthandel anzulegen oder gar einen Kramladen aufzuthun. Jetzt aber wurde er Alles. Die neuerfundenen Maschinen sagten ihm besser, als dem Deutschen zu, der seiner Natur nach Alles individualisiren will. Der fabrikmäßige Betrieb des Handwerks, dem sich der Deutsche nur widerwillig gefügt hatte, war seinem mehr auf mechanische Nachahmung gerichteten Wesen entsprechender. Er sah sich plötzlich auf gleichem Niveau mit dem Deutschen, den er ehemals nie erreichen konnte. Schließlich gewann er Mittel, er ging auch zum Handel über.

Das Polenthum erstarkte in den Städten, während das Deutschthum nicht vorwärts schritt. Sehen wir nun, wie sich die Verhältnisse auf dem platten Lande gestalteten.

Der polnische Adel in Westpreußen zeigte sich — bis auf den genannten Bruchtheil kriegerischer Geschlechter aus der pommerellischen Heidegegend — germanischem Wesen sehr abgeneigt. Wir haben bereits gesehen, daß viele der polnischen Edelleute in die polnisch verbliebenen Distrikte auswanderten. Diejenigen, welche zurückblieben, verarmten zu einem großen Theile unter dem Einflusse der allgemeinen Bodenentwerthung, und ihre Güter gingen in die Hände von Deutschen, vorzüglich von bürgerlichen Beamten deutscher Zunge, über. Der polnische Adel Westpreußen's, d. h. der wirklich begüterte Adel ist auch heute numerisch unbedeutend (freilich auch der Deutsche); die meisten Rittergüter werden von Bürgerlichen deutscher Zunge und Nation besessen.

Wer jedoch hieraus schließen wollte, daß auf dem Lande eine nachhaltige Germanisirung stattgefunden, würde sich täuschen.

Der neue deutsche Grundherr umgab sich zwar mit einem Generalstabe von deutschen Inspektoren, Wirthen und Schäfern, ließ aber die polnischen Instleute auf dem Gute sitzen, weil ihm keine anderen zur Hand waren. Nachgehends, wo sich vielleicht Gelegenheit fand, die polnischen Leute mit deutschen zu vertauschen, fühlte er zu diesem Tausche kein Bedürfniß mehr.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den adligen Territorien (1808; auf den K. Domänen war sie schon 1772 aufgehoben) hatte nicht, wie in den reindeutschen Gegenden, das Emporkommen freier Tagelöhner im Gefolge, auf welche der größere Besitzer zählen konnte. Bei dem unruhigen, unberechenbaren Charakter der Bevölkerung riskirte er, daß man ihn gerade zu derjenigen Zeit im Stiche ließ, wo er Leute am meisten brauchte, nämlich zur Erntezeit. Nun aber drängt sich diese gerade in Westpreußen, wie wir sahen, auf einen beispiellos kurzen Zeitraum zusammen. Es blieb also nichts Anderes übrig, als fest engagirte Tagelöhner, sogenannte Instleute (Ratheier und Komorniks) anzusetzen, denen man Haus und Garten miethweise abließ, gegen die Verpflichtung, stets nach geschehener Aufforderung zur Arbeit zu kommen.

Zu diesem abhängigen Verhältnisse qualificirt sich der Pole wegen geringeren Freiheitssinnes und größerer Unterwürfigkeit viel mehr als der Deutsche. Der deutsche Tagelöhner suchte seine Freiheit, auf die er stolz war, so lange als möglich zu conserviren; zu einem Instverhältnisse ließ er sich in der Regel nur herab, wenn seine Lage verzweifelt war. Hatte er sich binden lassen, so zeigte er sich mürrisch, halsstarrig und widerspenstig; er konnte es nicht vergessen, daß er ehemals ein freier Mann gewesen. Namentlich aber ließ er sich keinen Schlag gefallen, den der Pole in verhältnißmäßiger Gemüthsruhe entgegennahm. So wurde er dem Grundherrn unbequem; und da er die Arbeit widerwillig leistete, machte er sie schließlich ebenso leichtfertig, wie der Pole; er kam in den Ruf eines schlechten Arbeiters, während er ehemals als ein guter Arbeiter bekannt gewesen.

Dazu lebt der gemeine Deutsche, als auf einer höheren Kulturstufe stehend, und wegen seiner nationalen Eßbedürftigkeit, theurer, als der Pole, der sich mit Wenigem zu begnügen weiß. Zwischen dem deutschen Arbeiter und dem polnischen ist ungefähr derselbe Unterschied, wie zwischen dem englischen und dem irischen Arbeiter. Man kann auf den Lebensunterhalt eines polnischen Instmanns mindestens 20 Thlr. jährlich weniger rechnen, als auf denjenigen eines deutschen Instmanns. Ferner läßt sich zu einem Instverhältniß gewöhnlich nur der Ausschuß deutscher Nation herbei, während von den Polen sich gerade die besseren Elemente zu diesem ihnen zusagenden Zustande der Halbfreiheit hindrängen. Schließlich hat bei den Polen die langjährige preußische Zucht endlich nachgewirkt, so daß sie jetzt wirklich besser arbeiten, als ehemals. Die Zeit wo man mit Recht sagen konnte, daß eine deutsche Magd mehr schaffe, als zwei polnische Knechte, ist — in Preußen wenigstens — vorüber.

Aus allen diesen Gründen ist es Sitte geworden, auf größeren Gütern nur polnische Leute zu halten; ja es giebt deutsche Besitzer in Westpreußen, welche die vorgefundenen deutschen Arbeiter geflissentlich durch Polen ersetzen.

Es ist ersichtlich, daß auf diese Weise das adlige platte Land sich niemals germanisiren wird. So lange das System der Instleute andauert, werden die Grundbesitzer den deutschen Arbeiter perhorresciren; und

so lange sie dieses thun, wird die Umwandlung polnischer Gutsnamen in Deutsche — wie sie allerdings um sich greift — keine realen Folgen haben.

Günstiger für das Deutschthum liegt die Sache auf K. Domänengrund.

Hier haben seit 1772 mannigfache Parzellirungen und Kolonisationen stattgefunden, welche lediglich den Deutschen zu Gute kommen. Hier sind auch jene schwäbischen Enclaven mitten unter einer stockpolnischen Bevölkerung entstanden, von welchen wir schon gesprochen haben.

Die großen Pachtstücke aber, welche den Stock der Domänen bilden, werden genau, wie Rittergüter, behandelt; und findet hier also ganz dasselbe Verhältniß statt, welches wir eben besprochen haben. Auch hier bedient man sich lediglich polnischer Instleute; man würde Deutsche zurückweisen, wenn sie sich meldeten.

Gegen das System der polnischen Instleute kann der deutsche freie Tagelöhner an den wenigen Stellen, wo er zahlreich vorhanden ist, nicht aufkommen. An Stellen aber, wo er vielleicht aufkommen könnte, fehlt die numerische Stärke. So in der Niederung, wo man bei wachsender Vervollkommnung der Bewirthschaftungsweise fortwährend polnische Tagelöhner heranzuziehen genöthigt ist; so daß sich daselbst gegenwärtig ganze Landstriche mit polnischer Bevölkerung anfüllen, deren sie selbst zu polnischen Zeiten ledig waren.

Der deutsche Tagelöhner sinkt entweder zum Lump herab, oder er geht mit einem kleinen, sauer ersparten, Kapitale nach Amerika, wo er seine Arbeit besser verwerthen und schließlich ein auskömmliches Eigenthum erwerben kann. Gerade die besseren Elemente dieses Standes, denen sich die in ähnlichen Verhältnissen befindlichen Käthner und Kleinbauern anschließen, gehen dem Staate durch Auswanderung verloren. Auf ihre Rückkehr ist nie zu hoffen, da sie — bis auf geringe Ausnahmen — das in Amerika gesuchte bescheidene Glück zu finden wissen. Im entgegengesetzten Falle aber würden ihnen zur Heimkehr die Mittel fehlen.

Ganz anders der polnische Daniker.*)

Daniker sind die auf Land regulirte ehemalige Zinsleute, welche neben den Gütern, oder sogar innerhalb der Güter, denen sie ehemals als hand- und spanndienstpflichtige Unterthanen angehörten, ihren Wohnsitz haben.

Eine so individualisirte Existenz konnte dem geselligen Polen nicht zusagen. Der Pole wohnt nicht gern isolirt, er zieht vermöge seiner anlehnungsbedürftigen Natur das Leben im Gemenge vor. Nach einigen Versuchen, sich seiner Selbstständigkeit durch süße Unthätigkeit zu erfreuen, fand er diese Lebensart langweilig. Er bot seine Scholle dem Grundherrn, der sie ehemals besessen, zu Kaufe an; der Gutsherr, begierig, einen Nachbar los zu werden, von welchem er keinen Nutzen, dagegen recht vielen Schaden hatte, zahlte sofort den geforderten Preis, mit welchem der Ex-Daniker in die nächste Stadt wanderte, um ihn dort los zu werden. Nachdem dies in einem fabelhaft kurzen

*) Daniker heißt wörtlich: „Zinsmann". Es kommt vom polnischen dan Abgabe oder Zins her. Der Zins wurde aber nicht in Geld, sondern in Hand- und Spanndiensten abgeleistet.

Zeitraume gelungen, sank er entweder zum städtischen Tagelöhner herab, oder er verdang sich als Instmann, wie seine Landsleute gewöhnlich thun.

Jedenfalls aber blieb er im Lande und wanderte nicht, wie der deutsche Tagelöhner, nach Amerika. Der Pole hat ein viel stärkeres Heimathsgefühl als der Deutsche. Die Qualen eines polnischen Emigranten kann trotz angeborner Sentimentalität kein deutsches Herz ermessen. Um einen Polen seine Scholle verlassen zu machen, ist hoher Zwang von Nöthen.

Nahmhafte Verluste fügen den Deutschen auch die gemischten Ehen zu.

Das Zeitalter des allgemeinen Unglaubens und der allgemeinen Gleichgiltigkeit gegen alle positive Religion ist längst vorüber. Von seinen Nachwehen hat sich aber der römische Katholicismus vermöge seiner strafferen Disziplin eher erholt, als der Protestantismus, auf dessem Gebiete sich — begünstigt durch die zweifelhafte Stellung des kirchlichen Regiments — der krasseste Unglaube fortwährend geltend macht. Neuerdings ist dieser Unglaube auch in die niederen Schichten eingedrungen, welche sich bis dahin noch von ihm fern gehalten.

Trifft nun das indifferente protestantische Element in der Mischehe auf das eifrige katholische — so ist die natürliche Folge, daß es in den Kindern unterliegen muß. Selbst in dem Falle, daß der katholische Theil die Indifferenz seines protestantischen Gatten theilen sollte, was allerdings vorkommt: neigt sich die Wagschale nach der katholischen Seite, da die katholische Geistlichkeit gewöhnlich mehr Eifer, jedenfalls aber mehr Einfluß besitzt, als die protestantische. Die Kinder, von dem katholischen Theile der katholischen Kirche zugeführt, ohne daß der protestantische Theil es hindert, beginnen damit, gute Katholiken zu sein und endigen damit, daß sie gute Polen werden.

Ein eklatantes Beispiel im größeren Maßstabe liefert hiervon die bei Hela belegene Ortschaft Danziger Heisternest.

Danziger Heisternest mit durchweg deutscher und evangelischer Bevölkerung, ist durch bloße Mischheirathen mit der Bevölkerung von Putziger Heisternest, welche durchweg kassubischer Nationalität und katholisch ist, in neueren Zeiten, so zu sagen, vor unsern Augen vollständig katholisirt und schließlich auch slavisirt worden. Es sind hier Hunderte von Köpfen der deutschen Nationalität verloren gegangen, nachdem sie auf die ihnen von ihren Vorfahren überlieferte evangelische Religionsform verzichteten.

In der Diaspora sind auf diese Weise Tausende von Deutschen entnationalisirt worden. In vielen Fällen bedurfte es selbst der gemischten Ehen nicht. Von geistlichen Einflüssen verlassen — da Prediger ihrer Konfession nicht in der Nähe waren — gewöhnten sich Evangelische deutscher Zunge an den katholischen Gottesdienst, traten dann formell zur katholischen Kirche über; und da die meisten ihrer neuen Glaubensgenossen in der Gegend zur polnischen Nationalität gehörte, fielen sie schließlich auch dieser zu.

Entgegengesetzte Fälle, daß der katholische Theil von dem protestantischen aufgeschluckt und dem bestehenden Verhältniß gemäß germanisirt wird, kommen seit dem Abschluß der Ronge-Czerskischen Bewegung fast gar nicht vor.

Auf diese Weise sind in Westpreußen ganze Gegenden, in denen der Sieg des Deutschthums nicht mehr zweifelhaft schien, wiederum streitiges Gebiet geworden; ja in manchen derselben, wo sich zufällig katholische und polnische Beamte in größerer Anzahl zusammen fanden, neigt sich der Sieg jetzt mehr nach der polnischen Seite zu.

Die ganze soziale Entwickelung der Neuzeit — agrarische, volkswirthschaftliche, religiöse — ist den Polen zu Statten gekommen. Fügen wir dies zu den obigen Gründen hinzu, so werden so auffallende Ergebnisse, wie die Erstarkung des Slavismus und der aktuelle Stillstand in der Verdeutschung der westpreußischen Bevölkerung, sich leicht erklären.

Gehen wir jetzt auf Spezialitäten über, so stoßen wir zunächst auf eine Isolirung der Städte, wie sie in Ländern von gleichartiger Bevölkerung selbst im Mittelalter nicht gefunden ward. In rein deutschen Distrikten pflegt die Hauptstadt als die Blüthe der sie umgebenden Dorfbevölkerung, als die Koncentration ihrer Elemente zu erscheinen. Der zur Ruhe gekommene Landherr läßt sich in ihr nieder; er bringt ihr, neben den gesammelten Schätzen, seine Sports und seine ritterlichen Gewohnheiten zu; während er von der Stadt nicht nur den verfeinerten Luxus, sondern auch die Potenziirung des geistigen Lebens empfängt, die von ihr ausgeht.

In den westpreußischen Distrikten aber, wenigstens in denjenigen, wo die Dorfbewohner polnischer, die Städter deutscher Zunge sind: beschränkt sich der Austausch zwischen Stadt und Land nur auf das Allernothwendigste. Der Landmann fährt natürlich seine Produkte nach der Stadt, wo er sie am besten verwerthen kann; er tauscht dafür die Bedürfnisse des Luxus ein, welche ihm sein Dorf nicht bietet. Sonst aber betrachtet er die Stadt dem Wilden gleich, der aus seinen Urwäldern in die Verkaufsstätten der civilisirten Welt gerathen ist. Er fühlt sich in ihr unbehaglich und verläßt sie, sobald es ihm möglich ist. Auch der gebildete Gutsherr, der polnische Edelmann, steht mit der Hauptstadt seines Distriktes nur in ganz materiellen Beziehungen; ihrer geistigen Temperatur bleibt er geflissentlich fern, weil sie seinem nationalen wie religiösen Bewußtsein zuwider ist. Seine Kinder läßt er nicht in dieser Stadt, sondern zu Hause oder hundert Meilen weiter in einer Anstalt erziehen, die seinen Gesinnungen entsprechender ist. Gestatten es die Verkehrsmittel, so fährt er selbst seine ländlichen Produkte weit hinweg und löst so auch noch das letzte Band, durch welches er ehemals mit seinem Städtchen zusammenhing.

In Pommern ist der kleine Stadtbürger dem benachbarten Landmanne oft bis zur Verwechselung ähnlich. Tracht, Sitte und Sprechweise des Kleinbürgers pflegt derjenigen des benachbarten Dörflers auf ein Haar zu gleichen. In Westpreußen hat der Kleinbürger mit den Einwohnern des Nachbardorfes oft nichts gemein; in Kleidung, Benehmen und Mundart stellt er ein ganz anderes Wesen dar. Städte, die durch hohe Bildung und Intelligenz ihrer Bewohner glänzen, liegen oft in Distrikten, deren Rohheit und Unkultur ver-

schrieen ist; Städte, die durch deutsche Gesinnung hervorleuchten, müssen oft ihren Namen einer Gegend leihen, deren Bewohner fanatische Slaven sind.

So wird der nationale und religiöse Gegensatz an vielen Orten noch durch den Gegensatz zwischen Stadt und Land geschärft; und die Neckereien zwischen Dörflern und Städtern, wie sie wohl überall gebräuchlich sind, nehmen dadurch einen gehässigeren Charakter an. Der Städter ruft dem vorübergehenden Bauern sein „Bossack"*) oder „Heufresser" mit einer gewissen prägnanten Betonung zu, aus welcher der Kundige heraus hört, daß es sich hier um mehr als den Mangel an Schuhen und Strümpfen oder zweckmäßiger Nahrung handelt. Der Dörfler wirft dem durchreisenden Städter sein „Jud"**) oder „Tuchmacher"***) mit einer Miene nach, die auf eine ungewöhnliche Vertiefung seines Localgrolles schließen läßt.

Auch andere in Westpreußen übliche Neckereien haben eine nationale Beimischung.

Die Caminer (Stadtbürger) nennen die Gr. Zirwitzer (Dörfler) gelegentlich am Biertisch „Harnassen", welches Schimpfwort die Gr. Zirwitzer mit dem Gegengruße „kapciugs" erwiedern. Keine von beiden Parteien hat eine Ahnung mehr, was diese Zauberformeln bedeuten, deren Folge manch einer in blauer Lapidarschrift auf seinem Rücken trug. Der Ursprung derselben reicht in frühere Jahrhunderte zurück, wo noch die Caminer auf der polnischen, die Gr. Zirkwitzer aber auf der deutschen (Ordens-) Seite des Flusses Kamionka wohnten. Wurde die Miliz aufgeboten, so zogen die geringeren Ordensleute in kleinen Harnischen, die polnischen Nicht-Adligen dagegen in bloßen ledernen Joppen aus. Nun aber heißt der Harnisch mundartlich harnas,†) die ledernen Joppen wurden scherzweise kapciug (Lederbeutel, Tabaksbeutel) genannt; woraus denn die Schimpfwörter zu erklären sind.

Von den „Koschnewiern" ist oben gesprochen worden.

Zahlreich sind die Scherze, wodurch die Armuth des Adels der Tuchler Heide gegeißelt wird.

Auch anderwärts in dem ehemaligen polnischen Reiche fehlte es nicht an Spöttereien über diese Klasse. „Acht Edelleute von Oszmiana," spottete man in Polen, „führen eine Ziege zum Markt!" — „Setzt sich ein Hund auf das Gut eines polnischen Ritters" — scherzte der reussische Bauer, „so reicht sein Schweif auf des Nachbars Grund."

---

*) Barfüßer (vom polnischen bosak).

**) Der Jude ist bei dem gemeinen Mann der Inbegriff alles Fremdartigen. Er bezeichnet damit Alles, was ihm sehr ferne steht. Als neulich ein gebildeter Städter, welcher einem Juden nicht im Geringsten ähnlich war, einen Landmann fragte, was „Frohnleichnam" sei, gab dieser zur Antwort, daß „Juden dies nicht zu wissen brauchen".

***) Da ehemals die meisten Städte in Westpreußen von Tuchfabrikation lebten, hat sich an das Wort „Tuchmacher" vorzugsweise der Begriff eines „Pfahlbürgers" geknüpft.

†) Echtpolnisch harnasz.

In Westpreußen erfand man — um seinen Witz zu ergießen — verschiedene Fabeln, welche zwar läppisch, aber auch charakteristisch sind.

Als Jan III. (Johann Sobieski) — so heißt es — nach der Schlacht bei Wien das Heideregiment geadelt hatte, war er um die Namen verlegen, die er jedem Einzelnen ertheilen sollte. Auf den Rath eines Juden steckte er dann die neugebackenen Edelleute in einen ungeheueren Wollsack, den er von der Spitze des Calenberges herunterrollen ließ. Vollgepfropft, wie der Wollsack war, zerbarst er im Rollen; und durch die entstandene Oeffnung fielen die Eingepackten hindurch auf verschiedene Gegenstände. Wer nun auf eine Weide fiel, wurde Witkowski (von witka Weide); wer auf eine Eiche, Dembinski (von dąb die Eiche); wer auf eine Fichte, Sosnowski (von sosna Fichte) ꝛc. genannt. Und so erhielt jeder der „Scartabelli"*) seinen Namen von dem Gegenstande, auf den er gefallen war.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß der historische Grund dieser Fabel ebenfalls — eine Fabel ist.

Ein anderes — ebenso läppisches — Mährchen ist folgendes:

Als Jan III. im Winter zu Schlitten nach Danzig fuhr, wurde er unterwegs in der Tuchler Heide von zahlreichen Wölfen beunruhigt, welche heulend hinter ihm herliefen. Um sie los zu werden, warf er ihnen einen von seinen Hajduken nach dem andern zu. Die Meisten derselben wurden von Wölfen verzehrt. Einige blieben übrig und vermehrten sich in erstaunlicher Weise. Es sind die Stammväter jener drobna hzlachta, welche Sterne im Wappen hat, um anzuzeigen, daß sie so zahlreich, wie die Sterne, ist.

Daß diese Fabel mehr historischen Grund, als die vorige, jedoch nur in einem sehr beschränkten Sinne hat, ist ebenfalls erwähnt.

Solchen Scherzen begegnet der Schlachtschitz mit unerschütterlichem Selbstbewußtsein.

„Szlachcic na ogrodzie
Rówien Wojewodzie."**)

Die Möglichkeit, zum Könige von Polen gewählt zu werden, tröstet ihn für alle Entbehrungen der Armuth, für alle Unbilde des Spottes, den er erleiden muß; das Bewußtsein, Rechte zu besitzen, die Niemand kränken, verleiht ihm ein gutes Gewissen.

Die Deutschen — Gebildete wie Ungebildete — pflegen sich über die Natur des polnischen Adels vollkommen zu täuschen. Der polnische Adel mag seine Fehler gehabt haben, wie jeder andere; den Vorwurf des Feudalismus verdient er in keiner Weise. So lange das polnische Reich bestanden, gab es zwischen den Adligen juridisch keinen Unterschied; selbst die höheren Rangtitel, als „Marquis", „Graf", „Baron" u. a. waren bis auf wenige Ausnahmen verboten. Von Majoraten und Fideikommissen, die in Deutschland eine so große Rolle spielten, war in Polen fast nie die Rede; Heirathsverbote, ja

*) So hießen die Neu-Geadelten in Polen für die Zeit, daß sie auf den Vollbesitz der adligen Rechte verzichten mußten.

**) Der Edelmann, welcher auf einem Garten sitzt, ist gleich dem Woywoden."

selbst der Begriff von Mißheirathen waren unbekannt. Wollte sich ein adliger Knecht standesgemäß verheirathen, so fehlte es ihm nicht an adligen Dienstmägden, die er freien konnte. Es verdachte ihm jedoch Niemand, wenn er eine Bürgertochter freiete, die ihm an Bildung und Reichthum überlegen war. Um König von Polen werden zu können, mußte man den Adel haben; den Platz einer Königin von Polen konnte de jure jede leibeigene Magd ausfüllen.

Man stelle sich also unter den Kleinedelleuten der Tuchler Heide nicht etwa steife spanische Hidalgo's vor, die jede bürgerliche Arbeit perhorresciren. Der arme Adlige scheut sich vor keiner Arbeit; er verrichtet die gemeinsten Dienste mit einer Seelenheiterkeit und wahren Würde, welche Respekt einflößt. Sieht man einen adligen Knecht Getreide hauen, so bemerkt man an ihm eine Kraft und einen Anstand, die über seinen Stand gehen; man könnte sich ihn mit Leichtigkeit vor der Front einer Reiterschwadron mit sausendem Sarras denken. Sieht man solch eine adlige Magd im Stall handthieren, so begreift man, daß sie einen Thron zu zieren im Stande sei.

(Schluß folgt.)

II. Bibliographie.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams. 13. (des 5. Theils 1.) Lieferung. Potsdam 1870. 4.

S. 1—8. Protokolle der 78. bis 84. Sitzung (März bis Dezbr. 1869).

S. 1—4. CLXX. W. Riehl, Ein Hinweis auf Potsdams Sagen und Märchen. — Handelt von der durch W. R. neu bearbeiteten Reinhard'schen Sammlung Potsdamer Sagen und Märchen und von dem Steinbilde der sogenannten verwunschenen Prinzessin im Garten von Sanssouci.

S. 5—13. CLXXI. W. Petsch, Die deutsche Sappho auf Sanssouci. — Lebensabriß der Karschin und Betrachtungen über ihr Verhältniß zu Friedrich dem Großen.

S. 14—17. CLXXII. Schwarzenberg sen., Kostenanschlag der Kanzel in der K. Hof- und Garnisonkirche. — Der Anschlag, 1734 gemacht, beläuft sich auf fast 20,000 Thlr.

S. 18—21. CLXXIII. Hesse, L. F. Hesse. — Lebensnachrichten über den Geh. Ober-Hofbaurath H., den Schöpfer eines großen Theils der monumentalen und Zierbauten Friedrich Wilhelms IV. in Potsdam.

S. 22—26. CLXXIV. Wagener, Das Kriegerdenkmal auf dem alten Kirchhofe vor der Langen Brücke. — Das 17 Fuß hohe Denkmal, ein eisernes Kreuz auf 2 Sandsteinwürfeln, wurde 2000 in Potsdam verstorbenen Verwundeten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig im Jahre 1815 errichtet.

S. 27—34. CLXXV. W. Petsch, Schulmeister Linsenbarth. — Darstellung der Audienz, die der bezeichnete alte Candidat 1750 im Lustgarten zu Potsdam bei Friedrich dem Großen hatte.

S. 34—41. CLXXVI. Der Teutsch-Franzose J. Chr. Toucement über Potsdam. Forts. — Abdruck der betreffenden Stellen aus der versificirten Reisebeschreibung des 1757 verstorbenen Verfassers J. C. Trömer, nebst einigen Notizen über denselben und seine Werke.

S. 42—54. CLXXVII. F. Schulz, Paretz. — Geschichte und Beschreibung des Dorfes, Gutes, Parkes u. s. w., namentlich zur Zeit König Friedrich Wilhelms III. Verf. bringt mehreres bisher Unbekannte bei.

S. 55—121. CLXXVIII. L. Frhr. v. Ledebur, Die adeligen und patricischen Geschlechter in und um Potsdam. — Verf. behandelt vornehmlich die Zeit, in welcher die deutsche Eroberung wieder nach Osten vordrang und einwandernde Familien und Colonisten durch die mitgebrachten Familien- und Taufnamen die topographische Nomenclatur aus einer Anfangs ausschließlich slavischen, sehr bald in eine überwiegend deutsche verwandelten. Es sollen die beigebrachten urkundlichen Belege sodann auch dazu dienen, zu zeigen, daß es bis zum 15. Jahrhundert in märkischen Städten ein Patriciat rathsverwandter Geschlechter gab, welches größtentheils aus ritterlichem Stande, nicht aber aus

der bäuerlichen Bevölkerung hervorgegangen war. Im Einzelnen werden abgehandelt die Familien Arnim, Bach, Bamme, Bardeleben, Barfus, Barnewitz, Barth, Bellin, Bischofswerder, Blankenfelde, Blumenhagen, Blumenthal, Bochow, Boden, Bone, Bornim, Bornstedt, Bötzow, Brand, Brandhorst, Bredow, Britzke, Bröstigke, Buch, Burgsdorf, Buschow, Bylandt, Caput, Carpzow, Chiesa, Dalchow, Damnitz, Deetz, Diericke, Döberitz, Dörnberg, Dorville, Einsiedel, Enderlin, Etzin, Fahrland, Falke, Falkenrehde, Ferbitz, Flans, Fouqué, Fronhofer, Gelt, Glineke, Glinde, Golwitz, Görne, Goske, Götze, Grabow, Greiffenberg, Grieben, Grobe, Gröben, Grote, Grulhut, Hacke, Happe, Hardenberg, Haselberg, Häseler, Hein, Hellenbrecht, Holste, Honhase, Hoppenrade, Hordt, Hünicke, Jacobs, Kaltenborn, Kartzow, Keith, Knobloch, Köckritz, Könnigde, Koppeken, Krakow, Kratz, Landin, Lattorff, Lietzen, Lindenau, Lindow, Lüderitz, Meine, Metzdorf, Metzradt, Möllendorf, Monteton, Mukum, Münchow, Nedlitz, Niebede, Paaren, Plessow, Potsdam, Printzen, Priort, Prutzik, Retzow, Ribbeck, Rike, Roch, Rochow, Rode, Röder, Rohr, Ronnebom, Roschow, Sachtleben, Sack, Satzkorn, Schaum, Schenk, Schlabrendorf, Schmergow, Schönefeld, Schöning, Schönow, Schorin, Schulze, Seele, Seefeld, Selchow, Spiel, Stechow, Stenow, Sticken, Tausendteschel, Thümen, Torgau, Trist, Türk, Virmund, Waldenfels, Wartenberg, Wederingen, Wernitz, Weyher, Wuthenow, Wyckersloot, Zabeltitz, Zeestow, Zeuschel, Zudam.

S. 122—124. CLXXIX. L. Schneider, Der Röberberg bei Pheben. — Der Verf. erkennt in einem auf der Spitze einer Halbinsel in der Havel gelegenen Rundwalle von 25 Fuß Durchmesser eine slavische oder germanische Fortification.

S. 125—135. CLXXX. L. Schneider, Potsdam huldigt am 29. Sept. 1412 dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg als Landeshauptmann und Verweser der Mark. — Besprechung der Frage, ob Friedrich zur Huldigung persönlich in Potsdam erschienen u. s. w.

S. 136 ff. CLXXXI. v. Luck, Was Morgenstern von Potsdam erzählt. — Abdruck der betreffenden Stellen aus dem unter Morgensterns Namen gehenden Buche über König Friedrich Wilhelm I.

Altpreußische Monatsschrift u. s. w. herausgeg. v. R. Reicke und E. Wichert. VII. Bd. 3. Heft (April—Mai). Königsberg 1870. 8.

S. 217—232. A. H., Ein heftiger Streit um den Herren-Titel. — Derselbe wurde 1792 in Danzig geführt, weil die Sekretarien sich der alten Ordnung nicht fügen wollten, welche vorschrieb, den Titel „Herr" amtlich nur obrigkeitlichen Personen, Stabs-Offizieren, Doctoren und Predigern beizulegen.

S. 233—246. A. Rogge, J. Biemann, der Großvater Gottscheds. — J. B., gestorben als Prediger zu Grunau bei Heiligenbeil 1718, hat ein Kirchenbuch hinterlassen, in welchem er eine große Menge werthvoller Beiträge zur Landes- und Zeitgeschichte aufgezeichnet.

S. 247—252. D. Minden, Alte Börsenbauten in Königsberg. — Die altstädtische Börse von Holz, vor 1613 erbaut, 1699 genau in der alten Form und wiederum von Holz erneuert, ist in ihren Resten heut noch vorhanden; die gegenwärtig benutzte kneiphöfische Börse wurde 1624, gleichfalls aus Holz, auf Pfählen im Pregel erbaut.

S. 274—282. Mittheilungen und Anhang, enthalten u. A. eine Notiz von Minden über die Grabstätte Kants; einen Aufruf von R. Reicke an den Adel der Provinz Preußen, das Material zur Fortsetzung der in der Wallenrodtschen Bibliothek beruhenden reichhaltigen Stammbaumsammlung durch genealogische Mittheilungen zu liefern; eine Nachricht von J. Scharlok über ein im Januar d. J. zu Klinzkau (Kreis Culm) aufgefundenes Hünengrab, aus dessen Inhalt der Verf. auf die phönicische Nationalität der hier Bestatteten schließen zu dürfen meint.

Rübezahl u. s. w. Herausgeg. von Th. Oelsner. 9. Jahrg. Breslau 1870. 8.

2. Heft (Febr.).*)

S. 57—67. H. Palm, K. G. Schönborn. — Biographie des 1803 zu Meseritz geb., 1869 als Gymnasial-Direktor zu Breslau † K. G. Sch. Mit Portrait.

S. 67—72. R. Kärger, Ueber Bezeichnungweise der Häuser in Breslau. Forts. — Sammlung der Hauszeichen, Namen, Inschriften u. s. w. Forts. im Märzhefte S. 134—137.

S. 75—82. R. Graf Stillfried, Abstammung des erlauchten Hauses Hohenzollern. Schluß. — Beigegeben sind 3 Stammtafeln, 3 Grundrisse und eine Ansicht der Burg Hohenzollern.

S. 83 ff. Altes und Neues von und für Schlesien u. s. w.

3. Heft (März).

S. 109—111. Knoblich, Matthäus Thiel. — Nekrolog des 1800 zu Meleschwitz geb., 1869 als Domherr zu Breslau † M. Th.

S. 112—114. Eichner, Reste der Vorzeit (— Urnen) und merkwürdige Quellen (— als Heilquellen nutzbar zu machen?) bei Groß-Graben (Kreis Oels).

S. 114—116. R., Die Bürger-Versorgungsanstalt zu Breslau. — Eröffnet 1845, beherbergt jetzt 70 Hospitaliten. Mit Abbild.

S. 116—118. R. Graf Stillfried, Das Grabmal des Erzbischofs Ernestus zu Glatz. — Ernestus von Pardubitz, um 1300 geb., auf der Johanniterschule zu Glatz erzogen, 1343 Bischof, seit 1344 erster Erzbischof von Prag, † 1364 und wurde auf seinen Wunsch in der heutigen Pfarrkirche zu Glatz beigesetzt. Sein Grabmal, dessen Deckplatte in Holzschnitt beigegeben ist, wird gegenwärtig erneuert.

S. 118—122. —t, Zur Geschichte des (— 1849 eröffneten) evangelischen Schullehrer-Seminars und des (— mit demselben verbundenen) Gräflich Schlabrendorff'schen Waisenhauses in Steinau a. O. Nebst biographischem Lehrerverzeichniß.

S. 125—127. v. P.-G., Das herzogliche Schloß zu Oels. Mit Abbild. — Wohlerhaltener, jetzt aber nur zu Bureaux, Archiv u. s. w. benutzter Renaissance-Bau aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.

S. 127—130. Fr. Kempner, H. W. Bödeker. — Mittheilungen über die mannigfachen Wohlthätigkeitsbestrebungen des in Hannover lebenden Predigers H. W. B.

S. 133 f. Ulfilas, das Bernhardinhospital. — Beweis, wie dieser in Breslau einzig noch vorhandene rein gothische Profanbau, dessen Zerstörung jetzt beabsichtigt wird, ohne Geldopfer gerettet werden kann.

S. 138 ff. Altes und Neues von und für Schlesien u. s. w.

Verein für die Geschichte der Stadt Berlin.

1. Berlinische Chronik. Herausgeg. von dem Verein f. d. Gesch. Berlins durch E. Fidicin. 5.—6. Lief. Berlin 1869 f. 11 Bogen fol. — Die Geschichtserzählung umfaßt die Zeit von 1354—1453. Siegel, Denkmäler u. s. w. sind in Holzschnittbildern in den Text gedruckt. Als besondere Beilagen sind beigefügt: Der Kaak an der alten Gerichtslaube, Holzschnitt mit Text. Das Grabdenkmal des Feldmarschalls Sparre in der Marienkirche, Holzschnitt mit Text. Hinrichtung des Juden Lippold, 1573, Photolithographie eines gleichzeitigen Thurneiserschen Kupferstichs. Die Lust-Yacht König Friedrichs I. mit einer Ansicht des Schlosses und seiner Umgebungen, Photolithographie eines Wolffgangschen Kupferstichs aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

---

*) Das Januar-Heft ist der Redaction nicht zugegangen.

2. Urkunden-Buch zur Berlinischen Chronik. Herausgeg. von dem Verein f. d. Gesch. Berlins durch F. Voigt. 1.—3. Lief. Berlin 1869 f. 22 Bogen fol. — Enthält in Text und Uebersetzung die Urkunden von 1232—1345, bis jetzt 116 Nummern. Die älteste von der Stadt selbst ausgestellte Urkunde (1253?) ist in photolithographischem Abdruck beigegeben.

3. Schriften des Vereins f. d. Gesch. der Stadt Berlin. Heft II. Der Schulze Marsilius von Berlin, von L. Frhr. von Ledebur. Berlin 1870. 35 SS. 8. — In einer Urkunde von 1247 erscheint als Zeuge Marsilius scultetus de Berlin. Verf. erkennt in demselben einen Sprossen des Soester Schulzengeschlecht der Marsilier (Marseiller), dessen zugleich mit dem Soester Stadtrechte erfolgte Ausbreitung und Verzweigung nach Lübeck, Riga, in die Mark Brandenburg u. s. w. er im Einzelnen nachweist.

4. Schriften des Vereins f. d. Gesch. der Stadt Berlin. Heft III. Das Palais Sr. K. H. des Prinzen Albrecht von Preußen, von L. Schneider. Berlin 1870. 61 SS. 8. — Das Berliner Palais des Prinzen wurde 1737—1739 von dem Baron von Vernezobre erbaut, diente 1763—1764 als türkisches Gesandtschafts-Hotel, 1772—1787 als Sommer-Residenz der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen, 1790—1806 als Wohnung des letzten Markgrafen von Anspach-Baireuth, seitdem den mannigfachsten, zum Theil wunderlichsten Zwecken, bis es 1830 für den Prinzen Albrecht durch Schinkel umgebaut und eingerichtet wurde.

5. Schriften des Vereins für die Gesch. der Stadt Berlin. Heft IV. Chronicon Berolinense, continens res Berolini actas ab a. 1307 usque ad a. 1699. Accedit Series consulum Berolinensium. Berlin 1870. 56 SS. 8. — Zusammengetragen von dem 1711 verstorbenen Conrector Posthius, werthvoll durch die von ihm benutzten, zum Theil heut nicht mehr vorhandenen Quellen.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Wie stellen sich die Thaten Friedrichs II. dar in der deutschen Literatur seiner Zeit, vornehmlich in der deutschen Dichtung?

(Schluß.)

1758.

Wenngleich das vergangene Jahr im Ganzen nicht unglücklich für die preußischen Waffen gewesen war, so war doch die Zahl derer nicht geringe, die den Frieden ersehnten und an seinen baldigen Abschluß glaubten, weil sie ihn hofften.

Diesem Glauben giebt ein „rechtschaffener Patriot" in Breslau Worte; schon glaubt er singen zu dürfen:

„Nun ruht der große Geist vom Ungemach des Krieges,
Fühlt die Unsterblichkeit, die Frucht so manchen Sieges,
Und wiegt beim Saitenspiel die rege Phantasie
In glücklich stille Ruh und sanfte Harmonie.
Die Musen stimmen drein, Apollo rührt die Leier.
Nun rausche sanft, o Nord, verschone diese Feier
Der Musen, die den Freund nach langem Fernesein
Als Sieger wiedersehn und sich mit ihm erfreun."

Es war die Ruhe dem Volke noch lange nicht beschieden; im Gegentheil, es zogen sich immer schwerere Wetter zusammen; aber es ist erhebend zu sehen, wie trotz mannigfacher Klagen der Gedanke, Friedrich könne besiegt werden, weder beim Heere noch beim Volke Platz griff: man hielt ihn für einen unbesiegbaren Achill und wünschte nur seinen Thaten

einen würdigen Sänger.*) Es ist am Ende nicht von großem Belang, wenn ein Allerweltspoet ausruft:

„Der Herr mit uns! das müßt Ihr fühlen,
Ihr dämpft den weisen Friedrich nicht!"

aber gewiß stimmten alle Gebildeten in Chr. Polyc. Lage's begeisterte Verse ein:

„Ihr seht den Gott der Ewigkeiten
Selbst vor dem Held der Preußen streiten,
Das Recht ist nicht so leicht besiegt.
Gott lacht der Zahl der Nationen,
Und jedes Volk hat sicher wohnen,
Vor welches Gott und Friedrich kriegt.
Gott streitet selbst, was könnt ihr schaffen?
Vermengt liegt Mann und Roß und Waffen.
Was hilft die Macht der halben Welt,
Wenn Gott selbst kämpfet und sein Held?"

Es erhielt sich die allgemeine Verachtung gegenüber der Reichsarmee: als Wappen des Reiches stellte man eine Fahne dar mit der Umschrift: „Adjeu, ich will daheime gehen," und hinsichtlich der Franzosen steigerte sich das nationale Selbstgefühl noch immer.

Wir haben aus diesem Jahre eine sehr umfangreiche Broschüre**): „die Wohlfahrt von Europa in einem bedenklichen Zustand betrachtet", welche vielleicht auch darauf berechnet war, auf die Reichsstände zu wirken. Wenigstens wird darin (S. 232) der Beweis angetreten, „wenn Frankreich Krieg führe wider das Reich, so gelte es alle Mal um seine Freiheit, und ein Verlust derselben würde alle Mal die größte Sklaverei sein, nicht allein für Deutschland, sondern für ganz Europa. Zu einem Vernichtungskampf forderte das Motto aus Cäsar auf, „neque legati audiendi, neque conditiones accipiendae sunt ab iis, qui per dolum atque insidias ultro bellum inferunt." Im Herbste desselben Jahres erschien eine „Betrugsgeschichte Frankreichs" und das österreichisch-französische Bündniß erfuhr eine vernichtende Kritik in der Spottschrift: Alte Neuig-

*) Naiv ist der Wunsch des bekannten Wippel in „Die Größe Sr. Majestät des Königs von Preußen rc., 24. Januar 1758 im grauen Kloster bewundert." Berlin. Heinze, Hofbuchdruckerei. Er leb' Aurel! Er sei Achill; es werd ihm ein Homer geboren, merkt, Söhne, was der Lehrer will, — o ginge nicht sein Wunsch verloren: — das graue Kloster, unser Saal, ach bildeten sie ihn einmal, den Dichter über Maro's Lieder: weiht, Zeiten, diesem Ehrgeiz Gunst: es ist kein größerer Stoff der Kunst, als Friedrichs Recht und seine Brüder.

**) Cöln 1758. Angeblich aus dem Französischen übersetzt.

keit, von einem, der ehrlich ist und gern Ruhe haben möchte. 1758. Am Mittwoch nach dem Wochensonntag."

Dasselbe Gefühl beseelte das preußische Heer. So kommt es, daß die Menge der Soldatenlieder, namentlich vermehrt durch diejenigen auf die Schlacht bei Zorndorf, die des vorigen Jahres an Zahl noch übertreffen. Und nicht allein der Quantität nach. Auf den Anfang des Feldzuges allein hat Ditfurth vier Lieder, welche zum Theil zwar kräftig, aber in ihrer Art vorzüglich sind. Da sang der Soldat nach der Melodie: „Prinz Eugen, der edle Ritter."

„Lutchen, Lutchen, laß Dir sagen,
Deine Prinzen woll'n wir jagen,
Daß sie kriegen die Schockschwerenoth."
— — — —
Na, so kommt mal her! laßt schauen,
Wie ihr's Pulver könnt verdauen,
Aber nehmt Euch wohl in Acht 2c."

Ein anderes:

„Wer als Kriegsmann will bestehen
In des großen Friedrichs Heer."

erinnert an den bekannten Spruch: „Viele Feinde, viel Ehr', das ist unsers Königs Lehr'" und schließt mit trotzigem Muth:

„Thut uns Friedrich kommandiren,
Fürchten wir den Teufel nicht.
Der doch muß das Spiel verlieren,
Das ist unsre Zuversicht.
Friederikus ist ein Held,
Allzeit siegreich in dem Feld."

Von größter Wirkung aber ist das bekannte:

„Du tapfrer Held,
Du Preuße, rüste Dich!"

aus welchem wir Anstand nehmen, zu citiren, um nicht der Schönheit desselben Eintrag zu thun. Da klingt es bald ernst-zuversichtlich:

„Was Friedrich will
Muß Alles wohl ergehn;
Doch Alles in der Still'
Wie Friedrich will."

bald mit Hohn:

„Die Reichsarmee
Hat er gar wohl bezahlt.

Daß sie ruft Ach und Weh:
Die Reichsarmee, Reißausarmee."

und schließt triumphirend:

„Victoria!
Der preußisch Adler siegt
Bald hier, bald dort, bald da.
Victoria!"

Dieses Liedes und das vom gefangenen preußischen Husaren, welches nachmals alle deutschen Heere sich anzueignen suchten, glauben wir überhaupt für die besten Erzeugnisse der kriegerischen Muse aus jener Zeit erklären zu dürfen.

Daß die Gelegenheitspoeten der mittleren Stände nichts lieferten, was einen Vergleich mit den Soldatenliedern aushält, kann nicht befremden: dichteten doch von den Soldaten nur die Berufenen, von jenen aber auch viele Unberufene.

Zu den Unberufenen gehört auch ein Anonymus, — wahrscheinlich ein Magister — welcher 1758 ein „Accurates Portrait Friedrichs des Großen" herausgab: in die sonst in Prosa geschriebene Abhandlung sind zahlreiche Verse eingestreut, welche der Absicht nach besser sind, als in der Ausführung; auch könnten sie um so eher fehlen, als der Verfasser seine gänzliche Unfähigkeit zu dichten wohl einsah. Er sagt — und man verzeihe uns die Wiedergabe solcher Plattheiten —:

„Ihr Musen, besinget die Siege
Des Königs von Preußen, ihr Dichter,
Herr Haller, Herr Gellert, Herr Klopstock,
Herr Bodmer, Herr Lessing, Herr Gottsched,
Besinget sie prächtig und feurig,
Recht zierlich, erhaben, wahrhaftig,
So wie sie es wirklich verdienen.
Schreibt Heldengedichte von ihme,
Dem tapferen König der Preußen,
Ich thäte dies selbsten, alleine,
Mir fehlet das Feuer der Musen."

Ebenso wenig haben die Schriften:

„Die großen Thaten Gottes im Anfang des 1758. Jahres, betrachtet von einem treuen Knechte Gottes und seines Königs",

und die:

„Gedichte eines Pohlen. Breslau, Pietsch, 1758"

Anspruch auf Mittheilung; die Sprache dort ist sehr salbungsreich, hier hart und ungefüge. Eine „Ode" von Herrn Breymann in Brandenburg,

die nach der Ansicht des Recensenten in der Spener'schen Zeitung „viel edles Feuer" und „manche männlich schöne" Ausdrücke enthält, erscheint selbst unter dem vielen Mittelmäßigen jener Zeit als jämmerlich schlecht.*)

Eine ehrenvolle Erwähnung dagegen verdient Samuel Gotth. Lange, der schon zur Zeit des zweiten schlesischen Krieges durch seinen Patriotismus den Groll der Schweizer geweckt hatte. Als Mitglied von fünf deutschen Sprachgesellschaften und Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ist er uns der Repräsentant der deutschen Richtung unter den Gebildeten jener Tage; seine Poesie bekundet einen bedeutenden Fortschritt gegen die Oden von 1745, in denen er sklavisch den Horaz nachahmte. Jetzt heißt es hier in der Ode „die besiegten Heere":

„Dort kommen, Deutschland, Deine Kinder,
Sonst fremder Völker Ueberwinder,
Sie gehn jetzt los auf deutsches Blut.
So müssen Brüder Schwerter wetzen,
Sie in der Brüder Blut zu netzen,
Die Zwietracht will's und reizt den Muth.

Da ziehet her auch Frankreichs Menge,
Ihr wird der weite Raum zu enge,
Sie stehet stolz auf ihre Zahl.
Und sieht! — sagt's nicht den späten Zeiten —
Ein deutsches Heer auf seinen Seiten,
Verwundernd jetzt zum ersten Mal!"

Einen eigenthümlichen Eindruck machen die „Lobgedichte auf den König von Preußen, aus dem Englischen, 1758, London", mit einem stolzen Motto aus Homer versehen.**) Obwohl nun der Enthusiasmus für Friedrichs Sache sich in England allerwärts kundgab, und z. B. nach der Schlacht bei Roßbach überall Dankpredigten gehalten wurden, ist die Vermuthung gestattet, daß diese Lieder gar keine Uebersetzungen sind. Die Gedichte selbst geben darüber keinen Aufschluß und können nach Inhalt und Form einen hohen Rang nicht beanspruchen. Es sind ihrer sieben, zum Theil Psalmodien in der beliebten Ossian-Manier, mehrere Oden und sehr schwülstige Hymnen mit dem Refrain:

*) Z. B.: So, majestätischer Fürst, bist Du ein Schöpfer der Freuden,
Doch sie zu mahlen, dies fällt mir zu schwer.
Ewig würde mein Herz den Kleinsten im Volke beneiden,
Wenn es nicht längst schon Dein Unterthan wär'.

**) Motto: ἤδη μὲν πολλῶν ἐδάην βουλήν τε νόον τε
ἀνδρῶν ἡρώων πολλὴν τ' ἐπελήλυθα γαῖαν,
ἀλλ' οὔπω τοιοῦτον ἐγὼν ἴδον ὀφθαλμοῖσιν.

„O Du preiswürdiger Herrscher von Preußen,
O Du preiswürdiger preußischer Held!"

Eine wahre Fluth von Gedichten folgte der Schlacht von Zorndorf, die ja eine der blutigsten überhaupt gewesen ist. Neben dem italienischen Hofpoeten Tagliazucchi, einem französischen Preußenfreunde, der Karschin und dem Zeitungsschreiber Krause*), nennen wir der Curiosität halber zunächst:

„Des Propheten Ezechiels c. 38 und 39 Triumphlied über die Niederlage des Gog und Magog bei Gelegenheit der russischen Niederlage zu Zorndorf den 25. und 26. August 1758"

erklärt. Frankfurt und Leipzig, 1758. Aus Anmerkungen und biblischen Citaten — wie am Titel — erkennt man in dem Verfasser einen Geistlichen: zur Charakterisirung seines Geschmackes und seiner Begabung führen wir die Strophe des Triumphliedes an, welche noch am besten gelungen ist:

„So geht's der Ungerechtigkeit,
Der Barbarei, dem Uebermuthe:
Nun find't die Tück', der Stolz, der Neid
Die Rach' an seinem eignen Blute.
Dem Wahnsinn legt man Fesseln an,
Daß er nicht fürder wüthen kann
Und Menschen in der Wuth zerreißen.
Wenn er zerfleischt, zerhackt, zerbricht,
Und alle Menschenpflicht zernicht,
So schießt man solches Thier, um nicht mehr so zu beißen."

Viel ergötzlicher und von originalem Humor ist eine Flugschrift, die zwar erst 1760 erschien, ihrem Inhalte nach aber hieher gehört. Es sind fingirte Briefe aus den Jahren 1758 und 1759 datirt und werden drastisch unterzeichnet „geschrieben zu Russischen Zeiten in nit gut teutschen Lenden" oder in „Russisch-Teutschland". Da sie in weitern Kreisen kaum bekannt sein dürften, lassen wir zur Probe den gereimten, sehr ausführlichen Titel folgen:

Nackrickt
von
ehne Krieg
die in die Sommerßeit sein Ankefang
kenomm, sollkß man nenn Rußisch Szeit.

*) Elegia etc. Berlino. appresso Givanni Jaspert librario; Vers à l'occasion de la victoire signalée etc. à Zorndorf, près de Custrin; très-humblement adressés à la Reine par une Muse étrangère (Berlin, Grynaeus und Decker, 1758).

daran wird viel Mensch denck
sein kantzer Lebentag
und
seine Kindes=Kind
wird viel wiß nacksusag, wie die Ruß ahb
außir mit viele Menschekind
so wohl
mit vornehm Leut
als auck
mit Auhsckesindt.
Da ahb mir dann kebeth ehn von mein kute Freundt,
daß ick soll sie was schreib von diese böse Szeit.
a part
von die Kalmuck
und
von die Koßackman,
wie die all sein staffirt und was all ahb kethan darum ick will parir und
will sie alls verßehl, was ick geöhr, keßeh und will sie nicks verehl.
Ketruckt 1760.

Der Inhalt ist eben eine Schilderung der Drangsale, welche jene Landestheile von den fremden Eindringlingen zu leiden hatten.

Die vier von Ditfurth mitgetheilten Lieder auf die Schlacht bei Zorndorf Nr. 26—29

„Fermor, ach, wie konntest jagen;"

„Ihr, tapfre Friedrichshelden,
Seht Euren König an;"

„Friederikus, König, großer Held,
Den Teufel hauen wir aus dem Feld,
Thust Du uns kommandiren."

„Alle Donnerwetter rasen,
Jetzt um Friederichen her."

dokumentiren sich zum Theil schon durch ihre Melodien als Soldatenweisen.

Aus den von v. Maltzahn mitgetheilten sind noch zwei hinzuzufügen, beide unter sich sehr verschieden. Das eine beginnt: „Victoria! der zehnte Sieg!" und geht nach der Melodie: „Was hilft dir Mensch Dein' Ungeduld?" Obwohl nun die Choralmelodie an und für sich durchaus nichts

gegen die Volksthümlichkeit des Liedes beweist, tragen wir doch großes Bedenken, es mit den obengenannten auf dieselbe Stufe zu stellen.*)

Das andere ist ein freilich derbes, aber äußerst sangbares Lied, welches wir, da der Herausgeber seine Quellen und damit die chronologischen Data uns sorgfältig vorenthält, nur vermuthungsweise in dieses Jahr setzen, es könnte; aber auch noch zum Jahre 1757 gehören, muß aber auf Grund des triumphirenden Tones vor dem Ueberfall bei Hochkirch, jedenfalls aber vor dem Unglücksjahr 1759 gedichtet sein. Die ersten beiden Strophen lauten:

„Lustig wohlauf! seid alle praf drauf!
Heut' ich mein' Löhnung noch völlig versauf'.
Zieh' in das Feld, — allwo praf Geld,
Dort zu gewinnen beim Feind im Feld.

Brüder ich bitt'! geht alle mit,
Laßt unsern König stecken itzt nit.
Schaut, wieviel Feind aufgestanden seind
Wider das Haus Preußen, die alle vermeint,
Solches zu Grund zu richten zur Stund ....“

und schließt:

„Es konnt nicht sein, Gott legt sich drein,
Thut unsern König beschützen allein.
Durch seine Macht, hat so weit bracht,
Daß er die Feinde itzt alle auslacht.“

Ein sehr naturgetreues Bild der verschiedenen Stimmungen, die den gemeinen Mann in einem so langen Kriege einnehmen, giebt (Nr. 31) das Lied „Nach geendetem Feldzug.“ Der Soldat freut sich der stolzen Siege und preist die glücklich, welche

„die Knochen
gesund aus der Schanze gebracht.“

aber so sehr er auch seine gefallenen Brüder bedauert, kommt er zu dem Resultat:

„Und sollen auch wir einst sterben
Und fallen im blutigen Streit,
Victoria! der Ruhm, den wir erben,
Der bleibet für alle Zeit.“

„Die politische Staats- und Kriegs-Leinenweberei, Cöln 1758“**),

---

*) Es scheint hier der Ort, darauf hinzuweisen, daß aus dem von Maltzahn edirten auch Nr. 5, 6, 7 und 9 schwerlich Volkslieder sind.

**) Ditfurth, Nr. 34.

ist zwar kein Soldatenlied, aber ein ausgezeichnetes populaires Flugblatt; die von Kühn*) zuerst veröffentlichte „Vertrauliche Unterredung zwischen allen europäischen hohen Mächten", 1758, hält damit keinen Vergleich aus.

Auch zu dramatischen Bearbeitungen mußte der Krieg den Stoff abgeben. So erschien „ein theatralisches Gedicht in fünf Aufzügen, mit Holzschnitten, „der Krieg in Deutschland", welches uns aber nicht zu Gesichte gekommen.**) Bei keinem Stücke aber hatten wir so sehr das Gefühl, hinter Ditfurth herzugehen, „wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter," als bei dem Lustspiel:

„Die Rechnung ohne den Wirth, oder:
Das eroberte Sachsen."

wobei der hinkende Bote oder die aufgehobene Belagerung von Neisse***), 1758, 8°. Nicht als ob das Lustspiel an und für sich von eminentem Werthe wäre, aber je seltener derartige dramatische Kleinigkeiten mit der Zeit geworden sind, desto größer erscheint das Verdienst dessen, der Etwas auffindet. Das Stück, welches im November 1758 in der Spener'schen Zeitung angezeigt wird, ist in einem Anhange zu den Ditfurth'schen Liedern edirt.

Am besten ist der dritte Auftritt; es laufen bei Daun fünf schlimme Nachrichten ein, welche dessen voreilig abgefaßte Siegesbülletins unmöglich machen; der Schreiber Scribefax will sie daher cassiren, aber Windfang entgegnet:

„Na! der Herr schickt's halter 'naus in's Reich!"

und auf des Schreibers Einwand:

„Es ist ja nur ein bloß Gedicht."

antwortet Windfang verächtlich:

„Was glaubt der Frank' und Schwabe nicht!"

Auf die Belagerung und die Entsetzung von Neisse giebt es auch ein zuerst von Kühne mitgetheiltes Lied im echten Bänkelsängerton: es hat nicht weniger als 32 Strophen, die natürlich nur zum Theil gelungen sind. Sehr naiv klingt Str. 27:

---

*) Preußische Soldatenlieder, 1852.

**) Auch die beiden Flugschriften: Poetische Erzählungen von den vornehmsten Thaten Friedrichs des Großen im letzten Kriege", Halle 1758, und „Billige Verantwortung auf den Vorwurf, daß man allzu preußisch gesinnt sei," in einer Ode 1758, müssen wir uns begnügen, zu registriren, obwohl gerade letztere Schrift gewiß sehr interessant wäre.

***) Dasselbe Thema behandelte wahrscheinlich auch: „Der flinke Courier mit einem ihm folgenden hinkenden Bothen". Spener'sche Zeitung, 2. Dezember 1758 angezeigt.

„Theurer Friedrich, sei willkommen!
Freude hat uns eingenommen.
Denn Du bringst auf's vierte Glied
Ehrfurcht und auch Schrecken mit.“

Der Schluß ist soldatisch derb. — Uebrigens ist es bei Kühn falsch datirt, und auch Ditfurth, obwohl er den Fehler bemerkt, läßt es bei der Literatur des Jahres 1759 abdrucken.

1759.

Wenn nach der Schlacht bei Hochkirch und während des Unglücksjahres 1759 die Tagespoesie auf preußischer Seite ebenso abgenommen hätte, wie sie auf österreichischer wuchs, wäre das an sich nichts Auffälliges. Denn nach der Schlacht bei Kunersdorf war in der ganzen Zeit nichts Rühmliches zu melden, während gerade der Fall Dresdens und „der Finkenfang bei Maxen“ die feindliche Muse herausforderte.

Trotzdem ist dies nicht der Fall; wenn Ditfurth nicht viel vorfand, und auch unsere Ausbeute gering ist, so ist das mehr Sache des Mißgeschicks: sind wir doch im Stande, eine große Anzahl Schriften wenigstens nachzuweisen.*)

Gerade das Ausdauern gegen das anhaltende Mißgeschick ist der unsterbliche Ruhm des Königs, seines Volkes und seines Heeres. Der Soldat verlor nicht durch ein paar unglückliche Schlachten jenes stolze Selbstgefühl, welches kurz vorher noch die Schrift eines Fahnenjunkers vom Regimente v. Jungken durchwehte.**)

„Ein Soldat von anderen Truppen macht gegen einen Preußen eine elende Figur; präsentirt der Preuße einen Adler, so ist jener gewiß ein Krammetsvogel. Wie glücklich, wie vorzüglich sind also die preußischen

---

*) Ode auf den Heldenchor der Preußen. Von einem Grenadier. 1759.

Ode auf den vortrefflichen Sieg bei Thonhausen.

Gebet eines Wetterauers für den König von Preußen.

Sammlung auserlesener Oden, Gedichte, Lieder rc. bei Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges, 1. Band.

Oden und Gedichte auf Friedrich den Größten. 1759. Frankfurt.

Victoria ad Zorndorfium. Berlin 1759.

**) Das Recht des Vorrechts und der Ehre eines Königl. Preußischen Soldaten unparteiisch bewiesen von Carl Philipp Essen.

Soldaten! Sie haben sich einem Dienst gewidmet, der so erhaben ist, wie die Cedern des Libanon!"

Und wenn diese Worte etwas vermessen klingen, der Soldat macht seine Gesinnung im Unglück durch die That kund. Er fühlte wohl auch Groll und Schmerz, aber er verbiß ihn; er hielt sich aufrecht und gerade: das hilft, wie Hippel*) sagt, gegen alle Krankheiten und selbst gegen den Tod.

Auch die großen Todten, welche im unglücklichen Kampfe für das Vaterland fielen, fanden ihre Sänger und verdienten Nachruhm. Jacob von Keith wurde von dem Verfasser „des Krieges"**) besungen, dem Prinzen Friedrich Franz von Braunschweig, der bei Hochkirch fiel, weihte ein Wolfenbüttler, Dommerich, einige schöne Verse:

„Der Ort sei heilig, den Dein Blut gefärbt,
Das Heldenblut, von Helden angeerbt.
Und das Dein Heldenmuth, o Prinz, belebet;
Ihr Lüfte, wenn Ihr über ihn Euch hebet,
So wehet sanft, und wer zu ihm sich naht,
Bekränze ihn mit einem Lorberblatt."

Auf Kleist kam schon 1759 ein „Ehrengedächtniß" heraus: es folgten die Huldigungen der Kunstdichter, und verdankte er nicht überhaupt seinen Ruhm zum großen Theil dem Tode auf dem Schlachtfelde? Und welchen erhebenden Eindruck mußte es nicht auf das Volk machen, wenn es seinen König gerade jetzt allerwärts erst recht gefeiert sah. So schlug ein Holländer eine Medaille mit der Umschrift:

„Von Gottes Gnad
Durch eigner Rath
Mit schneller That.
Der Kirche zum Schutz,
Dem Reiche zum Nutz,
Dem Feinde zum Trutz."

Die Engländer erklärten ihn für den unbestreitbar größten Helden aller Zeiten***), den jedes Volk anerkennen müsse, und die Franzosen

*) Hippel, Werke III, S. 307.
**) Aurich Luschky, 1759.
***) Mechels Westminster-Journal, 11. März 1758:
„Long the contending world had strove totrace
The greatest hero of the human race;
One partial Clime applauds her laureld son
An other damns him and extols his own.
Each different land a different chief commends.
God said: Let Frederick be! The contest ends."

selbst stimmten in das allgemeine Lob ein; aus der Schweiz sandte Bodmer seine Grüße herüber und das ganze Land war nach Voltaire's Bericht preußischer gesinnt als Preußen selbst.

Diesen bewundernden Empfindungen giebt ein gutgemeintes, aber nicht gerade sehr poetisches Gedicht: „Der Greis am Geburtstage des Königs", Breslau, Korn, Ausdruck. Leider erfüllte sich nicht des Verfassers Wunsch:

„Bleib' stets ein Liebling des Geschickes,
Und Deiner Jahr' und Deines Glückes
Sei nie zu viel!"

Es hat übrigens große Aehnlichkeit mit einem von Ditfurth mitgetheilten Liede; denn wie dieses den Refrain hatte, „das ist zu toll", hat jenes einen ähnlichen: „das ist viel".

Für die Annahme, daß auch 1759 — freilich nur vor der Schlacht bei Kunersdorf — die Dichter noch fast allzu eifrig in Lobeserhebungen waren, spricht auch die in diesem Jahre erfolgte Publikation eines selten gewordenen Flugblattes, einer Fabel, betitel: „Der Adler und die Sperlinge. 1759. 4°."

Die Fabel, deren einziger Fehler in ihrer Länge besteht, ist gegen diejenigen gerichtet, die sich zu Siegesliedern veranlaßt fühlen und durch zu geringe Beachtung von Seiten des Königs gekränkt sind. Sie hat mithin eine Spitze gegen die Klopstockianer, und man könnte versucht sein, Gleim für den Verfasser zu halten, wenn man seiner Gutmüthigkeit dergleichen zutrauen könnte. Der Inhalt ist folgender:

„Ein Adler hat einen Drachen, den Schrecken aller Vögel, überwunden; die Sperlinge wollten dieses Verdienst durchaus loben und schreien ihm von allen Ecken und Enden Beifall zu. Der König der Vögel kümmert sich nicht darum und sucht sie wegzuscheuchen: vergebens, sie erreichen den Adlerhorst und singen ihm vor, ohne sie würde er niemals unsterblich werden. Der Adler erklärt es für eine Unverschämtheit, daß diese kleinen Dinger auch etwas von der Unsterblichkeit wissen wollen, und um ihnen die Nichtigkeit ihrer Ansicht gründlich zu beweisen, giebt er dem Habicht Befehl, sie auszurotten.

Das Gedicht schließt sehr bissig:

„Ihr, die Ihr jetzt aus voller Kehle
Die Siege meines Königs schreit,
Lernt doch aus dem, was ich erzähle,
Wie tumm und unverschämt Ihr seid.
Soll der, der seinen Ruhm auf Erden
Kaum anch Jahrhunderten noch mißt,
Durch Eure Reime größer werden,
Als er durch seine Thaten ist?

Ihr Herren, höret auf, zu spotten,
Denn, fahrt Ihr fort, so glaub' ich fest,
Daß er befiehlt, Euch auszurotten
Und sich die Köpfe liefern läßt."

Ganz anderer Art ist ein kleines Lustspiel aus diesem Jahre:
Der Soldat in den Winterquartieren.
Eine Operette in einem Aufzuge.
Quirlequitsch 1759.

Motto: Den Dachs im Loche beißt der Hund,
Soldaten macht der Degen kund.

Dieses Stück, welches nicht ohne Geschick disponirt ist, hat für uns deswegen Werth, weil es vor einer allzu großen Ueberschätzung der Soldaten Friedrichs bewahren kann. Es ist an und für sich nicht glaublich, daß dieselben alle insgesammt von exemplarischer Gewissenhaftigkeit und Humanität gewesen sind. Noch heutzutage nimmt es der Soldat, auch der preußische, in Kriegeszeiten nicht allzu genau mit seinem Gewissen und zeigt sich im Quartier, wenn er längere Ruhe hat, einem lustigen Leben nicht abgeneigt. Um so weniger kann bei den Soldaten jener Zeit, welche ihre Heere nur zum Theil aus gebildeten und humaneren Leuten zusammensetzte, zu Offizieren Abenteurer aus aller Herren Ländern nicht verschmähte, eine gewisse Leichtfertigkeit, zumal nach so langem Kriege, auffallen. Vollen Sinnesgenuß nach den harten Anstrengungen des Krieges predigt die Operette als Moral; der gemeine Soldat jubelt bei Branntwein und Merseburger Bier, der Offizier bei Rheinwein und Champagner; jener hat bei den dienenden Geistern großartige Erfolge, dem tapfern preußischen Offizier ergeben sich die schönen Sächsinnen und Französinnen, wie Russinnen auf Gnade und Ungnade, die Moral wird in der Strophe ausgesprochen:

„Keiner Muskateller
Aus dem frischen Keller
Schmeckt so lieblich nicht,
Als wenn man mit Scherzen,
Hübscher Mädchen Herzen
Ew'ge Treu verspricht.
Wenn man mehr als Eine
Zur Geliebten hat.
Und nimmt gleichwohl keine,
So macht's der Soldat."

Nicht so ganz niedriger Art scheint wenigstens, dem Titel nach, ein in Köln erschienenes Stück gewesen zu sein:

Der Geisterkrieg.

Ein Lustspiel, wie es auf dem Schauplatze zu W . . . und B . . . . . bei Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges in diesen Tagen ist aufgeführt worden.

Zu besonderen Triumphliedern gab in diesem Jahr nur der Sieg bei Minden Veranlassung, der natürlich bei dem gemeinen Mann wie bei den Gebildeten Beweise freudiger Theilnahme hervorrief. Eine Ode, angeblich von einem Grenadier, eine Nachahmung von Gleims Grenadierliedern, gab der Vossischen Zeitung Gelegenheit zu der richtigen Bemerkung, es sei nicht sehr leicht, die Vorzüge der Gleim'schen Manier zu erreichen, ohne sich ihre Fehler zugleich, wo möglich in noch höherem Grade, anzueignen.

Von besonderem Interesse aber ist ein Soldatenlied auf die Schlacht bei Kunersdorf (Ditf. Nr. 38), weil es, ohne die erlittene Niederlage zu bemänteln, die unerschütterliche Ueberzeugung ausspricht, das Heer Friedrichs könne wohl einmal geschlagen, aber nie besiegt werden. Der Soldat tröstet seinen Kriegherrn treuherzig:

„Friederikus, sey man nicht bange,
Es währet solch Malheur nicht lange,
Den Loudon kriegen wir schon noch.
Seynd wir gestellt nur wieder besser,
So schneiden wir mit unserm Messer,
Ihm in die Rechnung gleich ein Loch.''

Die Oesterreicher mochten immerhin prahlen mit ihrem „Scipio", ihrem „Fabius Cunctator", den „beiden Doktores", welche den Preußen —

die deutsche Sprach' gelehret,
und das berlinerische Jeh!
in gutes „Geh!'' verkehret —;

eine Armee, welche nach so gewaltigen Schicksalsschlägen jene standhafte Gesinnung aussprach, durfte von seinem Sängerhelden Kleist prophetisch „Unüberwundenes Heer" genannt werden.

1760—1763.

Das Jahr 1760 begann mit neuen Verlusten, die, wenn auch an sich nicht ausgedehnt, durch die begleitenden Umstände schwer und fast verhängnißvoll wurden. Namentlich die Gefangennahme Fouquets war ein harter Schlag für den ohnehin schon so bedrängten König: und den deprimirenden Eindruck, welchen diese Niederlage machen mußte, fühlten die Oesterreicher zu wohl, als daß sie nicht ungemessene Freude über den verhältnißmäßig unbedeutenden Erfolg geäußert hätten. Die Gefangennahme der 8000 Mann rief sieben Jubelschriften hervor: freilich war es kein kleines Lob für die Leute Fouquets, wenn sie „achttausend Riesen" genannt wurden. Auch die Einnahme des ungedeckten Berlin erregte im kaiserlichen Lager allgemeines Entzücken.

Ob aber dem gegenüber in Berlin eine allgemeine Entmuthigung anzunehmen ist, ob wirklich, wie Richter S. 106 behauptet, „nicht nur die kleinmüthige Menge, sondern auch die Besten des Volkes über Friedrichs verzweifeltes Unternehmen jammerten, das dürfte denn doch sehr zu bezweifeln sein. Wir haben mehrfach bemerkt, daß wir auf den Patriotismus eines offiziellen Zeitungsschreibers und Gelegenheitsdichters, wie Krause war, nicht viel geben; und doch gerade sein Neujahrsgedicht 1760 zeigt Funken echter dichterischer Begeisterung, entsprungen aus vaterländischer Gesinnung. Man wird es begreiflich finden, wenn die Sehnsucht nach Frieden allenthalben laut wurde: in Königsberg erinnerte man an den gerade vor hundert Jahren geschlossenen Frieden zu Oliva*) und hoffte auf einen friedlichen Abschluß dieses Jahrhunderts; in Berlin und Breslau vernahm man ähnliche Wünsche.

Aber daraus den Schluß auf Entmuthigung zu ziehen, ist mindestens voreilig, im Gegentheil, wir haben untrügliche Beweise, z. B. in den Illuminationsversen am Geburtstage des Königs, daß alle Klassen an das endliche Gelingen der preußischen Sache felsenfest glaubten.

Die schwer errungenen Siege von Liegnitz und Torgau gaben patriotischen Herzen willkommene Gelegenheit, jene Zuversicht zu bekunden**) und die geringen Ueberreste der Sieger von Roßbach und Leuthen

*) Dies Jahr sind hundert Jahr zur Ewigkeit geflohen, daß in Olivens Flur
der Oelzweig ist entsprossen.
Der Friede schloß den Krieg. Irene schließ auch nu, eh' sich das Jahr
beschließt, des Janus' Tempel zu.

**) Die vorzügliche Tapferkeit der Königl. Preußischen Kriegsvölker, am 15. Aug. bei Liegnitz besungen von H. M. Berlin. 4⁰.

waren hinreichend, in der größtentheils jungen Mannschaft die alte Fridericianische Gesinnung zu erhalten. Die Soldatenlieder aus diesem Jahr athmen den alten trotzigen, fast übermüthigen Geist. Namentlich der geweihte Degen mußte zu vielen profanen Witzen herhalten. Im Publikum coursirte ein humoristisches „Schreiben eines Feldpaters von der österreichischen Armee an den ehrw. Pater Superior der Barfüßer zu Frankfurt a. M., darin man die Listen und strafbaren Mittel findet, deren sich der König von Preußen bedient hat, um die Schlacht bei Torgau zu gewinnen. Aus dem Französischen, 1760."*) Es wird darin erzählt, der Teufel sei dem König auf einer Haide erschienen und habe seine Dienste angeboten; nur durch den Beistand des Bösen sei es gelungen, der Wunderkraft des geweihten Degens entgegen zu wirken.

Die letzten Jahre des Krieges bieten in literarischer Beziehung wenig Interesse. Wie Friedrichs Kraft erlahmte und sein Heer sich nur noch vertheidigungsweise halten konnte, so ermattete auch die Poesie; dem Mangel an neuen Siegen suchte man durch die Erinnerung an ältere Erfolge ein Gegengewicht zu schaffen.**) Selbst auf österreichischer Seite werden die Flugblätter spärlicher und spärlicher — die materiellen wie geistigen Kräfte beider Völker waren bis auf das Aeußerste angespannt worden — kein Wunder, wenn endlich eine Erschlaffung eintrat. In politischen Denkschriften wurde freilich noch weiter gekämpft,***) und die Bewunderung des Auslandes blieb dem Könige erhalten.†)

Des Adlers neue Kraft. Vogt. Magdeburg. Fol. 1760.
Ein Traum, viel Großes und viel Kleines, 3. Nov. 1760. Berlin. Birnstiel. 4°.
Der zwöfte Sieg Friedrichs des Großen bei Torgau, Ode von J. H. S. R. 4°.
Ode auf die Schlacht bei Torgau: deutsch und holländisch. Fol.
Der 3. November 1760 von A. L. Karschin.
Gedanken auf die Schlacht bei Torgau, entworfen von einer patriotisch gesinnten Dame zu Breslau. 1760. 4°.

*) Amalien-Bibliothek.

**) „Gott im Kriege." Drei Gesänge vom Anfang des Krieges bis auf die Schlacht von Prag. Berlin 1761.
„Die gerechte aber gnädige Hand Gottes" bei den Belagerungen der Stadt Schweidnitz 1757—58. Breslau. Pietsch. 1761.

***) Staatsbetrachtungen über den gegenwärtigen Krieg in Deutschland, in wie fern solcher das allgemeine europäische, vornehmlich aber das deutsche Interesse betrifft, gedruckt zu Wien und, mit Anmerkungen versehen, wieder aufgelegt zu Berlin, Oktober 1761.
„Das wahre Interesse des deutschen Reiches bei dem gegenwärtigen Krieg zwischen den Häusern Preußen und Oesterreich", oder „Beantwortung der Staatsbetrachtungen". Berlin 1761.

†) Poesie. Alitopoli 1761. Sonette, Oden &c. auf die Schlachten des siebenjährigen Krieges von Domenico Roselli, Professor zu Vicenza.

Wenn wir ausnahmsweise ein Geburtstagsgedicht auf den König anführen, so geschieht dies aus rein literarischem Interesse, dasselbe ist von Chr. Gottl. Stöckel, und wurde zugleich mit mehreren anderen auf den Krieg bezüglichen Gedichten herausgegeben. Die von uns mitgetheilten Strophen sollen nur beweisen, wie dieser von 1743—1763 unermüdliche patriotische Dichter sich in der Versification vervollkommnete.

„So ruht denn aus, ihr wackern Preußen,
Von stetem Marsch und ew'ger Schlacht.
Ruht aus im neubezwungnen Meißen,
Vom Krieg mit halb Europens Macht.
Doch heut aus gleich entflammtem Zunder,
Bejauchzt mit uns den heil'gen Tag,
An dem der Nachwelt größres Wunder,
Als Herkul in der Wiege lag.

Ja, diesen Tag froh zu erheben,
Jauchzt, Völker! heut nur, jauchzt — o nein —
Dies fünfzigste von Friedrichs Leben,
Ganz muß dies Jahr ein Halbjahr sein.
Ganz feierts, Friedrichs weite Staaten,
Europa, ganz auch feir' es Du!
Indem, zur Krone seiner Thaten,
Schließt Friedrich Janus' Tempel zu."

Bedeutsam aber ist die Anerkennung, welche „ein gelehrter Sachse" dem großen König zollte.**)

August und Friederich.

„In königlichem Zwist verwickelt unter sich,
Erscheinen kämpfend mir August und Friederich.
August, wie Numa groß, der Seinigen Vergnügen,
Und Friederich sich selbst nur gleich an Geist und Siegen.
Getheilt empört sich hier mein Herz selbst wieder mich,
Mein König ist August, mein Liebling Friedrich."

Dieser Ausspruch ist von einem Sachsen um so wunderbarer, als gerade in diesem, von Friedrich schließlich nicht mit besonderer Schonung behandeltem Lande die Wuth gegen Preußen noch lange nicht erlosch.

Im Gegentheil, noch 1762 erschienen daselbst Gedichte auf den König,***) welche an verläumderischer und verlogner Niederträchtigkeit ihres

*) Ode am Geburtstage des Königs 1761, nebst einigen andern bei Gelegenheit des jetzigen Krieges entstandenen Gedichten ꝛc. Breslau. Pietsch.

**) Bei Paalzow, Tagebuch des III. schlesischen Krieges.

***) Vergl. Richter, S. 162 ff.

Gleichen vergeblich suchen lassen; während durch fast alle österreichischen Flugschriften, wie auch Richter constatirt, das gemeinsame Gefühl hindurchgeht, einem großen ehrfuchtgebietenden Gegner gegenüber zu stehen, wird hier Friedrich als ein blutdürstiger Barbar geschildert, der bei den Scenen namenlosen Jammers „mit kaltem Blute ein Liedchen auf der Flöte spielt."

Seine Soldaten werden Henkersknechte genannt, seine Siege „henkerswerthe Thaten". Schwerlich stand ein solcher Dichter mit diesen Anschauungen vereinzelt da; doch muß die Wuth der Sachsen allmählich etwas geschwunden sein, nachdem der letzte preußische Gardist aus Leipzig abmarschirt war. Wenigstens haben wir die Genugthung, daß ein echter — freilich halb vergessener und früher viel bemängelter Dichter, dessen Vaterstadt Zittau von den Drangsalen des Krieges wohl erzählen konnte, der „Barde" Kretschmann auf dem Sarge des großen Königs eine poetische Gabe von eminentem Werthe niederlegte.

Das bedeutendste Ereigniß des Jahres 1762, der Friedensschluß mit Rußland, rief eine außerordentliche Menge von frohen Liedern hervor, in denen „der Selbstherrscher aller Reußen" fast über Gebühr gefeiert, sogar der große Friedensfürst genannt wurde.

Uebertroffen wurde diese Menge nur durch die Fluth von Gedichten, welche endlich auf den Hubertusburger Frieden folgten. Namentlich die Karschin war außerordentlich thätig, den König, die Königin, die Prinzen, das Vaterland, den Frieden u. s. w. anzusingen — wohl auch mit von dem Wunsche geleitet, möglichst schnell eine umfangreiche Sammlung zu verkaufen.

Ein Poet, der es unternahm, in dem Friedensjahre die Thaten des Königs ausführlich zu besingen, Fr. Lauson, litt dabei jämmerlich Schiffbruch; sein Päan „Friedrichs Palmen, Königsberg, Kanter, 1763", giebt in hundert zehnzeiligen Strophen eine traurige Probe alles Anstößigen und Häßlichen, was zügellose Phantasie und Mangel an Geschmack im Verein mit den gemeinsten Provinzialismen hervorbringen können.*)

Daß es zu einer Gesammtdarstellung des großen Krieges und seiner Helden noch nicht an der Zeit war, fühlte Niemand besser, als jene Generation selbst; sie fragte sich:

*) Er fängt schon sehr unheilvoll an: „Zeus niest!" u. s. w. Als abschreckendes Beispiel citiren wir folgende Str.:

„Seicht wird ein ausgemergelt Weib
Mit flachgewelkten Brüsten flattern,
Zernagt von Sorgen, quebbt der Leib
Durchfressen von umwundenen Nattern."

„Wo sind Homere, wo Virgile,
Die ihm ein würdig Denkmal weihn,"

und kam zu dem Schluß:

„Das kann der König nur allein,
Sein Degen gleichet seinem Kiele."

Bis auf unsre Zeit ist denn diese Aufgabe auch ungelöst geblieben. Wir haben der Vollständigkeit halber noch einige Schriften hinzuzufügen, welche mit den Begebenheiten des Krieges allgemein zusammenhängen, die aber gesondert zu besprechen, zweckmäßig erschien.

Unter den Flugschriften bilden die in Dialogform gehaltenen eine besondere, mit großer Vorliebe — schon seit Hutten — gepflegte Gattung: und so haben wir aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, außer den Todtengesprächen, mit denen allgemeiner Unfug getrieben wurde, theils Gespräche zwischen Bauern und Soldaten über die Leiden und Freuden der Kriegszeiten, theils sogenannte „Bauerngespräche" mit rein politischem Hintergrund.

Von ersterer Art erschienen namentlich zahlreiche „Gespräche eines sächsischen Bauern und eines französischen Soldaten" — bis zum Jahre 1758 waren es bereits 38 Stück —, ebendahin gehört wohl ein „Lustiges Husaren- und Bauerngespräch", welches in der Spenerschen Zeitung 1759 angezeigt wird.

Wir können eins mittheilen, welches in nur allgemeinen Umrissen, ohne specifisch preußischen oder österreichischen Hintergrund, die Leiden schildert, die der Bauer mit oder ohne dessen Willen erduldet. Es ist betitelt:

„Curiöses Gespräch zwischen einem lustigen Soldaten und einem listigen Bauer" und zeigt als Titelvignette einen in Sorgen versunkenen, auf den Ellenbogen gestützten Bauersmann.

Der Soldat tritt von vornherein sehr herrisch auf.

„Glück zu, Herr Wirth! Gott grüße Euch.
Mir däucht fürwahr, ihr seid brav reich.
Ihr gebt uns jetzo frei Quartier,
Laßt kochen und braten, schafft Wein und Bier!"

Der Bauer will davon nichts wissen:

„Süd willkommen uth dat Feld,
Ick hebbe weder Guth noch Geld.
Und bin gewiß ehn armer Buhr,
Der sien Brot verdient recht suhr."

Der Soldat läßt sich nicht abschrecken:

„Was? Du kommst mir eben Recht!
Sammt Deiner Frau, nebst Magd und Knecht.
Auch Dich soll es nicht gehen wohl,
Wenn Du mir machst den Kopf zu toll.“

Da der Bauer noch immer vorgiebt, weder Wein noch Bier anschaffen zu können, erklärt jener lakonisch:

„Nun, so laß Dich's nicht verdrießen,
Daß ich trete Dich mit Füßen.
Denn Du weißt, die Kriegesleut
Müssen vor Dich in den Streit.
Davor seind wir Feldsoldathen
Und verrichten tapfre Thaten.
Mit der Flint', Stück und Pistolen:
Drum muß man Euch recht rumholen.“

Einen ähnlichen Sinn hat das „Soldaten-Vaterunser von 1763“, welches Richter S. 165 mittheilt.

Ganz anderer Art sind die „Bauerngespräche“, über die auch Richter nur flüchtig und nicht ganz genau handelt, wahrscheinlich weil ihm doch nicht allzuviele derselben vorlagen: richtig ist, daß dieselben an Humor nicht sehr ergiebig sind: aber er irrt, wenn er glaubt, daß sie meist in Duodez erschienen und auf beiden Seiten viel fabricirt wurden. Schon der Umstand, daß bei weitem der größte Theil in niederdeutscher Mundart geschrieben ist, beweist, daß sie für die preußische Sache streiten, und der Verlag (Frankfurt und Leipzig), in dem sie erschienen, war derselbe, aus dem eine Unzahl preußenfreundlicher Werke hervorgingen. Uebrigens fehlt bei den uns vorliegenden zwölf Stücken (1757—1759) jede Angabe des Druckorts. Interessant sind die „Bauerngespräche“ deswegen, weil sie in der That bestimmt waren, auf das Volk zu wirken, und weil sie freilich schwache Versuche — der Allegorie sind. Der König von Preußen wird nicht Nachbar Flinth — wie Richter schreibt — genannt, sondern Flink, ebenso ehrenvolle Namen haben Flinks Knechte (Generäle), Springfeld, Hurtig, Peiter Fix. Im Einzelnen festzustellen, wer Kobes Rantze, Gürgen Ballhorn, Alex Krüsener, Schwager Kroll, Lippelt Dümmling, sei, ist nicht von Interesse; die Hauptpersonen sind bekannt genug: Maria Theresia wird als Muhme Tillacks in einem sehr übeln Lichte dargestellt, die Kaiserin Elisabeth erscheint als Mume Lise mit ihren Knechten Apegrim (Apraxin), Soltkopp (Soltikoff) und wird von Frolock, Grünrock und Rußkopp schmählich belogen und hinsichtlich der Erfolge getäuscht.

Der Schwede ist Arend Flaut, dem will man de „Fettfedern dorch dat Mul trecken, dat he ock anbieten sall."

Am verächtlichsten ist die Persönlichkeit, welche Frankreich repräsentirt, und den anzüglichen Namen Nickel Hinckmar trägt: 1757, als Muhme Tillarks gerade triumphirend ausruft:

„Jo, Jo, nu wullen wy den Starrkopp so kleene maken, dat he uns to Hove deenen sall," kommt Nickel heulend an: „wy hebben so veele Schläge gekregen, as wy nicht Hoare up en Koppe hebben."

Der Wirth und eine Person, die bezeichnend genug „Trewes" heißt, vertreten namentlich die preußische Partei und frohlocken über jene Niederlage der Tillack'schen Leute, so 1757:

„Dat Gerichtken, dat se uns tondacht, damit hebben wy se selbst bewirdt ꝛc." Die Soldaten werden Ossen- und Peerdeknechte genannt, die Provinzen „Koahlgoaren", die Kanonen „Kumkarren". Witz sucht man in diesen Stücken ebenso vergeblich, wie überall, wo dem Humor des Volkes Etwas untergeschoben wird, was nun einmal auf anderm Boden gewachsen ist. Selbst die Grobheiten sind nicht so recht herzhaft bäurisch.

Der Vollständigkeit wegen mögen noch zwei Arten literarischer Quisquilien erwähnt werden. Für das Volk erscheinen alljährlich „sonderbare Prophezeiungen", die denn trotz aller Unbestimmtheit immer einen gewissen Hintergrund politischer Natur haben sollen.

Natürlich wurden sie oft als Uebersetzungen und Resultate der Forschungen von berühmten Mathematikern ausgegeben. So liegt uns vor:

„Sonderbare Prophezeiung auf das Jahr 1757 aus dem Lüttichschen französischen Kalender gezogen und in das deutsche übersetzt nach den Prophezeiungen des berühmten Matthian Laensbergh."

Für den Januar 1757 heißt es:

„Die frühzeitige Erndte eines hohen Hauptes wirft den unbesonnenen Stolz gewisser Lieblinge des Glückes nieder. — Ein Volk in einer gewaltsamen Unruhe. Verwegene Unternehmung wider den öffentlichen Glauben. Verführerische Schriften. Vermählungen und Feierlichkeiten."

Man mag über diese auf das abergläubische Volk berechneten Schriften spotten, — darf aber nicht vergessen, daß die Gebildeten der Zeit etwas ganz Aehnliches hatten in den Chronogrammen; vergeblich eiferten die Vernünftigen gegen diesen Unfug.

Zu unterscheiden sind davon die Chronodisticha, die mehr Denkverse sein wollen und auf dichterischen Werth wenig Anspruch machen; in sehr großer Anzahl finden sie sich in dem Tagebuche von Paalzow, z. B.:

Collin:

„Sieg und Lorber werden theuer bei der großen Tapferkeit,
Wenn ein Felsen höllisch Feuer fressend auf die Streiter speit."

Belagerung von Prag:

„Friedrich, der, aus Noth gezwungen, nur mit seinen Feinden kämpft,
Hat durch seiner Bomben Feuer, Dir, o Prag, den Stolz gedämpft."

Roßbach:

„Die weiße Lilie ist zu Roßbach abgeblühet,
Wo man auf dessen Feld noch dürre Blätter siehet."

Dergleichen Harmlosigkeiten mag man wohl mit in den Kauf nehmen: die Mitlebenden ergötzten sich nicht wenig an dergleichen Reimen.

Die mitgetheilten Volksschriften und Volkslieder, so spärlich sie im Verhältniß zu der Produktion überhaupt sein mögen, dürften genügen, um ein bestimmtes und auch wohl ziemlich sicheres Urtheil über die Wirkungen des Krieges in literarischer Beziehung abzugeben. Die belebende Kraft des siebenjährigen Krieges zu leugnen, hat von den Neuern nur ein Gelehrter gewagt, ein Mann, der um jeden Preis, auch um den der historischen Wahrheit, das Zeitalter Friedrichs des Großen als ein trauriges darzustellen versucht hat. Es ist erfreulich, daß auch auf österreichischer Seite, wenigstens bei competenten Richtern, Onno Klopp's Beschwerde keinen Anklang gefunden hat.

Und was die Bedeutung dieser Volksliteratur betrifft, so müssen wir auch hier betonen, daß nicht der absolute Werth abgeschätzt werden darf, sondern daß wir ihn in Relation bringen müssen zu dem vorangegangenen Verfall der Gesammtliteratur; der Born volksthümlicher Dichtung war vollkommen versiegt: nicht als ob das deutsche Volk selbst ganz und gar verkommen wäre unter den Folgen des dreißigjährigen Krieges, sondern, weil es nichts zu singen und zu sagen hatte, weil Grund und Boden dürr und öde geworden war durch Thatenlosigkeit und territoriale Vereinzelung. Darum dichtete das Volk nicht und die, welche Früchte zeitigen wollten, wo der Baum an der Wurzel verdorrt war, verloren sich in Schmeichelei, Abgeschmacktheit, Zweideutigkeit oder offenbare Gemeinheit. Gerade die Poesie aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ist noch sehr unkannt, — einige berühmte und berüchtigte Namen abgerechnet, — wir wären in der Lage, mit Hülfe einer umfangreichen Sammlung, welche 1756 unter dem Titel „Poetischer Schnappsack" erschien, einen Einblick in die verdorbene Phantasie der geringeren Poeten und Gelegenheitsdichter zu gewähren.

Und wenn die Volksdichtungen, welche in Wirklichkeit oft bei weitem mehr wahre Poesie athmen, als die verschlungenen Reime und die antike Strophe, bei den Zeitgenossen kaum nach Verdienst gewürdigt wurden,

mag man bedenken, daß noch bei dem Anfange des Krieges kluge Recensenten Hans Sachs für einen „berüchtigten Reimer" erklärten:

„Der lang in Deutschland herrschte
Und nach der Füße Maaß hier Schuhe macht' und verschte."*)

Eine andere Frage ist die, ob jene Entwickelung der Volksliteratur mit sieben Jahren kriegerischer Drangsale nicht zu theuer erkauft sei, und diese Frage wird, je nach dem specifischen Standpunkt eines deutschen Schriftstellers verschieden beurtheilt werden: für den einsichtigen Historiker ist sie bereits entschieden.

Mit Recht aber darf man sich wundern, daß von den Dichtern der 70er Jahre selbst diejenigen, die für das Volksthümliche ein warmes Herz hatten, und durch ihre eigenen Lieder einen ausgedehnten Leserkreis auch im Volke gewannen, immer noch, wie Bürger, in dem Irrthume befangen waren, „ein großes Nationalgedicht, welches an das Herz des Volkes schlage", könne allein die Poesie wieder populair machen.

Dagegen gewährt es die größte Genugthuung, daß der erste Kenner auf dem Gebiete des Volksliedes mit Bestimmtheit aussprach, „doch bleibt's immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir kein Publikum, keine Sprache und keine Dichtkunst haben."

Wenn man den siebenjährigen Krieg in seinen Wirkungen auf die Literatur betrachtet, pflegt man auf die Entfaltung der vaterländischen Dichtung das meiste Gewicht zu legen. Und dennoch steht diese wohl erst in zweiter Linie. „Keine Literatur," sagt Grimm, „kann sich eines kräftigen Wachsthums erfreuen, in der sich nicht Poesie und Prosa gegenseitig ausbildet und stützt." Es kommt hier nicht darauf an, die alte Streitfrage zu erneuern, ob die Prosa der Poesie voranzugehen habe — für jene Zeit sicherlich war die Regeneration der prosaischen Darstellung das nächste Bedürfniß.

Die deutsche Sprache, ein ganz fremdartiges Colorit erhaltend, theils durch die Gelehrten, welche lateinisch dachten, wenn sie allenfalls auch

*) Vossische Zeitung, 1756.

deutsch schrieben, theils aber auch durch das Heer von Uebersetzern fremder Erzeugnisse. Ein Möser mußte klagen, daß die deutsche Sprache für viele Gegenstände der deutschen Geschichte keine passenden Ausdrücke mehr biete; die Uebersetzer schlüpfriger französischer Romane fanden genug Biegsamkeit an ihr, um Bezeichnungen für Dinge und Verhältnisse zu finden, die dem besseren Theil des Volkes unbekannt waren. Die Kreise freilich, die hauptsächlich lasen, verschmähten diese Kost nicht und selbst die Dichter, welche gelesen werden wollten, mußten dieser Richtung Concessionen machen. Die kleinen Gedichte des „Kinderfreundes" Weiße wimmeln von den feinsten Zweideutigkeiten und Uz würde sich schwerlich ähnliche Freiheiten erlaubt haben, wenn nicht derartige „Tändeleien" dem Geschmacke der Zeit gemäß gewesen wären.

Und die Wechselwirkung, welche zwischen Inhalt und Form bestehen soll, und auch — bewußt oder unbewußt, meistentheils besteht, brachte es mit sich, daß mit den galanten Abenteuern, welche ja den Inhalt der gelesensten Schriften ausmachten, auch der bis zur Fadenscheinigkeit abgenutzte „zierliche Stil" verschwand. Freilich weder plötzlich noch gänzlich: aber er konnte der deutschen Sprache nicht mehr gefährlich werden, als durch das Genie unserer klassischen Dichter die Produktion vielseitiger und doch zugleich eingehender wurde. Nach Goethe's, Herder's, Schillers' Hervortreten konnte selbst die Wieland'sche Richtung den Geschmack der Nation nicht mehr corrumpiren, und wenn dieselbe noch so viel Vertreter gefunden hätte.

Wenn wir den allgemeinen Aufschwung der Literatur in die 70er Jahre legen, erhalten wir als Zeit der Vorbereitung die Epoche des siebenjährigen Krieges bis 1770. Nun könnte ein Literarhistoriker freilich behaupten, die Entwickelung der Literatur sei mit dem Kriege gleichzeitig, aber nicht im Zusammenhang gewesen; unsere Literatur habe sich ja oft, wenigstens in einzelnen Zweigen, um die politischen Constellationen wenig gekümmert.

Dem gegenüber ist zunächst zu bemerken, daß von Werken reiner künstlerischer oder wissenschaftlicher Speculation bei der Betrachtung der Nationalliteratur abgesehen werden muß; was aber diese betrifft, so wird selbst ein sehr vorurtheilsvoller Beurtheiler im Prinzip zugeben müssen, unsere Literatur sei zwar in Zeiten politischer Ohnmacht nicht gerade ganz ohnmächtig gewesen — denn Schlag erzeugt Gegenschlag, — habe aber aus der Entfaltung nationaler Macht stets neuen Saft gezogen und frische Kraft gewonnen.

Gerade das Wachsthum an guten prosaischen Werken ist ein Zeichen des erwachenden Nationalgeistes; an Werken, die nur mittelbar durch Zeitereignisse bestimmt und hervorgerufen, den Geist derselben doch voll-

ständig repräsentiren. Denn Lobgesänge oder Todtenklagen wird ein Krieg immer erzeugen, Dichter wird ein Held immer finden, — die Produktion in Prosa, welche ja zum Theil von rednerischem Schmuck und glänzenden Phrasen absehen muß, wird nur dann ergiebig sein, wenn sie Ideen vorfindet, die der Darstellung würdig sind; von dem hervorragendsten Werke auf dem Gebiete der schönen Literatur, den Literaturbriefen, ist oben gezeigt worden, daß sie mit der Zeitströmung in bewußtem Zusammenhange stehen.

Das Gleiche gilt von Abbt's Schriften „vom Tode für's Vaterland" und „vom Verdienst". Wenn diese Abhandlungen lediglich die Ergebnisse philosophischer Spekulation enthielten, würden sie nach den Fortschritten der Philosophie kein Interesse mehr haben, da sie aber durch die Zeitfragen hervorgerufen sind,*) werden sie mit dem Andenken an den siebenjährigen Krieg verbunden, also unvergeßlich sein.

Die Schrift vom Tode für's Vaterland erschien in geschmackvoller Ausstattung 1761 bei Nicolai in Berlin und bezeichnend für ihre Tendenz ist das Motto aus Addisons Cato:

what pity is it,
that we can die but once, to serve our country!

wie auch die Vignette, welche das Grabmal der Helden von Thermopylae darstellt. Der Vorbericht zeigt mit klaren Worten, daß der Krieg zu der Betrachtung Anlaß gab: auch der Vergleich, den der Verfasser dort wie in der Arbeit selbst zwischen Monarchien und Republiken anstellt, spricht für den großen Eindruck, welchen die Persönlichkeit des großen Königs auf alle Zeitgenossen ausübte. Die glühende Begeisterung, mit welcher Abbt den Tod für das Vaterland vertheidigte, zog ihm, namentlich von Seite der Schweizer, den Vorwurf zu, er habe um Lohn geschrieben. Allerdings ist die Schrift eine Tendenzschrift, aber hervorgerufen durch den Wunsch, für den Nutzen des Staates gedacht und geschrieben zu haben. Geraden Hinweisungen auf den Krieg und seine Helden, weicht Abbt nicht selten geflissentlich aus, weil der Schriftsteller, der aus eigenem Antrieb schreibe, über gewisse Gedanken nicht hinausgehen dürfe.

Wie Abbt über die damalige Lage Deutschlands dachte, so dachten zweifelsohne auch die Meisten der Gebildeten, und wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß Abbt in Rinteln gewissermaßer akademischer Lehrer war, tragen wir kein Bedenken, jene beiden Schriften hinsichtlich ihres

*) Wie eng dieser Zusammenhang ist, ergiebt sich schon daraus, daß bereits 1756 zugleich mit dem Ausbruche des Krieges unter den „Abhandlungen, um gelesen zu werden," eine sich findet, „Ueber das veraltete Wort Vaterland."

relativen Werthes den Reden Fichte's an die deutsche Nation zur Seite zu stellen.

Gleichwohl dürften beide Abhandlungen viel weniger ihrem Werthe, als ihrem Namen nach bekannt sein; so mag es erlaubt erscheinen, durch Anführung einiger Stellen den Beweis zu liefern, daß die dort ausgesprochenen Ansichten einen außerordentlichen Aufschwung nationaler Denkweise bekunden und nicht nur specifisch preußische Begeisterung zu wecken geeignet sind.

So wird im dritten und fünften Hauptstück hervorgehoben, daß die Vaterlandsliebe allen Unterthanen eine neue und große Denkungsart mittheile, und an anderer Stelle eine solche Nation als ewiges Muster für alle andern aufgestellt.

Niemand aber wird auch heute noch ohne Bewegung die erhabene Stelle lesen, an welcher er den Tapfern von Zorndorf und Kunersdorf ein Denkmal setzt (S. 50):

„Wie heilig müssen nicht unsern Nachkommen die Felder von Zorndorf und Kunersdorf sein! Zitternde Wehmuth und ehrfurchtsvoller Schauer müssen sie durchwandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief eingefallenen Grabstätten tritt, unter welchen Epaminonden ruhen!"

Sehr richtig auch sagt er von Kleist:

„Wie weit läßt der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter hinter sich! Seine Werke dienen jetzt als Lorbern, die er um sein Grab pflanzt, aber, wenn dieses Grab nicht den Patrioten einschlösse, würden diese Lorbern wohl so schön grünen?"

Auch die Schrift „vom Verdienste", welche etwas später erschien, erhielt ihren Werth nur durch den patriotischen Hintergrund. Die Nation war darüber auch nicht im Unklaren, daß Friedrich seine unsterblichen Thaten nicht hätte vollführen können, ohne diesen von allen Seiten genährten Patriotismus.*) Und es ist bemerkenswerth, daß zu derselben Zeit der Drangsal in der Königlichen Akademie der Wissenschaften ein Discurs über den falschen Kosmopolitismus gehalten wurde**): von dem wahren Bürger wurde gesagt, ihm sei nichts theurer, als die Wohlfahrt und die Ruhe seines Vaterlandes und, wenn Alles in Stücke ginge, würde er wünschen, unter den Ruinen des Staates begraben zu sein." Menzel, der Abbt's Schrift nicht von diesem berechtigten Standpunkt aus betrachtet, fällt denn auch nach seiner Weise das hämische Urtheil, „sie sei nur deswegen stets angeführt worden, weil Abbt's Name das alphabetische Register derartiger Schriftsteller eröffne."

---

*) Vossische Zeitung, 28. März 1761, bei Besprechung von Abbt's Schrift.

**) Vossische Zeitung, 29. Jan. und 17. Febr. 1761.

Auch von dieser Abhandlung ist dasselbe zu rühmen, wie von der eben besprochenen: Friedrich des Großen Name wird kaum genannt, die Beispiele nimmt der Verfasser aus der alten Geschichte und überläßt es dem Einzelnen, zwischen den Zeilen zu lesen. Geraden Schriften dieser Art gegenüber ist es für die Forschung von Vortheil, daß Friedrich der Große für die deutsche Literatur unmittelbar nichts that: denn welche Rückschlüsse auf den Geist der Zeit, auf die Anschauung der Kreise, in denen der Verfasser lebte und für die er schrieb, würde man sich gestatten dürfen, wenn Abbt gegen Belohnung, oder auch nur mit einiger Aussicht auf Erkenntlichkeit geschrieben hätte! Man kann sich verwundern, bei Abbt Sätze zu finden, die heutzutage patriotischen Schriftstellern zum Vorwurf gemacht worden sind*) — ein Kennzeichen dafür, wie wenig die Hingabe an das Vaterland mit der Zeit gewachsen ist, ein deutlicher Beweis für den Aufschwung nationaler Gesinnung, den jene große Zeit hervorrief.

Auch ist wohl zu berücksichtigen, daß die lange Dauer des Krieges freilich das Entstehen einer siegesbewußten, trotzigen Soldatesca begünstigte, aber wir wissen zuverlässig, daß zuletzt desto edlere Männer freiwillig zu den Fahnen eilten, je mehr das Bestehen des preußischen Staates gefährdet zu sein schien. Darum war Abbt auch zu der folgenden enthusiastischen Schilderung des Friedericianischen Heeres berechtigt (S. 234): „Doch wir haben den bloßen Soldaten lange genug gesehen; wenn diesem kriegerischen Erdenkloße ein lebendiger Odem eingeblasen wird, wenn er Einsichten für den Verstand und redlichen Diensteifer für das Herz kriegt, wenn er wie ein Anführer denkt und wie ein rechtschaffener Bürger empfindet, wenn er Wunden und Tod nicht scheut um der Brüder willen und sein Leben nicht theuer achtet um des Vaterlandes Willen, das ihn sendet — wenn ihm seine Tage wirklich abgefordert werden und er sie freudig dahin giebt, — ja, da liegt er auf dem Bette der Ehren, des bleibenden Nachruhms, der Verdienste. Tretet näher, Jünglinge, ihr habt nimmer einen solchen Anblick: prägt Euch die Bildung des wackern Mannes tief ein. Vergesset nicht die Rührung, die Ihr in diesem Augenblicke habt, werdet nicht neidisch: es ist schwer, ein solches Verdienst zu übertreffen; denn seine Mitbürger bis zum Tode lieben und für sie bluten, das ist das größte Wohlwollen."

Wenn selbst durch eine derartige Publicistik die Vorurtheile des Volks über die Vortrefflichkeit seines Monarchen und seines Heeres genährt wer-

*) z. B. S. 220: „In jedem großen Staat ist die Verletzung des Ansehns, Kränkung der Rechte, Schmälerung der Vortheile, in der Handlung eine Wunde, die dem ganzen Wohl desselben beigebracht wird."

den sollten, — sie mögen sich später als nachtheilig erweisen — für den Augenblick dienen sie dem Zwecke des Staates; um so mehr, je weniger der Einzelne das Bewußtsein hat, einem großen Staate anzugehören und Lust verspürt, für das Wohl desselben Opfer zu bringen; darum vertheidigt Abbt in einer kleinen Schrift über diesen Gegenstand solche Vorurtheile und kommt zu dem Resultat: Vorurtheile sind gut, welche den Unterthan oder den Bürger mit dem Geiste seiner Regierung erfüllen und seine ganze Denkungs- und Handlungsart in eine damit übereinstimmende Fuge bringen. Wenn ein Volk zum Volke geschaffen werden soll, muß nothwendig ein eigener Geist bei ihm herrschen.

Die Forderung, daß die Deutschen endlich einen eigenen „Nationalgeist" zeigen sollten, trat immer mehr in den Vordergrund, seit Zimmermann in seinem, von Paris bis Kopenhagen gelesenen Werke vom Nationalstolz darüber gespottet hatte, „daß das arbeitsame, tapfere, abgehärtete, erfinderische Volk in der Mitte Europa's sich selbst verachte und hasse, nur das Fremde lobe und anerkenne." Obwohl Schweizer, hatte Zimmermann nicht undeutlich (S. 320) dem großen Monarchen seine Huldignngen dargebracht, aber im Großen und Ganzen war jener Tadel, den er noch 1768 in der vierten Auflage aufrecht erhalten durfte, leider ziemlich begründet. Aber um so anregender wirkte die Schrift. Im Jahre 1765 erschien in Frankfurt a. M. eine Schrift vom deutschen Nationalgeist*), die zu der freisinnigen Behauptung Anlaß gab, allein am Hofe lebe nicht der Patriot, nicht der Mann, der zu der Nation gehöre, sondern der gedungene Gelehrte. Die Gelehrsamkeit habe ein fremdes Aussehen, am Hofe und unter den Gelehrten könne man den Nationalgeist nicht finden.

Noch schärfer trat gegen jene Schrift eine Anonymus unter der Maske eines Dorfpfarrers auf. „Noch etwas vom deutschen Nationalgeist." Lindau 1766. In dieser höchst feinen und scharfsinnigen Darstellung wird denn mit Recht geltend gemacht, daß der Nationalgeist sich in viel tieferen und innigeren Beziehungen geltend mache, als in den vom Verfasser berücksichtigten politischen Zuständen des deutschen Reiches. —

Den Nationalgeist zu erwecken in den späteren Geschlechtern, ist der ehrenvolle Beruf unserer, der historischen, Wissenschaft: sie verewigt das Andenken der Großthaten und belehrt ein Volk, was es seinen Vorfahren und sich selbst schuldig sei.

Wenn die Geschichte neue Nahrung, der Geschichtsforscher neue Anregung aus den Thaten Friedrichs des Großen gewann, so liegt das durchaus in dem Wesen der Historie selbst begründet. Hierher gehört

*) Allgem. Deutsche Bibliothek. 1768. S. 1.

eine Bemerkung, welche Gervinus hinsichtlich der epischen Dichtung macht*); die Gründe aber, aus denen sich nach seiner Ansicht die epische Dichtung damals nicht entwickelte, werden schwerlich allgemeine Zustimmung finden.**) Eine episch-handelnde Zeit — um seinen Ausdruck zu gebrauchen — verlangt durchaus noch nicht ein Epos; — als ob die homerischen Gesänge zur Zeit des trojaischen Krieges entstanden wären! — Auf einer je höheren Stufe der Entwickelung ein Volk steht, desto weniger wird es diese Dichtart pflegen: auch zu unserer Zeit findet das historische Epos wenig Anklang; des epischen Stoffes bemächtigt sich eben eine andere Kunst, welche der Jugendzeit eines Volkes noch fehlt und durch das Epos nur unvollkommen ersetzt wird. Der peloponnesische Krieg erweckte keine Homere, aber den großen Tucydides, der es ja selbst am Eingange seines Werkes ausspricht, daß er wegen der außerordentlichen Bedeutung des Krieges den Entschluß gefaßt, ihn zu beschreiben.

Dieselben Ursachen riefen damals eine Fluth von geschichtlichen Monumenten hervor. Dies empfanden selbst die einfachen Schriftsteller jener Zeit; so schreibt Paalzow: „Der jetzige wichtige Zeitpunkt wird gewiß durch alle noch künftige Zeitalter ein rührendes Denkmal hinter sich lassen. Es ist also billig, daß dieser wichtige Zeitpunkt in seiner ganzen Größe von geschickten Staats- und Geschichtskundigen Männern aufgezeichnet werde." Abgesehen von den politischen Denkschriften, die allein schon den Gegenstand einer ausführlichen Darstellung machen können, wurden aller Orten Beschreibungen der Kriegsereignisse veröffentlicht, zunächst nur für den Bedarf des Augenblicks, kunstlos, meist auch geschmacklos, aber doch immerhin wichtige Fundgruben für den späteren Forscher.

Wir trennen diese Darstellungen von ephemerer Bedeutung von anderen, welche mit dem Anspruche auftreten, Geschichtswerke zu sein. Zu der ersten Gattung gehören außer den Todtengesprächen, Briefen aus Sachsen u. s. w. — deren Zahl Legion ist — „die Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen", „Briefe über die Begebenheiten des gegenwärtigen Krieges", „Leben und Heldengeschichte Friedrichs des Andern", „Leben und Thaten Friedrichs des Größten", „Deutsche Kriegeskanzlei", „Kriegesbliothek", „Geschichte des dritten schlesischen Krieges", „Die Danziger Beiträge", „Der holländische Volontair".

Namentlich zu Frankfurt a. M. war ein Hauptverlag für diese,

*) IV. 203.

**) Ein Volk, das nicht gewohnt ist, sich selbst handeln zu sehen, auf Thaten zu halten und einen Werth auf den Ruhm des Krieges zu legen, verzichtet leicht auf die Dichtung, die Handlungen und Thaten ein Denkmal setzt. Das Volk war daher zufrieden, daß Friedrich den Ruhm des Krieges allein erndtete.

größtentheils preußenfreundliche Literatur. An vielen Orten erschienen Acta publica, so in Straßburg, Wien, Dresden und Regensburg.*)

Um die Käufer anzulocken, wählten einige Schriftsteller eine eigenthümliche Schreibweise, nämlich die der Bibel. Richter hat nur ein Werk dieser Art anzuzeigen, „Die Bücher der Chronika von den Kriegen ꝛc. von Assur Obadja, dem Vorsteher der Synagoge in Holland. Leiden 1757, 58"; es war aber ein sehr beliebtes Genre. Hierher gehören:

„Simeon Ben Jochai, die Historien des Krieges zwischen den Preußen und ihren Bundesgenossen und den Oesterreichern und ihren Bundesgenossen. Im Jahre der Christen 1758."

Markus Ephraim „Die sächsische Chronika 1757" ist eine Tendenzschrift für den König von Sachsen.

„Nathan Meyer, das Buch Mayer, welches beschreibt den Zug der Franken bis gegen Nürnberg, Windsheim 1757." Uns lag vor (auf der Königl. Bibliothek bef.):

Ruben Berechja „die Bücher Salomo aus Mitternacht. Amsterdam 5707. Der preußisch-gesinnte Verfasser bedient sich nicht ohne Geschick der hebräischen Wendungen und des orientalischen Bilderschmucks.

Das Bedeutendste der schlichten Geschichtswerke, welche noch während des Krieges erschienen, ist der „Versuch eines allgemeinen Tagebuches des dritten schlesischen Krieges" von dem oben erwähnten Paalzow. Es kam ihm nur auf eine möglichst genaue und wahrheitsgetreue Schilderung der Kriegsereignisse an, ohne eingeflochtene Bemerkungen allgemeiner Art. Er ist bereits eine abgeleitete Quelle und bediente sich bei der Abfassung seines Tagebuches außer einigen der genannten Schriften namentlich noch geschriebener Kriegstagebücher und der „Lebensbeschreibungen berühmter Helden des gegenwärtigen Krieges von Pauli." Die Kritik, welche Pauli's Biographien bald nach ihrem Erscheinen erfuhren, ist ein lehrreiches Beispiel dafür, daß es sehr schwer hält, die Ansprüche der Zeitgenossen zu befriedigen; während die Nachlebenden an dem Gebotenen sich genügen lassen. Nach dem Erscheinen des siebenten Bandes wurden sie in den Literaturbriefen beißend abgefertigt.**) Wenn wir auch zur Entschuldigung des Verfassers annehmen wollen, daß es den Verfassern schon damals an Stoff gemangelt habe***), ist die Kritik dennoch sehr herbe und ungerecht.

*) Daß diese, wie jene Werke, die uns nur zum kleinsten Theil vorlagen, sehr umfangreich waren, beweist schon ihr Preis. Ein Heft der Kriegsbibliothek (Breslau) kostete 1 Thlr. 4 Ggr.; ein Band „Teutsche Kriegskanzley" 9 Thlr. (1762).

**) XIII. S. 33.

***) Darüber klagt Mendelssohn (an Abbt, 2. Novbr. 1762). Die guten Schriftsteller nehmen überhand: die Literaturbriefe werden loben oder verstummen müssen. Am Ende werden wir auf unsere eigenen Briefe schimpfen und gute Nacht sagen müssen.

Jene Lebensbeschreibungen kamen den Wünschen einer großen Menge Gebildeter und Halbgebildeter entgegen, welche von „ihren Helden" auch etwas Ausführlicheres erfahren wollten. Schwerlich verlangten sie eine geschmackvolle Darstellung und rednerischen Prunk, und die Masse der Leser ließ sich an der nüchternen, aber nicht gerade dürren Schreibweise des hallischen Professors genügen — ausdrücklich wird das Werk von der Spener'schen Zeitung, welche jene Klassen vertritt, mehrfach gerühmt; man nahm keinen Anstoß daran, wenn ein Generalmajor „Excellenz" genannt wurde und verlangte keine „vollständige Todtenliste". Der gewöhnliche Leser erbaute sich an der ausführlichen Beschreibung eines Leichenbegängnisses u. dgl. Derartige Ausstellungen waren es, welche man dem Biographen machte. Für Männer feineren Geschmackes schrieb Pauli diese Biographieen nicht und es hat allezeit Männer gegeben, die nach der Weise der Zeit populair zu schreiben suchten. Zweifellos haben sie ein gewisses Verdienst: sie aus dem Reiche der schönen Literatur zu verbannen, liegt kein Grund vor: sie werden daselbst auch ihren Platz einnehmen, wenngleich einen bescheidenen.

Die Verfasser der Literaturbriefe hatten gewiß das ruhmvolle Verdienst, auf die Würde und Ehre der deutschen Literatur zu achten: hier aber lag gewiß kein Grund vor, Herrn Pauli zuzurufen: „nur von den Lebensbeschreibungen alter berühmter Brandenburger lassen Sie um Himmels willen ab, denn diese werden nicht mehr im Zeitungsstil beschrieben. Dies letztere zwingt mich, die Ehre der Nation Ihnen anzurathen."

Was die Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung betrifft als Wissenschaft, so kann auch sie nicht ohne Befriedigung auf das Zeitalter Friedrichs des Großen zurückblicken. Drei Jahre nach der Thronbesteigung des Königs schrieb der Recensent der Spener'schen Zeitung bei Gelegenheit der Kritik einer deutschen Reichshistorie, sie komme ihm vor, „wie ein schönes und reiches Frauenzimmer, bei welchem sich viele Verehrer, Anbeter und Freier meldeten, es aber auch öfters schimpfliche Abweisungen oder sogenannte Körbe gebe." Und allerdings sind Schmauß, Hahn, Mascou und Synold von Schütz nicht viel mehr, als gelehrte Compilatoren der deutschen resp. brandenburgischen Geschichte. Man erblickte in ausgedehnten — selten kritischen — Quellenstudien die Hauptaufgabe des Geschichtsschreibers und übersah, daß in der Forschung allein doch nicht der Endzweck aller Historie liege. Gerade was wir vom Geschichtsschreiber verlangen, leitende Gedanken, hervorgegangen aus gründlicher Forschung und durch diese getragen und belebt, das waren bis dahin unbekannte Anforderungen. Waren auch die Gelehrten selbst sich dieses Mangels nicht bewußt, ihre Leistungen lassen ihn lebhaft empfinden.

Man verschwendete ferner seinen Fleiß an Universalgeschichten oder die fremder Staaten, wie Rußlands oder Portugals — obwohl doch die portugiesische Geschichte an sich höchst unbedeutend ist, die russische aber den Deutschen sehr fern lag. Nicht ganz mit Unrecht freilich führt Menzel*) als Entschuldigung an, es sei den Gelehrten damals noch nicht möglich gewesen, die Geschichte ihres Vaterlandes von einem freieren Standpunkte aus zu schreiben.

In der vaterländischen Geschichtsschreibung ging Friedrich, wie überall, seinen Unterthanen mit gutem Beispiel voran und gab 1758 seine Memoiren zur Geschichte des Hauses Brandenburg heraus; aber weit energischer wirkten die Zeitverhältnisse selbst. Es geschah unmittelbar unter dem Einflusse der kriegerischen Begebenheiten, welche Preußen zu selbstständiger Macht förderten, daß die Königl. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1759**) die Preisaufgabe stellte:

„Man wünscht, daß aus den in der brangenburgischen Geschichte genugsam vorkommenden Exempeln gezeigt werde, wie die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg auch in älteren Zeiten schon vor andern Fürsten des deutschen Reiches eine ansehnliche Rolle unter den Mächten von Europa, sonderlich den Nordischen gespielt haben."

Es ist bekannt, daß diese Aufgabe erst zu unserer Zeit in vollem Umfange erfaßt und bearbeitet worden ist: aber daß schon damals der Gedanke einer „Geschichte der preußischen Politik" angeregt werden konnte, zeigt doch in evidenter Weise, welchen Aufschwung die wenigen Jahre des Krieges wenigstens in der Anschauung der Geschichte bewirkt hatten.

Und dieses Vorgehen der preußischen Akademie verdient um so mehr Anerkennung, als es zusammentraf mit einer begründeten Forderung Lessings. Er bemerkte 1759***), mit der Geschichtsforschung sehe es in unserer Literatur am traurigsten aus†); so sehr fühlte er die Nothwendigkeit eines kräftigen nationalen Impulses, daß er den immerhin etwas gewagten Ausspruch that, „der wahre Geschichtsforscher könne sich eigentlich nur dann zeigen, wenn er die Geschichte seines Landes und seiner Zeiten beschriebe". Im Jahre 1762 schrieb Abbt an Mendelssohn, „die Geschichte schiene ihm eigentlich noch ein Feld für die Deutschen", und der Gedanke,

*) II. S. 101.

**) 1758 war die Preisfrage „eine Beschreibung der brandenburgischen Münzen" gewesen.

***) Literaturbr. Nr. 52.

†) Im Jahre 1762 erschien auch „Pütter's Vollständiges Handbuch der Reichshistorie", ein Werk, welches bis auf unsere Zeit einen eminenten Platz in der älteren deutschen Historie behauptet hat.

auf diesem Gebiete der Nation nützlich zu werden, blieb in ihm so mächtig, daß wir ihn noch 1764 mit dem Gedanken beschäftigt finden, eine Geschichte des Kaisers Maximilian I. zu schreiben.*)

Den besten Beweis für die Fortschritte der Geschichtsschreibung während des siebenjährigen Krieges liefert eine Vergleichung zweier Werke von C. Fr. Pauli; das eine ist die „Einleitung zu einer erwiesenen Geschichte der preußischen Staaten 1751"; das andere die „Allgemeine preußische Staatsgeschichte 1760—62". Ich werde dieser letzteren eine um so eingehendere Besprechung widmen dürfen, je weniger ich finde, daß auf sie Rücksicht genommen worden ist. Die Vorrede der „Einleitung" besteht aus steifen Phrasen, aus welchen nirgends höherer Schwung hervorblitzt. Die Einleitung selbst ist etwas besser, hält aber keinen Vergleich aus mit der von 1760. Das erste Werk ist mit alle dem gelehrten Apparat ausgerüstet, welcher es dem großen Publikum gänzlich ungenießbar machte.

Dem gegenüber nahm sich Pauli 1760 vor, „die Geschichte des preußischen Staates" Lesern verschiedener Art verständlich zu erzählen, sich aller Fremdwörter zu enthalten, weder prächtig, noch dichterisch, noch auch niedrig zu schreiben. Daß der siebenjährige Krieg ihn zum Schreiben veranlaßte, sagt er selbst ausdrücklich: „das preußische Scepter sei durch diesen Krieg, durch seine Feinde und durch die großen Tagesereignisse erst recht erhöhet worden: die persönlichen Eigenschaften Friedrichs des Großen seien schon weltkundig gewesen, aber erst seit dieser Zeit hätten die Feinde des Königs einen Begriff von der Macht der preußischen Staaten erhalten. Auch ist es nicht zu unterschätzen, daß Pauli es wagte, seine Staatsgeschichte zu einer Zeit zu veröffentlichen, in der die Sache des Königs keineswegs schon zu Gunsten Preußens entschieden war; freilich bei Herausgabe des dritten Bandes konnte er triumphirend ausrufen: „Noch stehet das königliche Kurhaus Brandenburg aufrecht, und ein sechsjähriger blutiger Krieg, der gegen dasselbe von dem größten Theile Europa's geführt worden, hat seine Macht nicht zersplittern können!"

Mit Recht nahm Pauli daran Anstoß, daß die Beschreibungen fremder Geschichte den deutschen Fleiß ausschließlich in Anspruch nähmen; es ist ein Ausdruck patriotischen Selbstgefühls, wenn er fragt: „sollte man wohl glauben, daß eines jener Reiche merkwürdiger sei, als das preußische?" Er fand den Grund jener Gleichgültigkeit gegen die vaterländische

*) Pfingsten 1764. Brief an Mendelssohn. — Mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, daß er „portugiesische Geschichte geschrieben habe". Nur ungern machte er behufs seiner Vorlesungen Excerpte aus Gebauer's Portugiesischer Geschichte — was man seiner Ausarbeitung auch anmerkt.

Geschichtsschreibung theils in der Geschmacklosigkeit der üblichen Darstellungen, theils aber auch in dem zu bearbeitenden Stoff, in der beispiellosen Zersplitterung deutschen Landes. Noch war kein Staat in eminenter Weise hervorgetreten; die Provinzialgeschichte allein wurde gepflegt und fand natürlich auch nur in beschränkten Kreisen Anklang.

Es gehörte eben eine weltbewegende That hierzu, aus dem zerfallenen deutschen Reiche ein Territorium zu europäischer Bedeutung emporzuheben; erst als Friedrich der Große dieses Wagniß unternahm, konnte eine preußische Geschichte allgemeineres Interesse erwecken: da erschien es wichtig, auch in weiteren Kreisen zu erfahren, unter welchen Bedingungen und aus welchen Verhältnissen heraus der preußische Staat sich zu solcher Macht entwickelt hatte.*)

Es erinnert wiederum an den Plan einer preußischen Politik, wenn Pauli die Nothwendigkeit fand, die Geschichte Deutschlands und der Nachbarländer des preußischen Staates zu durchforschen und die Dinge einzelner Landestheile schon zu berühren, ehe sie zum preußischen Staate gehörten. Man wäre versucht, anzunehmen, eine Geschichtsschreibung, welche durch die Thaten eines solchen Monarchen ihren hauptsächlichsten Impuls erhalten, würde in eine Vergötterung desselben übergehen. Es ist ein Zeichen von der Selbständigkeit der preußischen Literatur überhaupt, wenn an der Spitze des Paulischen Werkes Sätze stehen, wie gleich der erste der Einleitung: „Der berühmteste Held, der vortrefflichste Regent ist nicht größer, als der Staat, dem er dienet, und das Volk, das seinem Scepter unterworfen ist. Nur dann ist einer der Verehrung der Nachkommenschaft würdig, wenn er eingestehet, daß er des Staates wegen geschaffen sei.“ Sätze, die freilich nur unter Friedrich II. aufzustellen erlaubt war.

Auch abgesehen von seiner Polemik gegen Regentengeschichte, wendet sich Pauli gegen die gewöhnlichen Arten, eine trockene Darstellung wenigstens einigermaßen genießbar zu machen; Alles, was nur provinzielle Bedeutung, Werth für Personen und deren Nachkommen haben kann, will er aus der Geschichte verbannt wissen. Wenn aber ein Schwerin sein Leben für den Staat dahingebe, ein Plotho auf dem Reichstage für die Rechte seines Staates eifere, Guericke durch die Erfindung der Luftpumpe dem menschlichen Geschlechte Nutzen und seinem Vaterlande Ehre bringe, so seien ihre Namen nicht zu verschweigen. — Diese, vielleicht etwas zu eingehende Betrachtung des genannten Werkes dürfte zeigen, daß die

*) Mithin ist es unrichtig, wenn Menzel II. 154 den Uebergang von der Provinzialgeschichte zur Staatsgeschichte in die Zeit des Aufschwungs nach den Freiheitskriegen verlegte.

Historie durch den Krieg allerdings einen nicht unerheblichen Aufschwung nahm.

Wenn Pauli nicht Alles leistete, was er versprochen, und deshalb dem Verfasser der Literaturbriefe in die Hände fiel, so ist das für den relativen Werth seiner Darstellung nicht wesentlich: seine Fehler waren die eines eben verfließenden Zeitalters, seine Vorzüge die des erstehenden neuen Geschlechts.

Einen vollendeten Historiker wird man von solchen Verhältnissen kaum erwarten. Und doch hat diese Epoche einen Historiker aufzuweisen, der immer mit unter den ersten genannt werden wird, welche die historische Kunst in Deutschland einzubürgern suchten.*) Justus Moeser machte 1765 seine „Einleitung in die Osnabrückische Geschichte" bekannt, welche, nach dem Urtheile Schlossers**), „als eine Anleitung, die deutsche Geschichte fruchtbar zu behandeln, betrachtet werden muß." Wir haben ein besonderes Recht, Moeser hier anzuführen, wegen des eigenthümlichen Gesichtspunktes, unter dem er die Osnabrückische Geschichte betrachtet und der wesentlich mit den Ereignissen jener Tage zusammenhängt. Er hält die Entwickelung der Territorialhoheit in jedem einzelnen Lande für die möglichst beste Verfassungsform des — ehemaligen — deutschen Reiches: „Die Geschichte von Deutschland habe eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn man die gemeinen Landeigenthümer, als die wahren Bestandtheile der Nation, durch alle Veränderungen verfolge". Es kommt hier nicht in Betracht, daß dieser Standpunkt der deutschen Geschichte im früheren Mittelalter gegenüber nicht der richtige ist — wenngleich neuere Forscher, wie Stälin, glänzend dargethan haben, in wie wirksamer Weise die Reichsgeschichte durch die Territorialgeschichte unterstützt werden kann — gerade jene Einschränkung auf das Nächstliegende, die Durchforschung des Vaterlandes steht in offenbarem Gegensatz zu den oberflächlichen Compendien der Reichsgeschichte, denen Saft und Kraft fehlt. Einen mittelbaren Einfluß des siebenjährigen Krieges, der die reale Nichtexistenz des idealen deutschen Reiches darlegte, dürfen wir an dieser Stelle nicht verkennen.

Daß Moeser allen Nachdruck auf die Reinheit der deutschen Sprache legt, welche ihre eigenthümlichen Ausdrücke durch das Lateinschreiben der Autoren eingebüßt habe, ist nur im Einklange mit der nationalen Aufgabe, die er sich stellt; aber höchst bedeutsam ist es, daß er die zunehmende Rein-

*) Haeberlin's, Entwurf einer pragmatischen teutschen Reichsgeschichte, das gleichzeitig (Braunschweig, 1763) erschien, in kritischer Beziehung freilich durchaus nicht ohne alles Verdienst, mit seinem gelehrten Apparat, seinen Anmerkungen in den Zeilen und unter dem Text, ist der Form nach eher ein Rückschritt.

**) Geschichte des 18. Jahrhunderts. II. S. 586.

heit des historischen Stils in unmittelbare Verbindung mit den Thaten Friedrichs des Großen bringt. „Der deutsche historische Stil," sagt er, „habe sich in dem Verhältniß gebessert, als der preußische Name sich ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werther gemacht: würden wir erst mehr Nationalinteresse haben, so würden wir auch die Begebenheiten mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken."

Und wenn Pauli und Moeser selbst noch keine geradezu in die Augen springenden Vorzüge haben, so vergesse man nicht, daß noch 1841 ein Häusser*) die Theilnahmlosigkeit des Publikums der Historiographie gegenüber damit begründet, daß unsere Historiker zwar zu forschen, aber nicht zu schreiben verständen: Historiker des Salons und des Gelehrtenzimmers hätten wir zwar aufzuweisen, aber keine des Lebens.

Daß Friedrich der Große und seine Thaten einer adaequaten Darstellung so lange entbehren mußten, wird keinem Einsichtigen auffallen. Schon Graf Herzberg schrieb im Jahre 1780 an Gleim, „er glaube, daß keine Geschichte so lehrreich für das menschliche Geschlecht sein könnte, als die des großen Königs; es gehöre aber sehr viel dazu, sie zu schreiben." Johannes von Müller trug sich bekanntlich mit dem Gedanken, sich dieser erhabenen Aufgabe zu unterziehen: er meinte**), es lohne sich kaum, Geschichtsschreiber zu werden, wenn man nicht den Krieg von 1756 und den großen Mann, der allein interessanter sei, als sein Jahrhundert, schildern dürfe: er hat ihm an vielen Stellen seiner Werke, in der Vorrede zur Schweizergeschichte und in der Geschichte des Fürstenbundes***) begeisterte Apotheosen gewidmet — freilich in seiner affectirten, aber doch glänzenden Schreibart. Es war ein deutlicher Beweis für den Einfluß der preußischen Großthaten, wenn er 1781 schrieb, „mit den Preußen und für die Preußen will ich leben und sterben — oder ich will lieber nicht leben."

Vielleicht ist es kein Unglück für die deutsche Historiographie, daß die Geschichte des größten preußischen Königs von dem ebenso charakterlosen wie begabten Schweizer nicht angerührt wurde. Es liegt etwas Wahres in der Forderung Gleims, daß jeder Schriftsteller für einen großen Mann schreiben solle, mit dem er seiner Empfindung nach am meisten sympathisire; daher war es einer seiner Lieblingsgedanken, selbst nach dem Vorbilde des Voltaire'schen Louis XIV.†) eine Geschichte Friedrichs II. zu schreiben.

---

*) Gesammelte Werke. 1869. Bd. I. S. 6—9.

**) An Gleim, 20. April 1781.

***) Namentlich S. 326.

†) An Gleim, 1781, 4. Februar: Que n'éprouvai-je, mon cher Gleim, dans l'antichambre du vainqueur de l'Europe: de celui, dont dix-huit siècles n'auraient

Von Müller — mag seine Bewunderung für Friedrich noch so aufrichtig gewesen sein — kann man, wenn Rückschlüsse gestattet sind, in der That nicht wissen, ob er für Friedrich den Großen oder für einen hervorragenden Posten mehr Sympathie hatte. Gerade das „keinem Golde feil sein" ist eine unerläßliche Vorbedingung für den Historiker des großen Königs.

Nicht einem literarischen Lanzknecht, sondern einem preußischen Landeskinde, einem Krieger von 1758, war es vorbehalten, eine Geschichte des Krieges zu schreiben, die sich als Volksbuch bis auf unsere Zeit behauptet hat. Archenholz' einfacher*) aber reiner Stil, seine spannende und geschmackvolle Darstellung, seine patriotische aber unparteiische Gesinnung, machten sein Werk zu einem der ausgezeichnetsten unserer Literatur und sichern ihm bleibenden Werth.

Aber darin hatte Johannes von Müller Recht, daß er es als unumstößlich sicher hinstellte, Friedrich der Große bedürfe nicht eines bestellten Historiographen, so wenig, wie er den Gerenadier berufen habe, ihn in die Herzen seines Heeres zu singen: sein Geschichtsschreiber werde sich selbst belohnen, wer solche Thaten beschreibe, in dem Geist, in dem sie geschehen, wandele mit seinem Helden zur Nachwelt hinunter.

So wird es denn auch dem verdienstvollen Forscher, der bis vor wenigen Jahren das ehrwürdige Vorrecht hatte, sein Leben an jene Aufgabe zu verwenden, an würdigen Nachfolgern niemals fehlen.

---

pu me montrer l'égal; de celui, dans lequel j'allais voir les Cyrus, les Alexandre, les César, réunis; de celui, qui du fond du cabinet, devant lequel j'étais, contient l'Autriche et influe sur toute l'Europe: je sentais ce qu'auraient senti Homère et le Tasse, s'ils avaient pu aller voir Achille et Godefroi; autant je suis au dessous d'eux, autant mon héros est plus grand que les leurs.

*) Dies erkannte auch Müller als eine Grundforderung an (Brief an Gleim, 6. Febr. 1783). „Wer den König von Preußen schreiben will, sei groß in Einfalt, ohne Schmuck."

Willy Böhm.

Land und Leute in Westpreußen.

Von
F. W. F. Schmitt,
Dr. phil. (Sullau bei Thorn).

(Schluß.)

Der Bewohner der Tuchler Heide (gleichviel ob adlig oder nichtadlig, ob deutsch oder polnisch) gilt überall als ein Halbwilder. Will man Jemandes Rohheit geißeln, so stellt man im Scherz die Vermuthung auf, daß er aus der Tuchler Heide sei.

Scherze der Deutschen unter einander kommen nicht viele vor.

Aus dem benachbarten Pommern stammt das unhöfliche, von Theodor Schmidt erwähnte, Sprichwort in Betreff Baldenburg's:

In de Ball —*)
Da wohne de Schelme all.

Auch dieses Sprichwort hat historische Wurzeln.

Baldenburg war ehemals eine polnische Stadt. Da es hart an der pommerschen Grenze lag, so war es natürlich, daß Viele, welche sich einer in Pommern verwirkten Strafe entziehen wollten, in Baldenburg eine Zuflucht suchten. Mit der beseitigten Ursache ist natürlich auch die Wirkung hinweggefallen.

Bei einem so streitigen Charakter, wie er in Westpreußen gebräuchlich, können dumme Menschen nicht aufkommen; ein dummer Mensch hat in Westpreußen keine Berechtigung. Westpreußen hat kein Abdera, kein Schoeppenstedt. Wird ein solches für die westpreußische Unterhaltung postulirt, so zieht man das ostpreußische Domnau an.

Zwar besitzt Westpreußen gar viele Oerter, wo sich „die Füchse gute Nacht sagen." Die Tuchler Heide bietet dergleichen in reicher Fülle dar. Aber die Tuchler Heide ist zu einförmig. Wo das Auge auf 48 □.M. nur Sand und Fichten sieht, bleibt ihm kein Ruhepunkt; es entbehrt des Kontrastes, welcher zur Unterscheidung nöthig ist. Westpreußen sucht sein Buxtehude nicht in der Tuchler Heide, wo gleichsam Alles Buxtehude ist: sondern dicht neben

---

*) Baldenburg heißt im Volksmunde „Ball", auch „Olde Ball", auch „Ball de Olde".

den lachenden Auen des großen Werders, wo sich hinter dem frischen Haffe ein unfruchtbarer Sandstreifen ins Meer hineinzieht. Das Dorf Proebbernau auf der frischen Nehrung muß dafür büßen, daß es den Vergleich herausfordend neben den üppigen Marschländern des großen Delta's liegt.

Die Isolirung der Städte, welche in Pomerellen schon zur Ordenszeit vorhanden war, wurde auf dem rechten Weichselufer erst unter polnischer Herrschaft eingeführt. Nur die in der Woywodschaft Marienburg belegenen Städte Elbing, Marienburg, Tolkemit, Neuteich und Christburg blieben mit ihren, großentheils deutschen Umwohnern im Zusammenhang. Die Stadt Elbing war außerdem mit einem bedeutenden Territorium beliehen, welches von Deutschen bewohnt wurde. Desgleichen besaßen die Städte Danzig und Thorn ein größeres Stadtgebiet, mit welchem sie nach Belieben schalten konnten. Es lag in den damaligen Zeitgrundsätzen, daß sie Deutschthum und evangelische Religion darin verbreiteten.

Die drei großen Städte: Danzig, Elbing und Thorn waren zwar nicht freie Reichsstädte unter polnischem Schutz — wie noch heute Viele anzunehmen geneigt sind — (es waren bloße Königliche Landstädte; freie Reichsstädte gab es in Polen nicht); aber sie hatten allerdings eine exceptionelle Stellung. Während die kleinen Städte keine Landboten auf den Reichstag schicken durften, war den drei großen Städten eine Vertretung im Senat bewilligt.

Sie machten jedoch von diesem Vorrechte keinen Gebrauch, weil sie sich dem polnischen Reiche nicht völlig incorporiren wollten; sie zogen es vor, ihre Rechte durch ständige Residenten in Warschau wahrnehmen zu lassen, und versetzten sich dadurch in dieselbe politische Isolirung, der die kleinen Städte anheimgefallen. Denn da diese ständigen Residenten eine offizielle Bedeutung nicht erlangten, sanken sie auf dieselbe Stufe mit den kleinstädtischen Deputirten herab, welche in Spezialfällen Audienz nachsuchten.

Freilich waren die drei großen Städte den kleineren durch Macht und Reichthum weit überlegen (hatte doch das eine Danzig Krieg gegen die ganze Republik geführt); und als in der Mitte des 17. Jahrhunderts die kleineren Städte ihre Isolirung durch Wegbleiben von dem Provinziallandtage (Sejm Pruski) besiegelten, ordneten sie sich den drei großen Städten — als Quartierstädten — freiwillig unter. Jeder Quartierstadt wurden dann die größeren unter ihren kleinen Städten, als die ausschreibenden, beigeordnet, auf deren Impuls die kleineren Städte ihre Vertreter wählten („auf das Gremium deputirten").

So entstand folgende merkwürdige Organisation:

I. Quartierstadt Danzig.

Ausschreibende Städte:

Dirschau für sich und Mewe, Neuenburg, Schwez und Putzig.
Stargard für sich und Schöneck, Berent.
Conitz für sich und Baldenburg, Hammerstein, Schlochau, Landeck, Pr. Friedland und Tuchel.

II. **Quartierstadt Elbing.**

Ausschreibende Stadt:

Marienburg für sich und Christburg, Stuhm, Neuteich und Tolkemit.

III. **Quartierstadt Thorn.**

Ausschreibende Stadt:

Graudenz für sich und Straßburg, Lessen, Neumark, Rehden, Gollub, Lautenburg und Kewalewo (Schoensee).

Die bischöflichen Städte: Culm, Culmsee, Loebau, Kauernick, so wie die adlige Stadt Weyhersfrei (Neustadt) waren von dieser Organisation ausgeschlossen. Desgleichen unterhielten die groß-polnischen Städte (des Netzedistrikts) unter einander keinerlei Verbindung.

Von dieser naturwüchsigen Organisation hat die polnische Republik niemals Notiz genommen. Auch davon nicht, daß die evangelischen Stadtbürger ihre Geistlichen großentheils im Auslande (Ostpreußen oder Pommern) prüfen und ordiniren ließen, ja sich ausländischen geistlichen Behörden unterordneten. Städte und Ketzer galten in Polen nur als geduldetes Nebenwerk. Man betrachtete sie, wie die Ameisen die Blattläuse, als ein nützliches Ungeziefer, das man auspressen, aber nicht vernichten müsse. Daß man sich eingehend um sie bekümmern sollte, schien zu viel verlangt.

Die Hegemonie der westpreußischen Städte führte **Danzig**, ein nicht unbedeutender Theil derselben erkannte auch das Danziger geistliche Ministerium als kirchliche Oberbehörde an.

Danzig ist einmal das deutsche Venedig genannt worden. Wegen seiner Umgebung könnte man es ohne Uebertreibung das deutsche Neapel nennen. Wer diese grünen Gefilde gesehen hat, die sich zwischen den schwarzen Bergen von Pommerellen und den blauen Wellen der Ostsee — der Semiramis hängenden Gärten gleich — hinziehen, wird sie wohl nie vergessen.

Man sollte glauben, daß, wer in diesem Stücklein nordischen Paradieses geboren ist, ein Heimathsgefühl ohne Gleichen besitzen müsse. Doch Danzig ist eine Seestadt, seine Bewohner sind Deutsche. Von Deutschland losgerissen — war es in Polen isolirt. Mit England stand es in fortwährendem innigen Verkehr; zu Zeiten war es nahe daran, sich Schweden oder Dänemark anzuschließen. Kein Wunder, daß hier die Universalität der deutschen Natur auf eine Spitze getrieben wurde, wo sie in Kosmopolitismus überschlug.

Danzig war eine Weltstadt und seine Bürger waren Weltbürger schon in den frühesten Zeiten. Seine Gelehrten, Künstler, Dichter haben sich niemals auf das städtische Weichbild eingeschränkt; sie trugen ihren und ihres Vaterlandes Ruhm durch alle Zonen hin. Die Namen Hevelius, Fahrenheid, Falk, Archenholz, Chodowiecki u. a. sind im Auslande fast bekannter, als in Danzig selbst. Danzig stellte noch in der neuesten Zeit einen berühmten Reisenden; von seinem Ueberflusse an Naturforschern, Aerzten, Aesthetikern, Alterthumsforschern zeugt so manche Akademie, so manche Hoch-

schule, welche geborene Danziger zu ihren höchsten Zierden zählt.*) In Lengnich, dem Danziger Syndikus und Geschichtschreiber der preußischen Lande polnischen Antheils, verehren die Polen noch heute die höchste Autorität in polnischer Rechtsgeschichte.

Andrerseits haben viele Söhne des deutschen Mutterlandes die Fackel ihres Genius auf dem Heerde Danzig's angezündet, der inmitten Slavischer Finsterniß allzeit leuchtete. Die berühmten Namen eines Opitz, Gryphius sind auf immer mit Danzig verkettet. Fichte's unsterblicher Geist sog an Danzigs Gestaden jene Gefühle der Unermeßlichkeit und Unsterblichkeit ein, auf denen sein welterschütterndes „Ich" erwachsen ist. Auch die zarteren Gestalten einer Frau Gottsched, Frau Schopenhauer tauchen aus dem Meer der Danziger Erinnerungen hervor. Danzig umschließt auch das Grab des erwähnten polnischen Lexicographen Coelestin Mrongovius, Predigers bei St. Anna, mit dem das ältere, den Deutschen günstiger gesinnte Polenthum zu Grabe ging.

An Ruhm und Ehre hat diese Stadt genug; auch ist sie in der ganzen Welt bekannt. Es giebt am Rheine so manchen gut geschulten Jüngling, welcher nicht weiß, wo Westpreußen gelegen ist; die Lage von Danzig nicht zu kennen, wird er für eine Schande halten.

Und doch liegt unweit dieses Gartens deutscher Kultur kassubische Finsterniß. Ja, dieser Garten selbst ist auf dem Grunde Niedersächsischer Rohheit und Brutalität erbaut, die in den untern Ständen — genährt durch die Berührung mit ausländischem Matrosenthum — üppig wuchert. Dieselbe Radaune — der alte Eridanus vielleicht, an dessen Ufern einst Phaëton's Schwestern weinten — dieselbe Radaune, welche die Stadt durchzieht, bildet an ihrem oberen Laufe die Sprachgrenze zwischen Deutschthum und Cassubenthum.

Nördlich von Danzig finden wir das Kloster Oliva, den Oelbaum des Friedens, den einst das vordringende Christenthum inmitten der heidnischen Mordstätten eingepflanzt. Unter seinem Schatten sammelten sich 1660 die Staatsmänner von Ost-Europa, dem Schwerte Halt zu gebieten, welches Polen und die skandinavischen Reiche sechs Jahre lang verwüstet hatte, im Abteipalast, den einst ein Fürstbischof von Ermeland aus dem Geschlecht der Hohenzollern, gegenwärtig die Prinzessin Marie von Hohenzollern bewohnt. An ihn schließt sich ein reizender, geschmackvoller Park, mit einer acustischen Grotte und herrlichen Bellevües. Oberhalb des Klosters erhebt sich der bewaldete Carlsberg, von dessen Gipfeln man einen weiten Blick über die Ostsee hat.

Oestlich des Weichsel-Deltas liegt die Stadt Elbing, Danzigs Nebenbuhlerin in alter und neuer Zeit. Die Umgebungen Elbings sind mit Reizen

*) Mit Schmerz gedenken wir hier des um die preußische Landesgeschichte verdienten Ernst Strehlke, den vor Kurzem eine tödtliche Krankheit vom Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit in das Jenseits rief. Von sonstigen Celebritäten sind Baum, Goltz, Krause, Th. Hirsch, Gruppe, Mannhardt und Radde die bekanntesten.

bekleidet, welche nur denjenigen der Umgebung Danzigs weichen. Einzig in seiner Art ist die Aussicht von den Golmkauer Höhen, von welchen aus man zwei Meere, das frische Haff und die Ostsee, beschauen kann; zwischen beiden streckt sich das Seebad Kahlberg, gleich Armida's Gärten auf einen kahlen Sandstreifen hingezaubert, und unterhalb der Ganklauer Höhen liegt das ehemalige Kloster Cadinen, in dessen prachtvollen Gärten eine hohle, tausendjährige Opfereiche steht. Ihre untere Etage ist zu einem wohnlichen Zimmer eingerichtet; in welchem vor einer Reihe von Jahren — wie man erzählt — ein Eremit zeitweise seinen Sitz genommen.

Die Bewohner Elbings haben mit denjenigen von Danzig nicht geringe Aehnlichkeit. Was namentlich den Kosmopolitismus betrifft, so ist er in Elbing nicht weniger vertreten. Dazu kommt noch eine gewisse Antipathie gegen das spezifische Preußenthum, von welcher in Danzig nur noch geringe Reste vorhanden sind. Sie stammt aus den Zeiten, wo Preußen den Pfandbesitz des Elbinger Territoriums zu vielfachen Chicanen gegen die Stadt benutzte. In Danzig, welches sich während der Periode von 1772—1793 in ganz ähnlichen Verhältnissen befand, war diese preußenfeindliche Gesinnung bis in die 30er Jahre hinein viel stärker als in Elbing; sie verlor sich erst in Folge der Gunstbezeigungen, welche Danzig von obenher in reichlichem Maaße zu Theil geworden. In dem von der Regierung zeitweilig vernachlässigten Elbing dauerte sie noch länger an. Sie hatte eine größere Schärfe angenommen, seitdem sie sich mit der politischen Demokratie verkettete. Bisweilen verirrte sie sich bis zur Sympathie mit dem Polenthum. Den Eindrücken der neuesten Periode gegenüber scheint sie weichen zu wollen.

Wie Danzig die germanisirten Cassuben in seinem Schooß aufgenommen, so hat sich Elbing durch die germanisirten Stammpreußen vergrößert, die sich an dem reichen Borne seiner deutschen Wissenschaft erlabten. Unter diesen nimmt eine hervorragende Stellung der gelehrte Friedrich Zamehl ein. Er stammte von dem Preußen-Häuptling Samile, welcher während des großen Abfalls der Stammpreußen vom Orden, für seine Anhänglichkeit an seine neuen Glaubensgenossen, die Christen, ein qualvolles Martyrium litt. Neben ihm nennen wir — seinen vor Kurzem erfolgten Tod beklagend — den Stadtrath Neumann, welcher sich um die Aufhellung dunkler Punkte in der Landesgeschichte nicht geringe Verdienste erworben hat.

Die Schönheit der Elbinger Frauen ist eine mehr als provinzielle Berühmtheit. Aber auch durch Bildung und Geist haben sie sich von jeher ausgezeichnet. Unter den literarischen Berühmtheiten Elbing's leuchtet namentlich die J. Satori (Neumann) — sowohl durch die Fruchtbarkeit ihres Genius, als auch durch die Reinheit und den Adel ihrer Gesinnung — hervor.

Die dritte der westpreußischen Großstädte ist **Thorn**, die Vaterstadt Copernicus, um welchen sich nicht Städte, wie um Homer, sondern Nationen streiten. Deutschlands Eintritts- und Ausfallspforte, Deutschlands Vorburg, deren Deutschthum man einst vergebens in ihrem Blute zu ersticken trachtete. Den Flügeln des schwarzen Aars, unter denen es sich erst spät geborgen sah, ward es bald wieder entrissen. Nach neuem Jammer und Leiden

packte es der weiße Doppelaar. Thorn ist von Preußen theuer erkauft — es hat ihm Leipzig gekostet.*)

Aber es hat auch den Dank für diese Opfer abgetragen. Sein Deutschthum grünt und blüht noch heut, wie vor Jahrhunderten. Trotz ungünstiger, drückender Zeiten richtete es seinem großen Sohne ein würdiges Denkmal her; es behauptete und bewies dessen Deutschthum vor aller Welt trotz slavischer Verlockungen. Noch heute bringt es seinen patriotischen Gefühlen beständige Opfer dar und — verschmerzt sie.

Und Deutschland bleibt seines Schmerzenskindes eingedenk. Sollte es je sein vergessen, so würden, wie man mit Recht hervorgehoben, die Kinder am heiligen Christbaum es daran mahnen. Denn wo in Deutschland dürfen am Weihnachtsbaume die Thorner Pfefferkuchen fehlen, welche in der ganzen Welt berühmt sind?

„Torun'ski pierniki — Warszawski trzewiki —
Poznanski likeri — Gdan'ski wodki.“**)

In diesem Sprichwort, welches die 4 Wunder Polens aufführt, stehen, wie wir sehen, die Thorner Pfefferkuchen voran.

Trotz ihres regeren deutschen Patriotismus mangelte jene den westpreußischen Großstädtern eigene Universalität auch den Thornern nicht. Noch unter polnischer Herrschaft tauschten sie mit dem Auslande beständig Kräfte aus. Sie gaben ihm Copernicus, Soemering, Linde, liehen von ihm Kries und Willamow. Von den benachbarten Ostpreußen bezogen sie den gelehrten Hartknoch, der in der preußischen Geschichtschreibung alle seine ostpreußischen Landsleute übertroffen hat.

Der Thorner ist wegen seiner Grenzlage gewandter als der Danziger und Elbinger. Er lernt das Polnische leicht und spricht es besser, als der geborene Elbinger und Danziger je vermochte. Seiner reinen deutschen Mundart ist schon gedacht worden. Seine politisch oppositionelle Gesinnung ist, wie in Elbing, zum Theil das Product zeitweiliger Vernachlässigung von Seiten der Staatslenker. Um mit den Polen zu sympathisiren, wie der Elbinger, kommt er zu oft mit ihnen in Berührung.

Neben Thorn ragt Culm, wie als die ehemalige Hauptstadt des nach ihr benannten Landes, so als die juridische Musterstadt des preußischen Ordensstaates hervor. Die Culmer Handfeste wurde als das Normalrecht fast allen Städten des Landes verliehen, und der Culmer Schöppenstuhl bildete eine Zeitlang die Appellations-Instanz für sämmtliche Stadtgerichte. Mitten in den Ungewittern des Krieges aufgebaut, war die Stadt Culm noch lange Zeit hindurch nach allen vier Winden den feindlichen Anläufen ausgesetzt, während die Stadt Thorn doch wenigstens auf der polnischen Seite Ruhe hatte. Die

*) Als auf dem Wiener Kongresse die sächsische Frage auftauchte, wollte Preußen die Stadt Leipzig nicht fahren lassen. Um es dazu zu bewegen, bot ihm der Kaiser Alexander das schon für Rußland bestimmte Thorn an.

**) Thorner Pfefferkuchen — Warschauer Schuh —
Posener Liqueure — Danziger Goldwasser dazu.“

Bürger von Culm mußten noch lange das Schwert in der einen Hand halten, während die andere mit der Maurerkelle beschäftigt war. Aus Culm stammt jener tapfere, düstere Parteigänger Martin Golin, Halbbruder des deutschen Ordens, welcher das Blut seiner ermordeten Schwester durch Preußenblut zu rächen beschlossen hatte. Der Sage nach waren es Culmer Weiber, welche in Abwesenheit ihrer Männer, die in's Feld gezogen, mit Wehr und Harnisch auf die Mauern traten, wodurch der Herzog Suartepolk von Pommerellen, welcher die von Männern entblößte Stadt einzunehmen gekommen war, getäuscht wurde und abzog. Die Sage wird zwar mit Recht bezweifelt; daß aber ähnliche Fälle vorgekommen, hat nichts Unwahrscheinliches. Berichtet uns doch der glaubhafte Chronist von einem Weibe des Culmer Landes, welches einen bewaffneten preußischen Mann bezwang und niederwarf. Die Tochter des Ramschel von Krixen besiegte ihren Kutscher, der sie ermorden wollte, band ihn mit Stricken und fuhr ihn gebunden in ihres Vaters Edelhof.

Culm hat die deutsche Treue, die es dem Orden bewies, als das übrige Land abfiel, schwer bezahlen müssen. Es ward seiner Vorrechte als Immediatstadt beraubt und dem Culmer Bischof preisgegeben, welcher seine Residenz in Loebau hatte. Als es 1772 preußisch wurde, zählte man daselbst über 200 wüste Plätze. Die Häuser, welche standen, waren baufällig, zum Theil mit Stroh gedeckt; es wohnten fast lauter Polen und Juden darin. Der große Friedrich wandte der armen, geschlagenen Stadt seine Gunst in vorzüglichem Maße zu. In Ermangelung von Danzig und Thorn wollte er sie zu einem Haupt-Emporium des preußischen Handels machen. Obgleich nun dieses nicht gelang (auch wegen des späteren Anfalls von Danzig und Thorn nicht nöthig war), so ist doch Culm in Folge der Anstrengungen der preußischen Monarchen eine Stadt geworden, die mit den größeren und reicheren Städten ihres Regierungsbezirkes rivalisiren kann.

Die ausschreibende Quartierstadt des Culmer (und Michelauer) Landes war **Graudenz**, ehemals der Schauplatz tumultuarischer Landtage, wo sich die preußisch-polnischen Adels-Deputirten ohrfeigten und mit Säbeln schlugen — jetzt eine Wehrburg des Deutschthums, durch Friedrich den Einzigen geschaffen und bewährt durch Courbière. Ein reges geistiges Leben durchströmt die Einwohnerschaft, in welcher deutsche Gründlichkeit mit polnischer Lebhaftigkeit gepaart erscheint. In ihr lebt eine Thatkraft, welche mit geringen Mitteln Großes zu leisten im Stande ist.

In der Nähe von Graudenz liegt das berühmte Dorf Mokrau (nicht zu verwechseln mit dem — ebenfalls nicht unbedeutenden — Dorfe Mokrau in der Tuchler Heide), welches Friedrich der Große am Abend seines Lebens durch seine Revüen verherrlichte. In der Graudenzer Gegend wurden an einigen Stellen Trüffeln gefunden. Als man dem großen Friedrich davon schickte, nahm er sie zwar mit Dank an, bemerkte jedoch, daß ihm Erbsen lieber gewesen wären. Der König war ein Feinschmecker; aber der Feinschmecker in ihm trug es niemals über den Landesvater und guten Wirth davon.

Die Hauptstadt des ehemaligen Michelauer Kreises ist **Straßburg a. d. Drewenz**, das einst die Anwesenheit der schwedischen Prinzessin Anna, Schwester des Königs Siegesmund III., Starostin der Burg, vor der Katholisirung rettete. In späteren Zeiten stiftete dort eine Starostin das Reformatenkloster aus Reue darüber, daß sie eine Kammermagd unschuldig hatte hinrichten lassen. Dieselbe war in den Verdacht gerathen, Brabanter Spitzen gestohlen zu haben. Da sie leugnete, hatte man ihr das Geständniß der That durch die Folter erpreßt. Bald nach der Hinrichtung erkrankte eine Kuh auf dem Hofe. Man schlachtete sie und fand in ihrem Magen die fraglichen Spitzen vor.*)

Im Straßburger Kreise liegt das Gut Miliszewo, dessen Besitzer Ignaz Lyskowski, landwirthschaftlicher Schriftsteller von Ruf, einen Hauptantheil an den günstigen Erfolgen hat, welche seinen Landsleuten auf dem Gebiet der Agrikultur zu Theil geworden.

Unweit Straßburg auf dem Wege nach Gollub liegt ein Granitstein, auf welchem einst Gustav Adolf während des ersten Schwedenkrieges getafelt hat.

Die Stadt **Gollub** liegt dicht an dem russisch-polnischen Judenstädtchen Dabrzyn (das ist der ehemalige Wohnsitz des Dobriner Ritterordens, der bei Straßburg von den alten Preußen vernichtet ward); der Fluß Drewenz, über welchen hier eine Brücke geschlagen ist, trennt sie von diesem, so wie überhaupt von Russisch-Polen ab.

Die Stadt erfreut sich eines Grenzverkehrs, den alle russischen Sperrmaßregeln nicht völlig haben ersticken können. Oberhalb derselben, nach der preußischen Seite zu, erheben sich die imposanten — theilweise conservirten — Reste des alten Comthurschlosses, von wo man einen weiten Blick nach den Gefilden Polens hat. Unweit der Stadt liegt das ehemalige Gratialgut Lissewo, welches Friedrich der Große dem im Alter erblindeten Geschichtschreiber v. Baczko schenkte. Später besaß es der Schriftsteller Bogumil Goltz, eine der größten Celebritäten unserer Provinz, die dem westpreußischen Boden vielfache Anregungen zu den geist- und witzsprühenden ethnographischen und socialen Gemälden verdankt, die er geliefert hat und noch liefert. Nachdem er Lissewo verkauft hatte, zog er nach Gollub, wo er sich viele Jahre aufgehalten und die Erstlinge seiner Werke geschrieben hat. Gegenwärtig lebt er in Thorn, wo man seinen Genius verehrt und zu schätzen weiß.

Die Stadt Gollub ist kein Kraehwinkel und kein Flachsenfingen oder dergleichen, wie es Bogumil Goltz in seinem genialen Unmuth geschildert hat. Wie jede Grenzstadt, ist sie durch unumgängliche Reibung und Wechselwirkung vor dem Versauern gesichert. Der streitbare Charakter der Gesammtbevölkerung macht sich in einer Stadt, wo die drei Nationen der Deutschen, Polen und Juden in achtbarer Anzahl vertreten sind, und die überdies an der Grenze liegt, vorzüglich geltend. Für dumme und schwache Menschen ist in Gollub noch viel weniger Raum, als irgend wo anders in Westpreußen. Daß sich

*) So gab im Jahre 1819 der damals 105 Jahre alte Poteralski zu Protokoll. Ueber die Erbauung des Reformatenklosters vergl. Zermann, Chronik der Stadt Straßburg.

das geistige Leben einer Stadt auf denjenigen Punkt concentrirt, dem sie ihre Existenz verdankt, ist wohl natürlich. Inter arma silent Musae.

Von Straßburg ostwärts nach der Michelauer Seite zu liegt **Gurzno** — ein halb-polnisches Städtchen — welches durch den Sieg berühmt ist, den hier 1628 im ersten Schwedenkriege der schwedische Feldherr Wrangel über das polnische Heer erfocht.

Unweit Thorn befindet sich die Stadt **Culmsee**, der ehemalige Sitz des Culmer Domcapitels, mit einer schönen Cathedrale, in welcher der Hochmeister Siegfried v. Feuchtwangen — der erste, welcher in Marienburg residirte — begraben liegt. Unweit Culmsee der Flecken **Kewalewo** oder **Schoensee**, mit Ueberresten der alten Ordensburg, vor welcher der Preußen-Häuptling Dywan, genannt Clekine, erschossen ward.

Zwischen Kewalewo und Gollub sieht man eine Schanze, welche zwar Schwedenschanze genannt wird, aber von dem polnischen General Gniazdowski, dem Feldherrn der Tarnogroder Conföderation, der die Sachsen gewaltsam aus dem Lande vertrieben, aufgeworfen ist. 1716 ward er bei Kewalewo von den Sachsen unter General Bose ereilt und auf's Haupt geschlagen, nachdem die Schanze mit Sturm genommen war.

Das Culmer Land hat, wie manche anderen Länder, auch sein eigenes Rendezvous für Schlägereien. Das ist das Dorf Kielbaszyn (ehemals Worst). „Trafimy się w Kielbaszynie" (wir treffen uns in Kielbaszyn) ist hier die gewöhnliche Phrase von Leuten, die eine Strafe vertagen. In dem nahegelegenen Dorfe Nawra (Kreis Thorn) gab es nämlich berühmte Pferdemärkte; in Kielbaszyn wurden frequente Krammärkte abgehalten. Händel also, die man in Nawra aus Zeitmangel nicht ausgefochten, wurden auf den nächsten Kielbaszyner Markt vertagt.

Unter den kleineren Städten des Elbinger Quartiers ragt — als die ausschreibende — die Stadt **Marienburg**, sowie ihr Schloß über alle Schlösser des Landes hervor. Die Burg des Hochmeisters zu Marienburg, deren Restaurirung wir den Königen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. verdanken (Friedrich der Große, ein Verächter der Gothik, behauptete, dafür keinen Pfennig zu haben) — ist der bedeutendste Ueberrest mittelalterlicher Baukunst in der gesammten Provinz Preußen.

„Marjenburg ex luto, Ofen ex saxo, ex marmore Mailand"

war im Mittelalter ein gangbarer Vers. Er beweist, daß diese Stadt, wie später Petersburg, den Triumph menschlicher Kraft und Ausdauer über die Zähigkeit der Natur in hohem Grade versinnlicht.

Unweit Marienburg liegt das Dorf Gr. Montau, unterhalb der Montauer Spitze, wo sich die Weichsel gabelt, und nahe bei dem in neueren Zeiten angelegten Kanal von Pickel. Gr. Montau ist der Geburtsort der h. Dorothea, der Klausnerin, der einzigen preußischen Heiligen; freilich einer apocryphischen Heiligen, da sie der Papst nicht bestätigt hat.

Ein nicht geringer Glanzpunkt mittelalterlicher Kunstfertigkeit ist das den Stuhmer Kreis durchschneidende hydraulische Kunstwerk, vermittelst dessen die Ritter Schloß und Stadt Marienburg mit reinem Wasser versahen.

Es ist eine Wasserleitung, welche im Baalauer See ihr Hauptbecken hat und durch den Baaker See nach Marienburg geht. Bei Georgensdorf im Stuhmer Kreise fließt ein Bach, der, im Frühjahr meist hoch anschwellend, die Gegend nach dem kleinen Werder hin bewässert. Da der Kanal hier gehen mußte, schlug man über den Bach ein hohes Gewölbe von 172 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, so daß die Wasserleitung auf dem 30 Fuß hohen Damme weiter gehen und das Fließ quer durch den Damm fortlaufen konnte, also Wasser über Wasser lief.

Als Vorburg von Marienburg und durch den Thiergarten des Hochmeisters ist **Stuhm** bekannt, dessen Schloß noch gegenwärtig für die Gediegenheit des mittelalterlichen Baustils Zeugniß giebt. Unweit Stuhm liegen die Dörfer: Altmark, wo 1629, und Stuhmsdorf, wo 1635 ein Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen durch die Vermittelung von England, Frankreich und den Generalstaaten geschlossen ward. Bei Altmark fand dieser wichtige Akt, welcher die Fortführung des 30jährigen Krieges ermöglichte, unter freiem Himmel, bei Stuhmsdorf mitten im Dorfe statt. An der letzteren Stelle befindet sich ein alter Denkstein ohne Aufschrift, den 1820 der Regierungsrath Koscius aus Marienwerder mit einem Geländer umgeben ließ.

Das Dorf Honigfeld, wo 1629 die Reihe von Scharmützeln begann, welche man gewöhnlich die Schlacht bei Stuhm benennt. Gustav Adolf gerieth hier in Lebensgefahr, aus der ihn der Trabant Erich Soop rettete. Ferner Weißensee, wo der König Stanislaus Leszczyński, auf seiner Flucht von Marienwerder nach Danzig, sich ein Pferd kaufte.

Tolkemit, ein kleines Städtchen am frischen Haffe, ist durch seinen Drosselfang bekannt geworden. Außerdem hat es die traurige Ehre, der Geburtsort des Dominikaner-Mönchs Simon Grunau zu sein, der einst die Landesgeschichte in einen Augiasstall tendenziöser Lügen verwandelte.

Christburg tritt durch seine reizende Lage, sowie durch die Trümmer seines verwünschten Schlosses hervor, auf welchem einst der Oberst-Trappier des Deutschen Ordens saß. Simon Grunau erzählt von diesem Schlosse eine apocryphe Spukgeschichte. Thatsache ist es, daß seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts keine Reparatur dieses Schlosses gelingen sollte. Weder Comthur noch Starost haben seit dieser Zeit darin wohnen können.

In Christburgs Nähe finden wir den Ort Pachollen*), vielleicht das alte Cholinum, den Flecken, wo man dem h. Adalbert von der Weiterreise in die östlichen und südlichen Gegenden Preußens abrieth. Er nahm daher seinen Weg nach Westen und ging durch einen heiligen Wald, an dessen Rande — vielleicht bei Komerau im Stuhmer Kreise — er erschlagen ward.

Nicht weit von Christburg liegt auch das Dorf Brodsende in der Sorge-Niederung, welches seinen scherzhaften Namen (die Erklärung aus dem Stoßseufzer: Brod sende! ist unbegründet) der vorzugsweise durch das Wasser be-

*) Vergl. Meine Geschichte des Stuhmer Kreises, S. 7. 189. Pachollen ist aus der Präposition pa = po bei und cholm = holm der Berg zusammengesetzt; es kann also das alte Cholinum darin stecken.

drohten Lage verdankt. Man begreift diesen Namen, wenn man eine Petition der Bewohner an die preußische Regierung liest, welche anfängt: „Wir armen im Wasser sitzenden Leute."

Als Danzig's rechte Hand trat zu polnischen Zeiten die Stadt **Conitz** in Pommerellen, ehemals die „Pforte" des Ordens gegen Deutschland, auf, weßhalb sie noch gegenwärtig „Klein-Danzig" heißt. Es sollte eigentlich „Treuen-Conitz" heißen; denn durch Treue gegen den deutschen Orden zeichnete sie sich vor allen Städten aus.

Conitz war ehemals ein Hauptdepot des Landhandels, welcher von Preußen nach Rußland ging. Die Conitzer Handelsherren kauften die schlichten Tuche, wie man sie in den kleinen Städten von Süd-Pommerellen und dem Netzedistrikt verfertigte, ließen sie appretiren und debitirten sie nach Rußland, wo man sie allen anderen vorzog. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war dieser Handel nicht ganz erloschen; es leben noch gegenwärtig Greise, die den Moskauer Kaufmann auf dem Conitzer Markte sahen. Eine berühmte Tuchhändlerfamilie waren die Leß, aus denen der in weiten Kreisen bekannte Theologe Daniel Leß herstammt.

An Universalität und Gewandtheit wetteiferten die Conitzer Bürger mit den Thornern und Danzigern. Aus Conitz stammte der gelehrte Martin Böhm, Verfasser der „Meletemata Torunensia", der auch „de constantia Choineciae" geschrieben hat; Goedtke, der Verfasser einer Kirchengeschichte der kleinen Städte in Westpreußen; in neueren Zeiten Bennwitz, der sich durch mehrfache Publikationen um die Landesgeschichte verdient gemacht, und Mützell, der in Berlin als Provinzialschulrath starb. Aus Conitz stammen auch die Jeschke, von denen einer Abt von Oliva war.

Bei Conitz wurde jene berühmte Schlacht geliefert, welche der Orden im Anfang des 13jährigen Landeskrieges (1454) über die Polen gewann. Es war im „Hiergrund", wo die Prahlereien der Polen, die sich im Lager bei Gr. Zickwitz vermessen hatten, das Ordensheer mit den Peitschen ihrer Fuhrleute von dannen zu treiben, bestraft wurden. Bei Conitz war es auch, wo 1656 der schwedische Oberst Rutger Ascheberg die polnische Kavallerie unter Wisniowiecki überfiel und größtentheils niedermachte. Die Schweden nahmen in der Folge die Stadt wieder ein und verließen sie erst 1659, wo der Prinz Adolf Johann die Besatzung freiwillig aus der Stadt zog. Auf dem Wege nach der Weichsel wurde er in der Tuchler Heide bei Wojczywoda von den Polen angegriffen, schlug sie jedoch durch einen glänzenden Angriff zurück. Man sieht, daß dies ein für Polen unglücklicher Boden war.

Auch unter polnischer Herrschaft hat sich die Stadt Conitz specifisch deutsch erhalten. Zwar litt sie Drangsale genug; sie mußte es schließlich mit ansehen, wie die Jesuiten ihr Hauptquartier in sie hinein verlegten. Von hier aus warfen sie sich auf die evangelischen Bauern der Umgegend, welche sie in Masse katholisirten. Die Conitzer selbst leisteten hartnäckigen Widerstand. Wie sie ehemals dem Orden treu geblieben waren, so blieben sie jetzt dem evangelischen Bekenntnisse treu.

Nicht weit von Conitz liegt das ehemalige Kloster **Jacobsdorf**, jetzt eine Emeriten-Anstalt für katholische Geistliche. Die ehemalige Klosterkirche hat ein merkwürdiges Gewölbe, in welchem sich, wie in demjenigen des Doms von Quedlinburg, die Leichname uneinbalsamirt zu erhalten pflegen.

Westwärts von Conitz liegt die Stadt **Schlochau**, auf deren Schlosse zur Ordenszeit der Comthur, zu polnischen Zeiten der Starost des Brahedistriktes wohnte. Zur Zeit der ersten Theilung war das Schloß in den Händen der Radziwill, deren Haustruppen in die Gefangenschaft der einrückenden Preußen fielen. Am Schlosse liegt der Amtssee, dessen Meliorationen Friedrich der Große auf dem Wege nach Mokrau stets zu inspiciren pflegte, und eine reizende bewaldete Anhöhe, die Kujawe oder die Buchenhöhe genannt, welche als Vergnügungsort für die Städter dient.

Von den südpommerellischen Städten nennen wir **Hammerstein**, einst von deutschen Böhmen gegründet, welche die Kunst des Glasmachens zuerst nach Westpreußen trugen. Bei dieser Stadt hob im ersten Schwedenkriege Koniecpolski einige tausend Rekruten auf, welche den Schweden von Pommern und Mecklenburg aus zuzogen. Ferner **Pr. Friedland**, nicht zu verwechseln mit Friedland in Ostpreußen, auch nicht mit Märk. Friedland, ehemals Poln. Friedland und Fredlanczyk genannt, welches zu Gr. Polen gehörte und gegenwärtig im D. Croner Kreise liegt. In Friedland nahm schon zu polnischen Zeiten das Herrnhuterthum überhand; gegenwärtig befindet sich daselbst eine Gemeinde von Baptisten. In **Baldenburg** bestand eine merkwürdige, nicht sehr zahlreiche Sekte noch in neueren Zeiten, welche in einer Schneiderfrau, Namens Cardocus, das Weib aus der Offenbarnng Johannis verehrte, das mit der Sonne bekleidet ist. Nicht weit von Baldenburg liegt das Dorf **Ponkuhlen**, wo noch im Jahre 1787 gewisse Frauen der Hexerei beschuldigt wurden und in Lebensgefahr kamen. Eine dieser Frauen rettete sich nur dadurch, daß sie sich von der Frau Somnitz aus Gr. Maslowitz bei Bütow — einer somnambülen Prophetin — justificiren ließ.*) Das schon erwähnte Städtchen **Landeck** ist durch die Ueberbleibsel eines Burgwalls merkwürdig, welcher sich mitten in der Stadt befand. **Tuchel**, die Hauptstadt der Tuchler Heide, ist der Geburtsort des berühmten polnischen Feldherrn **Nowodworski**, welcher hier eine gelehrte Schule gestiftet hat. Auch **Johannes Cervus** ist hier geboren worden.

In Nord-Pommerellen, auf dem cassubischen Hochlande, befindet sich ein **Kreis** ohne Städte, dessen Hauptort **Carthaus**, ehemals Marien-Paradies genannt, in früheren Zeiten ein Kloster des zum ewigen Stillschweigen verbundenen Ordens von Chartreuse enthielt. Zwischen Bergen und Seen in

---

*) Wie schon angedeutet, ist dies eine Gegend, wie die, aus welcher die schottischen „Seher" stammen. Zwischen Kremerbruch und Trzebiatow (Kreis Rummelsburg) befindet sich der „Hexensee". Wer sich in demselben badete, gewann Zauberkraft. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden mehrere alte Weiber beschuldigt, sich in diesem See gebadet zu haben. Nur das direkte Einschreiten der Regierung konnte sie vor dem Scheiterhaufen bewahren, der ihnen schon errichtet war.

einer reizenden Gegend gelegen, durch gute Verkehrsstraßen mit Danzig verbunden, kommt es gegenwärtig als Bade- und Vergnügungsort in Aufnahme.

Nördlich von Carthaus finden wir die Stadt **Neustadt** (Weyhe.sfrei), Sitz eines Franziskaner-Klosters und frequenter Wallfahrtsort. Sie ist von der Familie v. Weiher gegründet, welche nebst den Prebentow, Krockow und Kayserlingk in dieser Gegend begütert ist. Die Weiher theilten sich in eine katholische und eine evangelische Linie. Die erstere hat der polnischen Republik den berühmten General Jacob Weiher und den Fürsten von Hohenzollern eine Gemahlin gegeben.

Neustadt ist der Hauptort eines Kreises, in welchem die Dörfer Wyszeczyn, wo 1734 der russische General Lesse die Polen (Anhänger des Stanislaus Leszczinski) unter Sarlo schlug, und Rahmel, wo im 12. Jahrhundert der päpstliche Legat von den noch heidnischen Bewohnern gefangen ward. Nicht weit von der Grenze des Kreises Neustadt, aber im Carthäuser Kreise, liegt Suleczyn, welches dem polnischen Geschichtschreiber Reinhold Heiderstein-Suleczycki zugehörte, und Leesen, wo sich der Günstling des Polenkönigs August II. (des Starken), Graf Prebentow, ein prachtvolles Schloß erbaute.

Im Süden des Carthäuser Kreises liegt die Kreisstadt **Berent**, ehemals „zum Bern" genannt, polnisch Kościerzyn, an einem See, dessen Binsen — nach Tettau — genau dieselbe Figur zusammenstellen, welche auf dem Stadtwappen zu sehen ist.

Südöstlich von Berent finden wir **Stargard**, das ehemals die Pommerellenherzoge den Johannitern schenkten; nicht weit davon Thymau, das im Besitz der Ritter von Calatrava gewesen ist. Nördlich von Thymau liegt die Stadt **Mewe**, die erste Erwerbung des deutschen Ritterordens in Pommerellen, im Mittelpunkte des fetten Höhenbodens, den die Polen „Fetteraki" nennen. Zwischen hier und Dirschau streckt sich der klassische Landstrich, wo Gustav Adolf, mit den Polen scharmützelnd, am Halse verwundet wurde. Nicht weit von Mewe liegt Pelplin, ein ehemaliges Klosterdorf, wo gegenwärtig der Bischof und das Domcapitel von Culm seinen Sitz hat.

Dirschau, die berühmte Brückenstadt, stellte zu den kosmopolitischen Celebritäten auch einst sein Kontingent. In Dirschau ist der berühmte Reinhold Forster geboren, wie eine durch die Bemühungen des Sanitätsraths Dr. Preuß hergestellte Gedenktafel jetzt auch dem Fremden anzeigt. Er stammte aus einer schottischen Familie, die aus ihrem Vaterlande, wie viele ihrer Landsleute, während der Stuartischen Religionsverfolgungen nach Preußen geflohen war. Ursprünglich wohnte sie in **Neuenburg**, einer auf hohen Bergen an der Weichsel malerisch belegenen Stadt, im Schwezer Kreise.

Die Hauptstadt des Schwezer Kreises, **Schwez** selbst, jetzt Sitz eines Irren- und Landarmenhauses, ist eine der ersten Christenstädte in dieser Gegend. Schon 1190 wird in Schwez eine christliche Kirche erwähnt. In neueren Zeiten wurde die Stadt von Ueberschwemmungen in einem Grade heimgesucht, daß sich viele Einwohner jenseits des Schwarzwassers auf einer Anhöhe anbauten, die für die Weichsel unerreichbar war; wodurch jetzt eine fast neue Ortschaft, die man Ober-Schwez nennen könnte, entstanden ist.

Unweit Schwez befindet sich das ehemalige Klosterdorf **Topolno**, wo Karl XII. während des nordischen Krieges geraume Zeit in Quartier lag.

Im Schwezer Kreise liegt auch **Warlubień**, der Bahnhof von Graudenz und Umgegend. Das ist der Geburtsort des durch seinen folgenreichen Abfall von der römisch-katholischen Kirche bekannten Predigers **Czerski** in Schneidemühl, der hier in einer Bauernhütte geboren ward.

Gehen wir auf den noch jetzt westpreußischen Theil des Netzedistriktes über, so finden wir **Flatow**, mit einem prinzlichen Schlosse, an welches sich ein ehemaliger Thierpark schließt. Während die Stadt dem Grafen Potulicki gehörte, siedelten sich hierselbst viele Juden an. Es waren die ihn umgebenden jüdischen Elemente, welche dem in Flatow geborenen Judenmissionar Schulz (Verfasser der „Leitungen des Höchsten") zu seiner apostolischen Thätigkeit den Impuls verliehen.

Nicht weit von Flatow liegt das Dorf **Gresonse**, auf welchem der berühmte Blücher in den Jahren 1774—80 als Pächter lebte. Auf dem Kirchhofe daselbst, wo zwei seiner Söhne ruhen, ließ ihm im Jahre 1863 der jetzige Besitzer der Herrschaft Flatow, Prinz Karl von Preußen, ein Denkmal setzen.

Südlich von Flatow treffen wir auf die kleine Stadt **Krojanke**, nach der Vermuthung Einiger das alte Scurgon, welches Ptolemäus, als auf der Handelsstraße zwischen Rügenwalde und Kalisch befindlich, erwähnt. Die Herrschaft Krojanke gehörte in den ersten preußischen Zeiten dem Grafen Flatow, einem Günstling des Königs, welcher, auf diesen Umstand fußend, mit eigenen Postillonen fuhr, die vor ihm blasen mußten. Als dies dem Könige zu Ohren kam, verwies er es ihm mit den Worten: „Schaff' Er sich Hörner an, so viel er will, aber keine Posthörner; denn dieses ist gegen die Bestimmung."

Im Flatower Kreise liegen ferner: die Stadt **Cam'n**, ehemals der Sitz eines Erzbischöflich-Gnesenschen Collegiatstifts, an mehreren Seen, in denen man Maränen fängt; **Vandsburg**, ein kleiner freundlicher Ort, in dessen Nähe die eßbare Gartenschnecke (Helix pomatia) gefunden wird; **Zempelburg**, die Metropole der westpreußischen Juden, früher dadurch merkwürdig, daß hier die Zahl der Juden der Zahl der christlichen Bewohner gleichkam. Noch hängt hier der Airef (Himmelsfaden), welchem man im eigentlichen Westpreußen nicht mehr begegnet. Will ein west- oder auch ostpreußischer Jude eine Familie gründen, so kehrt er gern in diesen Heimathssitz des echten und unverfälschten Judenthums zurück, um sich daselbst die Stammmutter des zu erzielenden Geschlechts zu suchen. Die Zempelburger Jüdinnen sind als die besten Ehefrauen und Familienmütter weit und breit berühmt; was ihnen etwa an klingender Mitgift abgeht, pflegen sie durch Schönheit und häusliche Tugenden reichlich zu ersetzen.

Westlich von Flatow, hinter dem Küddowflusse, finden wir **Deutsch-Crone** in einer Gegend, die von den Jesuiten rekatholisirt wurde, ohne ihre deutsche Nationalität einzubüßen. Bei den Deutsch-Croner Jesuiten hat der berühmte Dichter **Ewald v. Kleist** seine gelehrte Bildung erhalten, die er später auf dem Danziger Lyceum vervollständigte.

Es ist anerkennenswerth, daß der Graf Ladislas Plater in seinem „Opisanie Województwa Poznańskiego" dieses Umstandes erwähnt, während deutsche Schriftsteller ihn zu übergehen pflegen. Wenigstens geben sie Namen und Lage der Stadt in der Regel nicht richtig an. Auf ähnliche Weise läßt J. Scherr (Leben Blüchers) das Dorf Gresonse irgendwo in „Polen" liegen, fügt aber die phantasiereiche Conjectur: „Gerissunde!" hinzu. Wie würde er sich wundern, wenn er erführe, daß es ehemals Dźwierzno oder Dzierżażno (= Pförten) hieß.

Im Kreise Deutsch-Crone liegt auch **Jastrow**, eine Kolonie der Schotten*), dessen Weinberge im zweiten Schwedenkriege verwüstet und später nicht mehr angebaut wurden. Die Stadt führt eine Weintraube im Wappen und ist gegenwärtig durch ihre Pferdemärkte weit und breit bekannt. **Schloppe** ist der Stammsitz der Czarnkowski, deren Ahnherr Dzierzykraj bei polnischen Schriftstellern als der erste christliche Häuptling in dieser Gegend gilt. In der Pfarrkirche von **Tütz** liegen die letzten Wedel von der katholischen Linie (v. Wedel-Tuczyński) begraben. **Märkisch-Friedland** kann als die Mater eines großen Theiles der heutigen Berliner Judenschaft betrachtet werden. Das Dorf Clausdorf war der Stammsitz der berühmten Goltze, welche die Konföderation von Thorn gestiftet haben.

In dem ehemals ostpreußischen Antheile von Westpreußen finden wir die jetzige Departementsstadt **Marienwerder**, in welcher lange Zeit hindurch das Domcapitel von Pomesanien seinen Sitz gehabt. Als eine Merkwürdigkeit kann man von ihr die sogenannte polnische Kirche erwähnen, welche die längste in der ganzen Provinz Preußen ist. Auf einem Brunnen in der Stadt ist ihrem Erbauer, dem Landmeister Hermann Balk, ein Standbild gesetzt. Aus Marienwerder stammt der in weiteren Kreisen bekannte Literator Julian Schmidt, der hier seine erste Bildung genossen hat.

Unweit Marienwerder liegt **Riesenburg**, der ehemalige Sitz des Bischofs von Pomesanien, unter den kleinen Städten seines Distrikts durch Wohlhabenheit und Intelligenz berühmt, welche letztere durch viele Stipendien für Studirende genährt und gefördert wird. An Riesenburg und das bei **Freistadt** belegene Dorf Gr. Tromnau knüpfen sich jene süßen Erinnerungen, aus denen Bogumil Goltz das reizende Idyll seines Jugendlebens geschaffen hat.

Es ist bezeichnend, daß sich dieses Idyll in einer Landschaft entwickelt, die zu Westpreußen erst in späteren Zeiten kam. Das echte Westpreußen giebt für Idylle keinen günstigen Boden ab.

*) Die Schotten nährten sich in Westpreußen meistens vom Hausirhandel. Den deutschen Zunftbürgern waren sie, gleich den Juden, die Handel trieben, stets ein Dorn im Auge. Es verging zu polnischen Zeiten fast kein Landtag, wo nicht die schärfere Handhabung der Edikte gegen „Schotten, Juden und Paudelkrämer" beantragt ward.

II. Recensionen und Anzeigen neu erschienener Bücher.

A. Schmidt, Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. 2. Aufl. Leipzig 1870. IV und 67 SS. 8.

K. Usinger, Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Eine historische Skizze. Berlin 1870. 66 SS. 8.

Beide Schriften wollen Dasselbe: den Beweis führen, daß es das Recht und die Pflicht Deutschlands sei, seine alten Grenzen durch die Zurücknahme des Elsasses und Lothringens wiederherzustellen. Sie erreichen ihr Ziel auf verschiedenen Wegen.

Schmidt's Darstellung, jetzt neu aufgelegt, aber schon im Jahre 1859 verfaßt, um daran zu erinnern, daß, wenn Frankreich Miene mache, „natürliche Grenzen" an die Stelle der vertragsmäßigen zu setzen, jene nicht am Rhein, sondern an den Vogesen zu suchen seien, trägt in anziehender Form die geschichtlichen Thatsachen vor, durch welche der Verlust unserer westlichen Grenzlande in den letzten vier Jahrhunderten herbeigeführt worden ist. Der Verfasser erzählt, wie Deutschland, mit Verschulden aller politischen und religiösen Parteien des Vaterlandes, zuerst Metz, Tull und Verdun durch Betrug eingebüßt (1552), dann die Landgrafschaft des Elsasses durch diplomatischen Schacher (1648), drittens die freien Reichsstädte am Rhein und besonders Straßburg (1681) durch Raub mitten im Frieden, endlich (1735) das Herzogthum Lothringen durch jenen Tausch, bei dem Oesterreich zugleich verlor und gewann, Frankreich gewann, ohne zu verlieren, und Deutschland verlor, ohne zu gewinnen. Daneben werden die französischen Uebergriffe im Elsaß und die Stiftung des „ersten Rheinbundes" (1658) geschildert, welchem der große Kurfürst von Brandenburg in echt reichspatriotischer Weise entgegentrat. „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist!" rief damals Brandenburg allem deutschen Volke zu und den deutschen Fürsten, dahin zu wirken, daß den Fremden „die Lust, das Reich weiter zu invadiren und einen Krieg aus dem andern zu spinnen durch einmüthiges Zusammenhalten der sämmtlichen Kurfürsten und Fürsten möchte benommen werden." Mit der-

selben Mahnung schloß der Verfasser im Jahre 1859; er darf im Vorworte zur neuen Auflage nunmehr, und zwar mit größerer Zuversicht, die Hoffnung aussprechen, daß Deutschland im „Siegesfalle Elsaß und Lothringen als ein Minimum von Sicherheits- und Friedensbürgschaften zurückfordern werde."

Die Usingersche Arbeit holt einerseits weiter aus, anderseits setzt sie die Bekanntschaft mit dem Wesentlichen der historischen Ereignisse voraus. Sie beginnt mit dem Nachweise, daß längst vor dem Vertrage von Verdun schon die Völkerscheide tief in das heutige Frankreich hinein gefallen, und führt dann im Einzelnen aus, wie die verwickelten Lehnsverhältnisse in den Grenzlanden, das Erbrecht der Fürstentöchter, das selbstsüchtige Streben der deutschen Fürsten und Städte nach möglichster Unabhängigkeit, die Ohnmacht des Reiches, die Hauspolitik der Kaiser und die Französirung der westdeutschen Höfe den französischen Königen willkommene Handhaben boten, ihre Vergrößerungssucht zu befriedigen. Dies Streben wurde in Frankreich seit Philipp dem Schönen zu bewußter Politik; seit seiner Zeit ist die Hoffnung, Frankreich dereinst bis an den Rhein zu erstrecken, nicht wieder erstorben. Allzuleicht gewöhnte sich Deutschland daran, Landstriche verloren zu geben, die durch Gewalt oder den Zufall der Umstände oberflächlich französirt wurden; allzuleicht verfielen selbst deutsche Staatsmänner in den Aberglauben, daß man die französische Raubsucht durch Zugeständnisse befriedigen könne, während es in der That nur ein Mittel giebt, durch Nachgiebigkeit den Franzosen auf längere Zeit zu genügen: die Auslieferung des ganzen linken Rheinufers. Den nationalen Eigendünkel der Franzosen, der die Ländergier der französischen Könige unterstützte, die „eitle Ueberhebung", welche namentlich seit dem 17. Jahrhundert „durch die gegebene Macht, durch vorgebliche Gesittung und eine tapfere Konstruktion der Geschichte den Anspruch der Herrschaft in Europa für sie zu begründen sucht", verfolgt der Verfasser bis in das 10. Jahrhundert zurück und leitet ihn ab aus den „Traditionen, die noch in die Jahre des römischen Reichs und besonders bis dahin zurückreichen, wo Gallien der letzte Hort und Sitz der untergehenden Kultur des Weltreiches war". Solchen Anmaßungen gegenüber setzt der Verfasser sein Vertrauen auf die deutschen Staatsmänner, die dafür sorgen werden, daß der den Großthaten der deutschen Heere folgende Friedensschluß dem Vaterlande eine erhöhte Sicherheit gegen die Fortsetzung schmachvoller Raubkriege schaffe. Er schließt mit Goethe's tüchtigem Worte:

„Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten!"

Beide Schriften dienen in würdiger Weise zugleich der Wissenschaft und dem brennenden Interesse des Tages. F. H.

III. Kleinere Mittheilungen.

Ein antik-römisches Tafelservice aus Trier.

Der großartige Silberfund bei Hildesheim, welcher Mitte Oktober 1868 gemacht wurde und bereits Gegenstand mehrer gründlicher wissenschaftlicher Erörterungen geworden ist, hat die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher noch ein Mal auf jenen viel bedeutendern Fund eines antik-römischen und zugleich heidnisch-christlichen Tafelgeräthes hingelenkt, welcher vor mehr als zwei Jahrhunderten in Trier, der römischen Kolonialstadt und dem spätern Sitze römischer Kaiser, sowie des höchsten römischen Staatsbeamten diesseits der Alpen, die Väter der Gesellschaft Jesu erfreute und von ihnen als eine von Gott gesandte Rettung aus Geldverlegenheiten betrachtet wurde. Leider fiel dieses Ereigniß, das für die Alterthumskunde und die Kunstgeschichte von ganz unberechenbarem Nutzen hätte werden können, in keine so glücklichen Zeiten, wie der hildesheimer Fund und einige andere, deren Professor Friedrichs in der Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Berlin gelegentlich der Erinnerungsfeier an Winckelmann gedacht hat: der trierische Silberschatz wanderte erbarmungslos in den Schmelzofen der kurfürstlichen Münze, um den Patres Jesuiten ihre Schuldenlast zu erleichtern; man schätzte den Silberwerth desselben auf 4000 Reichsthaler; das Gesammtgewicht betrug 255 (kurtrierische) Pfund, fast das Doppelte des hildesheimer. Die einzige Erinnerung an den zu Grunde gegangenen Schatz ist uns in einer dürftigen Beschreibung einiger Theile desselben aufbewahrt, welche sich, fast wörtlich gleichlautend, in den Fortsetzungen der Gesta Treverorum (bei Hontheim, Prodromus, pag. 879), bei Brouwer (Antiquitates et Annales Trev., vol. II, pag. 490) und bei Wiltheim (Luxemburgum Romanum ed. Neyen, pag. 120) abgedruckt findet; vergl. ferner J. Marx, Geschichte der Erzdiöcese Trier, Bd. IV., S. 527, und J. Leonardy, Trierische Chronik (enthalten in der „Trier. Volkszeitung" seit 2. Juli 1868), aus dessen ausführlichen Untersuchungen die nachfolgenden Mittheilungen zumeist entnommen sind. Der Silberfund der trierischen Jesuiten ist nämlich nicht allein an und für sich von großem Interesse, obschon er der Nachwelt

durch die Ungunst der Zeitverhältnisse verloren ging, sondern er gewinnt eine noch erhöhtere Bedeutung für die älteste Geschichte der Stadt wegen des Ortes, wo er gemacht wurde. Die letztbezeichneten Untersuchungen haben dies in nachdrücklichster Weise geltend zu machen gesucht.

Im Jahre 1601 hatten die Jesuiten zu Trier in der Krahnenstraße ein Haus gekauft, welches der Abtei Mettlach angehört hatte. In den weitläufigen, fast zwanzig Morgen großen Gärten, welche dieses Haus umgaben, pflegten die Patres nach Vorschrift ihres Ordens die Novizen, zu deren Ausbildung das Gebäude eingerichtet worden war, mit allerlei Arbeiten zu beschäftigen. Nun fand sich daselbst eine Oertlichkeit — sie hieß der Calvarienberg —, auf welcher die eingesäten Pflanzen gar nicht gedeihen wollten. Nach einer alten Erfahrung vermuthete man dort im Boden altes Gemäuer und die Ordenszöglinge sollten (vermuthlich im Frühjahr) 1629 auf Befehl des sogenannten frater manuductor, der die Arbeiten leitete, dieses Gemäuer aus dem Boden entfernen. Nachdem sie einen Theil der alten Mauertrümmer ausgebrochen, stießen sie mit einem Male auf eine fettere Schicht Erde (Thon, argilla sagt der lateinische Fundbericht) und in derselben lag ein steinerner Behälter. Man hob den Deckel auf und erblickte unter demselben mehrere große Schüsseln und anderes Hausgeräth, das man Anfangs für zinnernes ansah. Eine nähere Untersuchung ergab jedoch, daß man es mit einem äußerst werthvollen Tafelservice von Silber zu thun hatte.

Der Hauptbestandtheil des kostbaren Fundes sind offenbar zehn große Schüsseln gewesen, von denen zwei viereckig waren, die andern acht rund; einige nur auf der Mitte des Bodens gestempelt, andere ohne alle Verzierung. Von diesen Stempeln, hinter welchen man gewiß mit Recht eben solche Goldschmiedezeichen vermuthet, wie das Hildesheimer Silber sie aufweist, hat uns der Verfasser des Fundberichtes keinen einzigen aufbewahrt. Eine der großen Schüsseln wog 24 Pfund und trug in einem Medaillon das Brustbild eines Kaisers mit vergoldetem Lockenhaare, rings eingefaßt von zierlichen Bandstreifen und Epheuranken. Eine zweite zeigte in der Mitte in erhabener Arbeit eine venatio, eine Thierhetzscene aus dem Amphitheater, wie wir sie auf dem Mosaikboden der römischen Villa bei Nennig finden; vergl. Besondere Beilage zum Königlich Preußischen Staats-Anzeiger Nr. 98 von 1868. Auch der Rand dieser Schüssel war mit den entsprechenden Darstellungen verziert, und unter der Hauptscene in der Mitte derselben stand die nachfolgende Widmung: AVDENTIA· NICETIO, aus welcher hervorgeht, daß eine Dame Audentia (oder Gaudentia, wie Prof. Brumbach im Corpus Inscr. Rhen. 775 vermuthen will) einem für uns eben so unbekannten Nicetius dieses Stück Tischgeräth, wahrscheinlich mitsammt dem größten Theile des Ganzen ge-

schenkt oder vielmehr als Brautschatz zugebracht hat. Wir werden also mit Recht in dem Manns- und dem Frauenkopfe, welche sich in dem Medaillon einer andern nur vier Pfund schweren Schüssel vereint fanden, Audentia und Nicetius, also ein Ehepaar, Sprößlinge einer reichen, vornehmen Familie erkennen dürfen. Ferner enthielt das Service Schüsseln ohne flachen Rand mit allerlei Darstellungen aus der Mythologie (Perseus und Andromeda), Faust- und Ringkampfscenen aus den öffentlichen Spielen; Näpfe ohne Henkel, gedeckelte Schalen, eine Kanne mit Thier- und Menschenbildern.

Was aber ganz besonders bemerkenswerth erschien, waren zwei Schüsseln aus christlicher Zeit, welche vier, einander gegenüberstehende Medaillons zeigten: Bilder von Aposteln oder Apostelschülern mit dem Heiligenscheine und den bezüglichen Unterschriften:

PETRVS — PAVLVS — JVSTVS — HERMES.

Diese christlichen Zugaben zu dem heidnischen Hausgeräthe, sowie das Vorkommen des Namens Nicetius, der eben nicht sehr häufig ist, führt auf die ganz nahe liegende Vermuthung, daß wir in jenem reichen Silberschatze, der einer ursprünglich heidnischen Familie angehörend, späterhin mit Arbeiten christlicher Künstler vermehrt wurde, ein Eigenthum des trierischen Bischofs Nicetius (527—566) zu erkennen haben. Nicetius entstammte einer angesehenen Familie aus der Auvergne und wurde von dem fränkischen Könige Theodorich dem trierischen Clerus als Bischof vorgesetzt. Brouwer vermuthet in ihm einen Verwandten jenes Flavius Nicetius, den Sidonius Apollinaris um das Jahr 449 als einen Mann vornehmer Herkunft und großen, wohlverdienten Ansehens preist. Bischof Nicetius wäre demnach ein Verwandter des flavisch-claudischen Kaiserhauses, welches seit Claudius Gothicus die Geschicke des römischen Weltreiches lenkte, und jener Hausrath ein Erbstück derjenigen Kaiser, welche in Trier fast ein Jahrhundert lang gewohnt und die reizend gelegene Moselstadt groß und reich gemacht haben. Nicetius selbst war ein Mann von Kunstsinn und Geschmack. Aus einem Briefe des Bischofs Rufus von Martinach (Octodorum) an ihn wissen wir, daß Nicetius durch des Rufus Vermittelung Künstler und Kunsthandwerker aus Italien hatte kommen lassen, um die Wiederherstellung der in den Stürmen der Völkerwanderung zerstörten Kirchen und öffentlichen Gebäude, sowie die Errichtung neuer (z. B. des von Venantius besungenen castellum Nicetii) kunstgerecht zu bewerkstelligen. Die nicetianischen Bestandtheile des trierischen Domes, soweit sie Herr Domcapitular von Wilmowsky durch Ausgrabungen Anfangs der fünfziger Jahre nachgewiesen hat, verrathen die kunstgeübte Hand italienischer Meister.

Wann und aus welchem Grunde der kostbare Schatz vergraben worden, wird vielleicht ein ungelöstes Räthsel bleiben. Der Fundort selbst aber gewinnt bei näherer Betrachtung ein ganz specielles Interesse für die Wiederherstellung des ältesten Anlageplanes der römischen Kolonie. Es ist nämlich so gut wie erwiesen, daß da, wo jetzt die Stadt Trier steht, in vorrömischer Zeit keine eigentliche Stadt gestanden; Cäsar weiß gar nichts davon, und erst unter Augustus, etwa um 10 n. Chr., wird die Kolonie angelegt worden sein. Die Oertlichkeit war sehr geeignet, ein starker Fluß und eine etwas nach dem Flußufer geneigte Ebene. Da, wo das oben erwähnte Jesuiten-Novizenhaus stand (jetzt Provinzialmutterhaus der barmherzigen Schwestern von der Kongregation des heiligen Karl Borromäus), hat, nach den oben angeführten Untersuchungen in der „Trierischen Chronik" zur Zeit der römischen Herrschaft der durch Konstantin den Großen eingeführte Praefectus Praetorio Galliarum residirt bis zum Abzug dieses Staatsbeamten nach Arles, 418 n. Chr. Dieses Prätorialgebäudes bemächtigten sich sodann mit Erlaubniß der fränkischen Eroberer die trierischen Bischöfe und schlugen dort ihre Dienstwohnung auf. Später gehörte dasselbe der Abtei Mettlach, welche von Lutwin, einem Erzbischofe von Trier (695—713) gegründet worden war. Lutwin war ein Verwandter des austrasischen Königshauses, und durch ihn mag das Haus an Mettlach gekommen sein. Zwei Jahrhunderte nachher wußte man in Trier nicht mehr, wo vorher die Bischöfe residirt hatten; man verlegte die Dienstwohnung derselben, nach einer Sage, nach St. Marien am Ufer, weit außerhalb der Stadt, was im höchsten Grade unglaublich erscheint.

Alle die vielfachen Sagen und Vermuthungen darüber werden als haltlos hingestellt durch eine Erzählung des Gregor von Tours aus dem Leben des Nicetius, aus welcher folgt, daß letzterer so ziemlich in der Nähe der Moselbrücke gewohnt hat. Nach dem Grundplan des römischen Lagers, welcher auch für die Anlage von Städten maßgebend war, lag neben dem Prätorium das Quästorium. Letzteres Gebäude ist mit voller Sicherheit in dem ehemaligen Königshofe, ad horrea genannt, zu erkennen, und es trägt seinen Namen von seiner Benutzung zu den Staatsmagazinen und der Generalsteuereinnahmestelle. Noch zu Wiltheims Zeit fand man daselbst mächtige Ziegelbogen und Mauerwerk, Trümmer von Marmorsäulen u. a. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Residenzen des Quästors und des Prätors auf dem Westabhange der Stadt nach der Mosel hin zu suchen sind. Die fränkischen Könige hatten die umfangreichsten Staatsgebäude, so das Palatium (dessen Eumenius erwähnt), die Basilika, die Staatsmagazine, theils für sich weggenommen, theils verschenkt; für den Bischof bleibt nur das eine Gebäude, das Prätorium,

übrig, welches wir als die älteste Residenz der trierischen Bischöfe in der nachrömischen Zeit ansehen. Erst im 11. Jahrhundert wird ein anderes Haus als diesem Zwecke dienend bezeichnet.

Das beschriebene Silbergeräthe läßt sich also mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Eigenthum des Bischofs Nicetius von Trier wiedererkennen.

IV. Bibliographie.

Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 18. Jahrg. Altenburg 1870. 4.

N. 4. April. S. 26 f. v. Quast, Welches ist die älteste bis jetzt bekannte datirte Glocke in Deutschland? — Nächst der angeblich dem 7. Jahrhundert entstammenden genieteten Glocke von St. Cäcilien in Köln erscheint als die älteste die bienenkorbförmige, kleine Glocke des Doms zu Walbeck, jetzt zu Diesdorf, welche im Anfange des 11. Jahrhunderts gegossen ist.

N. 5. Mai. S. 35—37. Hartung, Das Judenhaus, der Judentanz oder das Wasserhaus in Erfurt.

N. 6. Juni. S. 41—45 und Nr. 7. Juli. S. 49—53. G. A. v. Mülverstedt, Siegel der Städte Brieg und Wenden. — Verf. erkennt in den Figuren des Brieger Stadtwappens drei Anker und folgert aus ihrer Zusammenstellung zum Schächerkreuz den polnischen (slavischen) Typus dieses Wappens.

N. 8. August. S. 57 f. Hartung, Die Glocken Erfurts. — Von den 120 Glocken, die Erfurt zur Zeit der Reformation zählte, sind daselbst noch 87 vorhanden, deren älteste im 14. Jahrhundert gegossen sind.

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von E. Jacobs. 3. Jahrg. 1. Heft. Wernigerode 1870. 8.

S. 1—69. E. Jacobs, Der Brocken und sein Gebiet. 1. Hälfte. — Geschichtlich-geographische Stellung des Brockens, sein Hervortreten in geschichtlichen Quellen, seine forst- und jagdgeschichtliche Bedeutung. — Den Namen „Brocken", der urkundlich erst im Jahre 1490 vorkommt, leitet der Verf. von Bracken = abgestandnes Stangenholz, ab. — Beilagen dazu:

1) S. 70—111. E. D., Commentar zu einer lithographirten, eine Handzeichnung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts reproducirenden Kartenbeilage.

2) S. 111—117. H. v. Strombeck, Der Kaiserweg, — eine alte, quer über den Harz von Harzburg auf Elrich und Nordhausen ziehende Fahrstraße.

3) S. 117 f. E. J., Schutz und Befriedigung der Stolbergischen Harzstraße.

4) S. 118 f. E. J., Kleinere Zusätze und

5) S. 119—139 Urkunden (7) mit Erläuterungen.

S. 139—159. O. v. Heinemann, Die Burg Anhalt mit ihrem Zubehör und das Rügegericht zu Volkmannsrode. — Burg Anhalt an der Selke wurde erbaut, als Otto der Reiche sein altes Stammschloß Ballenstedt in ein Kloster verwandelte; Albrecht der Bär vollendete sie, sah sie 1140 von seinen

sächsischen Gegnern gebrochen und stellte sie darauf, und zwar aus Backsteinen, wieder her. Im Anfange des 14. Jahrhunderts war sie noch von Askaniern bewohnt; wohrscheinlich schon im 15., sicher im 16. Jahrhundert lag sie in Trümmern. Zu ihr gehörte u. A. das jetzt wüste Dorf Volkmannsrode, wo jetzt noch nach uraltestem Brauche jährlich zweimal im Freien Gericht über die Forst-, Jagd- und Feldfrevel gehalten wird, die von den Bewohnern der umliegenden anhaltischen und preußischen (Stangerode) Dörfer begangen worden sind. Dazu:

S. 151—159. Urkundenanhang, der auch die bei Hegung des Gerichtes üblichen Formeln enthält.

S. 159—176. G. A. v. Mülverstedt, Hierographia Halberstadensis. — Forts., den Kreis Oschersleben umfassend.

S. 176—195. A. Cohn, Stift Quedlinburg und das Voigtland. — Das Jungfrauenstift Qu. besaß seit 999 Stadt und Land Gera (niemals aber andere Theile des Voigtlandes), ließ seit dem Ende des 12. Jahrhunderts diesen entlegenen Besitz durch Vögte aus dem Geschlechte der von Weida verwalten, verkaufte ihn 1306 an diese und übertrug 1358 die Lehnshoheit über die seitdem sich „Herren von Gera" nennenden Besitzer dem Landgrafen von Thüringen und Meißen. Beigefügt sind drei Urkunden.

S. 195—206. L. Hänselmann, Ascherslebensche Händel. 1378. — Charakteristisch für den Streit der Bürger mit der Landesherrschaft um die Verstärkung der gegen dieselbe gerichteten städtischen Befestigungsanlagen.

S. 210—219. G. A. v. Mülverstedt, Die bösen Osteröder Groschen. — Ein Beitrag zur Geschichte des betrüglichen Verkehrs mit geringhaltiger Münze, aus Prozeß-Akten des Jahres 1472; nebst Nachrichten über die Münze zu Osterode.

S. 220—259. G. A. v. Mülverstedt, Mittelalter-Siegel aus den Harzländern. 4. Tafel. Mit historischen, genealogischen und heraldischen Erläuterungen. — Enthält: 1) Aebtissin zu Blankenburg. 2) 3) Die von Minsleben, deren der Verf. drei Geschlechter, zwei adlige und ein bürgerliches, nachweist. 4) Curd Romold, Bürger und Stadtvogt zu Goslar (1357). 5) Schuster- und Gerber-Innung in Nordhausen (14. Jahrh.). 6) Hans v. Holbach (1464); nebst einigen Nachrichten über die v. Sundhausen, v. d. Werne und v. Wulferodt im Hohensteinischen und Clettenbergischen, sowie über die v. Wangenheim und v. Holbach in Thüringen. 7) Stadt Elrich.

S. 260—263. E. J., Bärenjagd und -Hatz in der Grafschaft Wernigerode. 1573. Graf Wolfgang Ernst zu Stolberg als Weidmann. 1591. — Correspondenzen, die Jägerei der Grafen betreffend.

S. 263—265. Jasche, Friederich und E. J., Der Heringsmarkt. — So heißt noch jetzt die Krugstelle des wüsten Dorfes Berdingerode in der Beckenstedter Feldmark, wo an einem Straßenknoten früher ein lebhafter Handelsverkehr standfand.

S. 266—269. E. J. und J. Graf v. Oeynhausen, Einung oder Ordnung des Dorfes Ilfeld. 1423.

S. 270. J. Graf v. Oeynhausen, Schreiben Graf Pappenheims an den Rath zu Stolberg wegen der an den Kaiserl. Hauptmann v. Oeynhausen zu zahlenden Kriegssteuer d. d. Pechau bei Magdeburg, 23./13. April 1631.

S. 270—273. J. Graf v. Oeynhausen, Aus dem Helmstedter Studentenleben 1583—1584. — 2 Briefe eines zu Helmstedt studirenden Oeynhausen.

S. 273—277. H. v. Strombeck, Vormaliger Weinbau bei der Stadt Schöningen. — Nachweise über die Erträge des 1663 eingegangenen Weinbergs.

S. 278—294. Kleinere Mittheilungen u. s. w. von H. v. Strombeck und Winter.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

I. Abhandlungen.

Friedrich I., König von Preußen.*)

Mit hellem historischem Blick urtheilt der Engländer Carlyle über den ersten König von Preußen, indem er sagt: „Vielleicht hat sich die Geschichte zu lange bei den Schattenseiten dieses Fürsten aufgehalten. Er war ein kostspieliger Herr, aber er war ein ehrenhafter Mann, mit dem Ansatz von Würde, Schwung und Großmuth. Er hatte ein hartes Leben, that viel und litt viel, war nie unredlich und unmannhaft". Erwägt man die damals allgemein verbreiteten Anschauungen von fürstlichen Rechten und Pflichten, die damaligen Motive aller Politik und den Stand der Volkswirthschaft jener Zeit, welcher durch möglichst glänzenden Hofhalt der Industrie aufzuhelfen suchte, so wird man sich jenem Urtheil gern anschließen und dem Kurfürsten Friedrich III. und Könige Friedrich I. Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Als dieser Fürst die Regierung antrat (1688), hatte Brandenburg nach dem Kaiser die bedeutendste Macht im Reich, und in Europa die erste Stelle nach den „großen Potenzen" Frankreich, Oesterreich, den Seemächten und Spanien. Denn Schwedens Supremat im Norden war bereits gesunken. Die große polnische Republik lag in Anarchie, und der Moskowiter stand noch außerhalb des europäischen Systems. Brandenburg, dessen Gebiet in den Osten und Westen Europas reichte, schien berufen, einen Einfluß, wie keine andere Macht zweiten Ranges, auf die Geschicke unsers Welttheils zu üben. Aber eben darum war die Politik des berliner Hofes eine sehr schwierige: sie war vielfach eine nach zwei und mehr Seiten gezogene und getheilte. Dem Kaiser mußte — so stark war noch

*) Geschichte der preußischen Politik von Joh. Gust. Droysen. Vierter Theil. Erste Abtheilung: König Friedrich I. von Preußen. Leipzig, Verlag von Veit und Comp., 1867.

die Nachwirkung des alten festen Reichsverbandes — Anhänglichkeit bewiesen, aber gleichwohl sollte das durch den Westfälischen Frieden zur Geltung gekommene Prinzip der Staatensouverainetät und der protestantischen Freiheit gewahrt werden. Friedrich bequemte sich den europäischen Tendenzen des wiener Hofes mehr als irgend ein anderer Reichsfürst an. Aber die ganze deutsche Entwickelung brachte es mit sich, daß dies nicht ohne die Wahrung der eigenen Interessen, nicht ohne den Handel um Leistung und Gegenleistung, nicht ohne den Drang selbständig in die Lage Europas einzugreifen geschehen konnte. Wo die Politik Europas überhaupt auf ein beständiges Trachten nach Länderzuwachs, auf ein bewaffnetes Glücksspiel hinauslief, konnte das Kabinet von Berlin keine Ausnahme darin machen, wenn es sich nicht zu völliger Passivität und freiwilligem Aufgeben der ihm in Verlauf der Zeit zu Theil gewordenen Selbständigkeit verurtheilen wollte. Auf Preußens selbstbewußte Kraft gestützt, die deutschen Interessen nicht blos gegen die Fremden zu vertheidigen, sondern auch innerhalb des Nationalgebiets einheitlich zu fördern und nach einem umfassenden nationalen Gesichtspunkt gründlich zu reformiren, hat selbst das Genie Friedrichs des Großen noch nicht zu unternehmen gewagt. Für solche Aufgabe mußte Preußen selbst erst noch weiter erstarken und das politische Bewußtsein der Nation erst heranreifen. So weit deutsches Interesse zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der Abwehr der französischen Universalherrschaft und in der Aufrechthaltung der evangelischen Freiheit gegen Frankreich wie gegen das Haus Habsburg gelegen war, hat Friedrich ihm als Kurfürst und König stets aufrichtig und redlich gedient. Von seinem großen Enkel ist ihm zwar vorgeworfen worden, daß er aus ursprünglicher Abneigung gegen Frankreich und aus Furcht vor der Universalherrschaft Ludwigs XIV. die Kräfte Preußens für Ziele vergeudet habe, welche Brandenburg fremd waren. Allein dies konnte wohl 50 Jahre später behauptet werden. Zur Zeit des Kampfes selbst vermochte Brandenburg sich weder als Reichsglied noch als protestantische Macht zu isoliren. Seine ganze Regierungszeit hindurch hat Friedrich gerungen, Interesse und Pflicht in Einklang zu bringen; und hat er weder für Preußen noch für Deutschland durchgreifende Erfolge aufzuweisen, so gebührt ihm doch ein redlicher Antheil daran, manches Unheil abgewandt zu haben.

Das glänzendste Ereigniß seiner Regierung war die Erlangung der preußischen Königskrone. Mit seinem Trachten in dieser Beziehung stand Kurfürst Friedrich III. keineswegs allein. Wilhelm von Oranien, Friedrich August von Sachsen, das Haus Hannover hatten ganz ähnliche Wege. Nach Friedrichs des Großen Urtheil gestaltete sich ein Werk, welches ursprünglich aus Eitelkeit hervorgegangen war, für Preußen sehr bald zu

einem Meisterstück der Politik. Friedrich I. legte damit den Grund, seinen Staat der lähmenden Abhängigkeit zu entziehen, in welcher nicht der deutsche König, sondern das über Deutschland hinausgewachsene Haus Oesterreich die Reichsfürsten zu erhalten suchte. Zunächst war nur ein stolzer Name geschaffen, aber die Nachfolger wußten ihm Bedeutung zu geben. Denkbar ist es, daß die Hohenzollern einen glücklicheren Weg gefunden hätten, die unter Habsburgs Führung verwahrloste und zerstörte deutsche Nationalität herzustellen, als den thatsächlich eingeschlagenen. Allein wir rechnen nicht mit Möglichkeiten, sondern mit der Wirklichkeit, und da müssen wir anerkennen, daß die von Friedrich I. eröffnete, von Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm III. weiter verfolgte Bahn endlich zum Neubau Deutschlands geführt hat. Lehrreich und die Gegenwart mahnend und ermuthigend, haben wir deshalb den Theil der Geschichte der preußischen Politik von Joh. Gust. Droysen gefunden, welcher die Regierung Friedrichs I. ausführlich schildert.

Das „verlorene Land" Brandenburg zu retten, es wieder „in ein redlich Wesen zu bringen", war einst Burggraf Friedrich von Nürnberg zum Fürstenthum der Marken berufen worden. Des Reiches Marken schützend, war das Haus Brandenburg gewachsen, bis es hinter dem rasch emporsteigenden Haus Oesterreich zurückblieb und von solche überholt wurde, die in dem Kampfe um die Kirchenreform kühner oder heftiger gegen die spanisch-deutsche Macht des Kaiserthums rangen. Als gegen die drohende „Universal-Monarchie" Oesterreichs die Kronen Frankreich und Schweden der sinkenden „deutschen Libertät" zu Hülfe eilten, erlag Brandenburg bald den kaiserlichen, bald den schwedischen Kriegsvölkern. Es bedurfte eines zweiten Gründers und fand ihn.

Dieser begann sein Werk während des verheerenden Dreißigjährigen Krieges inmitten der Revolution, welche das Wesen des deutschen Reiches bis auf den Grund zerstörte. Der Westfälische Frieden überließ es den souverän gewordenen Reichsgliedern, eine neue Verfassung des deutschen Gemeinwesens zu vereinbaren. Zu einer solchen Vereinbarung ist es aber nie gekommen, so lange der Name des deutschen Reiches auch noch geklungen hat.

Um die reichsständische Freiheit zu erhalten, hatte die Nation ihre politische Einheit verloren. Um Deutschland zu retten und wieder in ein redlich Wesen zu bringen, mußte ein neuer Weg geschaffen werden. Der Große Kurfürst betrat diesen mühsamen und langwierigen Pfad, indem er seine eigenen, sehr zerstreuten Lande im Regiment zusammenfaßte, die Kraft der Theile durch das Ganze steigerte und im Zurückwerfen der Fremden vom deutschen Boden die Macht des neuen Staats bewährte, sicherte er dessen Bedeutung für Deutschland und Europa.

Die lebensvollen Motive der neuen Zeit, der Gedanke der Toleranz

und evangelischen Freiheit, die Bewältigung des ständischen Wesens, das vielfach Unwesen geworden war, feste militairische Organisation, geordnete Finanzen, fürsorgende Verwaltung ergriff der große Kurfürst, und sein Staat gewann vor allen anderen deutschen Landen, namentlich denen des Kaisers, den Vorsprung in der europäischen Entwickelung.

Aus dem Frieden von Oliva ging der deutsche Name zum ersten Mal wieder ehrenvoll hervor. In der Schlacht von Fehrbellin rang Brandenburg Schweden einen Antheil an der baltischen Politik ab. Gegen Frankreichs Uebermacht hielt der Kurfürst tapfer Stand. Gegen den Hof von Versailles hatte er 1658 die Kaiserwahl Leopolds I. durchgesetzt, 1669 die polnischen Pläne gesprengt. Er war 1672 der Erste, der sich dem Stoß Frankreichs auf Holland entgegenwarf, 1679 der Letzte der vor ihm vom Kampfplatze wich. Während der Kaiser seit 1683 gegen Frankreichs mächtigen Bundesgenossen, den Sultan, kämpfte und Ungarn befreite, deckte der Kurfürst den österreichischen und süddeutschen Heeren den Rücken gegen Ludwig XIV. Den Protestanten aber, welche Ludwig XIV. in's Elend trieb, gewährte er Zuflucht. Um größerer Pläne willen ordnete er seine Kassen, stärkte er sein Heer, schloß er mit dem Kaiser den Vertrag von 1686 und gab seine Ansprüche auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau auf, um Oesterreich für die norddeutsche Politik zu gewinnen, bemühte sich den Hader zwischen Dänemark und Gottorp, zwischen dem Hof von Dresden und der jüngeren Linie des kursächsischen Hauses zu schlichten, das Mistrauen der katholischen Stände gegen die evangelischen, der Fürsten gegen die Kurfürsten zu beseitigen. Dann galt es England aus der Hand des papistischen Jakob II. und aus der Verbindung mit Frankreich zu reißen. Der Prinz von Oranien sollte diesen Angriff von Holland aus führen, Brandenbnrg und die verbündeten evangelischen Fürsten wollten ihm den Rücken decken. Die Verhandlungen waren im besten Gange: da starb der Große Kurfürst. War der Sohn Willens und im Stande, den Gedanken des Vaters aufrecht zu erhalten?

Die Zustände in Deutschland wurden trostloser. Wie Oesterreich seine Machterweiterung nicht zu Gunsten Deutschlands suchte, so spähten andere Fürsten, einen Stützpunkt außerhalb des Reiches zu finden. Das Haus Holstein hatte den dänischen, das von Zweibrücken den schwedischen Thron errungen. Sachsen suchte die Krone Polens, für Hannover stand die Englands in Aussicht. Das zerbröckelte deutsche Volk gewöhnte sich, statt der wirklichen vaterländischen Macht an Ohnmacht, Phrase, Anarchie. Es träumte von Kaiser und Reich und lernte die Staatenlosigkeit für Freiheit, und staatliche Zucht für Knechtschaft zu halten. Desto lenksamer für katholische Priester und protestantische Zionswächter verlor es die adelnde Leidenschaft für Größe, nationale Arbeit, Einheit und Macht. Alles wim-

melte in kleinen elenden Interessen durch einander, bis hier und da eine kräftige Hand rücksichtslos durchgriff.

Unter den geistlichen Kurfürsten hatte nur der von Köln Sinn für Größe, aber er suchte seine Stütze in Frankreich. Kurfürst Max Emanuel von Baiern gewann im Türkenkriege Ruhm und ließ für die Aussicht auf burgundisches Gebiet die spanische Erbschaft fahren. Sachsen hoffte sich durch die polnische Krone zu einer europäischen Macht aufzuschwingen. Die Welfen suchten sich zu sammeln, ein norddeutsches Reich zu bilden, das sich zwischen Brandenburgs östliche und westliche Besitzungen schöbe.

Oesterreich hatte sich durch das große Ungarn verstärkt, und war stolz darauf, demnächst Spanien zu erwerben: in Wien gewöhnte man sich, die deutschen Dinge geringschätzig anzusehen und nur als Material für die Zwecke des Erzhauses zu verwerthen. Mochten Kurfüsten, Fürsten und Stände Libertät, Reichs- und Kreistage sammt Landeshoheit gewinnen, für Rechtspflege wie für Verwaltung im eigenen Lande sorgen; dann brauchte der Kaiser sich um so weniger in Mühe und Kosten setzen. Nur Quartiere und Römermonate mußten gezahlt, Contingente gestellt werden, um die Politik Oesterreichs zu stützen. Vor Allem durften die Reservatrechte des Kaisers nicht angetastet werden. Die Kleinen gehorchten von selbst. Die Selbstbewußten waren durch Familienhändel und Nachbarstreitigkeiten zu zügeln. Nur Brandenburg war den Herren in Wien unversehens zu mächtig geworden. Man hatte seine Erstarkung nicht zu hindern vermocht; man hatte von seiner Macht zeitweise Vortheile zu ziehen gewußt. Mit dem Schwibuser Revers und dem Testament des Großen Kurfürsten, zu dessen Exekutor der Kaiser eingesetzt war, glaubte der wiener Hof den jungen Fürsten indeß genügend lenken zu können.

II.

Der neue Kurfürst trat die Regierung unter dem Bewußtsein an, Brandenburg auf der Höhe halten zu müssen, auf welche der Vater es erhoben hatte. Daß er seinen früheren Erzieher, den vortragenden Rath Eberhard v. Dankelmann, zum wirklichen Geheimen-Rath ernannte und auf dessen Anheimgabe die übrigen Minister, obgleich er als Kurprinz mit ihnen nicht auf bestem Fuße gestanden, beibehielt, durfte als gutes Zeichen angesehen werden. Danckelmann war ohne Selbstsucht, hohen Sinnes, in die Politik des Großen Kurfürsten völlig eingeweiht. Unter dem Hinblick und Hinweis auf die Thaten, die Bestrebungen und Grundsätze desselben wußte er die Geschäfte geschickt fortzuführen.

So fand die vom Prinzen von Oranien vorbereitete Expedition nach England Friedrichs III. lebhafte Unterstützung. Brandenburg war bereit,

während der Landung den Niederrhein gegen Frankreich zu decken. Hessen wurde für eine „Erbdefensivallianz" mit Brandenburg gewonnen, damit keine neue Reunion dem Reich Abbruch thue, die geläuterte Religion Schutz finde. Auch that Johann Georg von Sachsen in Berlin entgegenkommende Schritte. Hannover dagegen hatte eine Uebereinkunft mit Frankreich geschlossen und empfing von dort Subsidien, um ein über seine eigenen Kräfte hinausgehendes Truppencorps zu halten. Bei der Erzbischofswahl in Köln hatte die französische Partei die Oberhand. Rasch entschlossen besetzte Brandenburg die Stadt Köln und Ludwig XIV. wagte nicht sich zu widersetzen, so lange die österreichischen Waffen in der Türkei siegreich waren. Nach dem Verlust Belgrads dagegen standen die Franzosen bald in Kaiserslautern, Worms, Speier, Mannheim und Mainz. Oesterreich wollte sich lieber in der Türkei behaupten, als am Rhein nachdrücklich Krieg führen; und der Kaiser rechnete darauf, daß der Kurfürst von Brandenburg, „welcher sich mit der Besetzung Kölns unsterblichen Ruhm erworben", es sich nicht nehmen lassen werde, „die Defension des geliebten Vaterlands" auch ferner zu führen.

Brandenburg entsprach in der That dieser Erwartung. Seine Truppen am Niederrhein wurden ansehnlich verstärkt; und soviel Einmüthigkeit beseelte damals die norddeutschen Fürsten, daß dem Kaiser Nachricht gegeben werden konnte: er möge eine ähnliche Verbindung in Süddeutschland herbeiführen, um gegen Straßburg vorgehen zu können.

Inzwischen war der Prinz von Oranien mit einer ansehnlichen Flotte nach England abgegangen. Friedrich III. begab sich zu seinen Truppen nach Wesel. Bevor Frankreichs Verbündete etwas unternommen, war Jakob II. flüchtig und der Oranier als Wilhelm III. zum König von England ausgerufen. Allein Oesterreich zögerte am Oberrein zu erscheinen, um nicht den Angriff auf die katholische Kirche in England zu unterstützen. Es stellte schwer zu erfüllende Bedingungen.

Die zwischen Dänemark und Gottorp ausgebrochenen Händel steigerten sich. So wenig es aber Brandenburg erwünscht sein konnte, daß Schleswig-Holstein in den Vollbesitz Dänemarks gelangte, so wenig konnte ihm Schwedens bewaffnete Intervention gefallen. In Polen stieg der französische Einfluß, und der Reichstag zeigte sich der Erneuerung der Bromberger Verträge abgeneigt. Viel stand auf dem Spiel, und gern hätte Friedrich III. einen Theil seiner am Rhein stehenden Truppen in Ostpreußen concentrirt: indeß ließ er sich bei seiner Anwesenheit im Haag bestimmen, den Fortgang der Dinge eine Zeit lang von Berlin aus anzusehen.

Es war ein richtiger Gedanke Wilhelms III., derselbe, welchen der Große Kurfürst vorangestellt hatte, daß im Kampfe gegen Frankreich alle Staaten ohne Unterschied des Bekenntnisses zusammenstehen müßten, um

die „Staatenfreiheit" zu schirmen. Oesterreich begriff, daß es nur mit dem Reich oder mit Holland verbunden Frankreich gewachsen sein werde. Aber nicht Oesterreich, sondern Wilhelm III. suchte diese Verbindung, und geschlossen wurde sie theilweise zum Nachtheil derer, welche seinen Zug nach England ermöglicht hatten. Holland versprach, die habsburgische Nachfolge in Spanien und die römische Königswahl zu unterstützen. Oesterreich sollte Spanien für den Beitritt zum Bunde gewinnen, Holland England; in Betreff der übrigen beiderseitigen Genossen lautete der Ausdruck: man wolle sie zulassen, wenn sie es wünschten." Auf diese Art gewann Wilhelm III. die Anerkenuung des Kaisers für seine bis dahin in Wien als Usurpation bezeichnete Thronbesteigung in England. Er selbst bot Oesterreich dafür die Hand zu einer Machtsteigerung, welche das französische Uebergewicht in Europa durch das Habsburgs zu überbieten drohte. Nachdem in Regensburg der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen, übernahm der Kaiser den Oberbefehl, ohne jedoch Wien zu verlassen; und seine Oesterreicher gönnten den Franzosen Zeit vollauf, um die Pfalz zu verwüsten. Friedrich III. befand sich dagegen bald wieder am Niederrhein, wo die brandenburgischen und niederländischen Truppen manchen Vortheil errangen.

Indeß gab es bald weitere Irrungen. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Lauenburg askanischen Stammes erhoben Anhalt, Sachsen und Mecklenburg Erbansprüche. Allen zuvor hatte Celle Ratzeburg besetzt, um angeblich durch Heinrich den Löwen begründete Rechte geltend zu machen. Bis an die Thore von Lübeck, bis an die Ostsee suchte das Haus Braunschweig „den König von Frankreich mit seinen Reunionen" zu spielen, ohne daß der Kaiser dem zu steuern vermochte. Die Wahl des Erzherzoges Joseph zum römischen König wurde betrieben, ohne Brandenburg sonderlich das Wort zu gönnen: man glaubte in Wien desselben ohnehin sicher zu sein. Jetzt gestand Friedrich III. seinen Räthen, daß er, um das Bündniß von 1668 zu ermöglichen, dem wiener Hof einen Revers über die Rückgabe von Schwibus und über die bevorstehende Königswahl ausgestellt habe. Danckelmann wünschte denselben zu annulliren, obgleich Verwickelungen daraus entstehen würden. Oesterreichischer Seits wurde zugegeben, daß der Revers nicht ganz ordnungsmäßig zu Stande gekommen sei, aber „unter Fürsten und Herren sehe man nicht auf juristische und gerichtliche Subtilitäten." Schließlich wurde der damals zwölfjährige König von Ungarn einstimmig zum deutschen König gewählt.

In London wie in Wien traf man für die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich Dispositionen über die Truppen Brandenburgs, ohne in Berlin nur angefragt zu haben. Zwar ließ Friedrich III. deshalb 26000 Mann zur Deckung seiner westlichen Gebiete am Rhein stehen, ging selbst aber nach Königsberg, um dort die Huldigung zu empfangen und seine

Verhältnisse mit Polen zu ordnen. Bei Wiederaufnahme des Feldzuges im Frühjahr 1690 wünschten die Generalstaaten, daß der Kurfürst von Brandenburg den Oberbefehl am Niederrhein übernehme. Oesterreich widerstand und schwächte die dortige Position durch Abberufung der Hessen an den Oberrhein. Dennoch erschien Friedrich III. bei seinen Truppen und deckte Holland.

In Italien und Ungarn verließ das Glück die österreichischen Waffen. Auch hier wurde brandenburgische Hülfe begehrt und geleistet. Aber die Gegendienste in Bezug auf die norddeutschen Verwickelungen blieben aus. Unstreitig litt die brandenburgische Politik unter dieser Willfährigkeit gegen Wien. Nur durfte man Danckelmann nicht unbedingt dafür verantwortlich machen. Bei allem Vertrauen in seine Treue, Einsicht und Thatkraft hörte der Kurfürst doch auch auf andere Rathgeber.

Wo die Neigungen des Kurfürsten auf Förderung der Kunst und Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe galten, Bauten hervorriefen, französische Emigranten zur Begründung neuer Industrie ermunterten, konnte Danckelmann gern Folge leisten. Namentlich erfuhr das Postwesen vielfache Verbesserungen. Die Akademie der Künste wurde nach dem Muster von Paris eingerichtet. Halle bekam seine Universität; und dadurch, daß der als Freigeist aus Sachsen vertriebene Lehrer des Naturrechts Christian Thomasius hier Aufnahme fand, Hermann Franke, seines Lehrstuhles in Erfurt entsetzt, hier sein Waisenhaus gründete, erhielt die Universität ihren ehrenwerthen Charakter. Im Consistorium zu Berlin fand Philipp Spener seinen Platz, welcher der starren Orthodoxie gegenüber „das Evangelium zu leben" strebte. Eine Reihe aus Frankreich vertriebener namhafter Gelehrter setzte in Berlin den Kampf gegen die Jesuiten fort, indem sie mit den Häuptern der anglikanischen Kirche und mit den Gelehrten der holländischen Universitäten Verbindung pflogen, wie die drei Staaten selbst für die Idee des Protestantismus zusammenhielten. Keineswegs war es nur die französische Literatur und Forschung, welche in Berlin Anklang fand. Von der geistreichen Kurfürstin Sophie Charlotte wurde Leibnitz öfter nach Berlin entboten. Auch Ezechiel v. Spanheim und Samuel v. Puffendorf gehörten diesem Kreise an. Nachdem Letzterer das Leben des Großen Kurfürsten vollendet, bekam er Auftrag, unter Benutzung aller, auch der geheimsten Berichte die Geschichte Friedrichs III. zu schreiben, eine Aufgabe und Befugniß, welche mehr als alles Andere den hohen und freien Geist beweisen, in welchem die Lenker Brandenburgs zu jener Zeit ihre Stütze für die Staatsgeschäfte suchten.

Freilich verlangte die glänzende Hofhaltung erstaunlich viel Geld. Mit der Einrichtung der Hofkammer (1689) legte Danckelmann den Grund zu einer Organisation, welche Friedrich Wilhelm I. dann mit großem Er-

folg weiter ausbaute. Der Grundgedanke war die Trennung des Hofstaates von den beiden großen Ressorts der Staatseinnahmen, dem für den Kriegsetat und dem des Landesherrlichen. Für den Bedarf des Hofstaates trat das Hofmarschallamt ein, und soweit es seine Einnahmen nicht aus den Schatullgütern zog, erhielt es seine Zuschüsse aus der Hofkammer. Diese selbst aber übernahm das gesammte Domänenwesen mit allen Gütern, Renten, Gefällen, Zoll, Salz, Münze und Post. Je öfter das Hofmarschallamt mit den ihm zunächst zugewiesenen Einkünften nicht reichte, desto nützlicher erwies sich die Hofkammer, indem sie dem Andrange auf Mehreinnahme, Suspension der Rückkäufe, Einlösung der verpfändeten Domänen u. s. w. Widerstand leistete. An Reibungen fehlte es dabei nicht. Sofort sollte der Staat leiden, wenn dem Hof nicht Alles gewährt wurde. Aber Danckelmann genoß Ansehen genug beim Kurfürsten, um sein System aufrecht zu halten: der Staatshaushalt blieb in Ordnung und besserte sich unerachtet der wachsenden Ansprüche.

Eine eben so nothwendige wie schwierige Aufgabe war es, das väterliche Testament, welches den Kaiser zum Vollstrecker einsetzte, zu erledigen, und den von Friedrich III. dem kaiserlichen Hof ausgestellten Revers wegen Schwibus zu beseitigen. Auf Ersteres stützten sich die Brüder des Kurfürsten, auf Letzteren verwies man in Wien bei jeder Gelegenheit. Unter dem Beistande des Herzogs von Sachsen-Zeitz ließen die Prinzen sich indeß zu einem Vergleich bewegen, die Theilung des Staates, gegen welche der Große Kurfürst selbst ursprünglich gewesen war, wurde dadurch vermieden und die Macht desselben erhalten. Die Lösung der Schwibuser Frage war mühseliger.

In Ungarn stellten die Brandenburger unter General Barfuß die schon verlorene Schlacht bei Salankemen glänzend her. Aber Undank war der Lohn für die Truppen und ihren Landesherrn. Das Berliner Kabines rieth zum Frieden mit der Türkei, um die Kräfte desto entschiedener gegen Frankreich zu richten. Aber Rom empfahl die Versöhnung der katholischen Mächte, damit sie sich gegen die Ketzerei Englands, Hollands und Norddeutschlands wendeten. Den Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich wünschte Schweden zu vermitteln, und in Wien zeigte man sich nicht abgeneigt. Die große Allianz wurde dabei lockerer. Ernst August von Hannover benutzte die Umstände, um mit oder gegen Kaiser und Reich, mit oder gegen Frankreich, mit oder gegen die römische Kirche, mit oder gegen die Evangelischen die Kurwürde zu gewinnen. Der Fürst von Ostfriesland erlangte ein gegen Brandenburg gerichtetes kaiserliches Protektorium.

Für die Kurwürde Hannovers hatte Brandenburg sich aus verwandtschaftlichen Gründen und um eine evangelische Stimme im Kurkollegium zu gewinnen, selber längst verwendet. Jetzt langte in Berlin plötzlich ein

kaiserliches Schreiben an, welches ankündigte, daß der Kaiser die Errichtung der neunten Kur beschlossen habe. Es mochten zwischen Wien und Hannover noch andere Dinge als die Kur unterhandelt sein. Aber Friedrich III. erklärte sich für die Erhöhung des Nachbars; und die vollzogene Investitur wurde Brandenburg als eine ihm erwiesene Gefälligkeit in Rechnung gesetzt. Nach der Investitur bildete in der Blüthezeit des Hofceremoniells noch die Introduktion eine Schwierigkeit; aber dieses Verfahren wurde dadurch abgekürzt, daß der wiener Hof schon die zehnte Kurwürde im Sinn hatte und die Admission Böhmens im Kurcollegium betrieb, damit die Krone Böhmen, die in der Hand des Hauses Oesterreich nicht unter der Reichs- und Kreisordnung stand, künftig in Reichsangelegenheiten ihre Stimme abgäbe, ohne dadurch gebunden zu sein.

III.

Brandenburg hatte 30,000 Mann im Felde stehen, die vereint schon etwas auszurichten vermocht hätten; aber sie befanden sich am Niederrhein, in Italien, in Ungarn zerstreut. Eines abermaligen Nachschubs für Ungarn bedurfte es, um den Kaiser zur Ertheilung der Expectanz auf Ostfriesland gegen die Rückgabe von Schwibus zu bewegen; so vorsichtig war man in Berlin, Schwibus dabei noch bis zur Eröffnung der Grafschaft Limburg im Besitz zu behalten. Wenn Friedrich III. sich schließlich aber doch mit ganz allgemeinen Versprechungen begnügte, so lag der Schlüssel des Räthsels in der ersehnten Königskrone.

Droysen hält es für wahrscheinlich, daß die Anregung zu dieser Idee vom österreichischen Gesandten zu Berlin, Grafen Fridag, schon im Jahre 1686 ausging. Möglich, daß der Graf den Kurfürsten dadurch für die Errichtung der neunten Kürwürde gewann, daß er sie als ein wichtiges Präcedenz für die Königswürde darstellte. Danckelmann hatte ein und noch ein Kommissionsgutachten über die Angelegenheit beizubringen. Jedesmal fiel es gegen den Wunsch des Kurfürsten aus, indem die Geheimräthe ohne Scheu die Befürchtung aussprachen, daß die Politik Brandenburgs durch die vom Kaiser geforderten Gegenleistungen aus ihrer Bahn gedrängt werden würde. Aber Friedrich III. hatte sich schon zu sehr in den neuen Glanz vertieft, und Danckelmann mußte die Sache, die er nicht hindern konnte, unter möglichst günstigen Bedingungen durchzuführen suchen.

Ernstliche Unterhandlungen des preußischen Gesandten in Wien mit den dortigen Ministern begannen. Deren Einwände stützten sich auf das damalige Staatsrecht und wurden im Geiste und mit allen Mitteln jener Zeit bekämpft. Namentlich hieß es: die Säcularisation des Ordenslandes Preußen sei von Kaiser und Reich noch nicht anerkannt, das Recht des

Deutschmeisters werde bei seiner Belehnung noch immer gewahrt. Mit den Weitläufigkeiten wuchs, was in Wien nicht unbemerkt blieb, Friedrichs Ungeduld. Gegen Danckelmanns Plan erkannte der Kurfürst dem österreichischen Gesandten gegenüber den Revers und das damit erschlichene Recht auf Schwibus an, ohne irgend eine kaiserliche Gegenleistung in Händen zu haben. Nur die Anerkennung des Titels und der Souveränetät von Preußen wurde von Oesterreich zugesagt, „jedoch ohne Präjudiz für den Orden," für die Evangelischen in Schlesien außerdem ein reformirtes Mitglied des Reichshofraths. Statt der gehofften Königskrone erhielt Friedrich nur das Versprechen des Kaisers: „den Kurfürsten in allen ihm nach der Goldenen Bulle zustehenden Rechten und Vorzügen zu erhalten und keinem Fürsten und keiner Republik den Vorzug zu gewähren." Nur die Expectanz auf Ostfriesland erhielt Decretesform, da der Consens des Kurfürstencollegiums dazu vorlag. Hinsichtlich der Admission Böhmens zum Kurcollegium zog sich Brandenburg dafür auf die Zusage zurück: es werde dem Kaiser darin gefällig sein.

Der 10. Januar 1695 war zur förmlichen Uebergabe des Kreises Schwibus an Oesterreich bestimmt. Nur mit Mühe hielten die kurfürstlichen Kommissäre aus dem Retraditions-Instrument die Wiederholung des förmlichen Verzichts auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau fern. In und außer Landes machte die Hinweggabe des Kreises, dessen protestantische Bevölkerung in die peinlichste Lage gerieth, den übelsten Eindruck. Danckelmann kam in den Verdacht, durch Grafentitel, durch Expectanz auf Lehen, durch baare Summen bestochen worden zu sein; bei späterer Gelegenheit hat er nachzuweisen vermocht, nicht eines Hellers Werth empfangen zu haben. Die im kaiserlichen Reichshofrath ausbedungene reformirte Stelle erhielt allerdings sein Sohn, jedoch erst nachdem Andere sie abgelehnt hatten.

Aber die argen Gerüchte bestanden, und die Gegner wußten sie zu benutzen. Der Kurfürst dachte zunächst billig genug, seinen vertrautesten Rath nicht für das verantwortlich zu machen, was er gegen seinen Wunsch auf höchsten Befehl ausgeführt hatte. Trotz seines Widerstrebens, — denn er sah sein Unglück darin, — wurde Danckelmann sogar zum Oberpräsidenten und Premierminister ernannt. Er hatte nun die Verantwortlichkeit für die Leitung der brandenburgischen Angelegenheiten allein und ohne die Collegen zu tragen, und das hat dann allerdings ein schlimmes Ende genommen.

In der allgemeinen Lage hatte der Krieg von 1694 wenig geändert. Nur mit Mühe brachte Ludwig XIV. die Kräfte für den Feldzug von 1695 zusammen und versuchte Unterhandlungen, um die Gegner zu trennen. Auch die Verbündeten, namentlich Holland, sehnten sich nach Frieden. Zwar wurde die Allianz förmlich erneuert; aber thatsächlich zerfiel sie. In

Deutschland gab es endlose Streitigkeiten. Es wurde immer deutlicher, daß Oesterreich die Kräfte des Reiches nur für seine besonderen Interessen auszubeuten suchte. In Wien sprach man mit Erbitterung von dem „allzeit rivalisirenden Hause Baiern.“ Während Brandenburg vom Kaiser die Expectanz auf Ostfriesland erlangte, suchte Hannover in Aurich einen Erbvertrag zu errichten. Friedrich III. harrte täglich der „Introduktion“, und der kaiserliche Hof erhob lediglich neue Truppenforderungen für Ungarn.

Nur auf Wilhelm III. glaubte der Kurfürst sich verlassen zu können. Vor Namur verdankte jener den Brandenburgern abermals große Erfolge. Nach einer Zusammenkunft zwischen beiden Fürsten machte der Oranier sein Testament. Dem Recht und den wiederholten Zusicherungen Wilhelms III. gemäß hielt der Kurfürst sich der oranischen Güter gewiß, wenn auch hinsichtlich der Statthalterschaft und der hohen Aemter der Niederlande sein eigener Ministerpräsident keine Hoffnungen nähren wollte, weil er die Eifersucht der Republik auf ihre Freiheit schlecht mit der Macht, welche ein Kurfürst von Brandenburg zu üben hatte, verträglich fand. Aber auch in dem ersten Punkte war Friedrich III., wie sich später ergab, hintergangen worden. Wilhelm III. war nicht aufrichtig und redlich verfahren.

Inzwischen hatte Frankreich sich mit Savoyen verständigt und konnte die in Italien entbehrlich gewordenen Truppen an den Rhein senden. Dennoch wünschte Oesterreich den Krieg fortzusetzen, denn die spanische Erbfolge rückte näher. Um Oesterreich nicht abermals übermächtig werden zu lassen, neigten England nnd Niederland jetzt jedoch dem Frieden zu. Auch Brandenburg hatte keinen Anlaß entgegen zu sein. Seine Politik war unausgesetzt auf die Rettung der Gewissens- und Staatenfreiheit und auf die Sicherung der deutschen Grenzen gerichtet gewesen. Wurde also von Frankreich die protestantische Succession in England anerkannt, und gab dasselbe die Reunion, die neuen Festungen an Rhein und Mosel heraus, so war das Wesentlichste erreicht.

Außerdem war in Polen Johann Sobieski gestorben, und Frankreich, Oesterreich und Brandenburg begünstigten jeder seinen besonderen Thronkandidaten. In Mecklenburg gab es Erbfolgestreitigkeiten, in welche Oesterreich zum Nachtheil Brandenburgs eingriff, und so kam es, daß der brandenburgische Gesandte ohne Abschiedsaudienz von Wien abreiste, um sich zum Friedenscongreß nach Ryswik zu begeben. Mittlerweile unterstützte Oesterreich in Warschau die Bewerbung des zu diesem Zweck katholisch gewordenen jungen Kurfürsten von Sachsen. Die Polen selbst wählten zuerst den Prinzen Conti, proklamirten aber dann August von Sachsen als König. Unter solchen Umständen hatte Danckelmann sich veranlaßt gesehen, mit Schweden unter gegenseitiger Garantie von Ostpreußen und Livland das Defensivbündniß von 1686 zu erneuern. Auch mit dem Rivalen

des Kaisers um den spanischen Thron, dem Kurfürsten von Baiern, unterhandelte er, indem für Baiern die Statthalterschaft in den Niederlanden und die spanische Succession in Aussicht genommen wurde, für Brandenburg Jülich und Berg, falls Pfalz-Neuburg ausstürbe. Auch bei Erwerbung der Königswürde sollten beide Kurfürsten einander behülflich sein.

Im September 1697 unterzeichneten England, Holland und Spanien den Frieden mit Frankreich; im Oktober folgten die Kaiserlichen, welche ohne Zuziehung einer Reichsdeputation unterhandelt und, statt Straßburg für das Reich, Freiburg und Breisach für Oesterreich erlangt hatten. Brandenburg und die meisten Evangelischen unterzeichneten nicht. Zwar war die Hauptsache, für welche Brandenburg gekämpft hatte, in Ryswik erreicht, aber England, Niederland, Wilhelm III. hatten vergessen, wie viel sie Friedrich III. verdankten. Den Frieden hatten sie für Brandenburg mitgeschlossen, für dasselbe aber nichts als den Besitzstand von 1679 ausbedungen. Die rückständigen Subsidien hatte Wilhelm III. an den Verbündeten nicht gezahlt, wohl aber wollte er es als einen Freundschaftsbeweis angesehen wissen, daß er für Friedrich III. das Prädikat Sérénité Electorale zu erwirken sich bemüht habe, während im Friedensprotokoll selbst nur Altesse Electorale stand!

War Danckelmann's Stellung schon vorher allmälig erschüttert, so wurde sie durch die Ergebnißlosigkeit der großen Politik vollends untergraben. Aber nicht deshalb, meint Droysen, trifft ihn ein Vorwurf, weil er seinem Herrn weder Devotion gegen den Kaiserhof, noch Vertrauen in Hannover empfahl. Nicht auf den Dank Englands und Hollands hatte er gerechnet, wohl aber auf den Weitblick Wilhelms III., und darin hatte er sich getäuscht. Nach dem Sturz des berliner Staatsmannes äußerte Wilhelm III.: der Grund der Ungnade sei offenbar die ihm, dem Könige bewiesene Anhänglichkeit.

Nachdem der Kurfürst mancherlei am Hofe, unter den Beamten und Militairs auftauchende Beschuldigungen gegen seinen ersten Minister vielfach zurückgewiesen, dann geduldet, endlich begünstigt hatte, folgten sich „gnädige Entlassung", Pensionirung, Entfernung aus Berlin, Verhaftung und Anklage Schlag auf Schlag. Von Spandau wurde der Unglückliche nach Peitz geführt; erst nach Jahren erhielt er Abschrift von seiner Anklage, aber keinen Vertheidiger. Er verfaßte selbst seine Vertheidigung. Hoffiscal, Generalkommission und endlich der Geheimerath trugen auf Freisprechung an. Dennoch ließ Friedrich die Haft fortdauern, und seine oft gefeierte Herzensgüte erlitt einen harten Stoß. Nicht bei der Krönung, erst nach der Geburt des ersten Enkels, also nach sieben Jahren, ließ König Friedrich seinen ehemaligen Erzieher und vertrautesten Diener in Freiheit setzen. Den geforderten Verzicht auf den ihm gebliebenen Rest

seines Vermögens wollte der ungebrochene Greis nur leisten, wenn seine Unschuld anerkannt und öffentlich ausgesprochen würde, was nicht geschah.

IV.

Nach Danckelmann's Entfernung übernahm der Kurfürst selbst die oberste Leitung des Kabinets und die „püblicken und Staatsaffairen.". Die Finanzlage verlangte nach den langen Kriegen Minderung der Ausgaben; der Hofstaat dagegen Steigerung der Zuschüsse: der Oberhofmarschall wurde zugleich Direktor der Hofkammer, also aller Einkünfte des Staats. Aber gespart mußte werden. Die Armee wurde beträchtlich reduzirt: man hatte ja Frieden. Im Kampfe gegen Frankreich und Schweden war Brandenburg emporgekommen. Jetzt wurde die Verbindung mit Frankreich gesucht, um eine Garantie des Ryswiker Friedens zu schaffen, damit es wegen der spanischen Erbschaft nicht zum Kriege komme. In Schweden, wo Karl XII. den Thron bestiegen, gab es Viele, welche die alte, ergiebige Verbindung mit Frankreich zu erneuern wünschten, und Brandenburg schien ihnen in diese Verbindung zu passen. Aber England und Holland blieben berücksichtigungswerther; und in London und im Haag war die Stimmung gegen den Hof von Berlin mehr als gleichgültig. Das wiener Kabinet zeigte sich kälter und beleidigender als während der Friedensverhandlungen; und dieser Zustand fing an den Kurfürsten zu beunruhigen. Sein Staats- und Kabinets-Sekretair Ilgen hatte nicht die rechte Fühlung für die große Politik.

Im Kleinen wurden zwar Vortheile errungen, indem die Geldverlegenheiten August's II. von Sachsen und Polen die Erwerbung des Amts Petersberg bei Halle, der Vogtei Quedlinburg, der Reichsvogtei und des Schutzamts über Nordhausen ermöglichten. Damit Brandenburg nicht in den Pfandbesitz Elbings gelange, zahlten die Polen wenigstens die lange ausstehende Pfandsumme. Zwischen den Versprechungen der Polen und Dänen und den Verpflichtungen gegen Schweden im Gedränge, gelang es der Berliner Diplomatie außerdem, den Frieden von Travendahl (12. Aug. 1700) zu vermitteln.

Immer neue Anstrengungen wurden gemacht, um die Königswürde zu erreichen. Aber England und Holland waren entgegen, da sie erfahren, daß Brandenburg gegen Schweden zu Dänemark und Polen neige; und in Wien war nichts auszurichten, ohne offen Partei für den Kaiser in der spanischen Erbfolge zu nehmen. Die Unterhandlungen zwischen Berlin und Wien waren im Gange, als von den Seemächten an den Kaiser die Aufforderung erging, dem „Partagevertrage" beizutreten. Man hatte in

Wien auf die ganze spanische Erbschaft gerechnet und sollte jetzt auf die italienischen Besitzungen verzichten, Lothringen gegen Mailand vertauschen; außerdem sollten die Oesterreich zugebilligten Stücke nicht dem Kaiser, sondern seinem Sohn Erzherzog Karl zu Theil werden. Man gedachte deshalb den Krieg zu wagen, stand aber sehr isolirt. Auf das Reich war nicht zu bauen. Baiern war Gegner, das protestantische Deutschland war durch die kirchlichen Verfolgungen in Oesterreich beleidigt. Kursachsen hatte sich ganz in seine polnischen Pläne vertieft. Nur Hannover war durch die Kurwürde gewonnen. Ohne Zweifel bedurfte der Kaiser Brandenburgs mehr denn je; und in Berlin gab man sich die Miene, die Krone in Königsberg auch ohne kaiserliche Einwilligung aufzusetzen. Aber je sehnlicher der Kurfürst dessen ungeachtet um kaiserliche Gunst und Zustimmung warb, desto höherer Preis wurde in Wien gestellt, und der nachgebende Theil war dennoch Brandenburg. Friedrichs III. endlich gewiß, ließ der kaiserliche Hof in Paris erklären, daß er sich auf Verabredung über die Erbschaft eines noch lebenden Verwandten nicht einlasse, daß die Mächte sich um den Erben der Spanischen Monarchie nicht bemühen möchten. Wilhelms III. Plan war damit bis in den Grund bedroht.

Ueber der königlichen Dignität gerieth nun aber die oranische Erbschaft, welcher der Kurfürst noch sicher zu sein glaubte, in Frage, zumal Wilhelm III., wie verlautete, sich anschickte, die Succession in den Niederlanden zu ordnen, wo eine Partei, welche keinen Statthalter wollte, einer brandenburgischen Partei gegenüberstand. Brandenburgischer Seits wurde deshalb die von dem Oranier gewünschte Verbindung des Kurprinzen mit einer hannoverschen Prinzessin in den Vordergrund gestellt. Alsbald trat der Kurprinz eine Reise über Hannover nach den vereinigten und den spanischen Niederlanden an, und die Instruktion seines Begleiters, des Grafen Dohna, lautete: nicht von der Succession mit König Wilhelm zu reden, wohl aber über die königliche Dignität, über die vorsichtige Haltung Brandenburgs in der nordischen Verwicklung, von der Bereitwilligkeit des Kurfürsten, unter des Königs Vermittelung die engern Bande mit Hannover zu erneuern.

In Loo machte der Kurprinz einen günstigen Eindruck. Dem König erschien die Annahme der königlichen Würde unter den gegenwärtigen Umständen jedoch bedenklich. Wenn der Kaiser sie anerkenne, werde Frankreich, wenn Dänemark und Polen, werde Schweden desto größere Schwierigkeiten machen. Der Einwand, daß des Königs Wilhelm Fürwort die Bedenken Frankreichs und Schwedens beseitigen werde, wurde nicht ungern gehört. Schließlich wollte Wilhelm III. seine Unterstützung gewähren, wenn Brandenburg durch die Königswürde an Einfluß nicht verliere, statt zu gewinnen. Es sollte dem Oranier zur Genugthuung gereichen, wenn

der Kaiser weder die Errichtung einer katholischen Kirche in Berlin zur Bedingung mache, noch für die spanische Succession andere Hülfsleistungen verlange, als die des Vertrags von 1686.

Die polnischen Großen waren für den glänzenden Plan Friedrichs III. bald gewonnen. Ganz Preußen wünschte keinen König von Brandenburg, sondern von Preußen. Friedrich III. schickte sich zur Reise nach Königsberg an; aber ohne die entscheidende Nachricht aus Wien mochte er dennoch nicht abreisen. Gab der Kurfürst wegen der ihm noch zustehenden Subsidien nach, so verlangte der Kaiser wirklich die Zulassung des römischen Ritus in Berlin, wenn nicht gar der Jesuiten. Hier bewies der Kurfürst sich aber unbedingt fest, und dies nicht bloß aus der Erwägung, daß Nachgiebigkeit in diesem Punkte die oranische Erbschaft gefährden könne.

Noch immer zögerte man in Wien. Da kam die Nachricht vom Tode Karls II. von Spanien und von der Einsetzung Karls von Anjou als einzigen Erben, und nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Am 16. Nov. 1700 kam der Vertrag mit dem brandenburgischen Gesandten in Wien zu Stande, am 24. November langte der viel ersehnte Courier in Berlin an. Nicht zufällig wurde hier gerade die Geburt des ersten Sohnes des römischen Königs Joseph gefeiert, und an der Festtafel erhob Markgraf Albrecht das erste Glas auf das Wohl des Königs von Preußen. Noch einmal gab es einen Anstand, indem österreichischer Seits verlangt wurde, es solle im Vertrage heißen: „daß der Kurfürst ohne die Zustimmung des Kaisers, als des höchsten Oberhauptes des Christenheit, die Krone aufzusetzen, nicht befugt sei." Um statt der letzten Worte den Ausdruck „nicht gemeint sei" durchzusetzen, mußte Alles aufgeboten werden, und wirklich setzte die Geschicklichkeit des preußischen Gesandten die Abänderung durch, ohne Opfer bringen zu müssen.

Am 18. Januar 1701 fand in Königsberg die Krönung statt. Es ist bekannt, daß die „republikanische Königin" über diesen Act etwas anders dachte, als der König. Oesterreich war es nicht gelungen, sich zum Verleiher der neuen Würde zu machen. Die römische Curie hätte sich gern über das ketzerische Bekenntniß hinweggesetzt, wenn Friedrich III. sich entschlossen hätte, den Königstitel aus der Hand des Papstes anzunehmen. Innozenz XII. hatte in dieser Hinsicht merkwürdige Schritte gethan, welche in einem Schreiben vom 5. Mai 1700 an den Bischof von Ermeland niedergelegt sind. Durch die Krönung ohne des Papstes Zuthun sah Clemens XI. sich dagegen zu dem Breve vom 16. April 1701 veranlaßt, welches das neue Königthum für ungültig erklärte und die christgläubigen Mächte aufforderte, es nicht anzuerkennen. Mit welchem Erfolge der Papst diese Aufforderung erließ, braucht nicht erst hinzugesetzt zu werden.

Die Anerkennung Augusts II. von Polen und Dänemarks zu erlangen, ohne sich Schweden zu verfeinden, kostete freilich Künste, über welche sich die Räthe Friedrichs vom Könige eine Erklärung ausstellen ließen, daß sie ohne eigene Verantwortlichkeit, lediglich im höchsten Auftrage gehandelt hätten. Es kostete abermals besondere Gewandtheit, Frankreich und die Seemächte über den Vertrag mit dem Kaiser zu beruhigen. Als merkwürdig heben wir aus dem Vertrage hervor, daß der König auf die Standeserhöhung innerhalb seiner Reichslande verzichtete, damit die kaiserlichen Behörden keine Sporteln verlören. Als Hauptsache mußte das Versprechen gelten, für die Succession Oesterreichs in Spanien selbst mit den Waffen einzustehen.

Wiewohl das neue Königthum zunächst auf das Herzogthum Preußen, nicht auf die brandenburgischen Reichslande gegründet war, galt es doch von Anfang an dem Gesammtstaat der Hohenzollern. Seine Provinzen waren längst im Regiment, militairisch und finanziell einheitlich gegliedert; nur noch wenige Fäden verbanden diesen Staat mit dem traditionellen Reiche und dessen Institutionen. Die Gesetzgebung, die Polizeigewalt des Reichs berührte ihn kaum noch. Die Jurisdiction der Reichsgerichte trat fast ganz zurück. Durch die Gründung des Tribunals zu Berlin wurde der Berufung an das Reichskammergericht zu Wetzlar als dritte Instanz ein Ende gemacht. Der längst geschehenen Ausscheidung aus dem zerfallenden Körper des Reichs, dem rastlosen Streben nach selbstständiger Entwickelung gab das Königreich einen Namen, eine Gestalt, ein kühneres Maß.

Mit der Natur des deutschen Reichs würde dieses Verhältniß allerdings in Widerspruch gestanden haben, wenn dieses nicht schon längst durch die Machtgestaltung des Hauses Oesterreich auf nicht zum Reich gehörigen Gebieten, durch die Reichsstandschaft fremder Kronen, namentlich der schwedischen, durch den ganzen Gang der deutschen Angelegenheiten seit 1648 vollkommen aufgelöst gewesen wäre. Durch den westfälischen Frieden auf die Souverainetät jedes kleinen und kleinsten Reichsstandes gestellt, war das deutsche Reich unfähig, sich zu der Einheit und Kraft eines großen politischen Gemeinwesens zurückzubilden. Dagegen bezeichnete der Name Preußen fortan ein solches Gemeinwesen, einen Staat neben den Reichen und Landen des Hauses Oesterreich, einen nur aus deutschen, fast nur aus evangelischen Gebieten bestehenden Staat. Mit der Gründung der neuen Krone auf das alte deutsche Ordensland wurden nicht, wie es mit dem polnischen Königthum Augusts von Sachsen und mit dem englischen des Hauses Braunschweig geschah, Reichslande an ein außerdeutsches Interesse gekettet, sondern ein dem Reich verloren gegangenes Gebiet dem deutschen Wesen wieder einverleibt.

Von großer Wichtigkeit war es zugleich, daß das evangelische Deutschland an dem selbständigen Preußen eine starke Stütze erlangte. Je härter der Abfall des Kurfürsten von Sachsen auf dieser Seite empfunden wurde, und je lebhafter die Werkzeuge Roms seitdem arbeiteten, desto ernster wurde die Pflicht des einzigen evangelischen Fürsten, welcher die Macht besaß, den von ihm einmal gewährten Schutz nicht durch jedes von Wien ausgehende Rescript umwerfen zu lassen. Wenn in Kurpfalz, einem der Reformation eifrig zugethanen Lande, die neuburger Landesherrn starke Reaction trieben, so war es Brandenburg, welches in Heidelberg, wie am Reichstage unermüdlich auf Abhülfe drang; und hatte der Kaiser bei Anerkennung der königlichen Dignität erlangt, daß Brandenburg keine „Repressalien" gegen die römische Kirche übe, so war dieses Zugeständniß zur Vorbereitung allgemeiner Toleranz sehr diensam.

V.

Schon im Vertrage von 1686 hatte Brandenburg sich dem Kaiser verpflichtet, im Falle der spanischen Succession die Gegner des Kaisers als seine Gegner zu betrachten und ein Hülfskorps zu stellen. Nach dem neuen Uebereinkommen durfte dieses jedoch nur innerhalb der Reichsgrenzen verwendet werden. Der Preis des Königstitels war hoch. Doch verpflichtete der Kaiser sich auch zur Erlangung des oranischen Erbes hülfreiche Hand zu bieten, namentlich die zum Reich gehörenden Grafschaften Mörs und Lingen, sowie die in den spanischen Niederlanden gelegenen Güter in keine andere Hand gelangen zu lassen.

Zur Zeit, wo der neueste Vertrag geschlossen wurde, war zu befürchten, daß der Kaiser und die Seemächte sich um Spaniens willen feindlich gegenüberstehen würden; daß es nicht dazu komme, sorgte indeß Frankreich. Als Ludwig XIV. den Seemächten die Thronbesteigung Karls von Anjou in Spanien anzeigte, wollten jene die Anerkennung nicht versagen, da der Hof von Versailles die Auseinanderhaltung der spanischen und französischen Monarchie in bindendster Form versprach. Ja sie waren unzufrieden, als der berliner Hof anders wie sie die genannte Anzeige unbeantwortet ließ. Der Wittelsbacher Max Emanuel, der Statthalter in Brüssel, öffnete den französischen Truppen die niederländischen Festungen, indem er von Frankreich erwartete, es werde ihm für getäuschte Hoffnungen Entschädigung durch österreichisches Gebiet verschaffen. Auch Savoyen trat auf Frankreichs Seite. Kühn eröffnete indeß Prinz Eugen den Feldzug von 1701. Bourbonischer Uebermuth that das Weitere. In Madrid wie in Paris hießen die vereinigten Niederlande schon rebellische

Unterthanen der Krone Spaniens. Die eifrig betriebene Befestigung Antwerpens bedrohte unter damaligen Verhältnissen England nicht minder als die Niederlande. Leicht kam deshalb zwischen Wilhelm III. und dem Kaiser die „große Allianz“ zu Stande. In England fand sie lebhaften Widerstand; indeß starb Jakob II. und Ludwig XIV. ließ den Prinzen von Wales als König begrüßen. Das brachte das englische Volk in Harnisch. Sofort bot Preußen den Seemächten Hülfstruppen an, und im April 1702 standen 12,000 Mann bei Wesel und nahmen im Vereine mit kurpfälzischen und holländischen Truppen Geldern, Rheinberg und Bonn in Besitz.

Unterdeß aber war Karl XII. in Warschau eingerückt, hatte den König August II. bei Clissow geschlagen und Krakau besetzt. Polen befand sich in völliger Auflösung. Zum Glück gewann Frankreich weder Schweden noch dessen Gegner für sich. Allein Preußen stand mitten zwischen beiden großen Konflikten, und es kam darauf an, die deutschen Interessen zu wahren, welche weder habsburgisch noch bourbonisch, weder schwedisch, noch polnisch, noch moskowitisch waren. Die Aufgabe war bei der Zerfahrenheit Deutschlands äußerst schwierig, aber sie war die eigenste des preußischen Staats.

Dem Interesse und der Verpflichtung gemäß betrieb König Friedrich I. den Krieg gegen Frankreich mit allem Nachdruck: Leopold von Dessau machte sich bei Kaiserswerth, Venloo, Roermond, Stephanswerth seinen Namen. Im Osten schien es vorläufig genügend die Grenzen zu decken. Für den Fall der Gefahr hatten die Seemächte Hülfe zugesagt.

Im Westen entschied freilich die Politik der Hauptmächte; im Osten war Karl XII. seinen Gegnern der Art überlegen, daß eine diplomatische Einwirkung Preußens wenig besagte. Als Preußen es im Jahre 1706 für nöthig hielt, mehr Truppen nach Königsberg zu werfen, protestirten die Seemächte gegen die Abberufung im Westen, aber ihre Schiffe thaten nichts für Ostpreußen. Der preußische Unterthan hatte schwer zu tragen; zur Hebung des Wohlstandes wurde in dieser Zeit die Ablösung der Dienste und die Vervielfältigung der Bauernstellen bewirkt.

Wenn die Voraussetzung, daß Preußen mit Schweden in gutem Einvernehmen stehe, auch dann noch festgehalten wurde, als Karl XII. Elbing besetzte, wenn das Berliner Kabinet 1704, als ganz Polen in die Gewalt der Schweden gefallen, sich noch bestimmen ließ, ein Korps von 8000 Mann nach Italien zu senden, und ebenso als Karl XII. den Einmarsch in Sachsen vorbereitete, so ist es schwer, sich der Vermuthung zu erwehren, daß andere als politische Gründe hier entscheidend waren. Leider fehlt es nicht an Spuren, welche auf Bestechlichkeit des Grafen Wartensleben hindeuten.

Am 2. April 1702 starb Wilhelm III. Die Testamentseröffnung ergab, daß ohne jede Rücksicht auf Preußen der junge Prinz von Nassau, Erbstatthalter von Friesland, zum Universalerben über ein Vermögen von 50 Millionen Gulden eingesetzt war. Preußens Recht beruhte auf dem Testament des Prinzen Friedrich Heinrich und auf dem Fideicommis, mit welchem die Güter des Hauses von Friedrich Heinrich, Wilhelm I. und Renatus von Nassau-Oranien belegt worden waren. Friedrich I. erinnerte die zu Testamentsvollstreckern eingesetzten Generalstaaten daran, daß sie dort die Vollstreckung ebenso übernommen hatten, wie jetzt für Wilhelm III. Aber sie verwiesen den König, wenn er Recht zu haben meine, an den Gerichtshof von Holland. — Hinsichtlich der Statthalterschaft war in den Provinzen vielfach die Ansicht verbreitet, daß angesichts des schweren Kriegs der König von Preußen Statthalter der Niederlande werden müsse. Bei den Hochmögenden siegte indeß die andere Auffassung, die Selbständigkeit der Vereinigten Staaten zu wahren: das neu erworbene Königthum ließ sie offenbar fürchten, daß nicht Preußen ein Anhängsel der Niederlande, sondern die Niederlande ein Anhängsel Preußens würden; und Deutschland wieder angeschlossen zu werden, verspürten die Niederländer keine Neigung.

In Wien lebte man solcher Zuversicht für den Zuwachs der habsburgischen Hausmacht, daß der Kaiser sogar nach der Schlacht bei Hochstädt (20. Sept. 1703) die von Preußen angebotene Hülfe ablehnte, weil er die Ansammlung preußischer Truppen in Süddeutschland scheute, wo hohenzollernsche Ansprüche an Nürnberg erwachsen konnten und soeben Verträge zwischen Anspach und Preußen über das zur Erledigung kommende Baireuth errichtet worden waren. Als Preußen 1705 eine Besatzung auf die Plassenburg legte, herrschte nicht nur in den markgräflichen Landen, sondern im ganzen fränkischen Kreise Widerstreben, während einhundert Jahre später, da Ansbach und Baireuth an Baiern abgetreten wurden, die Strömung eine so entschieden entgegengesetzte war, daß sie noch heute nicht erloschen ist.

Dem Kriege im Osten gegenüber hatte Preußen sich, wie erwähnt, auf Neutralität zurückgezogen. Nach der Schlacht von Clissow war Karl XII. Herr über Polen, und das ruhige Zusehen erschien in Berlin nicht mehr rathsam. Im August 1703 kam ein Vertrag zwischen Preußen und Schweden zu Stande, welcher im Haag nicht minder als zu Wien und am Hofe Augusts II. mit Befremden aufgenommen wurde. Im Haag hatte die Partei des Prinzen von Nassau-Friesland stark auf ein Zerwürfniß zwischen Friedrich I. und Karl XII. gerechnet, und die Polen waren darauf gefaßt, daß die Neuverbündeten das polnisch gebliebene Gebiet von Preußen unter sich theilen würden. Allein die Schweden be-

setzten Elbing und Thorn und brandschatzten das erstere der Art, daß die Bürger in Berlin Hülfe suchten. Preußen bemühte sich, die Aufmerksamkeit Karls XII. auf Livland zu richten und die Besetzung Elbings durch seine Truppen zu erreichen. Um von Polen Zugeständnisse zu erlangen, mußte nach preußischer Auffassung August II. auf dem Thron erhalten werden. Aber Karl XII. ging durchaus auf Entthronung dieses Gegners aus. Darum kam Patkul im Auftrage Peters von Rußland nach Berlin, um statt einer Theilung Polens eine Theilung Schwedens vorzuschlagen. Rußland, Dänemark und Preußen sollten sich um Livland, Holstein und Pommern vertragen. Allein Karl XII. befand sich zu sehr im Vortheil. Man mußte es in Berlin vorziehen, mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben, wenn er gleich statt Elbing zu räumen auch noch Danzig besetzte. Holland und England waren ebenso wenig gesonnen, die Preußen in Danzig zu begünstigen, wie die Schweden von dort zu vertreiben, und Danzig fand nur in dem Beitritt zur Konföderation Schutz, jedoch unter Zahlung einer ansehnlichen Kriegskontribution an Schweden.

In Polen setzte Karl XII. die Wahl Stanislaus Lesczinski's durch. August II. stellte im schwedischen Hauptquartier Anträge, die, von Frankreich unterstützt, Preußen und Hinterpommern in Gefahr brachten. Zunächst sollten Polen und Schweden sich gegen Rußland wenden. Falls das berliner Kabinet Rußlands Partei ergreife, werde man auf Hannover zählen dürfen. Karl XII. ließ indeß Abschrift dieser Vorschläge in Berlin überreichen.

Die Franzosen waren in Süddeutschland bis Regensburg vorgedrungen; dann jedoch wurden sie (15. Aug. 1704) von Eugen unter der Brandenburger entscheidender Mitwirkung zurückgewiesen.

Durch den Czar kam Karl XII. so sehr ins Gedränge, daß dieser für die Anerkennung des Königs Stanislaus in Berlin jetzt ansehnliche Vortheile bot: er versprach Elbing, Ermeland, einen Landstrich zur Verbindung Preußens und Pommerns. Aber die Erfüllung dieser Versprechungen war ungewiß, die Gefahr dafür unausbleiblich. Rußland und August II. steigerten ihre Anerbietungen, wenn Preußen neutral bleibe; letzterer bot mehr, wenn es sich gegen Schweden entscheide. Dennoch wuchs — und nicht bloß Graf Wartensleben war schwedischem Gelde zugänglich — der schwedische Einfluß. Marlborough kam nach Berlin. Er erfuhr hier die schwedischen wie russischen und polnischen Anerbieten. Frankreich hatte Anerkennung des Königthums, die oranische Succession, Geldern zugesagt, wenn Preußen nur nicht mehr Truppen als bisher den westlichen Verbündeten zur Verfügung stelle. Dessen ungeachtet erlangte Marlborough den Vertrag vom 3. Dez. 1705. Er hatte darauf hingewiesen, daß die Eifersucht der Reichsfürsten einer Vergrößerung Preußens feindlich entgegen-

treten würde, und daß in Frankreichs Uebergewicht die größte Gefahr liege. Beim allgemeinen Frieden werde England für die preußischen Interessen wie für die eigenen sorgen. Der Großen Allianz lag Alles daran, die nordischen Wirren und den französischen Krieg auseinander zu halten. Preußens Neutralität im Osten vermochte dies.

Während die Verbündeten in den Niederlanden und in Italien große Siege erfochten, in Spanien bis Madrid vordrangen und Oesterreichs Glück hoch und höher stieg, der Kaiser aber lieber das Reich und namentlich Brandenburg anstrengte, als seine Erblande, während Holland keine Subsidien zahlte und von der oranischen Erbschaft keine Rede war, verschwanden im Osten nicht nur Preußens Aussichten, sondern steigerten sich auch die Schwierigkeiten und Gefahren. Karl XII. warf sich dem Czar Peter entgegen; sein General Renschild schlug die Sachsen. Das Dresdener Kabinet suchte preußische Hülfe. Gegen das Versprechen, keinerlei Truppen und Kriegsmaterial aus Sachsen nach Polen zu senden, wollte Preußen sich bemühen, den unvermeidlichen Einmarsch der Schweden von Sachsen abzuwenden. Allein August II. zögerte die geforderte Zusage zu geben, und Karl XII. nahm ohne Widerstand seinen Weg durch Schlesien, besetzte Sachsen und langte vor Leipzig an.

Nach den Niederlagen von Ramilliers und Turin wurden Ludwig XIV. Friedenserbietungen dringender: er war zur Theilung der spanischen Erbschaft bereit. Den Holländern, welchen der Krieg am unwillkommensten, bot er Dispositionen in den spanischen Niederlanden, welche ihnen Sicherheit gewährten. Die Engländer fanden dagegen ihren Vortheil in der Fortsetzung des Kriegs; und Kaiser Joseph I. entwickelte große Thatkraft, um die ganze Erbschaft zu gewinnen, statt der Hälfte. Auf dem Reichstage galt es für hoch patriotisch, den Machtzuwachs Oesterreichs als einen Gewinn Deutschlands anzusehen. Die über Baiern verhängte Züchtigung, die gegen Reichsrecht und Wahlkapitulation über dasselbe ausgesprochene Reichsacht und Territorialzersplitterung hatte sogar die Opposition der correspondirenden Fürsten zum Schweigen gebracht. Für die aus den polnischen Wirren für das Reich entstehenden Gefahren fand sich dagegen in Regensburg kein Verständniß. In Wien nannte man es einen leeren Vorwand, wenn der König von Preußen nicht auch den Rest seiner bewaffneten Macht an den Oberrhein senden wollte. Unter Verhandlungen mit August und Peter nährte man den Kampf in Polen, damit Karl XII. nicht den für Verfassung und evangelisches Bekenntniß kämpfenden Ungarn Hülfe bringe. Von Preußen hatte man ohne Weiteres erwartet, daß es den schwedischen Einbruch in Schlesien und Sachsen verhindere. So evangelisch man in England und Holland dachte, so sehr fürchtete man doch, daß Karl XII. Verbindungen mit den Glaubens-

genossen in Ungarn, Schlesien und der Pfalz knüpfe. Wegen der Besetzung Leipzigs gerieth die Börse von Amsterdam in lebhafte Aufregung. Was half es August von Sachsen, daß die Russen in Polen vordrangen, da die Schweden sich in seinen Erblanden schadlos hielten. Es blieb ihm nichts übrig, als auf jede Bedingungen Frieden zu schließen. Die Stipulationen von Altranstädt, die Auslieferung Patkul's, die Freilassung Sobieski's, Verzicht auf die polnische Krone waren schimpflich, und noch schimpflicher war es, daß August II. sich an denen rächte, welche auf seinen Befehl den Frieden unterzeichnet hatten.

Als die Franzosen im Frühjahr 1707 über den Oberrhein gingen, die Stollhofer Linien erstürmten und bis Schwaben und Franken streiften, hätte Karl XII. nur ernstlich vorgehen brauchen, und es wäre „um das Reich und etliche Kronen" geschehen gewesen. Preußen befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Es hatte so lange mit Schweden vergebens unterhandelt, bis die wichtigsten Theile seines Staatsgebiets in dessen „Discretion" standen und Karl XII. seine Stellung in Sachsen nicht mehr auf Polen, sondern Pommern basirte. Jetzt suchten Friedrichs I. Rathgeber sich auf bewiesene Freundschaft und auf das gemeinsame evangelische Bekenntniß zu berufen. Allein Karl XII. wollte sich auf nichts einlassen.

Es ist nicht klar, ob der Herzog von Marlborough Karl XII. bestimmte, sich nicht mit Frankreich zu verbinden. Im schwedischen Lager herrschte nur der Gedanke, den Moskowiter zu vernichten. Mit dem Kaiser hielt Karl XII. Abrechnung: er nöthigte ihn, den Protestanten Schlesiens die Rechte einzuräumen, welche die protestantischen Reichsfürsten trotz der Zusagen im Westfälischen Frieden seit 50 Jahren nicht hatten durchsetzen können. Mit Preußen kam endlich ein „ewiges" Bündniß zu Stande: gegenseitige Garantie und Hülfeleistung, gemeinsame Fürsorge für die Evangelischen, Aufrechthaltung der Reichsverfassung und des Westfälischen Friedens war der Inhalt. Schwedens Anerkennung der preußischen Rechte auf Elbing und Anerkennung des Königs Stanislaus von Seiten Preußens waren vorhergegangen. Unter den gegebenen Umständen konnte Preußen mit diesen Bedingungen zufrieden sein; aber die Umstände waren im Osten ungünstig genug. Unter dem Großen Kurfürsten hatten die Polen sich daran gewöhnt, daß Brandenburg auf die Geschicke der Republik maßgebenden Einfluß übte. Dieser Einfluß war seit der Wahl von 1697 dahin.

Verhängnißvoll war es, daß die polnische Republik, „das Bollwerk Europas gegen die Barbaren im Osten", durch August II. und seinen Kampf gegen Schweden den Heeren des Moskowiters geöffnet wurde. Unterdeß daß August den Altranstädter Frieden unterhandelte und Karl XII.

in Sachsen rastete, hatten die Russen den größten Theil Polens in ihre Gewalt gebracht, und die Republik getröstete sich dieses neuen mächtigen Schutzes! — Auch der Kaiser und die Seemächte hatten Stanislaus anerkannt. Aber Preußens Anerkennung desselben war der Verzicht auf eine politische Position, welche den fehlenden Zusammenhang zwischen dem Kurlande und dem Königslande ergänzt hätte. Diese Anerkennung bedeutete für Preußen, wenn man das Bündniß mit Schweden halten wollte, Kampf gegen Rußland, und im Fall des Bruchs Kampf gegen Schweden. Die Welt urtheilte: Preußen sei mit dem „ewigen Bündniß" von der alten brandenburgischen Maxime abgewichen, habe sich den Zorn des Czars und Dänemarks zugezogen, Holland erbittert, den Kaiser beleidigt, um Schweden zu gewinnen, welches nebst Hannover unter allen Mächten den preußischen Interessen am meisten entgegen war. Dazu kam, daß Karl XII nicht einmal Elbing herausgab. Von der Fürsorge der Lutheraner in Schlesien schloß er Preußen aus und lehnte dessen dringenden Wunsch, auch für die Reformirten zu sorgen, ab, da das kaiserliche Kabinet sich in diesem Punkte unzugänglich erwies. Es war sogar kein Zweifel mehr, daß Schweden das polnische Preußen dauernd zu erwerben, das Herzogthum Kurland, auf dessen eventuelle Succession Preußen Anspruch hatte, mit Livland zu vereinigen trachtete. Preußens Regimenter kämpften im Süden siegreich, zum Vortheil Englands, zum Schutz Hollands, zum Nutzen des Kaisers; dagegen war im Norden Schweden allein der Herr. An wem die Schuld lag? Man lese bei Droysen die Charakteristik Graf Wartenbergs, Rüdiger v. Ilgens. Friedrich I. ließ sich häufig durch Glanz und Schein bestechen; seine Umgebung wußte zu dienen und zu benutzen. Erst allmälig erlangte der Kronprinz seine Selbständigkeit. Ihm waren die Personen und Vorgänge am Hofe zuwider, aber er beobachtete den pflichtschuldigen Respekt gegen den Vater und König. Durch die Günstlinge wurde dieser noch bei vorgerückten Jahren zu einer neuen, der dritten Ehe bewogen. Unterschleife und Verschleuderungen hatten nie bessere Tage gesehen. Die Staatsverwaltung und die Geschäfte überhaupt litten sehr darunter. Erst später gelang es dem Kronprinzen durch Vorstellungen beim König, Graf Wittgenstein, Graf Wartenberg und Feldmarschall Wartensleben zu entfernen.

VI.

Es war ein geringer Erfolg, daß der Kaiser endlich nicht umhin konnte, die Grafschaften Mörs und Lingen aus der oranischen Erbschaft Preußen zuzusprechen; denn die Generalstaaten weigerten sich, Mörs zu

räumen. Nur den Besitz des entlegenen Neufchâtel trat Preußen in Folge der Cessions-Akte Wilhelms III. und eines richterlichen Spruchs thatsächlich an. Uebrigens verfuhr Kaiser Joseph I., stolz darauf, Gegner wie Kurbaiern und Kurköln gedemüthigt zu haben, und in der Verwirrung der Reichsrechte tausend Mittel besitzend, um seine Anhänger in Abhängigkeit zu erhalten, rücksichtsloser denn je gegen den Hof von Berlin. Immer größere Ansprüche wurden an Preußen und sein Heer erhoben, immer gab's Vorwürfe, daß Brandenburg den Reichsschlüssen nicht nachlebe. Das Ausbleiben der vertragsmäßigen Zahlungen für und an die preußischen Truppen wurde dagegen stets mit „derzeitigem Unvermögen" entschuldigt.

Nur England wußte seine Verbindung mit Preußen einigermaßen zu würdigen, um sich seinen Verpflichtungen gegen dasselbe nicht ganz zu entziehen. Den Sieg bei Oudenarde verdankte es hauptsächlich den Truppen König Friedrichs. Mit dem Feldzuge von 1709 hoffte Malborough endlich einen entscheidenden Stoß gegen Frankreich zu führen. Mit einem ansehnlichen „Augmentations-Korps" erschien der Kronprinz von Preußen bei dem englischen Korps in Gent.

Indeß war Ludwigs XIV. Muth durch die Niederlage bei dem oben genannten Oudenarde gebrochen. Vermittelst Dänemarks suchte er Preußens „Mediation" für den Frieden zu gewinnen. In tiefem Geheimniß wandte er sich auch nach dem Haag, wo das Uebergewicht Englands allmälig als drückend empfunden wurde. Die Generalstaaten verlangten die Herausgabe der oranischen Güter in Frankreich, sowie das Oberquartier Geldern. Marlborough's und Eugen's Dazwischenkunft verhinderten den Abschluß.

Um Holland indeß nicht zu verletzen, forderten auch sie eine Reihe von Festungen in den spanischen Niederlanden als Wall gegen Frankreich. Für Preußen nahmen sie außer der Anerkennung der Königswürde nur die des Besitzes von Neufchâtel in Anspruch. Wenn das Kabinet von Berlin weitere Forderungen habe, hieß es, so möge es sie beim Friedens-Kongreß selbst stellen, während im Accessions-Traktat von 1702 ausdrücklich ausbedungen war, daß nur insgesammt der Frieden verhandelt werden sollte.

Nun unterlag Karl XII. dem Czar bei Poltawa und Ludwig XIV. den Verbündeten bei Malplaquet.

Nach der Schlacht bei Poltawa lagerte das russische Heer bald bei Lublin. In Polen wurde Peter von der sächsischen Partei als Hersteller der Freiheit und des rechtmäßigen Königs begrüßt. Dagegen stand König Stanislaus im Begriff, sich nach Sachsen durchzuschlagen oder nach Pommern zu retten. Für Preußen war das eine ebenso gefahrvolle wie ver-

lockende Situation. In's Gewicht fielen für Friedrich I. seine Neigung zum Czar und seine wachsende Gereiztheit gegen die Generalstaaten. Friedrich rechnete darauf, durch den Czar Polnisch-Preußen zu erlangen und Englands Zustimmung dafür zu gewinnen. Marlborough gab auch Zusicherungen, nur müsse zuvor der Frieden mit Frankreich hergestellt sein. Bei einer Zusammenkunft zwischen Friedrich I. und Peter I. in Marienwerder „keine zehn Worte ohne Umarmung"; aber der schlaue Peter fühlte sich zu sehr Herr der Lage, als daß er preußischen Besitzerwerb in Polen gestatten wollte. Nur Elbing gestand er zu. Sehr abgekühlt kehrte Friedrich nach Berlin zurück.

Während das Krassowsche Korps (Stanislaus) in Vorpommern hauste und das russische Heer an der Grenze der Neumark, war das nächste preußische und deutsche Interesse, daß der Krieg nicht auf deutschem Boden fortgesetzt werde. Oesterreich und den Seemächten war es fortwährend darum zu thun, daß kein Zusammenstoß im Norden die Zurückberufung der norddeutschen und dänischen Truppen aus Flandern, Italien und vom Oberrhein bewirkte. Darum gelang es preußischer Seits, jene Mächte wenigstens dafür zu gewinnen, daß die schwedischen Reichslande für neutral erklärt wurden. Bezeichnend blieb es indeß, daß man den Reichsfrieden nicht von Reichswegen, sondern durch einen europäischen Akt im Haag zu schützen suchte.

Als Peter I. Elbing besetzte und sich im Kirchengebet als Landesherrn bezeichnen ließ, schimmerte die Absicht durch, die Bewaffnung Polens unter russischer Protektion zu so leiten, daß August II., wie Stanislaus, bei Seite geschoben wurde. Ilgen wußte in seiner Bedrängniß keinen besseren Rath als eine Theilung Polens unter Rußland, August II. und Preußen vorzuschlagen. Nur hätte dann ein preußisches Heer jenseits der Weichsel stehen müssen, was nicht der Fall war. Daß keine preußische Truppen für den Norden aus Italien abberufen wurden, wußte Prinz Eugen persönlich in Berlin abermals zu erreichen und abermals durch Versprechungen, die nie erfüllt wurden.

Die Regentschaft zu Stockholm hatte die Neutralität der schwedischen Reichslande angenommen; Karl XII. verwarf sie und betrieb starke Rüstungen. Nichts konnte Ludwig XIV. erwünschter kommen, als Verwickelungen in Norddeutschland. Um die Neutralität aufrecht zu erhalten, beschlossen die drei großen Mächte und ihre Verbündeten, ein Beobachtungs-Korps aufzustellen. Das war dem Czar willkommen. Ohne einen Ausfall der Schweden aus Pommern fürchten zu müssen, konnte er sich in Livland, Esthland, Karelien befestigen. Mit Preußen wollte er nur dann weiter unterhandeln, wenn es sich zur Offensive gegen Schweden entschlösse.

Karl XII. hatte die Pforte zur Kriegserklärung gegen Rußland vermocht. Zur See war er noch ungeschwächt und überlegen. Die in Ungarn niedergeworfenen Aufständischen strömten massenweise nach Polen, um das Heer von Stanislaus zu verstärken. So kam Preußen zwischen den von Pommern und den aus Polen zurückkehrenden Schweden in's Gedränge. Aber das vom Kaiser und den Seemächten beschlossene Observations-Korps erschien nicht, und die gegen Frankreich stehenden 30000 Preußen sollten nicht entlassen werden.

Ludwig XIV. machte große Zugeständnisse, aber die Verbündeten forderten mehr. War indeß mit der Demüthigung Frankreichs ein wahrhaft großes Ziel erreicht? War damit die Staaten- und die Gewissens-Freiheit begründet, war ein Gleichgewicht unter den Mächten hergestellt, wenn statt Frankreichs England und Oesterreich übermächtig aus dem Kampf hervorgingen und im Norden Schweden und Rußland um das Uebergewicht rangen?

Gegen alle Berechnung wandte sich das Kriegsglück. Philipp V. von Spanien errang wesentliche Vortheile über England und Oesterreich, und wies dann die Bedingungen zurück, die sein Großvater angeboten hatte. In Paris hob sich der Muth.

Statt der Wighs gelangten in England die Tories an's Ruder, die Parlamentswahlen fielen zu ihren Gunsten aus, und die Tories wünschten den Frieden mit Frankreich.

Preußen hatte verschiedene Anläufe genommen, in der nordischen Politik eine vortheilhafte Position zu fassen. Es hatte, wie wir gesehen haben, nichts ausgerichtet. Nochmals verlangte das preußische Kabinet jetzt die Aufstellung des von den Mächten zugesagten Neutralitäts-Korps zum Schutze seiner Lande. Dänemark und August II., ebenfalls der Großen Allianz angehörig, begehrten die Aufstellung jenes Korps nicht minder, aber nicht zur Abwehr, sondern um der aus Pommern drohenden Gefahr zuvorzukommen. Endlich gaben die Seemächte, um die Hülfsvölker nicht zu verlieren, Schweden Preis. August II. hoffte Pommern zu erlangen. Dänemark wünschte Bremen und Verden in Besitz zu nehmen und den Herzog von Gottorp abzuthun. Hannover hatte unter Schwedens Gutheißen Hildesheim besetzt, und um Bremen und Verden bemühte sich Georg Ludwig gleichzeitig bei den Seemächten und bei Dänemark. Gern unterstützte Oesterreich die Bestrebungen Sachsens und das durch Konversion und Heirath dem kaiserlichen Hof näher getretene Haus Braunschweig. Ungeachtet des preußischen Widerspruchs sollte der Oberbefehl über das Neutralitäts-Korps durchaus August II. zugewendet werden. Ilgen suchte eine kräftigere Sprache zu führen und richtete sie dorthin, wo Preußen am meisten gekränkt worden war, nach dem Haag. Er

verlangte, daß Hannover von da zur Räumung Hildesheims veranlaßt werde, daß die auswärtigen Subsidien gezahlt, die oranische Sache endlich erledigt werde. Erst suchten die Staaten Ausflüchte; als sie sahen, daß es mit dem Rückzug von 30000 Mann von der Großen Allianz Ernst werde, legten sie sich auf's Versprechen.

Da war Kaiser Joseph I. am 17. April 1711 plötzlich gestorben. Nicht nur war das Reich jetzt ohne Haupt und suchten Kursachsen und Kurpfalz als Reichs-Vikare ihr Amt unter Verwirrung und Gewalt rasch auszunutzen. Vor Allem hatte die spanische Succession jetzt ein anderes Gesicht bekommen. Josephs einziger Erbe war sein Bruder, der sich als König von Spanien betrachtende Karl. Sollten die Verbündeten jetzt weiter kämpfen, um diesem Karl, als Kaiser Karl VI., eine Macht zuzuwenden, größer als Karl V. sie besessen hatte? In Wien ging das Gerücht, daß der Kronprinz von Preußen sich um die Kaiserwahl bewerbe, und zu diesem Zweck zur katholischen Kirche übergetreten sei. Man verkannte dabei den Charakter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und das katholische Bekenntniß erschien bei der Stellung der Parteien in Deutschland für die Erlangung der Kaiserwürde zu wesentlich, als daß die Hohenzollern sich je ernstlich um dasselbe beworben hätten, obgleich andere Voraussetzungen dazu hinreichend befähigten und es an Aufforderungen dazu nicht fehlte.

Vielleicht etwas zu unbedingt erklärte deshalb auch König Friedrich I., daß die Kaiserwürde nur den noch lebenden Prinzen des Hauses Oesterreich zustehe. In Wien war man sehr glücklich darüber. In 19 Artikeln formulirte das Berliner Kabinet die Gegenstände, über welche es Verständigung herbeigeführt wünsche. Oesterreich kannte sie längst. Außer den die vier schlesischen Fürstenthümer betreffenden Punkten verlangte keiner von Oesterreich ein Opfer.

In London und Haag zeigte man sich nicht minder bereit, die Wahl Karls von Oesterreich zum Kaiser zu unterstützen; denn man mußte verhüten, daß Oesterreich sich mit Frankreich allein vertrüge. Auf eine Theilung der spanischen Erbschaft hatten England und Holland in Wien schon hingedeutet. Spanien und Indien sollten dem Enkel Ludwigs XIV., die übrigen Länder Karl von Oesterreich zufallen. Indeß ließ der Stand der Dinge in Barcellona die Ansprüche Habsburgs vor der Hand höher gehen.

Entscheidend mußte die Kaiserwahl wirken. Kurbrandenburgs Stimme fiel dabei so sehr in's Gewicht, daß Oesterreich sich wohl unter Zugeständnissen um sie hätte bewerben müssen. Allein König Friedrich I. that schon einen zweiten Schritt des Entgegenkommens, bevor noch der erste von Wien erwiedert worden war. Die Kurfürsten von Baiern und Cöln, frei-

lich die geächteten, gaben in Berlin zu verstehen, daß sie in Verbindung mit Frankreich nachdrückliche Unterstützung gewähren könnten, wenn Brandenburg die Kaiserwürde an sich bringen wolle. Allein Friedrich I. dachte in diesem Punkte zu ehrlich, und zu patriotisch, als daß er nicht in Wien und Barcellona Mittheilung über das Anerbieten wie über die Zurückweisung desselben hätte machen sollen. Nur verlangte er, daß man seine Dienste nicht mit bloßen Complimenten abspeiste. Nach mehrfachem Drängen von dieser, nach manchen Ausflüchten und Entschuldigungen von der anderen Seite erlangte Friedrich I. endlich — eine „Interimsresolution."

Keinen günstigern Verlauf hatten die Unterhandlungen mit Holland. Erst ließ der Prinz von Oranien-Friesland die Ansprüche des Königs von Preußen durchaus bestreiten. Als dieser dann, wie schon oft mit Abberufung seiner Truppen vom Niederrhein drohte, versprach der Prinz, zu einem Vergleich persönlich in Haag die Hand zu bieten; allein er ertrank auf der Reise dorthin, und die Vormünder seiner Söhne erklärten unter Zustimmung der Hochmögenden, vor der Mündigkeit derselben keine Entscheidung treffen zu können.

Nachdem Peter von Rußland, von den Osmanen eingeschlossen, durch Bestechnug des Großwesiers den Frieden vom 23. Juli 1711 erkauft und sich den Rücken frei gemacht hatte, drangen seine nordischen Verbündeten auf das Reichsgebiet vor. Auch die Russen selbst erschienen hier, indem ihr Manifest sagte: „es geschehe zur Sicherung Deutschlands gegen die von Pommern her drohende Schwedenmacht. Wenn das Reich diese gute Absicht verkenne und das Neutralitätscorps sich nicht sammle, um gleichfalls Hand anzulegen, so würden die nordischen Verbündeten nur nach ihrem eigenen Interesse verfahren." Es war das erste Mal, daß Rußland die schützende Hand über Deutschland auszustrecken suchte. Polens Haltlosigkeit hatte dies erleichtert. Es geschah, daß während die deutschen Heere in Italien und den Niederlanden ruhmvoll für das Haus Oesterreich kämpften, die deutschen Ostsee- und Nordseeländer auf diese Art den Russen, Dänen und Polen preisgegeben waren. Friedrich I. befand sich in Holland, dem Kronprinzen fehlte die Macht, die Eindringlinge zurückzuweisen. General Flemming marschirte mit einem sächsisch-russischen Corps durch die Neumark, ohne sich an den Protest Preußens zu kehren.

Karl VI. erkannte nach der Kaiserwahl laut an, daß Niemand dabei größere Verdienste als der König von Preußen habe; allein wenn die nordischen Angelegenheiten zur Sprache gebracht wurden, und daß dem Kaiser mit dem Könige von Preußen zunächst die Pflicht obliege, die schwedischen Reichslande vor der Invasion zu schützen, so gab es Ausflüchte.

England, hieß es, werde schon sorgen, daß Schweden keine zu große Einbuße erleide und die Macht des Czaren nicht zu weit anschwelle.

Seit August 1711 unterhandelte England mit Frankreich; im Oktober wurden die verabredeten sieben Friedensartikel in Haag, dann den übrigen Bundesgenossen mitgetheilt. Basis des Friedens war eine Theilung der spanischen Erbschaft. Die Vereinigung der Kronen Spanien und Frankreich war für immer ausgeschlossen, die Königin Anna von England und die festgesetzte Succession wurde von Frankreich anerkannt, die Niederlande erhielten eine Festungsbarriere gegen Frankreich, aber nicht minder gegen Oesterreich und das Reich. Oesterreich betrachtete sich als auf die Art von England preisgegeben. Den von diesem mit Frankreich verabredeten Congreß wollte der Kaiser „in Ewigkeit nicht" beschicken; auf Preußen setzte er dabei natürlich das größte Vertrauen. Hatte der wiener Hof es aber um Preußen verdient, daß dieses den Frieden im Westen zurückwiese und im Osten gelähmt bliebe? Die Machtvermehrung Oesterreichs war für die Glaubensfreiheit kein Gewinn. Aber andererseits hatte man ohne den Kaiser keine Aussicht, in der oranischen Erbschaft auch nur theilweise durchzudringen und die verschiedenen Händel innerhalb des Reichsrechts zu schlichten. Außerdem stand die Friedenspartei in England keineswegs fest am Ruder. Kamen die Whigs wieder, so verziehen sie den Anschluß an ihre Gegner nicht. Es erschien gerathen, die Verbindungen nach keiner Seite hin reißen zu lassen. Im Haag legte Preußen seine Friedensbedingungen vor, und sie bestanden in der Anerkennung der Königswürde durch Frankreich, Sicherung der oranischen Güter, Besitz Neuschätels und Gelderns. In Wien lautete die Anfrage: ob die gute Gelegenheit, Schweden aus dem Reichsgebiet zu vertreiben, nicht benutzt werden solle? Gelange Schwedisch-Pommern an Preußen, so stehe nichts im Wege, Crossen Oesterreich zu überlassen. Aber auch mit Dänemark und Sachsen wurde verhandelt. Gegen sofortige Einräumung Elbings und später Stettins und des Landes bis zur Peene wollte Preußen Dänemarks und Sachsens Unternehmungen in Pommern „unter der Hand favorisiren." Offen den Krieg an Schweden zu erklären und deshalb preußische Regimenter in den Sold der oben genannten Verbündeten treten zu lassen, wurde dagegen entschieden abgelehnt. Frankreich zeigte sich freigiebig und stellte Geldern, Elbing, Orange in Aussicht, wenn „Preußen dem Beispiel Englands folge;" Preußen hinwieder stellte die Vorfrage: ob Frankreich behülflich sein wolle, Schweden vom deutschen Boden zu entfernen? Lord Strafford warnte vor der Heimlichkeit mit Frankreich. Jülich und Berg werde Preußen von Holland nicht gegönnt werden. Preußens Ansprüche an Geldern werde England unterstützen, aber die oranische Erbfolge sei Rechtsfrage.

Holland und der Kaiser verlangten von ihren Verbündeten neue Rüstungen; in Regensburg stritt man um Kriegsverfassung, Geldbeiträge, Reichsexekution. Daß Frankreich überall anklopfte und England und Holland gegen den Kaiserhof argwöhnisch zu machen wußte, vollendete die Verwirrung.

Auf Englands Drohung, mit vielen oder wenigen Theilnehmern den Friedenskongreß zu eröffnen, gaben die Generalstaaten nach, und der Kongreß zu Utrecht trat am 12. Januar 1712 zusammen. Aeußerlich erschienen die Verbündeten einig und zur Fortsetzung des Krieges entschlossen, heimlich wirkten aber die oben geschilderten Zustände weiter. Unendliche Vorfragen, Protest der Kaiserlichen gegen die Präliminarien, unter der Hand Verhandlungen Englands mit Holland, des Wiener Hofs mit dem von Versailles. Unter der Anklage wegen Unterschlagungen wurde Marlborough vom Heere abberufen, und weder Eugen noch der hannoversche Hof vermochten das whigistische Interesse zu stützen.

Zwar operirte Prinz Eugen sehr geschickt, um Marlboroughs Nachfolger, den Herzog von Ormond, so zu verwickeln, daß seine militärische Ehre gebunden war, bevor ihn der Befehl, den Degen einzustecken, treffen konnte. Ludwig XIV. gestand den Engländern aber ihre letzte Forderung, den Besitz Dünkirchens, zu. Als Ormond sich wirklich zurückziehen wollte, weigerte sich Leopold von Dessau an der Spitze des preußischen Hülfskorps mitzugehen, und sein Verfahren wurde in Berlin gutgeheißen. Wenn man wolle, wurde den Engländern geantwortet, daß Preußen den Haß des Kaisers, der Generalstaaten, des Reichs auf sich lade, so dürfe England es nicht bei Komplimenten bewenden lassen. Da man in Wien jedoch zurückhielt, so erklärte der Fürst von Anhalt, so lange bei Ormond zu bleiben, als dieser im Felde ausharre, und erst wenn dieser den Kriegsschauplatz verlasse, sich unter Eugen zu stellen. Bei solcher Uneinigkeit der Verbündeten wurde es Frankreich nicht schwer, in Utrecht von seinen ursprünglichen Anerbietungen beträchtlich wieder abzuziehen. Von der Rückgabe Straßburgs und des Elsaß an das Reich und von einer anderen Grenze als der des Ryswicker Friedens war keine Rede mehr.

Während die Niederlande immer kleinlauter, wurden die Kaiserlichen immer kriegerischer. Man wollte in Wien den Gedanken nicht ertragen, nicht nur Spanien zu missen, sondern auch Sicilien, Sardinien und sogar das nun schon seit einigen Jahren besetzte Baierland herauszugeben. Je weniger aber die eigenen Mittel ausreichten, desto lebhafter wurde die reichspatriotische Werbetrommel gerührt. Da erschien die französische Erklärung vom 26. Sept. 1712, daß der König mit Portugal und Savoyen bereit sei, auf Grund der mit England vereinbarten Artikel den Frieden

zu schließen. Weil Holland sich diesen Stipulationen nicht angeschlossen, sollte es statt aller Vortheile sogar Kriegsentschädigung an Frankreich zahlen. Möglich, daß der Kaiser und die deutschen Fürsten dem erschöpften Frankreich dennoch den Sieg entwunden hätten, wenn Holland nur seinen pecuniären Verpflichtungen hätte nachkommen wollen. Allein es schuldete Preußen Hunderttausende und zahlte nur 90,000 Gulden auf Abschlag. Für Weiteres erklärte es sich außer Stande; und hinsichtlich Mörs, Gelderns u. s. w. wollte es ebenso wenig etwas thun. Da erhielt Leopold von Dessau Befehl, diese Festungen mit Gewalt zu nehmen; und es geschah. Am 12. Februar verständigten sich die französischen Bevollmächtigten zu Utrecht mit den englischen und preußischen, indem sie letzteren den von ihrer Seite besetzten Theil von Geldern mit den Aemtern Kessel und Krickenberg zugestanden. Kaiser und Generalstaaten trachteten noch zuvor zu kommen, indem sie Alles aufboten, damit Preußen nichts an der Maas erlange. Indem jedoch die Verhandlungen mit England rasch fortrückten, wollte Oesterreich Preußen sogar ganz Geldern gewähren, sobald es dieses Gebiet nur vom Kaiser als Lehen annähme.

Unterdeß wurden die Dinge im Osten immer drohender. In dem Küstenlande zwischen Elbe und Oder kämpften die Heere des Czaren, des Polenkönigs, des Königs von Dänemark gegen die sinkende schwedische Macht. Um Stade, Wismar, Stettin und Stralsund wurde gerungen, und Preußen hatte das Zusehen. Endlich wurden Namens des niedersächsischen Kreises preußische und wolfenbüttelsche Truppen zwischen Stade und Hamburg aufgestellt; aber die Dänen umgingen sie, um nach Stade zu gelangen. Gleichzeitig besetzten kurbraunschweigsche Truppen Ottersberg und Verden, und Niemand zweifelte daran, daß Hannover mit Dänemark einverstanden sei. Stade fiel in die Gewalt der Dänen. Stralsund hielt sich gegen die Russen und bekam schwedische Verstärkung. Russen und Polen wurden sogar aus der Offensive in die Defensive gedrängt. General Stenbock schlug die Dänen und Sachsen bei Gadebusch. Aber die Russen und Sachsen gelangten über die Eider. Stenbock hielt sich in Tönning, das ihm die gottorp'sche Regierung geöffnet hatte. England konnte Schweden nicht im Stich lassen, Frankreich unterstützte dasselbe. In Utrecht nahmen sich beide Preußens leidlich an; im Norden aber drängten die Gegner Schwedens auch auf Preußen ein.

Inmitten dieser Wirren starb König Friedrich I. am 25. Februar 1713. Friedrich Wilhelm I. übernahm eine schwere Erbschaft, indem ihm neben Ilgen General Graf Dohna und Obermarschall v. Printzen in den „publiken und Staatsaffairen" beistanden. Dem Friedensschluß zu Utrecht trat er bei und erwarb dadurch den größten Theil des Herzogthums Gel-

dern als Entschädigung für das Fürstenthum Orange, welches Ludwig XIV. behielt, sowie Anerkennung der preußischen Königswürde von Seiten Frankreichs und Spaniens. Auch aus dem nordischen Kriege ging er im Frieden von Stettin (1720) nicht ohne Vortheil hervor, indem er Rügen und Stralsund zwar herausgeben mußte, dafür aber Usedom, Wollin und Vorpommern erhielt.

Der Orden und seine Unterthanen bis zu Ende des 14. Jahrhunderts.*)

Von
Prof. Siegfried Hirsch.

(Nachgelassenes Werk.)

Es ist eine in der neuesten Zeit oft gehörte Behauptung: der preußische Staat sei das Werk des Absolutismus. Allerdings hat die Persönlichkeit einiger ausgezeichneter Herrscher das Schicksal dieses Staates vornehmlich bestimmt; ihre unumschränkte Gewalt scheint alles eigenthümliche, besondere Leben getödtet zu haben; die Einrichtungen allein, welche aus ihrem Geiste hervorgegangen sind, haben eine allgemeine geschichtliche Bedeutung.

Andererseits aber ist es unbezweifelt, daß die Entwickelung des Staates eine andere geworden wäre, wenn nicht der Einheit, welche ein mächtiger Wille erschuf, gegenüber sich die Mannigfaltigkeit selbständiger politischer Bildungen, die ihr vorhergegangen war, geltend gemacht hätte. In

---

*) Anmerkung der Red. Es wird keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn wir den nachfolgenden Aufsatz des im Jahre 1860 verstorbenen Verfassers, genau wie er aus seiner Hand hervorgegangen ist, ohne Veränderung oder Bemerkung unsererseits, hier abdrucken lassen. Die Veröffentlichung wird um so weniger den Absichten, welche der Verfasser mit diesen Studien zur Verfassungsgeschichte des Herzogthums Preußen hegte, widersprechen, als dieselben sich in besonderer Reinschrift, mit am Rande ausgeworfenen Anmerkungen, unter seinen sonst einer letzten Bearbeitung so sehr bedürftigen Manuskripten vorfanden, — und schon dadurch ihre Bestimmung, dem Publikum bekannt gemacht zu werden, erkennen lassen. Herr Professor Leopold von Ranke, der die Handschriften Hirsch's nach dessen Tode erwarb und dem Herausgeber zur Durchsicht mittheilte, hat sich mit der Bekanntmachung der nachfolgenden Blätter einverstanden erklärt; — der Redaktion dieser Zeitschrift aber ist es eine Ehrenpflicht, das Andenken an den Mann zu erneuern, der, wie seine akademische Thätigkeit und seine hinterlassenen Papiere bezeugen, die Erforschung der preußischen Geschichte zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hatte. Hl.

Digitized by Google

zweierlei Weise sind die provinziellen Unterschiede bei der Gestaltung des Ganzen wirksam gewesen. Keine Provinz, keine Landschaft ist dem Reiche einverleibt worden, die nicht von ihrer besonderen Eigenthümlichkeit etwas in das allgemeine Leben des Staates übertragen, seine Tendenzen nicht hie und da alterirt hätte; dann aber werden die großen, allgemeinen Maßregeln, so wie sie in das provinzielle Leben eingreifen, fortwährend modificirt, die Rücksicht auf den verschiedenartigen Erfolg, der in den verschiedenen Kreisen erwartet werden muß, legt der Regierung bei jedem entscheidenden Schritt eine Menge Hindernisse in den Weg.

Das Leben des Staates wird sich demnach nicht verstehen und beurtheilen lassen, wenn man nicht auf die frühere Entwickelung der Provinzen, aus denen er besteht, zurückblickt. Auch ist die Erforschung dieser provinziellen Zustände mehr belohnend, als man gewöhnlich annimmt. Fast in jeder ist eine eigenthümliche, oft eine sehr merkwürdige Abwandlung der Grundgedanken des älteren deutschen Staates wahrzunehmen; auch die vollständige Erkenntniß der Natur dieser so wichtigen weltgeschichtlichen Erscheinung erhebt sich erst aus dem Studium aller seiner besonderen Manifestationen.

Ohne Zweifel ist das Land, von welchem der gesammte Staat den Namen führt, ist Preußen in noch höherem Grade als andere unserer Provinzen ausführlicher Betrachtung werth. Welch eine Menge merkwürdiger politischer Erscheinungen bietet dies Land dar. Von einem Vereine armer Rittermönche wird hier ein mächtiger, im Innern wohl geordneter, eine Zeit lang sogar zu schneller Abwehr nach Außen berufener Staat gegründet. — Aber kaum ist er auf der Höhe seiner Macht angelangt, so verwandelt sich seine Natur. Diejenigen, die den Orden berufen, auf denen Kraft und Geschick seiner Herrschaft beruht, werden ihrer Bedeutung inne, sie erheben sich gegen die Landesherrschaft. Aber, indem dies geschieht, sondern sie sich. Ein Theil, und wiederum durch seine besondere Entwickelung dahin geleitet, rettet seine Freiheit und Autonomie unter dem Schutz des mächtigen polnischen Nachbarreiches; der andere bildet die Herrschaft, der er treu geblieben, von der großen Bewegung der Reformation, die Deutschland ergriffen hat, begünstigt, um. Erst nachdem dies gelungen, beginnt hier wiederum der Kampf zwischen dem weltlichen erblichen Landesherrn und seinen Ständen. Dieser Zwiespalt scheint in Ostpreußen denselben Erfolg zu haben, wie ein Jahrhundert früher in Westpreußen: auch hier garantirt die Krone Polen die Landesfreiheit, und das deutsche Land scheint in Dependenz Polens gerathen zu müssen. Aber das weltliche Fürstenthum, so schwach es auch ist, hat doch ein Element, an dem es sich wieder aufrichten kann, den Zusammenhang mit mächtigen Agnaten in Deutschland. — In den Kämpfen, durch welche diese es an

sich ziehen, geht seine ständische Freiheit verloren; an die Wurzeln seines alten, eigenthümlichen Lebens scheint die Axt gelegt. Daß es der Krone seiner Fürsten den Namen giebt, das polnische Preußen wieder herbeigebracht wird, kann es für diesen Verlust nicht entschädigen.

Aber der Geist, der aus so gewaltigen politischen und religiösen Kämpfen eine ungeheure Energie davon getragen hat, wirft sich zuerst auf eine literarische Bahn. Auf diesem beschränkten äußeren Raum treten Männer auf, die, indem sie Deutschlands geistiger Entwickelung neue Wege anweisen, die angemaßte wissenschaftliche Dictatur der Hauptstadt des Staats gewaltig erschüttern. Was in der Literatur begonnen worden, blieb im politischen Leben nicht ohne Wirkung. — Ungeheure Unglücksfälle drängen gewissermaßen alle materielle Macht und alle geistige Freiheit des Staates in dieses sein Grenzland zusammen: hier werden große Entschlüsse gefaßt, große Reformen unternommen. In dem Einzelnen dieser Gesetze ist der Einfluß der ältern provinziellen Einrichtungen Preußens nicht zu verkennen; ja es hat nachher mancherlei Schwierigkeiten verursacht, als sie in anderen Landschaften, wo die Grundbedingungen andere waren, angewandt werden sollten. — Auch die alten Stände, lange vergessen, wenn sie sich einmal bei einem Huldigungslandtage, wie etwa im Jahre 1786, äußern wollten, mit Strenge in ihre Grenzen zurückgewiesen, treten wieder hervor. Trotz ihrer mangelhaften Einrichtungen haben sie auf dem Landtage von 1808 mit Erfolg gewirkt; man weiß, was diese Stände noch im Jahre 1813, als York, der scheinbar Geächtete, vor ihnen erschien, bedeuteten. — Durch die neue Gesetzgebung umgebildet, von den Neigungen des Zeitalters berührt, erregt das ständische Institut auch in diesem Moment wieder die allgemeine Aufmerksamkeit.

Die Geschichte des preußischen Landes an dem Faden seiner ständischen Verfassung durch alle Jahrhunderte zu verfolgen, wäre wohl ein im gegenwärtigen Augenblick angemessenes Unternehmen. Ich muß bekennen, daß auch für den Zeitraum, den ich hier zu behandeln gedenke, es nicht meine Absicht sein konnte, etwas Erschöpfendes zu leisten, da hierzu die Kenntniß der gedruckten Quellen durchaus nicht hinreichen würde.

In allen Staaten des Mittelalters ist der Kampf der geistlichen und weltlichen Gewalt die wichtigste Seite des öffentlichen Lebens. Die Herrschaft des deutschen Ordens allein macht hiervon eine entschiedene Ausnahme; beide Gewalten sind in ihm vereinigt. Sein Schwert ist vom Pabste geweiht; den Boden, den es den Heiden abgewinnt, betrachtet der

päbstliche Stuhl als sein Eigenthum; der Orden aber, des Pabstes Lehnsträger, ist der nächste Eigenthümer und als solcher mit allen Befugnissen weltlicher Obrigkeit ausgerüstet. Von der geistlichen Gewalt aber befreien ihn die Päbste des 12. Jahrhunderts, seine Gönner, auf doppelte Weise: einmal indem sie ihn der geistlichen Jurisdiction und Obrigkeit entheben, dann indem sie ihm selber die kirchlichen Funktionen übertragen. Nicht nur von allen Abgaben an weltliche Obrigkeiten werden seine Glieder und Besitzungen freigesprochen; nicht nur Lehnseide weltlichen Fürsten zu leisten ist ihnen untersagt; auch kein geistlicher Zehnt darf von ihren Gütern erhoben werden; Niemand als der Pabst hat das Recht, die Brüder und Kirchen des Ordens mit Bann und Interdict zu belegen. — Dagegen sind ihm selber gegen seine Untergebenen kanonische Rechte eingeräumt; er, nicht der Klerus, richtet über sie wegen Ehebruchs und anderer Verbrechen, die vor den geistlichen Richter gehören.

Bald nach seiner Stiftung aus zwei Klassen, der der Krieger und der Krankenpfleger bestehend, erwirbt der Orden schon früh das Recht, eine dritte, die der Priesterbrüder dazu zu nehmen. Als Geistliche genießen die Mitglieder derselben alle Gewalt und alles Ansehen, welches ihnen die Ordnung der Kirche giebt; als Brüder des Ordens sind sie an dessen Regeln gebunden, leben nur für seine Zwecke. Durch die Halb- und Mitbrüder, welche der Orden aufnehmen darf, knüpft er unter den Mitgliedern aller Stände, namentlich aber unter den Vornehmen aller Länder die wirksamsten Verbindungen an. Denn wie gern begab man sich in eine Gemeinschaft, die von den schlimmen Wirkungen jener Kirchenpolizei, die in diesem Jahrhundert das ganze Leben der Menschen beherrschte, frei zu machen versprach. Mehrere päbstliche Privilegien machen die Halbbrüder, da sie, ohne an das Ordensgelübde gebunden zu sein, bestimmte Functionen verrichten, der geistlichen Vorrechte und Verdienste des Ordens theilhaftig. Starb ein Halbbruder in einem Kirchenbezirk, der mit dem Interdict belegt war, so hatte der Orden das Recht, ihn mit allen kirchlichen Ehren zu begraben.

Noch in der Zeit, in welcher der Orden bloß zerstreute Besitzungen in allen Ländern Europa's hatte, als sein Sitz zu Akkon, sein Hauptzweck der Kampf gegen die Ungläubigen im gelobten Lande war, mußten diese Auszeichnungen den geistlichen Stand gegen den Orden einnehmen. — Wie sollte es werden, wenn er ein ganzes Land nehmen und daselbst die Verhältnisse ordnen wollte. Es ist sehr merkwürdig im Einzelnen zu verfolgen, wie der deutsche Orden das preußische Land, dessen Heidenthum am längsten den Angriffen der christlichen Nachbarn und dem Eifer der Missionäre widerstanden hat, betritt, von jenem gewaltigen päbstlichen Willen, der damals die Welt regierte, aufrechterhalten und in allen Be-

drängnissen unterstützt, fortschreitet; wie er die Hindernisse, welche die slawischen Nachbarn, am meisten jener Herzog Swantopolc von Pommern, ihm in den Weg legen, besiegt, — mit eigenthümlichem Geschick die Anwesenheit der Kreuzheere zu allmäligem Vordringen, vornehmlich aber zur Anlegung der Burgen benutzt, wie er für diese Befestigungen die passendsten Plätze wählt, um das dahinterliegende schon bezwungene Land zu beschirmen und den Angriff auf das davorliegende zu decken.

Eigenthümlichen Widerstand leistete ihm der geistliche Regent, den er im Lande vorfand. Bischof Christian hatte die Bekehrung der heidnischen Preußen sich zur Lebensaufgabe gewählt; als nun nach manchen mißlungenen Versuchen das Unternehmen des Ordens seine Wünsche ihrer Erfüllung näher brachte, da hoffte er, daß auch nun er, daß seine Kirche dort die Oberherrschaft haben sollte. Gerade das Gegentheil erfolgte. Nicht nur daß Christian sich am Abend seines Lebens völlig getäuscht sah, auch der geistliche Staat ward auf eine eigenthümliche Weise eingerichtet. Der Bischof erhielt in einem Drittel seiner Diöcese weltliche Gewalt und Einkünfte; in den andern beiden Dritteln blieben ihm nur die Spiritualia. Bei der ersten Eintheilung setzte der Orden, d. h. er bestimmte die Theile: der Bischof wählte den seinen. Die erste Eintheilung blieb meist nicht bestehen; — denn oft machten neue, später hinzutretende Verhältnisse eine andere Anordnung wünschenswerth; namentlich wünschten die Bischöfe stets bei den Kriegsstürmen, die noch das ganze 13. Jahrhundert durchtobten, in ihren Theilen vor den Angriffen der Heiden mehr gesichert zu sein.

Nachdem diese Absonderung gelungen, geschah ein anderer wichtiger Schritt; noch vor Ablauf des 13. Jahrhunderts hatte der Orden es dahin gebracht, daß von den 4 bischöflichen Stühlen des Landes drei, Kulm, Pomesanien und Samland, mit Priesterbrüdern besetzt waren; auch in die Domkapitel, die dann eingerichtet wurden, wurden nur Brüder des Ordens aufgenommen. — Diesen gab der Bischof wiederum ein Drittel seiner Lande für ihren Unterhalt.

Nur in dem Bisthum Ermeland mißlang dies dem Orden, so oft er auch einen Bruder hier zu erheben strebte; die Wahl des Kapitels blieb hier frei. Hierdurch erklärt es sich, daß Ermeland sich im 15. Jahrhundert polnischem Interesse erschloß, zum Theil wohl auch, daß im Bereich der weltlichen Herrschaft dieses Bisthums die Reformation nicht durchdrang.

Auch sonst beschränkte der Orden die geistliche Macht in seinen Landen; da er sich selber als ihren Ausdruck ansah, da er sich als ein einziges großes Kloster bezeichnete, so wollte er keine Anhäufung unbeweglichen Besitzes in den Händen einer von ihm abhängigen Geistlichkeit. Die An-

ordnungen, die er zu diesem Zweck seit dem ersten Frieden mit den Neubekehrten traf, sind bekannt.

So interessant diese Seite der Entwickelung des Ordensstaats überhaupt ist, so müssen wir sie doch verlassen, um zu der für unseren Zweck wichtigeren Frage, in welchem Verhältniß der Orden denn nun zu seinen Unterthanen trat, überzugehen.

Sehr einfach — müssen wir gestehen — mit dem politischen Genie, das der deutschen Nation in jenem Jahrhundert eigenthümlich war, löste er die verwickelte, durch den Lauf, den der Krieg nahm, noch sehr erschwerte Aufgabe.

Politik und Religion empfahlen ihm gleich sehr die Schonung der vorgefundenen Bevölkerung; mit Hülfe der ihm verbündeten Bewohner der vorderen Lande konnte er am leichtesten hoffen, die hinteren zu besiegen. Wiederholt hatten die Päbste die Neubekehrten in ihren Schutz genommen, wiederholt jedes grausame Verfahren gegen dieselben gemißbilligt. Durch Milde sollte das Christenthum sich empfehlen und bei dem preußischen Volke Eingang finden. Die Pomesanier, welche sich 1236 als die Ersten unter den preußischen Stämmen dem Orden unterwarfen, wurden durch milde Bedingungen gewonnen; ihnen folgten in den nächsten Jahren die Pogesanier, die Einwohner von Ermeland, Natangen und Barten. Das Friedensinstrument, welches im Jahre 1249 durch den Legaten des Pabstes aufgerichtet wurde, fixirt die Grundsätze, nach welchen der Orden bei der Unterwerfung der einzelnen Landschaften verfahren, für alle diese. Daß die Preußen nunmehr Christen seien und sich als solche zu betrachten haben, ist der oberste Gedanke dieses Dokuments: die Abgötterei, der Glauben an die Künste der heidnischen Priester und Zauberer wird ihnen strenge verboten, die Feinde des Ordens auch für die ihrigen erklärt, dagegen das Familien- und Eherecht nach den Principien der christlichen Kirche festgesetzt, Fasten und Feiertage geboten, der Kirchenbau zur Pflicht gemacht. Aber auch der ersten und vorzüglichsten Wohlthat des Christenthums sollten die Neubekehrten theilhaftig werden, — der persönlichen Freiheit.

„Porro Neophiti praedicti, specialiter autem illi de Pomezania, Warmia et Natangia — heißt es in der Urkunde — a nobis instructi, quod pares sunt omnes homines, dum non peccant, et quod solum peccatum miseros facit homines et subjectos.“

In Folge dieses Princips wird ihnen der Eintritt in den geistlichen und Ritterstand möglich. Danach richten sich nun auch ihre Eigenthumsverhältnisse. Es wird ihnen freigestellt, Eigenthum durch Kauf oder auf andere rechtliche Weise zu erwerben, dasselbe zu besitzen, zu vererben, zu verkaufen; im letzten Falle hatte man nur mit weiser Rücksicht auf die

Verhältnisse des Augenblicks die Bedingung hinzugefügt, daß der Verkäufer dem Orden eine hinreichende Bürgschaft stelle, damit er nicht nach geschehenem Verkauf zu den Heiden fliehen könne. Sie selber erwählten sich als weltliches Gesetz das polnische, oder wie man es eben von denen, die es annahmen, späterhin nannte, das preußische. Dann bewilligte man ihnen die Erbfolge der Söhne und unverheiratheten Töchter, wenn diese fehlten, der überlebenden Eltern, dann der Enkel, zuletzt der Brüder und Brudersöhne, erst wenn alle diese Verwandten nicht vorhanden waren, fiel die Besitzung mit Ausschluß der weiblichen Linie an den Orden zurück. Ueberdies versprechen die Preußen die Dotation des Pfarrers, die pünktliche Einlieferung des Zehnten an den Orden, endlich Kriegsdienste. Dem Pfarrer hatte man 4 Hufen Feld, 4 Wald und Naturalzehnten ausgesetzt; die Summe der Zehnten an den Orden, das Maaß der Verpflichtung zum Kriegsdienste war in dieser Urkunde noch nicht bestimmt. Beziehungen, welche durch die Verschiedenheit der Stände in Preußen, durch das herrschaftliche Verhältniß der Einen, das unterthänige der Andern sich bilden mußten, waren darin noch nicht entwickelt. Dies mußte den einzelnen Abkommen vorbehalten bleiben. Noch ehe sich aber die Verhältnisse recht entwickeln konnten, brach der Aufstand aus.

Bekanntlich hatte der Orden nach dem Jahre 1255 bereits Samland unterworfen, und ein gleichmäßiger Fortschritt der Eroberungen schien verbürgt, als die Grausamkeit einzelner Ordensbeamten zum Aufstand führte; dieser Impuls ergriff die Sudauer und die andern Stämme, welche am meisten für ihre unabhängige Existenz fürchten mußten. Er wirkte auf die schon unterworfenen Landschaften zurück; es schien einen Augenblick, als würde der Orden das Land wieder verlassen müssen. Nur langsam sammelte er dann Kräfte und rückte wieder vor, die Herrschaft auf's Neue, nun für immer zu befestigen. Da hatte man nun Gelegenheit, erprobte Treue zu belohnen, verrätherischen Abfall zu bestrafen. Dusburg sagt ausdrücklich: daß nun im Orden der Grundsatz galt, den Stand derjenigen Preußen, die sich durch Treue ausgezeichnet, zu erhöhen, dagegen die, die untreu gewesen, in eine niedrigere Stellung herabzudrücken. — Am treuesten von Allen waren die Withinge, jene Mitglieder des alten Adels in Preußen, vorzüglich in Samland angesessen. — Deshalb konnte der Orden über diese sein ausschließliches Eigenthumsrecht an den Boden am wenigsten geltend machen; er legte auf ihre Allode keinen Zins, er forderte von ihnen keinerlei Dienste, er zeichnete sie vielmehr durch ein höheres Wehrgeld vor allen übrigen Preußen aus. — Da sie bei ihrem Volke in natürlichem, aus der Zeit des Heidenthums herübergebrachtem Ansehen standen, so war es natürlich, daß der Orden sie auch mit preußischen Fa-

milien dotirte, bis zu 25 Familien*); sehr zahlreich sind die Urkunden, durch welche Einzelnen unter ihnen eine Anzahl Familien mit der zugehörigen Feldmark überwiesen**), ihnen über diese, wenn auch nur selten die höhere (und die nur unter der Bedingung der Anwesentheit der Ordens- oder der bischöflichen Beamten im Gerichte) Gerichtsbarkeit, doch in der Regel die niedere Gerichtsbarkeit unbeschränkt zuerkannt, ihnen Zins oder Zehnt von dem Grundeigenthum derselben zugewiesen wird. Zugleich kamen sie durch diesen Besitz wieder in einen Lehnsnexus zum Orden.

Ihnen nahe war eine zweite Klasse der preußischen Grundbesitzer, deren Güter der Orden auch von Zins unbeschwert ließ, die er auch mit Familien (die wiederum zu bäuerlichen Diensten und zu den gewöhnlichen Abgaben mit niederer Gerichtsbarkeit in denselben verpflichtet waren) dotirte, die aber nicht des allodialen Erbrechts sich erfreuten, sondern mit dem preußischen, sogenannten ununterbrochenen Erbrecht beliehen, nur von der männlichen Descendenz beerbt werden konnten, die ferner angemessene Kriegsdienste leisten mußten. Sie heißen die preußischen Freien, oder wie Voigt will, Freilehensleute***).

Nicht so günstig war freilich die Lage des niederen, hörigen Standes der Preußen. — Strengere Verpflichtungen als ehemals banden sie jetzt an den unmittelbaren Grundherrn; doch mit den Diensten und Abgaben, die sie diesen leisteten, waren sie der Unterthanenpflicht gegen den Orden nicht ledig. Dieser forderte von ihnen vielmehr ungemessenen Kriegsdienst und Arbeiten beim Burgenbau†), Lasten, die unter einer Herrschaft, welche nach der Unterwerfung Preußens ihrem Gelübde durch jährliche Kriegszüge gegen die heidnischen Lithauer nachkam, und deren politischer und militai-

---

*) Siehe darüber Voigt III, 425 seq. Voigt unterscheidet unter den Withingen 1) Besitzer von Alloden, 2) Besitzer der Familien und als solche dem Orden lehnspflichtig.

**) In der Zeit der höchsten Noth sehen wir die Verschreibungen ausgestellt, so im Jahre 1263. Die Verdienste der Leute, die jene erhalten, werden ausdrücklich im Eingange der Urkunden gerühmt (s. Voigt III, 212). Im Jahre 1296, als sie bei einer neuen Rebellion treu geblieben, ertheilte ihnen der Bischof von Samland und der Landmeister ein ausgedehntes Erbrecht. Dies geschah durch die sogenannte Litera nobilium magnum jus habentium (oft gedruckt) und in demselben Jahre erhielt der Comthur von Königsberg den Auftrag, die Namen der alten und ersten Withinge aufzuzeichnen. So sind sie erhalten. Die Withinge sind nun eine besondere Corporation und erhalten ein Wehrgeld von 60 Mark (s. Voigt IV, 115—119).

***) Voigt III, p. 441. Das Verhältniß des Freilehen-Mannes ist so, daß er sich im Wesentlichen mit den Withingen vergleichen kann, nur daß er nicht die Allode hat. p. 442: doch hat er nicht die Gerichtsbarkeit in so hohem Grade, wie der Withinge. Sie sind übrigens von bäuerlicher Arbeit unbeschwert (Voigt III, 434.)

†) S. Voigt III, p. 460—61.

rischer Organismus fortwährend Errichtung und Verbesserung der Burgen nothwendig machte, nicht leicht zu tragen waren. Dazu kam, daß das Schicksal dieser Klasse der Bevölkerung meist nicht in die Hände ihrer Stammgenossen, sondern deutscher Herren gelegt war.

Denn gleich von Anfang an mußte das Unternehmen des deutschen Ordens — sollte es überhaupt gelingen — ebenso sehr auf die Gründung zahlreicher deutscher Colonien, auf die Ansiedelung von Deutschen aus allen Ständen gerichtet sein, als auf die Unterwerfung der Preußen. Gleich nach den ersten Eroberungen war der Hochmeister bemüht, Deutsche zur Niederlassung in Preußen zu bewegen; die Kreuzzüge, welche deutsche Fürsten dahin unternahmen, führten natürlich Viele mit, denen es weniger um Kampf, als um leichten Gewinn selbständigen Besitzes zu thun war. Nach der Meinung der Kirche erwarb auch der, der die Gefahren der Niederlassung auf so entferntem, dem Angriff erbitterter Feinde stets ausgesetztem Boden nicht scheute, Anspruch auf himmlische Gnaden, wie dies öfter in päbstlichen Bullen ausgesprochen wird. Schon in den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts erhoben sich deutsche Städte, wie Thorn und Culm, und deutsche Edle erwarben bedeutende Besitzungen vom Orden*).

Anfänglich erschienen sie nicht vor den Preußen bevorzugt; allein der Abfall der Letzteren, die Leiden, die dadurch über sie verhängt wurden, machten den Rittern ihre Wichtigkeit fühlbar, und um so mehr, wie die Wohnungen der deutschen Stiftsleute bei den Einfällen der Sudauer in das Culmerland zerstört wurden**) (1277). Auch verödete das Land jetzt immer mehr, weil den Eroberern nichts übrig blieb, als diejenigen Stämme, die hartnäckig Widerstand leisteten, völlig zu vernichten. In manchen Gebieten entstand eine Wildniß; Pogesanien und Nadrauen wurden menschenleer. Es ist bekannt, daß der Orden auch das Mittel der Verpflanzung der Bevölkerung anwenden mußte, daß Schalauer und Sudauer in Samland neue Sitze erhielten. Dadurch wurden auch diese Gebiete zum Theil öde; ja Sudauen war noch zur Zeit Dusburg's einer Wüste gleich. — Dadurch ward das Bedürfniß der Colonisation erhöht, unaufhörlich ging sie nun fort; auch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts finden wir sie noch im Gange. Alle Stämme, sowohl des oberen, als des niederen Deutschlands, nahmen daran Theil; auch die nächstgelegenen Slaven schlossen sich nicht davon aus. Jeder suchte den Theil des Landes, der seinen

---

*) So Dietrich von Tiefenau 1236 300 flämische Huben und den Hakenzehnten von drei Dörfern; 1242 9 Dörfer, 1239 22 flämische Huben ohne irgend eine Leistung weder an Geld noch Kriegsdienst, cfr. Voigt III, 464, der eine solche Verleihung aber doch mit Recht als abnorm ansieht.

**) S. Voigt III, 352.

heimathlichen Erinnerungen, seiner Art zu leben, seinem Standesverhältniß am besten entsprach. Noch heute glaubt der kundige Wanderer in den Niederungen der Weichsel, der Nogat und des Niemens die Polder Frieslands wiederzufinden; im oberen Land deuten die Namen Mühlhausen und Saalfeld, Hohenstein und Osterode auf den Ursprung der Bewohner; Memel sollte von seinen Gründern zuerst zum Andenken an die Mutterstadt Neu-Dortmund genannt werden*), aber der heimische Name überwog. —

Leicht überschritten die Pommern die Weichsel, um sich am jenseitigen Ufer unter dem Schutz des Ordens niederzulassen; polnische Adelige wählten mit Vorliebe die großen Ebenen des Kulmerlandes**); die am meisten verwüsteten, auch durch ihre Unfruchtbarkeit noch jetzt berüchtigten Gegenden an der südlichen Grenze, welche für die deutschen Ansiedler nichts Lockendes hatten, suchte der gemeine Pole, der hier wenigstens den Druck des Edelmannes nicht zu besorgen hatte, zu erwerben. So bildete sich hier ein kräftiger, an seiner Nationalität mit großer Energie festhaltender Stand polnischer Kulmer aus.

Man übersieht, wie mannigfaltig sich das Leben gestalten mußte. Ungemein belehrend würde es für die Erkenntniß des germanischen Lebens überhaupt sein, wenn diese Colonisation einmal im Zusammenhange gründlich erforscht, der Versuch gemacht würde, die einzelnen Erscheinungen überall auf ihren Ursprung zurückzuführen. — Hoffen wir, daß, nachdem man den Colonien, welche von Chalcis oder Corinth ausgegangen sind, so viele Bemühungen gewidmet hat, auch unser so nahe liegender Gegenstand der Beachtung nicht lange mehr entgehen wird. — Hier mögen Angaben über die wichtigsten und allgemeinsten rechtlichen Beziehungen genügen. Sehr berufen ist die Kulmische Handveste. In der Gestalt, in welcher Eberhard von Sayn sie auf den Wunsch der Bürger von Kulm und Thorn erneuerte, nachdem das Original bei einem Brande verloren gegangen war, ist sie auf uns gekommen. In ihrem ersten Theil enthält sie Bestimmungen, die sich lediglich auf die Städte beziehen konnten, in dem zweiten werden die Verhältnisse der Güter, welche die Bürger beider Städte besitzen, regulirt. Diese Vorschriften bilden die eigentliche Grundlage des öffentlichen Rechtes in Preußen. In einer Menge von Verschreibungen für die Mitglieder der verschiedensten Stände kehren die hier gegebenen Grundzüge wieder.

Nach kulmischer Ordnung wurde das Land den Einzöglingen verkauft; gewiß eine weise Maßregel, um die Dürftigen, der jungen Gemeinde dann

*) Zwischen 1255 und 1267, s. Voigt III, p. 73.

**) S. das merkwürdige Privilegium bei Voigt II.

allzubald Lästigen, abzuhalten. Das Land wird auf flämisches Erbrecht verliehen, wodurch beide Geschlechter zum Erbe berufen, das Recht der Frau auf die Hälfte ohne Aufgabe des Gutes stipulirt wurde; dies waren Vortheile, welche die deutsche Heimath, in der meist ein strengeres Lehnsrecht galt, fast nirgends bot. Der Eigenthümer hatte das Recht des Verkaufs nach der Handveste unbeschränkt, obwohl in einzelnen Fällen die eine oder die andere Nation, vorzüglich die Preußen, vom Rechte des Erwerbes ausgenommen wird; doch derjenige, der es kaufte, mußte es aus der Hand des Ordens wiederum empfangen und sich zu denselben Leistungen, wie der frühere Besitzer, verpflichten. Verkaufte er einen Theil, der weniger als 10 Hufen betrug, so leistete er von dem Reste dieselben Dienste wie früher; der Erwerber der Hufe aber wurde nach Verhältniß in Anspruch genommen.

Wer vierzig Hufen und darüber vom Orden empfangen, sollte, — Mann und Roß in voller Rüstung und von zwei andern Reitern begleitet (bei sehr großen Grundstücken kommt auch ein Waffenträger vor) — zum Kriegsdienste verpflichtet sein; wer weniger hatte, zu Pferd in leichter Rüstung erscheinen. Doch, wie bei den Deutschen immer, war dieser Dienst in der Regel gemessen. Die Culmer sollten — hieß es — gegen die Pomesanier und gegen Alle, welche das Culmerland beunruhigen würden, aufgeboten werden; wären die Ersteren nicht mehr zu fürchten, so sollte ihnen nur die Vertheidigung des Gebietes zwischen Weichsel, Osse und Drewenz obliegen. Es kommt auch vor, daß man einem Mann von edler Geburt, wie dem Dietrich von Tiefenau (1242), in Rücksicht auf seinen Stand gar kein Maaß des Dienstes vorschreibt, und erst falls er sein Gut veräußern sollte, den zweiten Besitzer zu bestimmten Leistungen verpflichtet. Vielleicht forderte der Orden in dem Bedrängniß, in welches ihn der Abfall der Preußen versetzte, von den deutschen Einzöglingen zuviel; diese wurden sich ihrer Bedeutung bewußt und zogen ihrer Verpflichtung, wo es noch nicht geschehen war, engere Schranken. Die Lehnsleute von Ermland und Natangen erlangten 1267 das Versprechen, daß sie nach Unterwerfung der Preußen nicht außerhalb der Grenzen von Samland, Barten, Natangen, Pogesanien, Pomesanien und Ermland verpflichtet seien. Das ward ihnen 1285 bestätigt.

Nur einen geringen Zins forderte der Orden; jeder gab von seinem Erbe, in recognitionem dominii, einen kölnischen, d. h. 5 oder je nachdem der Münzfuß wechselte, 6 Kulmische Denare und 2 Markpfund, d. h. ein Kronpfund Wachs; auch von 300 Flämischen Huben, die wir einem deutschen Adeligen übergeben sehen, wird keine höhere Steuer gefordert; jeder kulmische Bürger bezahlt von seinem Hof eine gleiche Summe. Dem Bischof des Sprengels ward als Zehnt von jedem deutschen Pfluge ein

Scheffel Waizen und ein Scheffel Roggen nach Breslauischem Maaß, welches dem Kulmischem gleichgestellt war*), von jedem polnischen Pfluge oder Hacke ein Scheffel Waizen bestimmt. Doch auch dieser fiel dem Bischof nur in seinem Drittel zu.

Andere Abgaben war man weder dem geistlichen noch dem weltlichen Oberhaupte zu zollen verpflichtet. Ausdrücklich spricht die Handveste dies Princip aus. Auch schützt sie den Besitzer vor Beeinträchtigungen durch das Versprechen, daß die Münze nur alle zehn Jahre — und dann nur nach einem bestimmten Satz, so daß 12 neue Denare gegen 14 alte gegeben wurden — umgetauscht, und zu allen öffentlichen Zwecken stets das flämische Hufenmaaß gebraucht werden sollte.

Der Orden behielt sich als Regalien die Salzquellen, die edlen und unedlen Metalle, mit alleiniger Ausnahme des Eisens, den wegen der schon damals geschätzten und hochbezahlten Arznei wichtigen Biberfang vor; das Recht der Fischerei und Jagd, der Mühlanlage und Benutzung der Münzgerechtsamen sind theils in der Handveste, theils in anderen Urkunden durch bestimmte Naturallieferungen oder Servitute beschränkt.

Faßt man diese Bestimmungen in's Auge, so wird man erkennen, daß der Orden in der That den Boden als Allodial-Besitz verleihen, durch das Recht der Vererbung und des Verkaufs in ausgedehnter Weise das Interesse an der Benutzung desselben steigern wollte; die Abgaben, die er sich vorbehielt, waren gering, wo nicht der Hufenzins, von dem wir gleich näher erfahren werden, hinzutrat. Die Leistungen, die er sonst den Besitzern auflegte, waren durch den Moment selbst gefordert. Nirgends entfernte man sich von den in Deutschland in dieser Hinsicht herrschenden Gewohnheiten und war doch, da man einen neuen Zustand gründete, um Vieles freier.

Dies zeigte sich dann vorzüglich bei der Anwendung dieser Principien im Einzelnen, bei der Dotirung der verschiedenen Stände je nach ihrem Herkommen und ihrem Wunsche.

Der sehr beachtenswerthe diesem Lande eigenthümliche Stand bürgerlicher Grundbesitzer, der sogenannten Kölmer, ward gegründet, indem man einem deutschen freien Manne mit seiner Familie einen unbebauten District zu kulmischem Rechte übergab: hier entstand dann bald ein abgesondert liegendes Gehöft. Am häufigsten ist dies in den Niederungen der Fall; doch findet es sich auch in den oberen Landen.

Dann kommt es vor, daß man einer Anzahl freier Männer einen

*) Muß heißen: welchem das kulmische gleichgestellt war, denn die Stelle lautet: „et unus siliginis in mensura Vratislaviensi, quae vulgari nomine Scheffel dicitur, cui mensura Culmensis est adaequata (Baczko I, p. 386). Hl.

District zur Anlegung eines Dorfes übergiebt; sie theilen den Grund und Boden nach Belieben unter sich, zahlen Zins und Zehnt an das nächste Ordenshaus: es sind die sogenannten freien kulmischen Dörfer. Man bot sie gewöhnlich zum Dienste nur auf, wenn ein allgemeines Geschrei durch das Land ging; dagegen aber müssen sie, wie alle Bauern und alle Bürger in Städten, die in der Feldmark oder sonst Grundeigenthum besaßen, den Hufenzins erlegen, der von jenem Arealzins in recognitionem dominii verschieden, die bedeutendste Last dieses Standes war, — und zum Theil in Geld, zum Theil in Naturalien, namentlich in Geflügel, auch in manchen ausländischen Produkten bezahlt ward.

Häufiger als die freien kulmischen Dörfer sind diejenigen, bei deren Gründung man einem bewährten deutschen Manne eine Strecke Landes übergeben hat, unter der Bedingung, sie mit neuen Bewohnern zu besetzen und diese zu einer Dorfgemeinde zu vereinigen*). Er selber erhält für seine Mühe eine Anzahl zinsfreier Hufen, das Schultheißenamt im Dorfe wird ihm erblich übertragen, so daß er es auch veräußern konnte. Als nächster Richter seiner Bauern zieht er ein Drittel Gerichtsgebühren. Dem Pfarrer wurden ganz in der Weise, wie es auch den Preußen im Frieden von 1249 auferlegt war, 4 Freihuben ausgesetzt, die Zins- und Zehntleistungen für die Hube sogleich regulirt, doch damit die neue Gemeinde schneller Kräfte sammle, ihr eine bald größere, bald geringere Zahl von Freijahren bewilligt. Kam es vor, daß auch Preußen sich in einem solchen Dorfe niederließen, in die Gemeinde traten, so konnten die Nationalantipathien Mißverständnisse erzeugen. Denn daß Preußen in den Dorfgerichten als Schöppen über Deutsche richteten, litt das Verhältniß der Nationen zu einander nicht; ein deutsches Gericht konnte aber leicht zu Ungerechtigkeiten gegen die preußischen Standesgenossen verleitet werden oder diesen verdächtig scheinen: deshalb unterwarf die Weisheit des Ordens die Preußen stets dem landesherrlichen Gericht. Bei dem nächsten Voigt oder Comthur standen sie zu Recht.

Nicht immer ist derjenige, dem man die Gründung des Dorfes übertrug, selber aus dem freien Bauernstande, oft ist er ein deutscher Adliger. Zwar kann man nicht behaupten, daß der Adel eine Qualität gewesen sei, welche der Orden für größeren Grundbesitz und Unterordnung bäuerlicher Gemeinden beider Nationen bestimmt verliehen hätte, auch muß man Voigt beistimmen, wenn er behauptet, daß die in den Urkunden häufig vorkommenden fevdales nicht immer Adelige sind; die Verschreibungen in den einzelnen Landschaften reden von kulmischen, magdeburgischen, preußischen, viel später erst von adeligen Rechten.

*) S. Voigt III, p. 478. 1289 gründete Schultheiß Dietrich: Dietrichswalde. 1287 Schultheiß Walther: Walthersdorf. 1289 Burchard: Burchardsdorf.

Da aber der Orden immer von dem Grundsatz ausging, Jeden bei den Standesrechten, die er in der Heimath gehabt, zu belassen, wenn nicht dasselbe zu verbessern, so war es natürlich, daß der Bauer in ein abhängigeres Verhältniß zu dem Adligen, als zu einem Schultheißen gerieth. Schon daß dieselbe Urkunde, welche seine Leistungen normirte, seine Hintersassen zur Zahlung von Zins und Zehnt an ihn, zur Leistung der Schaarwerksdienste und zugleich zur Tragung der allgemeinen Landeslasten, des Kriegs- und Baudienstes — verpflichtete, stellt den Letzteren viel ungünstiger. Deutsche scheinen zuerst dies Verhältniß nur selten gewählt zu haben; leichter sammelten sich Preußen auf den wüsten Höfen des deutschen Edelmannes; aber bei Weitem das Häufigste war, wie wir schon oben sahen, daß der Orden ganze preußische Dörfer dem Einzöglinge von vornehmer Geburt gab. Er erhielt in der Regel die niedere Gerichtsbarkeit, die höhere ward zuerst durch die Klausel beschränkt, daß für Strafen an Haupt und Hand der Consens der Ordensgebietiger eingeholt werden mußte; doch gegen Ende des Jahrhunderts sehen wir auch diese Klausel aus den Verbriefungen verschwinden, nur die Straßengerichte behielt sich der Orden noch vor*). Doch milderte der Orden die Lage der Preußen dadurch, daß er den Deutschen immer zur Pflicht machte, sie eben so zu halten, wie er die Seinigen auf den Domainen. Nie findet sich in so vielen Urkunden für deutsche Adelige die Leistung des Hufenzinses bedungen, den meisten ist die Freiheit eingeräumt, auf befestigten Burgen zu hausen. Das Patronatsrecht behält sich anfänglich der Orden vor, aber in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird es mit vergeben. Wie man sieht, sind die Elemente zu einer mächtigen Ritterschaft hiermit schon gegeben.

In den ersten Menschenaltern stehen die beiden Nationen mit wohlunterschiedener Eigenthümlichkeit in Recht und Sitte einander gegenüber; die Preußen fechten noch mit ihren nationalen Waffen. Aber allmälig verschwindet der Unterschied. Wie es immer bei der geschichtlichen Entwickelung der Verhältnisse zweier Nationen, die neben einander auf demselben Boden sitzen, geschieht, das Recht, welches zuerst mit der Nationalität oder dem Stande auf das Engste verbunden war, wird ein allgemeiner Begriff. So versteht man im 14. Jahrhundert unter dem großen Withings-Recht und Wehrgeld einen Complex von Rechten, die auch Preußen aus anderen Klassen verliehen wurden. Dagegen werden Withinge ganz auf dieselbe Weise, wie deutsche Adelige, als — milites — Ritter bezeichnet**).

*) Voigt III, p. 469.

**) Dann bildet sich eine zweite Klasse der Withinge aus, — die sogenannten Heer-Withinge, Preußen, die dem Orden in seinen Häusern, in der Bewirthschaftung des

Die preußischen Freien drängten sich, ihr Verhältniß mit dem der deutschen Kölmer zu vertauschen, welches ihnen ausgedehntes Erbrecht und gemessenen Dienst versprach. Viele Veränderungen dieser Art kommen vor, endlich wollte ihnen der Orden selbst Einhalt thun, allein da waren sie wohl zum größten Theil bereits durchgesetzt. Die Freien erhielten denn auch in kölmischen Besitzungen die niedere Gerichtsbarkeit.

So wurden die preußischen Edlen und Freien von ihren alten Schranken befreit, zugleich aber zum Aufgeben der alten Erinnerungen, zum Eingehen in das deutsche Wesen vermocht. — Was nun die unteren Stände hatten, war, wenn wir auch die weisen Maaßregeln, welche der Orden zu ihrem Schutze traf, billig anerkennen, doch nur Gnade, nicht Freiheit; ihnen, wie den höheren, fehlte die corporative Autonomie, das Gericht der Pares, Institute, die der germanische Geist überall hin verpflanzte. Dem Bauern nicht minder als dem Adeligen gaben diese Einrichtungen Selbständigkeit und Kraft zum Widerstande gegen unberechtigte Forderungen. Aber ihren eigenthümlichen Heerd fanden sie in den Städten, in welchen eben die Deutschen allein und ausschließlich herrschten. Fast in allen städtischen Willküren war ein Punkt, welcher die Preußen vom Bürgerrechte ausschloß — nach einigen sollte man sie selbst nicht als Diener in die Städte rufen.

Auch bei der Betrachtung des Ursprunges und der ersten Rechtsverhältnisse der Städte kann die Kulmische Handveste uns leiten. Thorn und Kulm sind die ersten Städte, welche unter dem Schutz des Ordens in den Jahren 1231 und 1233 in Preußen gegründet wurden. Ueber die Stiftung von Kulm ist eine Urkunde ausgefertigt worden. Sie gab diesen Städten zweierlei, was ihre deutschen Schwestern unter großen Kämpfen zu erstreben hatten, freiwillig, — ein ansehnliches Gebiet und das Recht, sich ihre Richter alljährlich frei zu wählen. Sie versprach ihnen ferner, daß der Orden innerhalb der Stadt kein Haus zu andern Zwecken, als zu welchem die Bürger diese Grundstücke gebrauchten, erwerben, namentlich keine Befestigungen anlegen werde. Magdeburgisches Recht und Gerichtsverfahren sollte in allen Punkten gelten, nur daß man die Strafen mit Rücksicht auf den geringen Geldvorrath auf die Hälfte reduzirte. Dem Richter sollte von den größeren Strafen ein Drittel, der Ertrag der kleinen gänzlich zufallen, die hohe Kriminaljustiz sollte er nicht ohne Zustimmung des Ordens ausüben. Die Kirchen dotirte der Orden mit vier Hufen Ackerland, behielt sich aber selbst das Patronat vor. Nun erfolgte zwar die Gründung der Städte nicht immer auf dieselbe Weise, wie bei

---

Landes dienten, wegen ihrer Treue hoch geschätzt und schon durch ihre Stellung den Deutschen näher gebracht.

Kulm und Thorn; oft legte man nur unterhalb der Burg, die das Land vor den Heiden schützen sollte, ein Dorf an; erst nach mehreren Menschenaltern erwuchs dasselbe zu einer Stadt. Die bäuerlichen Verhältnisse werden dadurch in die städtischen hineingetragen: wie z. B. in den aus Dorfgemeinden erwachsenen Städten das Schultheißenamt seinen ländlichen Charakter bisweilen nicht ändert, es bleibt in der Familie erblich und selbst verkäuflich. Auch bleiben dem Schultheißen bei dem Uebergang der Dorfgemeinde in die Stadt die Freiheiten*). Zuweilen hat auch der Landesherr die Macht, den Schultheißen jährlich zu ernennen**). Aber nicht selten geht er auch ausschließlich durch Wahl aus dem Willen der Bürger hervor. Größere Städte, die gleich mit der Aussicht auf wirklich städtisches Leben, auf Handelsbetrieb gegründet sind, haben wohl Schultheiß und Stadtrichter, beide von den Bürgern gewählt, nebeneinander. Man unterscheidet hier, wie auch bald in Kulm, Consuln, Richter und Schoeppen. Stadt-Gericht und Rath setzen sich in diesen durch das öffentliche Vertrauen bezeichneten Männern zusammen. Das Recht, nach welchem sie urtheilen, ist in den meisten Städten das magdeburgische. Fünf erlangten nach und nach das lübische Recht — Elbing, Frauenburg, Braunsberg, Memel, Hela***) —, mit der bestimmten Exception, daß was darin gegen Gott, den Orden, die Stadt und das Land sei, in Preußen nichtig sein solle †). Diesen Städten war Richter- und Magistratswahl schon von selbst zugestanden ††). In den ersten Jahrhunderten war, wie Kulm, so den meisten Städten nur nach eingeholter Erlaubniß des Ordens an Haupt und Hand zu strafen erlaubt, umfaßte ihr Gerichtssprengel Preußen oder Slaven, so standen diese auch hier vor den Beamten des Ordens zu Gericht. Ihre finanziellen Verhältnisse, mochten sie nun aus Dörfern hervorgegangen oder gleich als Städte gegründet sein, waren immer ziemlich dieselben. Arealzins für die Höfe, Hufenzins für die Feldmark; von dieser waren nur Weideland, die Hufen des Schultheißen und des Pfarrers zinsfrei. Ihr Kriegsdienst war wie der aller Deutschen gemessen.

Aber obwohl den Städten viele Freiheit eingeräumt war, einzelne auch durch erweiterte Privilegien nach und nach ihre Lage verbesserten, — etwa indem sie sich Befreiung vom Hufenzins oder doch das Recht zur Ablösung desselben erwirkten, — so hatte doch der Orden durch feste und fast in allen einzelnen Grundprivilegien wiederholte Bestimmungen ihre völlige Emanci-

*) cfr. Voigt III, 488. 489.

**) In einigen bischöflichen Städten stellt ihn der Bischof jährlich an: diese sind Mediatstädte (Voigt III, p. 489), wie Riesenburg, doch war das Ausnahme (cfr. p. 485).

***) Sie haben meist neben dem Schultheißen einen besonderen Erbrichter.

†) cfr. Voigt VI, p. 613.

††) cfr. Voigt III, p. 685.

pation zu verhindern gesucht. Keine durfte ohne Rath oder Zustimmung der Ordensgebietiger Willküren abfassen; sowie der Orden das Versprechen gab, keine Befestigung innerhalb ihrer Ringmauern anlegen zu wollen, so litt er auch nicht, daß sich die Städte ohne seinen Willen mit Thürmen oder Verschanzungen umgürteten. Alles was in dieser Hinsicht geschah, sollte durch seine Autorität, durch seine Hülfe unterstützt werden, aber auch nur seinen Zwecken dienen.

Zwei Tendenzen durchdringen den germanischen Staat. Die eine ist die ideale; sie strebt zum Ganzen, sie will das Prinzip des christlichen Lebens in großen politischen Schöpfungen darstellen; im Kaiserthum und im Papstthum findet sie abwechselnd ihre Repräsentation. Die andere möchte man die reale nennen. Sie entspringt jener in allen germanischen Völkern tief wurzelnden Ueberzeugung, daß die politische Freiheit vorzüglich auf der selbständigen, von Außen ungestörten Entwickelung der nächsten Kreise, auf der Autonomie des besonderen Lebens beruhe. Jener germanische Staat ging zu Grunde, weil diese beiden Tendenzen einander nicht ergriffen, auf die Dauer nicht neben einander bestehen konnten.

Betrachtet man den Staat, den der deutsche Orden da in den Ostseeländern aufgerichtet hat, so stellt er in der That einen Augenblick jene beiden Richtungen des germanischen Geistes in einer gewissen Harmonie dar. — Das Institut des Ordens gehört durch seinen Ursprung, durch seine ganze Natur jener idealen Weltanschauung an, welche bei der Gründung der großen politischen Institute des Mittelalters wirksam gewesen. Kaiser und Papst sind seine Obere; sein Leben ist an den Fortschritt des Christenthums geknüpft. In den Kolonien der deutschen Nation dagegen lebt jener Geist eigenthümlicher Freiheit, jene Lust an selbständiger Gestaltung der nächsten Verhältnisse. Eine Zeit lang scheinen beide friedlich neben einander herzugehen, eine die andere zu unterstützen. Der Orden wird von den meisten europäischen Nationen als eine Auszeichnung des deutschen Volkes angesehen; Fürsten und Herren aller Länder geizen nach der Ehre, wenigstens in seine Halbbrüderschaft aufgenommen zu werden; Könige erscheinen zum Besuch auf seinen Burgen. Zugleich blühte das Land auf; Wildnisse wurden urbar gemacht, die Zahl der Städte wuchs von Jahr zu Jahr; den Kaufmann begünstigte der Reichthum des Landes an Naturprodukten, die großen Ströme, an deren Mündungen er saß, führten ihm die Erzeugnisse ferner Länder zu und vermittelten den Absatz der Waaren, welche er in die Fremde schickte, — der Landmann gewann bald dem fruchtbaren Boden reichlichen Segen ab.

Vielleicht ist uns die Einheit beider Richtungen dieses eigenthümlichen Staates noch bis auf den heutigen Tag auf eine merkwürdige Weise versinnbildet. — Am Ufer der Nogat erhebt sich die Marienburg, seit

1309 der Sitz des Hochmeisters. Eine starke Wehrburg, zum Schutze des Landes aufgerichtet, in den unglücklichen Zeiten des Ordens mehr als einmal mannhaft vertheidigt, scheint sie mit all' ihrem Glanze die heilige Jungfrau, die Patronin des Ordens, zu verherrlichen. — An ihrer Mauer glänzt, von weit her schon sichtbar, das kolossale Marienbild in Glasguß: alle Kapellen sprechen diese Verehrung aus. Jenen kriegerisch = geistlichen Sinn, der die Zeiten beherrschte, der den Orden hervorrief, stellt die Burg dar. Von ihren Zinnen aber überblickt man die Werder der Weichsel und Nogat, jene merkwürdige Schöpfung des Ordens, die vielleicht nirgends und in keiner Zeit ihres Gleichen hat. Ein glücklicher Gedanke des Landmeisters Meinhard von Querfurt rief sie in's Leben; in unglaublich kurzer Zeit, durch sechsjährige Anstrengungen (von 1288—1294) ist der sumpfige Boden, den hier einst das Meer zurückgelassen, trocken gelegt und durch gewaltige Dämme gegen den Ausbruch der Ströme geschützt worden. Wo bis daher nur ärmliche Hütten zu finden waren, da siedelte sich jetzt ein kräftiger, der Natur des Landes von der Heimath her kundiger Menschenschlag an, und eine Landschaft ward gewonnen, die mit jeder anderen in Mitteleuropa an Trefflichkeit und Fruchtbarkeit wetteifern kann. Die neuere Zeit rühmt ihre Technik, ihren schöpferischen Sinn: aber wie sehr treten die Schöpfungen des großen Königs im Oderbruch in jeder Hinsicht gegen diese zurück. Wie die Marienburg dasteht als ein unübertroffenes Meisterwerk der Baukunst, wie ihre Mauern der Zeit trotzen, so haben sich die ersten Einrichtungen der deutschen Ansiedler im Werder in ihren Grundzügen durch so viele Veränderungen des politischen Geschickes unerschüttert bis auf den heutigen Tag erhalten; die Deichverfassung, von dem Bedürfniß hervorgerufen, den schlimmen Wirkungen des feindlichen Elementes, dem der Boden abgerungen ward, mit vereinten Kräften zu begegnen, hat Jahrhunderte überdauert und zeugt noch heute von dem politischen Genius jener Zeiten, die überall das Nächste klug zu ergreifen und sicher zu beherrschen verstand.

[Nur daß dieser Geist nicht von Bestand war.]

Zunächst verlor der Orden seine eigentliche Bestimmung, den Kampf wider die Ungläubigen, die Ausbreitung des Christenthums, mehr und mehr aus den Augen; er ward vielmehr seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts ein landessüchtiger Eroberer. Während alle weltlichen Fürsten in dieser Zeit des Ueberganges aus den älteren, einfachen Zuständen der Naturalwirthschaft in die neueren der Geldwirthschaft großen Mangel litten, oft zu Verpfändungen ihrer Lander genöthigt waren, hatte der Orden stets Geldüberfluß. In Preußen brachte theils der fortgehende Länderverkauf, theils die Bewirthschaftung der Domänen, die Natural= und Geldleistungen, die man sich von den Inhabern des Bodens ausbedungen hatte, große

Summen ein; aus den Balleien in Deutschland flossen beträchtliche Ueberschüsse in die hochmeisterliche Kasse. In allen Sprengeln des Abendlandes hatte der Orden seine Halbbrüder, denen es eine durch die Regel gebotene Pflicht war, an gewissen Tagen vor den Kirchthüren für die Zwecke des Ordens zu sammeln. Diese umfassenden Hülfsquellen benutzte nun ein haushälterischer Sinn: so lange die alte Zucht noch in den Konventen aufrechterhalten wurde, die ernsten Regeln des Ordens galten, befleißigte man sich der Sparsamkeit. Der Ordenstrappier erstreckte seine Aufsicht bis auf den abgetragenen Mantel jedes Bruders, in jedem Konventshause führte der Komthur die Rechnung über die Einkünfte, die aus Domänen, Regalien, Zinsen und Abgaben ihm zuflossen, und über die Ausgaben, die er zur Erhaltung des Hauses machen mußte; alljährlich legte er dem Ordenstreßler Rechnung. In zwei verschiedenen Kassen, den allgemeinen Ordenstressel, der der Reservefond gewesen zu sein scheint, und in die hochmeisterliche Kammerkasse, aus der alle laufenden Bedürfnisse des Hofes und des Landes bestritten wurden, flossen die Ueberschüsse; den Ordenstreßler kontrollirte der Großkomthur; beide bei jeder wichtigeren Verwendung das Kapitel. Wie in den geistlichen Staaten überhaupt, so schrieb man auch in Marienburg viel; nach vielfachen Einbußen, welche das Ordensarchiv erlitten hat, bewahrt es doch noch Dokumente genug auf, um jene für ihre Zeit vorzüglich geordnete Finanzverwaltung zu erläutern. Die Münzen des Ordens gelten für besser als andere, seine Bauten zeichnen sich aus. Die Wissenschaft ward mit einer gewissen Absicht gefördert, wie die Bibliotheken beweisen. Der Handel der Städte erblühte, und man machte immerfort Handelstractate zum Wohle der Unterthanen. Unter Dietrich von Altenburg sind nebst Elbing (schon seit dem 13. Jahrhundert), Thorn, Kulm, Danzig, Königsberg und Braunsberg in der Hanse; 1354 sind bei der Ausgleichung zwischen Brügge und Dortrecht Sendboten aus Thorn und die Hansen haben derer bei dem Hochmeister. Winrich von Kniprode ist öfter ihr Schiedsmann und gleicht 1379 den Streit zwischen den flandrischen Städten und den Grafen von Flandern aus.

Das Geld nun verwandte der Orden, um Länder zu erwerben. Sowie ein Nachbar in Noth ist, streckt er ihm eine Summe auf einen Theil seiner Besitzungen vor. Dieses Verfahren beginnt mit der Erwerbung des Michelauer Landes von Herzog Lestko von Kujavien im Jahre 1304. Kein Jahrzehend geht dann vorüber, wo nicht bedeutende Erwerbungen auf diese Weise gemacht werden. Es ist bewunderungswürdig, was man für diesen Zweck aufwandte; oft fand man mehrere Kompetenten ab. So erhielt der König Waldemar von Dänemark im Jahre 1346 19,000 Mark Silbers für Esthland; der Markgraf von Brandenburg, welcher auch Ansprüche hatte, noch 6000. Zuweilen hat diese Art zu verfahren etwas Großarti-

ges. Um die unter dem Namen Vitalienbrüder bekannten Seeräuberschaaren, welche zu Ende des 14. Jahrhunderts Ost- und Nordsee unsicher machten, wirksam zu bekämpfen, erwirbt man von der dänischen Krone Gothland für 10,000 Nobeln als Waffenplatz. Das letzte Beispiel ist der Ankauf der Burg Driesen von dem Ritter Ullrich von Ost im Jahre 1408, welcher dann aber den Krieg mit Polen und die Katastrophe zur Folge hatte.

Denn es läßt sich nicht läugnen, daß der Orden durch diese Erweiterung seiner Macht dieselbe gerade am meisten gefährdete; als es ihm gelungen war, seine Herrschaft von den Grenzen Ingermannlands bis zu denen der Kurmark auszudehnen, war er seinem Untergange bereits nahe. Denn keineswegs waren die Erwerbungen immer friedlich und im Wege des Rechtes geschehen. Wir erinnern daran, wie er Danzig, zu dessen Vertheidigung er von dem rechtmäßigen Herrn herbeigerufen war, treulos occupirte (1308), die Schwäche des Herzogs von Pommern benutzte, um sich der wichtigsten Plätze am linken Weichselufer zu versichern, sich über Pomerellen auszubreiten (1309); wie er dann durch Zahlung einer Kaufsumme an den Markgrafen Waldemar, dessen rechtlicher Anspruch auf diese Lande selbst sehr zweifelhaft war, das Besitzrecht erworben zu haben glaubte. Zuweilen benutzte man Familienzwistigkeiten, erwarb Besitzungen von einem Bruder, während die anderen Einspruch thaten und das Gut des Hauses mit den Waffen zu vertheidigen sich anschickten. So ward der Orden in alle Kämpfe der Nachbarländer hineingezogen, seine Existenz ward von den Schwankungen des politischen Systems, in dessen Mitte er sich befand, abhängig.

Nicht durchaus wollen wir ihm dies zur Last legen: es lag auch in der nothwendigen Entwickelung der Dinge. Aber gewiß ward er von seinem ursprünglichen Zweck abgeleitet. Zwar ist nicht zu leugnen, daß der völligen Unterwerfung der Preußen ein heftiger und fortdauernder Kampf mit den Litthauern und Samaiten folgte. Alljährlich machte man zwei Kriegsreisen in das heidnische Land; auf diesen den Orden begleitet zu haben, auf der Marienburg oder im Feldlager an dem stattlichen Ehrentisch, den der Meister deckte, gesessen zu haben, galt einem deutschen Edlen noch immer für eine besondere Gunst. Auch erfolgten gewaltige Einbrüche der Litthauer bis tief in's Preußische Land noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Aber der Krieg ist zuweilen doch mehr ein Spiel als Ernst; kaum an der Grenze des feindlichen Landes erschienen, kehrt man wieder um. Jene über jede Rücksicht erhabene Befehdung der Heiden, wie sie in den ersten Kämpfen erscheint, findet sich nicht mehr; man macht mit den Litthauern Friede, um vereint die Polen anzugreifen. — Vielleicht stellt die folgende Begebenheit die Veränderung, die vorgegangen ist, be-

zeichnend genug dar. Jener Johann von Böhmen, den wir in alle Kriegshändel seiner Zeit verflochten finden, erscheint 1328 in Preußen; seinem slavischen Vorgänger Ottokar nachstrebend, will auch er durch einen Kreuzzug Nachruf erwerben. Aber während man gegen die Litthauer zu Felde liegt, fallen die Polen, den Frieden treulos brechend, in's Kulmerland ein. Der König kehrt ohne große Thaten gegen die Heiden verrichtet zu haben um, schlägt die Polen, erobert das Dobrinerland und beschenkt den Orden feierlich damit.*)

Natürlich verändern Ereignisse dieser Art die Ansicht, die man von dem Orden am päpstlichen und kaiserlichen Hofe hat: man hört dort, daß der Orden gegen Christen kämpfe. Die natürlichen Gegensätze, welche vorhanden sind, kommen hinzu, seine Lage zu erschweren. In den eigenen Gebieten hat er die geistliche Macht in ziemliche Einheit mit sich zu bringen gewußt, obwohl es an mancherlei Streitigkeiten und Feindseligkeiten nicht fehlt. Der Erzbischof von Riga, der von seiner Metropolitangewalt auch in diesen Landen Gebrauch machen will, der sich der Einführung gleicher Regierungsprincipien in Livland widersetzt, klagt beständig wider den Orden beim päpstlichen Stuhle. Wir finden den Orden bereits im Jahre 1313 zum ersten Male im Kirchenbann.**) Im Laufe des Jahrhunderts wiederholt sich dies mehrmals, zwar für den Augenblick ohne Wirkung, aber nicht ohne Bedeutung für die fernere Entwickelung.

Die ausgedehnten Besitzungen verpflichten zu beständiger Kriegführung; da man von dem größten Theil der Grundbesitzer nur gemessenen Dienst fordern darf, da die Kreuzfahrer nur gegen die Heiden zu kämpfen kommen, so muß man sich entschließen, Söldner in Dienst zu nehmen. Das geschieht denn mehr als einmal. Hierdurch erschöpft der Orden seine Mittel und geräth in Abhängigkeit vom Auslande, zuweilen von früher bekämpften, in ihren Besitzungen geschmälerten und deshalb auf das Glück ihres Soldherrn wenig bedachten Fürsten. Im Jahre 1390 erfuhr der Orden gleichsam zum Wahrzeichen für die künftigen Zeiten den Erfolg dieser Maaßregel; der Herzog Wartislav von Pommern, den er in Sold genommen, trat heimlich mit dem Könige von Polen in Bund.

Das Wichtigste aber scheint mir, daß der Orden mit den später erworbenen Besitzungen Unterthanen bekam, deren Entwickelung und Schicksal nicht von Anfang an durch seine Politik bestimmt war, die in sein Leben ein fremdartiges Element brachten. Betrachten wir, die nördlichen Ostseeländer außer Acht lassend, die westpreußischen Gegenden, die nach-

*) Voigt IV, 431 ff. Auch Pommern wird ihm bei dieser Gelegenheit bestätigt (IV, 434). 1329.

**) Voigt IV, 306 in Folge der rigaisch-livländischen Streitigkeiten: gleich darauf wieder aufgehoben p. 307.

mals der Schauplatz des Aufruhrs wurden. Hier saßen Bischöfe, wie der von Kujavien, die nicht des Ordens Brüder waren, die Zehntgerechtigkeit und andere Hoheitsrechte geltend machten, wie sie der Orden seinen Prälaten niemals zuerkannt hatte.*) Gleich im Jahre 1317 gerieth der Orden mit dem Bischof von Kujavien bei der Besetzung der Kirche von Schwez in Streit; dann in noch heftigeren mit dem Erzbischof von Gnesen und den Bischöfen von Posen, Leslau und Ploczk. Die Sache ward an den päpstlichen Stuhl gebracht, und die Bischöfe verbanden sich mit Herzog Wladislav dem Kleinen von Polen, dessen aufstrebende Macht dem Orden Pommern und die anderen Lande wieder entreißen wollte. Auch den Papst zog man in das Interesse; er machte seinen Anspruch an den Peterspfennig geltend, den man in Polen bezahlte (1320). Im Jahre 1323 wurden beide Streitpunkte auf gütlichem Wege beigelegt. Allein immer von Neuem brachen solche und ähnliche Feindseligkeiten aus: an den Bischöfen, deren Diöcesen sich über die erworbenen Lande erstreckten, hatte der Orden einen natürlichen Gegensatz.

Nicht minder machte sich in dem Umschwung des Städtelebens eine Richtung geltend, welche gegen die Tendenzen des Ordens war. Das reiche und mächtige Danzig hatte keins seiner Privilegien vom Orden erworben; es machte vielmehr Ansprüche auf eine Autonomie, wie sie der Orden im Bereich seiner Macht bisher nicht anerkannt hatte. Und das Vorbild einer so bedeutenden, mit der allgemeinen Entwickelung des reichsstädtischen Wesens in Deutschland durch mannigfache Berührungspunkte zusammenhängenden Stadt machte im ganzen Lande Eindruck. Denn natürlich blieb das städtische Leben, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Ordensstaate begonnen hatte, nicht in den ersten Stadien seiner Entwickelung stehen; aus den Gemeinden von Ackerbürgern erwuchsen Städte, welche selber wiederum Dörfer gründeten, sie mit Bauern besetzten und grundherrliche Rechte auf ihrem Besitz übten. In den größeren Städten sondert sich — wie überall — der höhere Bürger- und Kaufmannsstand von dem niederen; jener bildete den Junker- oder Patrizierstand, dieser die Gemeinde. In dem Kreise der ersteren entstanden die Artusbrüderschaften, die zuerst für gesellige Zwecke gegründet, gar bald auch eine politische Bedeutung erhielten. Sie erlangten den wesentlichsten Einfluß auf die Besetzung des Rathes. Adelige, welche schon nicht selten in die Städte zogen und gern städtische Aemter annahmen, schlossen sich ihnen an. — Ihnen gegenüber erscheint die Gemeinde, in den Zünften vertreten, nach einem Antheil an der Verwaltung der Stadt strebend, den sie aber im 14. Jahr-

*) Vgl. Voigt IV, 324; 326 ff. Im Jahre 1331 ist der Bischof von Kujavien wieder Ankläger des Ordens bei dem Papste. IV, 584 ff.

hundert nur an wenigen Punkten erlangt. Wehrhaft ist sowohl der höhere, als der niedere Bürgerstand. Unter Winrich von Kniprode wurden in den meisten Städten die Schützengilden eingerichtet, er selbst begünstigte sie. Die Mannschaft der Städte konnten die Gebietiger des Ordens nicht mehr unter fremde Führer zu stellen denken. Jede Stadt, ihr Banner voran, zog in zwei oder drei Schaaren, „Mayen" genannt*), jede Maye war aus Reiterei, Wäpnern und Schützen gebildet; zu Roß dienten die Junker. Der Rath ernannte aus ihnen die Hauptleute. Wie in militairischer, so emancipirte man sich auch in jurisdictioneller und finanzieller Hinsicht. Nicht wenige Städte erwarben nach und nach die hohe Gerichtsbarkeit, Elbing sogar das Recht der Appellation nach Lübeck, welches ihm bei der ersten Verleihung des Lübischen Rechtes weislich versagt worden war. Im Jahre 1378 überließ Winrich von Kniprode der Stadt Danzig die sämmtlichen Zinsen, welche von Brod-, Fleisch- und Schuhbänken, sowie von Badstuben fielen, sammt allem andern Zins, welcher der Landesherrschaft darin zustand, „usgenomen Montze und Wechsel und alles das zur Herlikeit gehoret", wie es in der Handveste heißt, ohne Zweifel auch mit Ausnahme des Arealzinses für die Summe von 170 Mark Pfennigen. Dies geschah auch in demselben Jahre zu Marienburg, welches dafür 70 Mark zu zahlen hatte. Wie den Städten hierbei die Verpflichtung auferlegt wird, alle Baukosten für die Brod-, Fleisch- und Schuhbänke zu übernehmen, so erhalten sie auch das Recht, die Zinsen zu erhöhen und einzurichten, wie es ihnen beliebe. Durch die Handhabung solcher Befugnisse vermehrte sich die Autonomie des Rathes den Gewerken gegenüber.

Was aber vornehmlich das Selbstgefühl der städtischen Obrigkeiten erhöhte, war, daß sie von den Hochmeistern auch zuweilen zu Berathungen über allgemeine Landesangelegenheiten berufen wurden. Diese Tage der Städte sind der erste Anfang der landständischen Verfassung in Preußen und verdienen deshalb Berücksichtigung. Die erste Spur finde ich in einer Urkunde des Großmeisters Heinrich von Altenburg. Er meldet den Magistraten, daß er „cum aliquibus nostris conpreceptoribus et civibus pociorum Civitatum" in Elbing zusammengekommen sei, um Bestimmungen über die in dem Ordensstaate gleichmäßig einzuführenden Maaße und Gewichte zu treffen. Im Laufe des 14. Jahrhunderts wiederholen sich Spuren der Tage dieser Art häufiger: unsere Berichterstatter waren nicht immer so genau, sie von den Tagen der Hanse zu unterscheiden. Hier und da beweist schon der verhandelte Gegenstand, daß alle Städte vereinigt waren, wie z. B. als Konrad von Jungingen am St. Georgstag 1394

---

*) Voigt V, 543.

zu Marienburg eine für alle Städte und Länder zu erlassende Willkür vorgelegt.

Größere Bewegung kam aber in das Institut durch die Theilnahme der bedeutendsten Städte am Hansa-Bunde. Elbing gehörte ohne Zweifel schon 1293 dem Bunde an, neben ihm erscheinen Thorn, Kulm, Danzig, Königsberg und Braunsberg im Jahre 1340 als Bundesglieder**); bald nach dem Jahre 1350 werden sie häufiger erwähnt, ja einzelne erscheinen als Schiedsrichter in Bundesstreitigkeiten; sie genießen auf den allgemeinen Tagefahrten ein bedeutendes Ansehen. Bald wird es Sitte, daß sie ihre Interessen auf Berathungstagen zumeist zu Marienburg, zuweilen zu Danzig vertreten; gewöhnlich handelt es sich hierbei um die Beilegung von allerlei Irrungen, die aus dem Verkehr mit den verschiedenen Nationen entspringen, oder um die Maaßregeln, welche man während bedeutender Kriege zu nehmen hat. Der Hochmeister präsidirt meist auf diesen Tagen, wie eine große Menge von Verhandlungen, welche Voigt aus den Sammlungen hanseatischer Recesse excerpirt hat, beweisen. Von Winrich von Kniprode, Konrad von Wallenrod, Konrad von Jungingen wird gerühmt, daß sie den Handel des Landes beförderten, die Wünsche der Städte berücksichtigten. Als gegen Ende des Jahrhunderts die Befreiung der See von dem lästigen Raubgesindel die vorzüglichste Sorge der Hansa war, leisteten die preußischen Städte ansehnliche Hülfe. Konrad von Jungingen genehmigte 1395, daß man durch alle Städte eine Personal- und Vermögenssteuer ausschreibe, und ordnete zugleich eine neue Erhebung des Pfundzolles von den ein- und auslaufenden Schiffen an. Sie ist beiläufig der wahre Ursprung dieses Zolles, wenigstens ist derselbe nicht eher steuerrechtlich, obwohl er schon zu den Zeiten Kniprodes*) erwähnt wird und für eine kurze Zeit erhoben worden zu sein scheint. Der Hochmeister Michael Küchenmeister von Sternberg, ohne Zweifel begierig, diesem Zoll den bestmöglichsten Rechtsgrund zu sichern, nannte sich in den Verhandlungen des Jahres 1421 den vierten Hochmeister, der ihn fordere. Spätere Hochmeister mögen den Ertrag allerdings für ihre eigenen Zwecke gebraucht haben, und so ward seine Erhebung ein Hauptklagepunkt der Betheiligten: aber am Ende des 14. Jahrhunderts stand es damit in der That noch anders. Baten doch die Städte 1397 den Hochmeister, ihnen wiederum die Erlaubniß zur Einforderung desselben zu geben, rechneten sie doch sogar, wenn er nicht ausreichte, auf Zuschüsse aus seiner Kasse.

Allein so sehr sich die Hochmeister die Unterstützung des Handelsbetriebes der Städte angelegen sein ließen, so konnte es doch auch an Kon-

*) Voigt V, 194.

**) Vgl. Voigt V, 197 und Sartorius, Gesch. des Hanseat. Bundes II, 492; 520.

flikten der Interessen des Ordens und der Hanse nicht fehlen. So hatten die Hansestädte Preußens, als Bevollmächtigte ihrer Bundesgenossen bei ihnen erschienen waren, sich auf einer Versammlung zu Elbing 1367 als Feinde des Königs Waldemar von Dänemark erklärt und waren bald darauf der bekannten Kölnischen Konföderation gegen diesen beigetreten, während doch der Dänenkönig in engem Bunde mit Winrich stand, ja sogar 1370, aus seinem Reiche entflohen, sich auf der Marienburg als Gast aufhielt.

Daß Städte, welche in manchen Punkten unbedingt der Oberhoheit der Landesherrschaft unterlagen, in einer so wichtigen und unabhängigen Verbindung standen, für deren Zwecke sie Anstrengungen aller Art machten, trug einen Widerspruch in sich, welcher bald nicht ohne ernste Folgen bleiben konnte.

Es gab noch einen andern Punkt, an welchem der hier obwaltende Zwiespalt zum Ausbruch kam: der Orden selbst war ein Kaufmann geworden. In der Geschichte geistlicher Institute kommt es öfters vor, daß, wenn die höheren geistigen Interessen aufhören wirksam zu sein, besondere Vorliebe für die materiellen Beschäftigungen, namentlich für den Handel eintritt. Ursprünglich hatte der Orden bei seinen kaufmännischen Geschäften den Zweck, sich seine großen Bedürfnisse an Tuch und anderen Waaren aus erster Hand zu verschaffen; dann wollte er seltene Erzeugnisse des Landes, wie den Bernstein, zum besten Preise absetzen; endlich fing er an, den einheimischen Kaufleuten Gelder vorzuschießen, ihre Waaren als Pfand zu empfangen, diese dann selbst zu vertreiben. Zwei Großschäffer, der eine zu Danzig, der andere zu Marienburg seßhaft, leiteten diese Geschäfte; wir finden, daß Betriebskapitalien von 30—40,000 Mark Silbers in ihren Händen waren. Von jeher waren Monopole dieser Art dem Kaufmanne sehr empfindlich. Besonders mußten sie auffallen, wenn sie mit den Interessen der Städte geradezu collidirten. Gleich auf dem ersten Hansetage, den Wallenrod zu Marienburg hielt...., daß die Schäffer des Ordens bei der Getreideausfuhr begünstigt würden und bei der Vertheilung der Masse zahlungsunfähiger oder verstorbener Schuldner den Privatgläubiger übervortheilten. Wallenrod wollte, als die Hansestädte allen Verkehr mit den Flamändern abbrachen, diese Maßregel für seine Häfen nicht gelten lassen, weil der Handel des Ordens daranter leiden würde; die Fahrzeuge der Großschäffer weigerten sich unter Konrad von Jungingen, den Pfundzoll zu erlegen. Die Erbitterung, welche dies Alles in den Städten hervorbrachte, ist erklärlich. — Der Franziskanerlesemeister Detmar sagt in seiner bekannten Chronik geradezu, die Lande seien von den Rittern abgefallen, weil diese „Koplüde" geworden. Voigt theilt einen Brief des Deutschmeisters von 1397 mit, in welchem gemeldet wird, daß Danziger Kauf-

leute in Köln und Aachen bereits den Entschluß der Städte, die Herrschaft des Ordens abzuwerfen, geäußert hätten.

Indessen hatte sich der Adel nicht minder zu großer Bedeutung und im Gegensatze zum Orden entwickelt. Ein natürliches Band verknüpfte zuerst die aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands nach Preußen gekommenen Edelleute nicht, aber Gleichheit der Standesrechte bot die Veranlassung zu corporativen Einigungen. Eine bessere Grenze als die einzelnen willkürlich gezogenen Landesbezirke boten die Bischofstheile; auch waren natürlich eine Anzahl nebeneinander gesessener Adeliger, wenn sie sich verbanden, dem Bischof oder dem Orden gegenüber mächtiger. Zuerst finden wir daher in geistlichen Landen, und zwar besonders in Ermeland und in Pomesanien, geschlossene Corporationen: dagegen kann man weniger von einer adeligen Korporation in den alten Landschaften reden, höchstens daß einmal die Ritterschaft des Kulmerlandes oder die Lehnsleute in Natangen gemeinschaftlich handeln.

Der Adel scheidet sich vielmehr, wie wir bemerken, im 14. Jahrhundert nach Gebieten, von welchen das Riesenburgische, Osterrodische und Balgische erwähnt werden. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Abtheilungen von den Landesgerichten hergenommen wurden. Dies Institut der Landesgerichte, oder wie sie heißen, gehegete*) Landdinge, nicht eigentlich eine richterliche Behörde, sondern zur Regulirung aller das Landeigenthum betreffenden Angelegenheiten, z. B. des Güterverkaufes, der Grenzberichtigungen, der Vormundschaftsverhältnisse bestimmt, gab dem Adel vornehmlich eine corporative Entwickelung. Nicht allein der Landrichter war gewöhnlich ein Adeliger aus dem entsprechenden Bezirk, auch die große Mehrzahl der Schöppen gehörte diesem Stande an. Es war gebräuchlich, zwölf Schöppen zu berufen: in einem Verzeichniß aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts**) werden für das Landding zu Riesenburg 9 adelige Beisitzer ernannt, dann erst folgt der Schultheiß der Stadt; in dem Landding zu Wormditt waren sogar 11 adelige Schöppen. Wie es scheint, wählte der Adel des Bezirks die Schöppen, und sie wurden vom Orden bestätigt. Verschieden von diesem Institute ist das der Ritterbank, welches sich bei dem in Deutschland herrschenden Grundsatze, daß über Jeden nur Gleiche das Urtheil sprechen konnten, auch in Preußen als Kriminalgericht für den Ritterstand entwickelte.

Kam nun der Adel auf diese Weise empor, fühlte er sich bald mit dem Boden verwachsen und berufen, politische Rechte im Ordensstaate in Anspruch zu nehmen, so fehlte es ihm auch nicht an Grund zur Klage

*) Voigt VI, p. 624.
**) Voigt VI, 152.

gegen die Landesherrschaft. Seit Dietrich von Altenburg begann der Orden statt das Flämische das Magdeburgische Erbrecht zu ertheilen, zuerst vorzüglich in Pomerellen, wo es an die Stelle des Polnischen trat, dann auch in den anderen Landen. Es ist bekannt, daß dasselbe, schlechthin ertheilt*), die weiblichen Erben, und selbst „zu beider Kinder Rechte oder zu beiden Kunnen" verliehen, immer noch die Seitenverwandten ausschloß. Der Besitz ward dadurch unsicherer. Zudem waren im Laufe der Zeit zwei neue Abgaben hinzugekommen, das Wartgeld**) und das „Schalvenskorn." Sie wurden nicht gleich allgemein, sondern zuerst bei einzelnen Verbriefungen eingeführt. Der Orden forderte sie in der Zeit, als seine Kämpfe mit den heidnischen Litthauern die Aufstellung einer stattlichen Macht an der Grenze erheischten, von denen, deren gemessener Dienst sie nicht zum Kampf außerhalb der Grenzen verpflichtete. Der Name Schalvenskorn soll zeigen, daß diese Steuer zum Zweck einer Vertheidigung der Schalauischen Grenze erhoben wurde.

Sofern man nnu, durch die Erfahrung von der Nothwendigkeit überzeugt, sich bei einzelnen späteren Verbriefungen auf kulmisches oder preußisches Recht diese Leistungen versprechen ließ — das erste Beispiel ist von 1312 —, kann nichts dagegen eingewendet werden: forderte man sie aber von Besitzern, welche solche Bedingungen nicht eingegangen waren, so war dies eine offenbare Verletzung der allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätze dieser Zeit. Im Jahre 1379 weigern sich die Vasallen und Lehnsleute von Pomesanien gegen ihren Bischof, das Wartgeld ferner zu zahlen: zu einer Versammlung berufen, erklären sie, daß sie nach kulmischem Rechte nicht dazu verpflichtet seien. Sehr naiv antwortet ihnen der Bischof: „cum iure vestro Culmensi quantum adhuc nichil facere habemus." Endlich verpflichteten sie sich, daß ihre Untersassen jährlich das Geld bezahlen sollen, für welches Versprechen ihnen die Steuer auf das vergangene und laufende Jahr erlassen wird: zugleich das erste Beispiel in Preußen, daß der Adel nicht in Folge einer Verbriefung, sondern durch förmliche Bewilligung eine Last auf seine Untersassen wälzte.

Der Widerstand gegen diese Abgaben wird aber allgemeiner: 1407 weigern sich Ritter und Knechte, sie ferner zu erlegen.

Konrad von Jungingen bewegt sie noch mit Mühe, daß sie sie wi=

*) Als sogenanntes Jus Magdeburgense oder Magdeburgicum simplex. Voigt VI, 598.

**) Eine Abgabe für diejenigen, deren Kriegsdienst nach dem kulmischen Recht nicht über die Landesgrenze hinausging. Voigt V, 301; vgl. VI, 653 ff.; das Schalvenskorn, oder Schalauische (Schalvische) Korn, eine Naturalleistung, durch welche die an der Schalauischen Grenze zum Wachtdienst aufgestellten Krieger unterhalten wurden. Voigt VI, 662.

der auf 3 Jahre bewilligen. Andere Abgaben finden sich nicht; der Nachricht des Lucas David (VII, 249) von der Accise auf Lebensmittel, welche Wallenrod aufgelegt haben soll (mit Rath der Gebietiger, auch Vorwilligung der Bischoffe und Prälaten), kann man, wie sie vorliegt, keinen Glauben schenken: die Bestimmung Konrads von Jungingen, „jerlich von der Hubenn ein viertels Roggens zur bespeysung der Schlosser zu liefern", bezieht sich wohl nur auf das Schalvenskorn.

Es ist nicht zu verkennen, daß ein Geist der Gewaltsamkeit und der Selbsthülfe unter dem Adel Preußens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, jener Zeit, wo überhaupt in Deutschland alle Verhältnisse sich in wilder Gährung lösen, herrschte. Die Gefangennehmung des Bischof Wicbold von Kulm, dem der Adel grollte, weil er die Erhebung eines vom Papst geforderten Zehnten beförderte, ist gewissermaßen ein Vorzeichen der späteren gewaltsamen Eingriffe. Die Verordnung von 1394, daß weder Ritter noch Knecht im Lande zu Berathungen mit mehr als 10 Pferden reiten, noch mit Armbrust oder anderen Waffen im Lande umherreisen und nicht eigenwillig Versammlungen anordnen solle, zeigt, was der Hochmeister befürchtete. Auch waren, wie überall, so in Preußen, Konflicte zwischen Städten und Adel häufig. Ritter und Knechte baten im Jahre 1398 um eine gesetzliche Verordnung, daß die Städtebewohner, wenn sie mit ihnen oder ihren Leuten in Streit geriethen, sie in den Städten nicht mit dem Gerichte bekümmern, sondern da zu Recht laden sollten, wo sie gesessen seien, wogegen sie versprachen, die Städtebewohner, wenn sie mit ihnen in Händel verfallen sollten, in den Städten vor Gericht zu laden.

Im Jahre 1397, bald nach der Anwesenheit des Grafen Eberhard von Würtemberg in Preußen, trat dann der Eidechsenbund zur gegenseitigen Vertheidigung seiner Theilnehmer in's Leben. Zwar war es in der Stiftungsurkunde ausdrücklich ausgesprochen, daß der Orden eine Vertheidigung gegen die Landesherrschaft nicht leisten dürfe, — allein wie bald gerieth diese Klausel in Vergessenheit.

Fragen wir nun, ob diese Gewalten der Städte und des Adels, jede für sich so bedeutend, jede durch eigenthümliche Entwickelung emporgekommen, bereits im 14. Jahrhunderts eine legale Repräsentation auf gemeinschaftlichen Landtagen hatte, so läßt sich dies aus unsern Dokumenten nicht ganz genau ermitteln. Das erste Beispiel einer aus mehreren Ständen gemischten Versammlung giebt das Kulmerland; denn jene Landesordnung, welche Siegfried von Feuchtwangen angeblich auf einer Versammlung der Komthure des Landes, des Adels und der vornehmsten Bürger aus den Städten 1310 zu Marienburg entworfen, ist ein verdächtiges Machwerk. Bei dem Streite mit dem Papst über die Erhebung des Peterpfennigs im

Kulmerland rief Werner von Orseln 1329 — wie er in der Urkunde sagt*) — milites, militares, feodales, Consules civitatum, oppidorum, senioresque terre Culmensis unacum multis plebanis ac clericis zusammen. Augenscheinlich handelte es sich neben einem Zeugnisse, welches der Hochmeister von seinen Unterthanen in seiner Redlichkeit zu erhalten wünschte, um eine Steuerbewilligung; erst auf einer zweiten Versammlung 1330 gaben „consules, seniores populi ac communitas terre Culmensis et illius partis terre Pomeranie“ nach; ein kulmischer Rathsherr überreichte die gesammte Steuer dem Bischof von Kulm.

Lange Zeit vergeht, ehe Ritter, Knechte und Städte in allgemeinen Landesangelegenheiten genannt werden: erst im letzten Jahrzehend des Jahrhunderts scheint dies Regel zu werden. Denn während das Gesetz über die Zinsenordnung und die Geldaufnahme auf unbewegliches Gut, der Rentekauf, eine Hypothekenordnung, wie wir es ausdrücken würden, 1386 von Konrad Zöllner von Rotenstein nur mit Rath der Gebietiger, Bischöfe und Aebte erlassen ist, erfolgt die Bestimmung durch Konrad von Jungingen 1397, nach der er über den Rentekauf**) „zu Rahte worden mit unsern gebietgern, prelaten, Rittern und Knechten und steten unsers landis“; 1394 wird ein Gesetz, „um bete Ritter und Knechte, Stete und des gemeynen Landes“ erlassen; 1408 hören wir wieder von gemeinsamen Bitten des Landes und der Städte, welche auf der Tagfahrt zu Marienburg vorgetragen werden. Ritter und Knechte erscheinen bei Verhandlungen mit auswärtigen Mächten auf den Ruf des Hochmeisters, — wichtige Staatsverträge, wie z. B. im Jahre 1386 der Bund mit Pommern***), sind aber auch den Städten zur Bestätigung vorgelegt worden. Es ist, wie wir an allen Punkten sehen, der Moment gekommen, wo diese ständische Gewalt anerkannt werden muß.

Schlimm genug für den Orden, daß kein Geist der Treue gegen diesen die Stände beseelt, daß sie vielmehr, wenn sie emporkommen, seine Existenz bedrohen. Eine von Außen erlittene Niederlage konnte — das mußte auch den Zeitgenossen einleuchten — diesen Umschwung bewirken, die Stände aus Bittenden zu Befehlenden machen.

Der Sieg bei Tannenberg reichte hin, diese ganze Entwickelung zur Reife zu bringen.

*) Voigt IV, p. 453.
**) Voigt VI, p. 152.
***) Voigt V, p. 484.

II. Recensionen und Anzeigen neu erschienener Bücher.

Karl Ritter. Ein Lebensbild, nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von G. Kramer, Direktor der Frankeschen Stiftungen zu Halle. Erster Theil 1864. Zweiter Theil 1870. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Die richtige Verbindung in Schilderung des Familienlebens und gerechter Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen mit lichtvoller Hervorhebung der letzteren findet sich in Lebensbeschreibungen nur selten, und vor Allem wird dem Streben nach strenger Objectivität, welches den Künstler, resp. den Verfasser möglichst wenig hervortreten lassen soll, bei Weitem nicht genug Rechnung getragen, Fehler, welche sich auch bei dem vorliegenden Werke bemerkbar machen. Kramer, ein Schwager Ritter's, hat seine schwierige Aufgabe auf pietätvolle Weise zu lösen gesucht, ohne daß es ihm in dem ersten Theile des Werkes gelingt, dasselbe Gefühl in der Brust des vorher mit Ritter noch nicht vertrauten Lesers durch die plastische Darstellung erwachsen zu lassen, der Leser vielmehr nur den Eindruck von der großen Verehrung des Verfassers für jenen gewinnt. Besonders peinlich macht sich der Mangel an Objectivität darin bemerkbar, daß der Verfasser Ritter in verschiedenen Lebensphasen als noch nicht auf dem richtigen christlichen Standpunkt angekommen bezeichnet. Dieser unberechtigten Kritik Kramers gegenüber ist es wohl gestattet, darauf hinzuweisen, daß ein forschender Geist, wie der seines Schwagers, bei sonst anerkannt tiefer, religiöser Grundstimmung sich nicht zufrieden geben durfte mit der einmal gewonnenen Ansicht, sondern stets im Wachsthum verharren mußte, um sich selber zu genügen. Im Uebrigen ist die Arbeit eine schätzbare Bereicherung der biographischen Literatur. In zehn größeren Abschnitten wird uns das Lebensbild Ritters dargestellt, aber die Ausführlichkeit dieser Abschnitte entspricht nicht eben der Wichtigkeit des behandelten Inhalts: etwas stiefmütterlich im Vergleich zu der weitausgesponnenen Jugend- und Entwickelungsgeschichte ist auf die Lehrthätigkeit und das Leben als Schrift-

steller und Gelehrter nur ein Raum von 68 Seiten verwendet. Sehr schätzenswerth ist es, daß der Verfasser sich meist auf eigene Aussprüche oder Briefe Karl Ritter's bezieht. Dieser, im Jahre 1779 als Sohn eines Arztes zu Quedlinburg geboren, verliert schon im sechsten Lebensjahre den Vater, worauf er und ein älterer Bruder von Salzmann in die nach Rousseau'schen Principien gegründete Anstalt Schnepfenthal als erste Pfleglinge aufgenommen werden. Dort mit offnem Blick für die Natur unter steter Berücksichtigung der durch sie gebotenen Lehrmittel erzogen, ward er befähigt, alle die verschiedenen in das Gebiet der Geographie eingreifenden Specialwissenschaften gründlich kennen zu lernen. Durch die Munificenz des Frankfurter Banquiers Hollweg, der sich in ihm einen Erzieher für seine Söhne heranzubilden wünschte, mit den nöthigen Mitteln versehen, besuchte er die Universität Halle und lebte dann von 1798 bis 1813 als Genosse dieses Hauses, sich und seine Zöglinge zu strebsamen Menschen ausbildend. Trotz einer Menge widriger, die Zeit beschränkender und den Sinn beengender Umstände faßte er hier schon die großartige Idee, die Erdkunde nach neuen Principien zu behandeln. Zunächst nur darauf bedacht, die Geographie zu einer methodischen Schuldisciplin zu erheben, kam er endlich dahin, „nicht, wie es bisher geschehen, die größte Menge von Materialien und die unendliche Mannigfaltigkeit und den überschwenglichen Reichthum dieses Fachs zu sammeln und zu ordnen, sondern die allgemeinen Gesetze, welche aller dieser Mannigfaltigkeit zu Grunde liegen, aufzusuchen, in jeder einzelnen Thatsache nachzuweisen und so auf dem rein historischen Wege die große Einheit und Harmonie in der scheinbaren Vielheit und Willkür auf der Oberfläche unseres Erdballs und in seinen Verhältnissen zu Natur- und Menschenwelt nachzuweisen." Hierdurch entsteht nun eine allgemeine physikalische Geographie, auf deren Einfluß sich die große Mannigfaltigkeit der Dinge und der Völker und der Menschen auf der Erde erzeugt, verwandelt, verbreitet, fortbildet. Nach vielen Reisen und sechsjährigem Aufenthalt in Göttingen, wohin er anfänglich zur Leitung seines Zöglings, des späteren Cultusministers v. Bethmann-Hollweg, gegangen war, erhielt er eine Anstellung am Gymnasium zu Frankfurt a. M., welche seinem frei forschenden und nach bestimmten pädagogischen Grundsätzen handelnden Sinne nicht entsprach, weshalb er im Jahre 1820 einem Rufe, als Professor der Universität und der Kriegsschule nach Berlin zu kommen, gern Folge leistete. Erhebend ist es zu verfolgen, mit welch strenger Rechtlichkeit er die vielfach an ihn ergangenen Berufungen prüfte und ausschlug, sobald er sie nicht als fruchtbringend für beide Theile erkannte: so blieb er einer Thätigkeit vorbehalten, welche ihm und der Welt in gleicher Weise nützen sollte. Als Lehrer an der Kriegsschule wußte er die ganze Anstalt dadurch zu

heben, daß er nachwies, „wie der Unterricht kein Elementar-, kein Schulunterricht sein dürfe, sondern ein akademischer, dessen Ziel nicht compendiarisches Wissen und Erlernen von Disciplinen, sondern die Vervollständigung des Wissens, die Wissenschaft sei." Dem entsprechend hat er dreiunddreißig Jahre an dieser Anstalt gewirkt und sich tüchtige Schüler herangezogen, unter denen die Namen von Moltke, Roon, Sydow, Beitzke, Canstein einen guten Klang haben. Einer von diesen Männern nimmt nicht Anstand auszusprechen: „Wenn eine Zeitlang gutes militairgeographisches Wissen die preußische Armee vor allen andern auszeichnete, so war dies die Frucht Ritter's", eine Wahrheit, die dem Beschauer der sich jetzt vollziehenden Ereignisse besonders nahe tritt.

Einen weniger auf die Heranbildung praktischer Geographen gerichteten Einfluß hatte Ritter's Wirksamkeit als Lehrer der Universität. Es fehlte der Mehrzahl seiner dortigen Zuhörer jene aus dem unmittelbaren Lebensberuf hervorgehende Beziehung zur Erdkunde, welche bei dem Militairstand vorhanden ist; und es war fast ausschließlich ein allgemeines wissenschaftliches Interesse, welches ihm Studirende aus den verschiedensten Fakultäten und überhaupt Zuhörer aus allen Lebenskreisen zuführte. Die Stellung als Studiendirektor des Kadettenkorps behielt er nur kurze Zeit, da er seit 1830 zu Gunsten seiner wissenschaftlichen Arbeiten auf Beschränkung seiner Amtspflichten bedacht war; zumal die hauptsächlich durch ihn in's Leben gerufene geographische Gesellschaft in Berlin ihn vielfach beschäftigte und er auch sonst durch bereitwillige Uebernahme von Vorträgen immer weiteren Kreisen Einblick in die von ihm erschlossene Welt verschaffte, andererseits sein leider unvollendet gebliebenes Hauptwerk, „die allgemeine Erdkunde", seine ganze Zeit in Anspruch nahm. „Obgleich nun Ritter weder ein vollständiges Lehrbuch noch ein Compendium geschrieben, so hat er doch in seinen Vorträgen an der Kriegsschule und an der Universität zu Berlin, sowie mit seinen zahlreichen geographischen Abhandlungen klassische Vorbilder für die Abfassung solcher Werke geliefert." Aber besonders möchten wir noch hervorheben, daß er auch als Mensch sich in würdigster Weise bewährte und nachwies, daß man schon allein durch sein Wesen in der förderlichsten und eingreifendsten Weise für die Entwickelung des Geisteslebens wirken könne. Er war kein Gelehrter im Sinne des vorigen Jahrhunderts, kein Polyhistor im gewöhnlichen Sinne, sondern er war ein Mann von tiefem Gemüthe, ein Mann von kindlich reiner Bestrebung, der überall den Gedanken oder den Geist aus der umhüllenden Schale der physischen Erscheinung hervorzuheben und zum Objecte zu bestimmen bemüht war.

Der etwas kurze Abschnitt des zweiten Bandes, welcher uns Ritter als Gelehrten und Schriftsteller vorführt, gewährt uns demohngeachtet ein

schönes, würdiges Bild von seiner umfassenden Thätigkeit; und dem, der dem bedeutenden Manne nah zu treten wünscht, ist in dem vorliegenden Buche ein gutes Mittel an die Hand gegeben; auch wird dem Specialforscher der Erdkunde durch die Beigabe vortrefflich ausgewählter Reisebriefe ein zum Theil noch nicht ausgenutztes Material dargeboten.

Konrad Schottmüller.

Straßburg eine deutsche Stadt. Rede zur Feier des 18. Oktober 1870 in der Aula des Johanneums in Hamburg gehalten von Wilhelm Baur. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

Der Verfasser feiert in dieser Rede Straßburg als deutsche Stadt. Die mittelhochdeutsche Dichtung, die gothische Baukunst, die deutsche Mystik, der Humanismus, die Reformation, der Pietismus, endlich die deutsche Dichtung in Goethe's Tagen, das sind auch die Zeiten, sagt der Verfasser (im Vorwort S. 4), in denen Straßburg seinen deutschen Charakter bewiesen hat. Unsere erste literarische Blüthe ist im Elsaß durch die glänzende Erscheinung Gottfried's von Straßburg vertreten. In seiner ganzen Reinheit und Kraft tritt der deutsche Charakter hervor in Erwin von Steinbach's Riesenwerk. Die deutsche Mystik hat keinen trefflicheren Vertreter aufzuweisen, als Johannes Tauler, der als Dominikaner zu Straßburg lebte. Der deutsche Humanismus vor der Reformation wird vertreten durch Gailer von Kaisersberg, der 33 Jahre lang im Straßburger Münster predigte, durch Jacob Wimpfeling, der in seiner Schrift „Germania" bewies, daß Gallien nie sich bis an den Rhein erstreckt habe, und durch Sebastian Brandt, der als Rechtskonsulent seiner Vaterstadt Straßburg, sowie in seinen Schriften eine echt deutsche Gesinnung an den Tag legte. Zu Luther's Lehre bekannte sich Straßburg am 1. Dezember 1523, und vier Tage später schloß der Pfarrer bei der Münstergemeinde, Matthäus Zell, seinen Ehebund mit Katharina Schütz; dies Ehepaar war der Mittelpunkt des evangelischen Lebens daselbst. Jacob Sturm von Sturmeck, 1489 ebenda geboren, vertrat auf Reichstagen die Sache Straßburgs in echt deutschem Sinne. Hier studirte Philipp Jacob Spener, der Gründer des sogenannten Pietismus. Eine deutsche Stadt blieb im Großen und Ganzen Straßburg auch unter französischer Gewalt, und wenn auch im vorigen Jahrhundert das französische Wesen namentlich in die Bildung der höheren Stände eingedrungen war, so fand doch Goethe, der gerade vor hundert Jahren in Straßburgs Mauern einzog, daselbst deutschen Boden und deutsches Leben. — Wer

sollte die Gesinnungen, die in der trefflichen Rede ausgesprochen sind, nicht theilen, wer nicht miteinstimmen in den Wunsch des Verfassers (S. 4): „Möchte von heute an wieder Straßburgs Puls mit dem des gesammten Deutschlands in frischer Lebensbewegung wieder zusammengehen!" — Druckfehler sind: S. 20, Z. 6, wo statt 1550 1450 und ebendaselbst Z. 7, wo statt 1758 1458; S. 21, Z. 14, wo statt den es denn heißen muß.

A. Wolff.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Graf Bismarck und die deutsche Nation.

I.

Bis 1848.

Das Geistesbild eines Lebenden zeichnen, der mitten im Wirken steht, wird oft Vermessenheit geheißen. Wer weiß, was der Thätige erreichen, was noch wider sich heraufbeschwören mag? Erst die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Gericht aber ist Erkenntniß und Erkenntniß ist Gericht. Darum wehren uns diese Vorsichtigen das Verständniß der Lebenden. Aber schon Göthe lehrte, daß die Wirkung jeder That, und mit ihr die Gegenwirkung in's Unendliche reicht. Das Weltgericht der Weltgeschichte beginnt entweder mit dem Leben oder niemals. Denn das wahre Leben hört nie auf. Es gab bis vor kurzem noch Leute, und vor 1866 hörte man viel auf sie, welche meinten, die Aufrichtung einer habsburgischen Herrschaft in Deutschland werde beweisen, daß das Leben Friedrichs des Großen nur ein schädliches Intermezzo der deutschen Geschichte gewesen sei. So lange sie noch wirkt, ist keine That endgültig. Darum tritt jener Vorsicht eine andere Forderung entgegen, uns Deutschen unter Lessing's gebietendem Namen geläufig: nur was man erlebt, soll man beschreiben; nur der Mitlebende versteht den Lebenden. In Wahrheit: wissen jene Vorsichtigen denn, ob in der äußerlichen Summe der Thaten die Seele eines Mannes aufgeht? Sind Zufall und Hemmung nicht in Anschlag zu bringen? Helfen jene, neuerdings wieder beliebten Charakteristiken wohl den wirklichen Menschengeist verstehen, die den äußeren Lebensgang in psychologische Eigenschaften zurückübersetzen? Zu ringen mit dem Geschick ist Menschenarbeit, und wenn Niemand an die Tüchtigkeit glaubt, die Nichts gestaltet, so bleibt es doch oberflächlich, immer und überall die äußere That als den erschöpfenden Ausdruck der inneren Natur zu nehmen.

Wo diese in großen Zügen sich nicht offenbaren kann, offenbart sie sich in tausend kleinen Dingen dem Zeitgenossen, wenn dieser aufzumerken und zu deuten versteht.

Unsere bescheidene Aufgabe ist nicht, den eben berührten Streit zu schlichten. Wir wollen nur einen Lebenden dem Verständniß der Lebenden näher bringen, die von ihm zu empfangen und ihm zu geben haben. Hängt die Frucht aller gegenseitigen Einwirkung doch vom Verständniß und seinen Graden ab. Die Zeitgenossen gehen an einer ungewöhnlichen Erscheinung oft darum ohne Verständniß vorüber, weil sie wirklich ist. Verstehen heißt die Möglichkeit einsehen. Wozu die Möglichkeit begreifen von dem, was wirklich ist? Was man sieht, das glaubt man auch. Anders die Nachwelt. Für sie ist die Wirklichkeit vergangen. Kann sie die Möglichkeit nicht fassen, so verweist sie das Wirkliche in die Fabel, sie glaubt keinem Bericht, sie glaubt keiner Nachwirkung, und übt darin die Pflicht des Geistes, welche die Zeitgenossen, in sinnlicher Gegenwart befangen, versäumt haben.

Das Unverstandene bleibt uns fremd. Daher wird ein großes Leben oft mitten in seiner Zeit zum Mythus, oder zu einer anekdotenhaft wunderlichen Erscheinung bloß darum, weil die oberflächlichste Deutung genügt für das, was nicht zu bezweifeln ist, da man es vor Augen sieht, während doch dieses Sehen nur dürftige Bruchstücke umfaßt. Sieht doch das sinnliche Auge sogar nur dadurch die Körper, daß Urtheil und Schluß den Gesichtssinn leiten.

Daß ein allgekannter Mann besser erkannt werde, dazu beizutragen setzt sich die nachfolgende Skizze vor.

An der Schwelle dieser Laufbahn, wie sie dem gewöhnlichen Auge der Zeitgenossen erscheint, erblicken wir den Junker, der mit vorurtheilerfülltem Haß sich abwendet von den besten Männern, von den besten Regungen seiner Zeit: hinter der Schwelle steht der geniale Mann, der, aufgereizt durch ein persönliches Begegniß, den unaufgeblichsten und unerreichbarsten Wunsch seines Volkes plötzlich mit gewaltiger That in die Wirklichkeit reißt. Dabei aber bleibt dieser Mann in seinem Wesen der Junker oder die despotisch geartete Natur, wie sie nur frühere Jahrhunderte ertrugen, der seine Zeit und alle ihre edlen und hohen Ideale nicht verstehen mag oder kann, ihrer Größe sich nicht beugen will. Daher darf man ihn bewundern, wenn man muß, aber man soll ohne Unterlaß vor ihm auf der Hut sein, ihn oft bekämpfen, ihn stets beschränken. Das Unerläßliche wird er schon durchsetzen, die Gefahr ist bloß, daß er auch seine Launen erzwingt. Ueberdies, was wären die Politiker der Gegenwart, wenn sie stets ihm folgten? Nur wenn sie ihm entgegentreten, sind sie bemerkbar, sind sie überhaupt etwas.

Seltsames Zeitalter! Das Wunder von Damaskus darf sich nicht zugetragen haben, weil Niemand plötzlich aus einem Saulus ein Paulus wird. Was vor 1800 Jahren eine göttliche Erscheinung, als Vision aus dem bis dahin sich selbst verborgenen Innern mit Einem Male aufsteigend, nicht bewirkt haben darf, das soll im neunzehnten Jahrhundert eine zur Unzeit angezündete Cigarre oder etwas dergleichen zu bewirken im Stande gewesen sein.

Was hat es mit dem Junker auf sich?

Erinnern wir, die als Preußen seit dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts die ersten Jugendeindrücke in Bezug auf den Staat empfingen, uns einmal, wie diese Eindrücke beschaffen waren. Der burschenschaftliche Geist, dieser im nationalen Gemüth forttönende Nachklang der Befreiungskriege, wurde nur in wenigen Familien, deren Häupter oder erwachsene Angehörige von ihm berührt waren, auf das heranwachsende Geschlecht übertragen. Auf den Universitäten erhielt er sich unter mehr und mehr barocken Formen trotz aller Verfolgung. Aber Jünglinge von selbständig geartetem Wesen konnten von ihm nur ergriffen werden, wenn eigenthümliche Vorbedingungen der Erziehung und ersten Lebenseindrücke vorhanden gewesen waren. In den gebildeten Ständen des damaligen Preußen, die ihrem Staat anhingen, stand das politische Gefühl ganz unter dem Eindruck der durchlebten furchtbaren Zeit, der Mißhandlung von Staat und Volk, und der glorreichen Rettung. Der Dränger des Vaterlandes war das Kind und der Erbe der französischen Revolution gewesen. Dieses Ereigniß stand vor Allem im Lichte der greulichen Leidenschaften, die es befleckt haben, und die jedes gesunde sittliche Gefühl in alle Ewigkeit zurückstoßen werden. Bald kamen damals in Deutschland Zeiten, und sehr wahrscheinlich werden sie in verschiedenen Epochen bei verschiedenen Völkern sich wiederholen, welche sich an dem idealen Zug, der dieser Bewegung in den ersten Stadien beigemischt war, an der muthigen Folgerichtigkeit in der Durchführung anscheinender Vernunftsätze, und selbst an ihrem Haß gegen den Druck, welchen die historischen Verhältnisse auf die sich frei dünkende Menschennatur üben, berauschten. Eine solche Epoche kehrte für einen Theil der gebildeten Stände Deutschlands mit dem Jahre 1830 wieder. Bis dahin empfing das jugendliche Gemüth von jener Weltbegebenheit nur den Eindruck der entsetzlichen Wildheit, bis zu welcher die menschliche Natur, von wahnwitzigen Lehren aufgeregt, in allen bösen Leidenschaften entfesselt, sich phantastisch steigernd, sinken kann. Dagegen erschien der heimische Staat, geadelt durch eine Erhebung voll Treue und schlichten Heldenmuth ohne Gleichen, in seiner Neugestaltung als ein Muster der Ordnung, Gerechtigkeit und einsichtsvoller Förderung aller physischen und geistigen Güter. Als nun die Julirevolution in weiten

Kreisen eine entgegengesetzte Sinnesart verbreitete, da war dieselbe doch mit Schein aller Art so durchsetzt, daß der Wahrheitskern nach vielen Jahren kaum der historischen Betrachtung deutlich wahrnehmbar ist, aber gewiß nicht dem Theil der Zeitgenossen zugänglich sein konnte, welche durch Geistesanlage oder Lebenseinflüsse vor den Täuschungen bewahrt blieben, die den Kern vielschichtig umhüllten. Der altburschenschaftliche Geist verschwand damals, das deutsche Volksthum erschien als eine romantische Illusion. Dafür Nachahmung all' der Thorheiten und Phantastereien, welche der unüberwundene Gährungstoff der ersten französischen Revolution auf seinem heimischen Boden unter neuen Bedingungen der Gesellschaft und Literatur erzeugte. Saint Simonismus, Emancipation des Fleisches, bald Socialismus und Communismus, Anbetung der Blouse, sogar der Gebeine von St. Helena, alles fand seinen Weg nach Deutschland. Wie konnte ein Geist von gesunder Anlage, durch Abstammung und Erziehung dem preußischen Staat besonders nahegestellt, diesen fremd eindringenden Wahnbildern gegenüber sich anders als abwehrend, ironisch, unwillig verhalten? Die Bekehrung zum Liberalismus ist damals manchem Sinn schwer geworden, dem keinerlei Lebensverhältnisse irgend eine Voreingenommenheit nahelegten. Einem gewissenhaften Verstand waren die Fragen schwer zu beantworten: worin liegt das Verbrechen des bestehenden Staates; worin liegt das Wohlthätige der neuen Ideale, und wie zeigt sich ihre Möglichkeit?

Seit dem Jahre 1840 wurde die Bewegung des deutschen Liberalismus ungestümer und radikaler, aber auch vielseitiger, so daß ihr inneres Recht, ihre Begründung in der Entwickelung des Völkerlebens, und namentlich des deutschen Lebens, deutlicher hervortraten. Unverkennbar sprang jetzt der dreifache Mangel des bestehenden Zustandes in die Augen, der dem unparteiischen Sinn seine Unhaltbarkeit zweifellos machte. Der Zollverein, die verdienstvolle Schöpfung der preußischen Staatslenkung, ließ endlich die materielle Hervorbringung der Nation wieder erstarken, die Verpflanzung des neuen Verkehrsmittels, der Eisenbahnen, auf deutschen Boden verhieß noch kräftigeren, ungewohnten Aufschwung. Da zeigte sich, daß die Bahnen dieser materiellen Entwickelung, ihrer Natur nach zusammengesetzt aus vielfach sich bald verflechtenden, bald einander widerstrebenden Linien, unmöglich durch ein außerhalb dieser Bewegung stehendes Beamtenthum noch gelenkt werden konnten. Und wäre die richtige Lenkung von einem solchen Standort möglich gewesen, so war es doch unmöglich, die Betheiligten zu überzeugen, daß die Lenkung nach unbekannten Gesichtspunkten das Richtige treffe.

Der zweite Mangel des bestehenden Zustandes war, daß er dem Geistesleben der Nation die Frucht versagte, in welcher alles Glück und

Hochgefühl der Völker beschlossen liegt, die praktische Betheiligung am eignen Gemeinwesen. Deutschland hatte soeben einen der seltenen Blüthepunkte der Menschheit erlebt, welche die köstliche Verheißung aufsteigenden Völkerlebens sind, eine klassische Epoche in Poesie und Wissenschaft. Nun sollte dem deutschen Geist nicht vergönnt sein, diesen hohen Besitz der Erkenntniß und des Gefühls selbstthätig in sittlichen Werken zu entfalten. Damals predigten die Jünger der klassischen Zeit, daß die Freiheit nicht eine Forderung der materiellen Zustände — daß sie jedoch auch dieses sei, wurde aus dem Lager des Verkehrs bewiesen — sondern vor Allem eine Forderung der Bildung und sittlichen Würde sei.

Der dritte und, der Wirkung auf die damalige Zeit nach, erschreckendste Mangel des bestehenden Zustandes war, daß er die deutsche Nation, diese Erbin so heiliger Geistesgüter, in die Gefahr der unaufhaltsamen Schwächung und des Unterganges brachte. Im Westen die französische Nation von neuen Ideen gehoben, aber auch von unheimlichen Leidenschaften getrieben; im Osten der russische Koloß, wie damals der stehende Ausdruck lautete, in weiten Bogen, wie man glaubte, um Deutschland seine Minen ziehend und ihm die Lebensadern verschüttend. Zwischen solchen Nachbarn Deutschland in dem Elend der Kleinstaaterei und unfreier Staatsformen erliegend, jeder Weg zu glücklicher Kraftentfaltung nach Außen versperrt, jeder politischen Achtung im Auslande baar, Geist und Erfindungskraft zu Hause in hoffnungslosen Versuchen sich aufreibend, durch zahllose Schaaren von Auswanderern alljährlich um unwiederbringliche Werthe an Kapital und Menschenkraft geschwächt. Die alte unvergleichliche Streitbarkeit der Nation in Preußen unverhältnißmäßig angespannt, sonst überall vernachlässigt, die ganze deutsche Heereskraft in den Dienst einer bis zum Aberglauben geistlosen, von der Triebfeder des dynastischen Egoismus allein bewegten Tendenzpolitik gestellt. Die Nation, auf die Fragen ihres eigenen Bestandes ohne Einfluß, mit dem Bewußtsein, daß für diesen Bestand und alles Hohe, was daran geknüpft, an den leitenden Stellen selten ein Herz schlage, und wo allenfalls ein Herz, daß diesem der große vorurtheilslose Blick und der männliche Entschluß fehle. Es war ein Zustand der Schwüle, der die Nation krankhaft aufregte. Selten ist ein Volk in dem Grade von dem Glauben beherrscht gewesen, von den Hütern seiner Geschicke verlassen und verrathen zu sein. In Preußen, wo solchen Befürchtungen Vieles widersprach, konnte die öffentliche Meinung sich doch nicht verhehlen, daß der Staat in das deutsche Schicksal verflochten war: unter Zwerggebilden eine unausgewachsene Bildung, die politische Unselbständigkeit der Kleinstaaten halb freiwillig, halb gezwungen theilend. Die allgemeine Aufregung erreichte den höchsten Grad, als eine rückläufige kirchliche Wendung, vom Staat bewirkt, den

einzigen und letzten Stolz der Deutschen, ihre wissenschaftliche Gedankenwelt zu bedrohen sich anschickte. So kam es, daß bei im Ganzen blühenden materiellen Zuständen, unter Verwaltungen, die zum Theil lobenswerth erschienen, in Preußen aber als die beste, welche je ein Staat sein Eigen genannt hat, alle schlimmen und alle guten Regungen in den gebildeten Ständen der Nation im allgemeinen Wetteifer, wie ihn die seltensten Epochen zeigen, gegen die bestehende Staatsordnung sich kehrten.

Wie konnte dieser Zustand auf einen heranreifenden Mann wirken, aus altadligem Geschlecht, durch Ueberlieferung und Hoffnung mit dem preußischen Staat eng verbunden, in den regierenden Stand desselben einzutreten durch Geburt aufgefordert? Denken wir uns die freieste geistige Anlage, die weittragendste Vorahnung politischer Geschicke. Ein solcher Sinn mochte die unsichere Lage Deutschlands, von welchem Preußen nicht zu trennen war, bald genug erkennen. Aber wo konnte er die Abhülfe suchen, als auf dem Stuhl der Herrscher, in königlichen Gedanken und Maßregeln, eingeleitet, geweckt oder bestätigt im Rathe des Königs? Und wo anders noch höchstens, als bei dem regierenden Stand, in dem weiteren Kreise der höchsten Staatsdiener? Fehlte hier das Verständniß der neuen Lage des Staats, wie sie sich gefahrvoll, aber auch hoffnungsreich für einen kraftbewußten Geist heranbildete, so durfte ein solcher Mann mit vollem Recht sich sagen, daß er und vielleicht mancher Andere seines Gleichen dazu geboren seien, im richtigen Augenblick dem Staat zu leisten, was ihre Vorfahren geleistet. Darauf aber konnte ein solcher Mann nimmermehr verfallen, daß man einer formlosen, widerspruchsvollen Gährung, welche unter ausländischem Einfluß die gebildeten Stände ergriffen, freien Lauf lassen müsse, um dem Staat neue Kraft zuzuführen. Den Idealismus eines edleren Lebensgefühls, welcher jener Gährung beigemischt war, mochte ein solcher Mann im eigenen Herzen finden. Ihm war der Weg nicht verschlossen, oder schien wenigstens nicht verschlossen, dieses Gefühl in Thaten für seinen Staat auszuprägen. Noch weniger konnten ihn die materiellen Interessen mit ihrer Verwirrung und ihren Klagen gegen den bestehenden Zustand einnehmen. Der Verkehr war im augenscheinlichen Wachsthum begriffen, seine Ansprüche, hier Schutzzoll, hier Freihandel, hier Socialismus, hier Entfesselung von allem und jedem Staatseinfluß, schienen einen unauflöslichen Widerspruch zu bilden, den man am wenigsten sich selbst überlassen dürfe.

Der Mangel, den man selbst fühlt, ist der beste Lehrmeister. Konnte ein preußischer Aristokrat im jugendlichen Lebensalter vor dreißig Jahren die Mängel des damaligen Zustandes weniger fühlen, als der Angehörige einer der mannigfaltigen Schichten des Bürgerthums, so hätte der erstere die Bewegung, welche durch das Bürgerthum ging, doch vielleicht gewür-

digt, wenn sie eine faßbare Gestalt getragen hätte. Ein klares Ziel und übereinstimmende Mittel, ein heller Glaube und einheitliche Gründe wirken auf den widerstrebenden Sinn, dem ein fähiger Verstand innewohnt; sie zwingen wenigsten zum Nachdenken. Was aber verlangte die damalige Gährung? Man hätte sagen können: die unbegrenzte Freiheit der Bewegung für ein Chaos; wenn nicht viele der gährenden Elemente, selbst vor dem Chaos erschrocken, die unbegrenzte Freiheit verworfen hätten, wenn nicht andere, während sie noch die Fesseln trugen, schon die Herrschaft für sich gefordert hätten. Schwerlich kann man die Vorstellung verargen, welche sich damals bildete, wenn sie auch einen unauflöslichen Widerspruch enthielt, daß die Heilung der krankhaften Triebe jeder eingreifenden, namentlich jeder befreienden Reform vorangehen müsse. Es haben damals einzelne Männer der preußischen Aristokratie der Zeitrichtung, welche das Verlangen nach freier Staatsform aus sittlichem Idealismus stellte, sich angeschlossen. Sie haben es unter dem Einfluß der in ihren Familien lebendigen Tradition des humanen Ideals der klassischen Zeit gethan. Sie sind die geachteten Kämpfer einer edlen Sache geworden, aber sie haben den Zug, dem sie folgten, nicht gestalten können. Die Geistesanlage der schöpferischen Praxis trägt mit dem Trieb der That stets den kritischen Scharfblick für die Bedingungen ihrer Möglichkeit in sich. Die Unmöglichkeit, den Inhalt der deutschen Bewegung in den vierziger Jahren praktisch zu ergreifen und als lebensfähiges Gebilde hinzustellen; auch nur zu unterscheiden, was an diesem Inhalt nachhaltiger Trieb und was kraftloser Schein: da liegt das aufgelöste Räthsel des Junkers Otto von Bismarck.

Immer krankhafter wurde der vergeblich in der Nation arbeitende Drang. Aus der Opposition gegen die kirchliche Rückschrittsbewegung entstand ein sittlicher Radikalismus, ein der deutschen Wissenschaft seltsam anstehender Haß gegen die Geschichte selbst, der schon heute ebenso abstoßend als unverständlich erscheint. Die damaligen Radikalen haben als Cyniker geendet. Der klägliche Ausgang hat gezeigt, daß dieser Radikalismus nichts als ein mühselig gewaltsam erzeugter Schaum gewesen.

Aber es ist der gefährliche Nachtheil eines Zustandes, in welchem der öffentliche Geist äußerlich gehemmt ist, daß keine an die Oberfläche tretende Erscheinung in Bezug auf ihre Tiefe und Verbreitung gewürdigt werden kann. Eine Lehre, die nie vergessen werden sollte. So wie der allgemeine Zustand damals war, mußten die hohlen Grimassen des Radikalismus einerseits erschrecken, andererseits die vorhandenen Gegensätze steigern. Denn die Einen suchten die Hilfe in der Freiheit, die Andern in der schärfer angespannten Herrschaft.

So trat der vereinigte Landtag in's Leben, eine schwer verkünstelte

Schöpfung, der dennoch die Schwüle, welche über der deutschen Nation lag, für einen Augenblick bedeutend erleichterte. Die würdevolle Haltung, der patriotische Sinn, die großen Gesichtspunkte, welche in den Verhandlungen einer Versammlung herrschten, die nach ihrem Wahlsystem so viele Kreise technischer und allgemeiner Bildung ausschloß, weckten die Ahnung, wie viel Geisteskraft und Würde der Gesinnung in der Nation vorhanden seien, vor deren Entfaltung die an den Tag gekommene Wüstheit verschwinden werde.

Auf dem vereinigten Landtag trat Otto von Bismarck zum ersten Male dem Drang seiner Zeit öffentlich gegenüber. Er erschien der damaligen Zeit als der gebildetste aber auch unzugänglichste Parteigänger des Absolutismus und aristokratischer Vorrechte. Die Schrift „das Buch vom Grafen Bismarck" erwähnt, daß derselbe nach Mittheilungen aus jener Zeit mit ziemlich liberalen Ansichten auf den vereinigten Landtag gekommen sei. Keinesfalls ist es der Liberalismus jener Zeit gewesen. Der damalige Bismarck mag dazu geneigt haben, in einem großen öffentlich verhandelnden Landesrath eine nützliche, vielleicht nothwendige Institution zu erblicken. Dies wäre für gewisse Kreise jener Zeit freilich schon sehr liberal gewesen. Sicherlich aber hat der damalige Bismarck vorausgesetzt, daß ein solcher Landesrath, wie er nun heißen möge, ganz in der preußischen Monarchie stehe und von ihrem historischen Geist durchdrungen sei, daß er das königliche Recht der unumschränkten Entscheidung nicht antaste, sich keine andere Einwirkung auf den königlichen Willen vorsetze, als durch das Gewicht der sachlichen Gründe', daß der Zug königlicher Autorität nach wie vor durch das ganze Staatswesen ungebrochen hindurchgehe. Was einen Mann, dessen ganze Sinnesart in dem preußischen Staat lebte, auf dem vereinigten Landtag befremden mußte, war der kosmopolitische Anflug des Liberalismus, die vielfach nach ausländischen Mustern geformte Anschauung, die beständige Bezugnahme auf fremde Beispiele. In den Kleinstaaten fand man, daß auf diesem Landtag viel zu viel „borussisirt" worden sei. Dieser Gegensatz hat in der neueren deutschen Entwickelung eine große Bedeutung gewonnen und wird sie vermuthlich noch länger, hoffentlich nicht zu lange mehr behaupten: die auf den reichsten Universalismus angelegte deutsche Geistesbildung und die charaktervolle Einseitigkeit des einzigen innerhalb der deutschen Nation erschaffenen Staatsgebildes, welches mit dem Wesen des Staates Ernst macht und darum der deutsche Staat werden muß. Die Formen nationaler Mitwirkung am Staat waren damals für Preußen noch nicht gefunden, ein erster Versuch lag vor. Die Herbeiziehung ausländischer Muster konnte daher unter diesem Gesichtspunkt nicht auffallen. In Bismarck war das preußische Selbstgefühl nicht die unfreie Befangenheit in einer vorhandenen Form,

sondern die Verbindung des heimischen Staatsgeistes mit den Keimen der eigenen schöpferischen Natur. So konnte ihm die unkritische Bevorzugung fremdgewachsener Muster als Götzendienst erscheinen.

Die Grundzüge, welche für die Entwickelung des Staatsmannes maßgebend geblieben sind, traten auf dem vereinigten Landtag noch mehrfach hervor. Er verkannte den Nutzen der Periodizität des Landtages auch seinerseits nicht. Aber er wollte nicht, daß der Landtag gleich in der ersten Periode seines Zusammentritts den König dazu dränge. Es war dies aus der nie ungestraft verkannten Wahrheit herausgesprochen, daß der König, und wenn wir die Anschauung verallgemeinern wollen, das Staatsganze stets die feste überlegene Stellung behaupten muß gegenüber den einzelnen und dunklen Trieben, den elementaren Kräften im Staatsorganismus, deren Gesammtheit heute allgemein mit dem Worte „Gesellschaft" bezeichnet wird. Hier freilich, wo eine verspätete Gewährung noch das Heilmittel bringen sollte für weitgedrungene moralische Schäden, durfte es eilig erscheinen, die allzu karge Gabe zu erweitern.

Eine andere charakteristische Aeußerung Bismarck's auf dem vereinigten Landtag berührte den Inhalt der Befreiungskriege. War die Erhebung nur gegen die Fremdherrschaft gerichtet oder zugleich gehoben von der Hoffnung auf freie Staatsformen? Bismarck wollte nur die erste Triebfeder zugeben und erregte großen Anstoß. In Wahrheit wird jeder nationale Unabhängigkeitskampf nicht bloß ein negatives Ziel haben. Hinter dem Sturz der Fremdherrschaft liegt mit Naturnothwendigkeit für jedes Volk der Wunsch nach einem ihm gemäßen Dasein. Wenn ein solcher Zustand durch fremde Gewalt nur unterbrochen wurde, dann wird der Kampf nur die Vertreibung dieser Gewalt zum Ziel zu haben scheinen. Das preußische Volk und das deutsche, soweit es sich anschloß, kämpfte aber damals nicht für einen Zustand, den es vor der Fremdherrschaft besessen hatte. Dies war so wenig der Fall, daß unter den Augen der Fremden der preußische Staat das einschneidendste Reformwerk begann, daß das Signal zum Kampf mit dem Versprechen einer „aus dem ureignen Geist der deutschen Nation" geschöpften Verfassung gegeben wurde. Immerhin floß dieser Versuch, das Untrennbare zu trennen: Unabhängigkeit und heimisches Genüge, bei Bismarck aus dem stolzen und richtigen Gefühl, daß es besser ist, selbst heimische Fesseln zu tragen, als bei fremdem Glück selbst ein gut aufgenommener Gast zu sein, geschweige denn sich nach fremden Tafeln zu drängen.

Eine dritte Aeußerung betraf die Frage, welche damals die Gemüther am heftigsten bewegte, und welche in ihrer Lösung bis auf den heutigen Tag am wenigsten fortgeschritten ist. Es handelte sich um den christlichen Staat. Dies war damals kein Begriff, sondern eine aufregende Vor-

stellung. Bismarck behauptete die Christlichkeit des Staates, denn es sei kein Staat ohne religiöse Grundlage denkbar und kein anderer höchster Zweck des Staats als der, jene Grundlage zu verwirklichen. Die religiöse Grundlage der europäischen, der deutschen Staaten sei aber das Christenthum, und ihre Aufgabe demnach die Verwirklichung der christlichen Gesinnung. — Die unbestreitbare Richtigkeit dieser Sätze führte dennoch zu einer falschen Anwendung. Aus dem christlichen Charakter des modernen Staats folgt nicht die Stützung eines willkürlichen theologisch-politischen Systems. Ein solches System identifizirte sich damals mit dem Begriff des christlichen Staates, dessen Namen es usurpirt hatte. Es ist ein Mißbrauch der Dialektik, der alle Meinnungskämpfe charakterisirt, bald von der Unwahrheit eines Besonderen auf die Unwahrheit des Allgemeinen, bald wieder von der Wahrheit des Allgemeinen auf die Wahrheit eines entstellten Besonderen zu schließen. Das Letztere war Bismark's Fall. Was den Redner aber noch mehr charakterisirte, war die Betonung der Offenbarung, weil die irdische Wahrheit beständig schwanke. Hier tritt ein tiefer Zug des ganzen Mannes hervor. Die Lebensluft für den Helden ist die Gewißheit. Nie ist schöpferisches Handeln denkbar bei schwankenden Ueberzeugungen. Es gab Helden, die das Gesetz ihres Handelns aus sich selbst zu nehmen aus Vermessenheit oder aus Nothwendigkeit versuchten; dann sollte ihr Gesetz auch das der Völker sein. Andere Helden empfingen das Sittengesetz ihres Volkes als ein unangetastetes Heiligthum. So wollte es Bismarck. Und hätte man ihm entgegnet, daß das scheinbare Schwanken menschlicher Lehre unverrückbar von dem Magnet der Wahrheit beherrscht sei, so hätte er auch dann die menschliche Lehre nicht ausreichend gefunden zum Leitstern eines Volks, der unverwandt am Himmel stehen muß.

So sehr dieses Auftreten dem allgemeinen Strom entgegen war, so entging doch schon der damaligen Zeit in Bismarck's Reden nicht die ausnehmend gewählte Form, noch die untadelhafte Logik, noch der vornehme Ton der Polemik. Soweit man vor Entzücken über die Redner, welche auf die Tribüne brachten, was der Zeit am Herzen lag, noch dazu kommen konnte, erstaunte man über den Eindruck einer vollkommen fertigen Persönlichkeit, den Bismarck hervorbrachte. Wie konnten so veraltete Meinungen in einem so jugendlichen Mann zu einem so geschlossenen Ganzen zusammenwachsen? Die Erscheinung imponirte, aber sie galt als hoffnungslos. — Dieser im jugendlichen Alter so geschlossene Mann, der ebenso stolz als unbildsam erschien, besaß in seinem Wesen eine Rezeptionskraft, die ihn in Plan und That weit hinaustragen sollte über das, was damals als der äußerste Endpunkt der Entwickelung erschien.

II.

Bis 1859.

Das Jahr 1848 kam. Noch einmal trat der vereinigte Landtag zusammen. Der furchtbare Schlag hatte die scheinbar so kalte Festigkeit des Redners bis auf den Grund erschüttert, so daß, das einzige Mal während seiner ganzen Laufbahn, das Herz in öffentlicher Versammlung auf die Lippen trat. „Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als Viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im Stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat." Zugleich aber bewies der Redner einen Muth, der nicht zu der höchsten, aber zu der seltensten Gattung gehört: das Lächerliche nicht zu scheuen. Er bekannte die Nothwendigkeit, bei unbesiegter Neigung die Handlung zu unterwerfen. — In vier Sitzungen beendigte der vereinigte Landtag die Aufgabe, für die er zum zweiten Male zusammengetreten. Fast jede Sitzung enthüllte einen Zug des künftigen Staatsmannes. Er entdeckte über dem Auge des Finanzministers die Brille des Industrialismus. Der Kriegszug nach den Herzogthümern veranlaßte ihn zu einer besorgten Erkundigung nach dem „phaëtonischen Flug", den die preußische Politik angenommen. Er war nicht der Kühnheit abhold, aber er wußte, was die Kühnheit ist ohne Ueberlegung. Eine ähnliche Anfrage stellte er wegen der Maßregeln im Großherzogthum Posen. Er sagte: „uns bleibt nur die Wahl, das Königreich Polen in seinen alten Grenzen von 1772 herzustellen oder . . . . ." Da ließ ihn die Versammlung nicht aussprechen, und er hat zur Ergänzung nie wieder Veranlassung gefunden; aber es war ein unnützer Lärm, der ein bedeutendes Wort erstickte. Er zog die Interpellation zurück auf eine Andeutung vom Ministertisch, daß sie in der gegebenen Ausdehnung Verlegenheiten bereite, und erklärte sich mit der ertheilten Auskunft befriedigt. Er wußte, was der Abgeordnete jeder Regierung schuldig ist, die ihre Pflicht nicht vergessen will.

Das Jahr 1848 wird nie vergehen in der deutschen Geschichte, und es werden je länger je mehr nur wohlthätige Nachwirkungen sein, die seine Spur erhalten. Aber in seiner Erscheinung war es nicht geeignet, einen Sinn zu bekehren, dem das Verlangen nach Freiheit bis dahin unverständlich geblieben. In jeder Zukunft eine denkwürdigen Lehre für Jeden, welcher die Regeln der Staatslenkung zu vollziehen berufen werden kann oder sie nur sich zum Verständniß bringen will. Ueberall sonst sind Verfassungskämpfe aus dem Bedürfniß der Abstellung öffentlicher Mißbräuche entsprungen, oft um zuerst die Grundlagen der Rechtlichkeit im öffentlichen Dasein zu schaffen. In Deutschland gab es keine öffentlichen Mißbräuche oder wenige und untergeordnete. Und doch diese elementare Gewalt in der

Bewegung: zur unvergeßlichen Mahnung, wie verderblich es ist, ein Volk von aller Theilnahme und Kenntniß seiner öffentlichen Dinge auszuschließen, welchen Argwohn und welchen Zorn dieses Verfahren auch gegen unbefleckte Hände aufspeichert. Wer freilich das Leiden nicht empfunden hatte, dem konnte die unbegreifliche Erregung nur als die aufgehende Saat einer „langjährigen Freigeisterei erscheinen, die von oben herab genährt worden." Daß in Folge der Erwerbstockung die vom Ausland eingeführten socialistischen Ideen die Aufregung in der besitzlosen Klasse vermehrten, daß zwischen der letzteren und den gebildeten Ständen eine Kluft sich aufthat, dies mußte vollends über den Grund der Bewegung denjenigen täuschen, der ihre wahre Vorbereitung nicht mit durchlebt hatte, und der ihr Verständniß aus den zu Tage liegenden Erscheinungen schöpfte. Nach diesen Gesichtspunkten urtheilte Bismarck über die Bewegung. Er glaubte, daß der nationale Hebel allein die Bewegung nicht über wenige hervorragende Kreise hinausgetragen haben würde. — Eine natürliche und doch irrige Ansicht. In seiner Reinheit reichte der nationale Hebel über wenige Kreise allerdings nicht hinaus; aber noch weniger hätten die gesellschaftlich-egoistischen Antriebe, wenn das nationale Mißbehagen ihnen nicht den Weg freigemacht hätte, zu ausgebreiteter Wirkung gelangen können.

Die Hoffnung, daß die geistige Blüthe der deutschen Nation, zur freien Aussprache und zur verantwortlichen Beschlußnahme über die öffentlichen Angelegenheiten gelangt, die greuliche Zerfahrenheit überwinden werde, welche an der Oberfläche des Nationallebens seit 18 Jahren ihr Wesen getrieben hatte, fand in der Nationalversammlung zu Frankfurt eine überraschende Erfüllung. Die Aufopferung freilich, die dieser Sieg kostete während eines Jahres, wo in Deutschland keine äußere Autorität mehr feststand, wo die unheimlichsten Ausbrüche bald in Paris, bald in Berlin, bald in Frankfurt selbst, bald in Wien nicht nur die Staaten, sondern die gesellschaftliche Lebensordnung eines Theils von Europa in Frage stellten, ist oft beschrieben, aber noch nicht genug behalten worden. Der einzige und vollkommene Dank, die Rechtfertigung des angebotenen Vertrauens durch den preußischen Staat, blieb jenen Männern versagt. Es ist niemals gewiß, ob eine Wahrheit, geistig noch so siegreich durchgekämpft, wenn sie nicht im rechten Augenblick den fruchtbaren Boden des Willens findet, nicht für immer verfinstert wird. Und was konnte der Verlust der damals gefundenen Wahrheit anders bedeuten als den Untergang Deutschlands? Man muß wohl fragen, wie ein politischer Verstand dazu beitragen konnte, die Gabe in den Staub zu werfen, um das Geschick Deutschlands dem Unberechenbaren preiszugeben. Man weiß, wie Bismarck in der damaligen zweiten Kammer, welche auf den König zu Gunsten der frankfurter Verfassung einwirken wollte, das Werk von Frankfurt be-

kämpfte. Es war jedoch in dieser Bekämpfung ein Zug, der Bismarck von allen andern Gegnern unterschied. Er sagte ungefähr: „wenn mein König befiehlt, so ziehe ich zur Eroberung aus.“ Die andern Gegner schauderte bei dem Gedanken an preußische Eroberungen, selbst an die der Vergangenheit. Was ihn zum Gegner machte, das war einmal, daß die angebotene Verfassung ihm unter allen Eventualitäten die preußische Macht zu schwächen schien. Dies stellte er in den Vordergrund. Aber es war ein Irrthum, den er wohl selbst gesehen hätte, wenn er nicht unter dem Einfluß eines stärkeren Grundes gestanden hätte. Dieser Grund war, daß die frankfurter Versammlung gerade durch das Gute in ihrem Werk und in ihren Absichten sich um ihre moralische Macht gebracht hatte. Was sollte eine gefährliche Anwartschaft aus Händen, denen weder eine rechtliche noch eine thatsächliche Macht beiwohnte? — Was aber eine muthige Antwort auf den Wunsch der Vertreter der Nation in dieser selbst für neue Kraft geweckt hätte, wird ewig eine Streitfrage bleiben.

Als am Morgen des 27. April 1849 die zweite Kammer aufgelöst worden, bemerkte ein Zuschauer unter den heraustretenden Mitgliedern den Abgeordneten Bismarck. Ein Selbstbewußtsein und eine überschwellende Manneskraft drückten sich in der hohen jugendlichen Gestalt aus, daß der entsetzliche Druck der Empfindung, die größten Geschicke in den unfähigsten Händen zu sehen, sich minderte durch die Vorstellung, welche Last der Zukunft und selbst der Vergeltung diese Schultern auf sich nehmen könnten. Mit tausendfacher Kunst und mit tausendfachem Heldenmuth ist zuerst 17 und dann 21 Jahre später das Ziel erkämpft worden, dessen Erlangung 1849 ein Kinderspiel war. So sühnt eine vornehme Natur allein die ganze Schuld, von der sie nur den kleinsten Theil getragen.

Es kam das traurige Nachspiel der radowitzischen Unionsversuche. Bismarck stand dieser Episode ironisch und verachtungsvoll gegenüber. Es ist wohl das einzige Beispiel der Geschichte, wo ein Staatsmann sich erst aller Machtmittel beraubt, um nachher durch Lehren der Weisheit und Tugend aufgebrachte Gegner auf allen Seiten zur Auslieferung der Macht zu überreden, und sich schließlich diplomatisch und militärisch unvorbereitet zur Wehr setzt, um alle Gegner zu vereinigen. Das in jeder Beziehung zwecklose Unternehmen stürzte die Partei, die aus Patriotismus die Unvorsichtigkeit hatte, sich ihm moralisch zu gesellen.

Es kam zur Revision der preußischen Verfassung von 1848. Bismarck's Einwirkung trat bei diesen Verhandlungen sehr stark hervor. Man hat die Reden des Ministers gesammelt. Man sollte nicht säumen, die Reden des Abgeordneten hinzuzufügen. Denn diese Reden, wie sehr sie das damalige Zeitgefühl verletzten, sind reich an glücklichem Humor und an politischen Anschauungen, von denen einige wenigstens, ganz aus der Sache

geschöpft, an Gültigkeit täglich gewinnen. Der Humor ist eine Ader, welche in Bismarck's Reden erst floß, seit er Georg von Vincke, der ihn in einer Rede immerfort als den Abgeordneten der Kurstadt Brandenburg bezeichnete, den Abgeordneten aus dem Sauerland genannt hatte. — Der Mittelpunkt aller damaligen Reden Bismarck's war der Gedanke, daß man die Macht der Entscheidung nicht in eine Versammlung legen könne, die in ihrer Zusammensetzung keine Bürgschaft bietet, daß sie mit ihrem Gefühl und Wollen im Staate steht. Schon damals kam nicht das Wort, aber der Begriff der katilinarischen Existenzen zum Vorschein. Welche Bürgschaft liegt in der Wählermasse, daß sie nicht einmal oder mehrmal eigennützige Demagogen sendet? Mit einer damals keineswegs verbreiteten Kenntniß der wahren englischen Verhältnisse deutete der Redner an, daß das dortige Unterhaus gerade von denen gebildet wird, oder bis zur Reform gebildet wurde, welche den wirklichen Staat, d. h. des Staates Last, Arbeit und Verantwortung dauernd auf den eigenen Schultern tragen.

Diese Anschauung ist seitdem erst umfassend begründet worden und wirkt nunmehr mit der Macht der Wahrheit unwiderstehlich umbildend auf den Gang der deutschen Politik. — Um die Macht der Entscheidung nicht ausschließlich in die zweite Kammer zu legen, forderte Bismarck nicht nur die Permanenz der Steuern, sondern auch die Permanenz der Ausgaben, wenn die Vereinbarung über das Budget nicht zu Stande kommt. Die letztere Forderung wurde nicht erreicht. Auch sie hat seitdem die richtigere Fassung gefunden, daß die beständigen Staatsinstitutionen überhaupt nicht von Budgetbeschlüssen abhängen dürfen, sondern durch perennirende Specialgesetze staatsrechtlich gesichert sein müssen. Als Typus des idealistischen Vertrauens auf die nach möglichen kurzen Verirrungen immer wieder hervortretende Einsicht und stets der Weisheit zugängliche Belehrbarkeit der Massen erschien dem Abgeordneten Bismarck sein damaliger College Beckerath. Er versicherte, nie habe er einen solchen Glauben gefunden, seit er den Candide gelesen.

Er rief Beckerath und dessen Freunden zu: „Sie glaubten der Revolution nach Ihren Wünschen Stillstand oder Weiterschäumen gebieten zu können; Sie wollten sagen wie Mephistopheles: „sei ruhig freundlich Element; aber das Element hat sich vor Ihnen nicht niedergelegt." Es sind dies Wahrheiten der treffendsten Art, den damaligen Sprecher bezeichnend, wie den heutigen Minister, und Richtpunkte, die zu benutzen unsere Zeit alle Veranlassung hat. Revolutionäre Bewegungen, welche nicht etwa bloß einen Theil der Staatsordnung, sondern das Ganze erschüttern, entnehmen ihr Maß nie aus den idealen Wünschen, die ihnen als Hebel gedient haben. Sie brechen sich nur am äußeren Widerstand. Die deutsche Bewegung, deren geläuterten Kern Preußen zu bewahren

verschmähte, endete in Olmütz. Den ohnmächtigen Versuchen, jenen Kern, nachdem man ihn weggeworfen, von den Feinden Preußens nicht zertreten zu lassen, hielt Bismarck die spöttische Leichenrede. Er sagte: „dieser Krieg hätte Deutschland mit Blut und Trümmern bedeckt, und was wäre der Gewinn? Sie würden den Trost haben zu sagen: freut Euch mit uns, Hassenpflug regiert nicht mehr in Kassel.“ Das war freilich stark sophistisch. Niemand wußte besser als der Redner, daß aus kleinen Kriegsanlässen je nach dem Gange des Kampfes sich große Ergebnisse entwickeln. Er empfing die Vergeltung, als ihm 1863 zugerufen wurde: „wir sollen Geld und Blut aufwenden zu einem Feldzug für das Londoner Protokoll!“ Damals, wo er Olmütz vertheidigte, fand er auch, daß mit Unrecht behauptet werde, Oesterreich sei kein deutscher Staat. Er meinte, durch die Beherrschung fremder Nationen höre eine Nation nicht auf, sie selbst zu sein. Er verschwieg nur oder erkannte damals nicht, daß der Theil eines Volkes, welcher über Fremde herrscht, wenn er sich nicht absondern soll, auch den Hauptstock des eigenen Volkes beherrschen muß. Man wollte damals Oesterreich nicht länger in Deutschland haben, weil es mit fremden Völkern verbunden, wenn es die letzteren beherrschte, keine freie Staatsform ertragen konnte, und wenn es die Fremden nicht beherrschte, Fremde zu Mitgebietern in Deutschland machen mußte. Bald sollte der Redner erfahren, daß Oesterreich sich zur Herrscherrolle anschickte, sowohl über die stammfremden Staatsgenossen wie über die deutschen Bundesgenossen.

Bismarck wurde Bundestagsgesandter in Frankfurt. Die großartigen Herrschaftspläne, welche Oesterreich unter dem Fürsten Schwarzenberg verfolgte, waren das logische Ergebniß der Art, wie die deutsche Bewegung von 1848 zwei und ein halbes Jahr später in Olmütz geendet hatte. Die Bewegung hatte offenbart, wie gewaltig, fast ingrimmig die deutsche Nation sich nach einem großen Schauplatz ihrer Kräfte in einem ihre Scheinstaaten zusammenfassenden Gemeinwesen sehnte. Preußen hatte das Verlangen der Nation von sich gestoßen. Wenn Oesterreich dasselbe that, was blieb den Deutschen übrig, wenn sie nicht verzweifeln wollten, als ihre Hoffnung immer wieder an Preußen zu klammern, das doch aus deutschen Elementen zusammengefügt war und eher auf den Ruf der Nation hören mußte, als das fremde Oesterreich. Es war eine ganz richtige Erkenntniß, daß Oesterreich die Rolle des Wiederherstellers der deutschen Macht Preußen nur entreißen konnte, wenn es ihm selbst gelang, sie durchzuführen. Außerdem bedurfte Oesterreich jetzt der Verfügung über Deutschlands Kräfte, um seine mit dem Schwert der Eroberung unterworfenen, stammfremden Staatsgenossen festzuhalten. Es läßt sich nicht errathen, wie Bismarck das Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich auf dem Boden der

wiederhergestellten Bundesverfassung sich gedacht hat. Seinen eigenen Aeußerungen zufolge erinnerte er sich, daß vor 1848 Oesterreich in Deutschland Preußen freie Hand gelassen habe, wie der Zollverein beweise. Dafür war aber die auswärtige Politik Gesammtdeutschlands in Wien gemacht worden und Oesterreich brauchte seine Nationalitäten nicht mit dem Schwert zusammenzuhalten. Die deutsche Nation hatte es gerade mit bitterem Argwohn empfunden, daß ihre auswärtige Haltung nur nach den Gesichtspunkten der wiener Politik bestimmt ward, sofern dem wiener Einfluß in der kleinstaatlichen Welt, zu welcher Preußen in Bezug auf auswärtige Politik damals gehörte, nicht der russische das Gegengewicht hielt. Jetzt wollte man in Wien den Pfad einer stolzen, selbständig mitteleuropäischen Politik einschlagen, ein Reich von 70 Millionen einheitlich nach Außen zusammenfassen; und dieser Wille entsprang durchaus der Situation. Viele wohlmeinende aber kurzsichtige Gemüther wendeten sich damals diesem Gedanken zu, geblendet durch die Großartigkeit des Entwurfs, und versöhnt durch die Hoffnung, daß in diesem Reich der deutsche Genius für's Erste zwar sich nicht frei entfalten werde, aber doch geschützt sei gegen die Zerreißung seines Bodens und gegen die Hemmung seiner materiellen Kraft. Bismarck mußte erkennen, daß Preußen in die Vertheidigung gedrängt war bei einer sehr ungünstigen Lage wider einen des Zieles wohlbewußten Gegner. Denn diese Einsicht darf man sich keinen Augenblick verdunkeln lassen, daß von 1850—1866 Preußen in der Vertheidigung befindlich war, Oesterreich im Angriff. Nicht durch die Stimmung der Cabinette allein, sondern durch die Natur der Sache. Man nehme an, Preußen hätte in dieser Periode immerfort den Willen gehabt, den es nur langsam und schwer fand, das nichtösterreichische Deutschland um sich zu sammeln und Oesterreich aus diesem Deutschland politisch auszuschließen, so hätte es doch nur den Willen der Vertheidigung gehabt. Denn dieser Plan führte nicht dazu, und hat nicht dazu geführt, Oesterreich in seinem Länderbesitz und in der Selbständigkeit seiner Politik zu schmälern. Oesterreich dagegen, wenn es seine Leitung des Bundes zu einer gesicherten Institution machen wollte, konnte dies nur durch Aufhebung der Selbständigkeit Preußens. Es war kaum die Frage, daß der Zweck auf die Dauer nur durch Preußens Zerschlagung erreicht werden könne. — Die kleinstaatliche dynastische Welt stand mit geringen Ausnahmen auf Oesterreichs Seite. Sie durfte immer darauf rechnen, die völlige Verschlingung durch Oesterreich, wie im dreißigjährigen Krieg mit französischer und schwedischer Hilfe, mit ausländischem Beistand abwehren zu können. Eine preußisch-deutsche Einheit ohne Oesterreich schien eine dringlichere Gefahr durch die Stimmung der Nation.

Am 5. April 1852 starb der Träger des Planes zum 70 Millionen-

reich. Bald darauf erhielt Bismarck einen außerordentlichen Auftrag an den österreichischen Hof. Seine Briefe ergeben, daß der Auftrag scheiterte. Es läßt sich nicht errathen, welches Ziel die Verhandlungen in Aussicht nehmen konnten. Ein Staat, der den Glauben an seine Widerstandsfähigkeit völlig zerstört hat, ist nicht in der Lage, dem Gegner, dem er sich unterworfen, Bedingungen für selbständig angebotene Leistungen zu stellen. Der Sieger wird ohne Gegenleistung seinerseits Leistungen des Andern erzwingen zu können überzeugt sein. Jetzt mußte in Bismarck die Einsicht reifen, daß die Selbsterhaltung Preußens von einem Vertheidigungskampf gegen Oesterreich abhing. Es konnte nur darauf ankommen, die Gelegenheit vorzubereiten. Da erkannte er auch als nothwendiges Hilfsmoment des Kampfes die Stimmung der Nation. Er lernte begreifen, daß die preußische Trompete der Weckruf für die deutsche Nation zu neuem Leben sein müsse, und nicht blasen dürfe allein zum Erwerb kriegerischer Ehre für den preußischen Soldaten, wenn die wahre Selbständigkeit Preußens gewonnen werden solle. Unendlich schal kam ihm damals das parlamentarische Leben in Berlin vor, wo eine siegreiche Partei unermüdlich in Triumphen war über einen gefesselten Gegner, „und über diesem Turn- und Exercierplatz vergaß, was zu thun nothwendig ist."

Auch seine Einsicht, selbst wenn er damals schon der leitende Staatsmann in Preußen gewesen wäre, hätte den Bann nicht durchbrechen können. Die Früchte eines wirklichen Sieges muß erst der Sieger zur Fäulniß bringen, bevor der Besiegte sie zerschlagen kann. Die Nachfolger des Fürsten Schwarzenberg hatten den Anspruch, die österreichische Politik im Styl eines 70 Millionenreiches zu führen, ererbt. Aber sie begingen den verhängnißvollen Fehler der Schwäche, im orientalischen Krieg die Welt durch Oesterreichs Undank gegen Rußland in Erstaunen zu setzen, doch zugleich das Ziel des Krieges, die wirkliche Schwächung Rußlands, zu vereiteln, und so den Mißmuth ihrer westlichen Bundesgenossen zu erregen. Von da an begann die Isolirung Oesterreichs, der Boden für Preußens Befreiung.

Es läßt sich annehmen, obwohl keine öffentlichen Zeugnisse vorliegen, daß Bismark den Versuchen der öffentlichen Meinung, Preußen damals in eine feindliche Stellung gegen Rußland zu drängen, mit dem ganzen Aufgebot seines Einflusses widerstanden hat. Preußen hätte davongetragen die Hauptarbeit, den unauslöschlichen Haß des Besiegten, einen schwächenden Lohn, und wie 1813 den schnöden Undank seiner Verbündeten. Aber die gefährliche Befangenheit der öffentlichen Meinung und selbst ernsthafter Politiker war eine Folge der preußischen Haltung von 1848—50. Niemand glaubte noch, daß Preußen selbständig je etwas vollbringen werde. Drei Großmächte schienen gerade genug, es zum Kampf zu geleiten, und

kämpfen sollte es doch, um zu beweisen, daß es noch Anspruch habe zu leben.

III.

Bis 1862.

Napoleon III. eröffnete gegen das isolirte Oestreich den italienischen Krieg. Die Stunde der Befreiung Deutschlands schien gekommen, aber die Kurzsichtigkeit der öffentlichen Meinung und der Irrthum einzelner Politiker wollten, daß Preußen für Oestreich kämpfe. Die Saat, welche Bismarck im April 1849 hatte aussäen helfen, sollte dem Gewandelten noch manche schwere Stunde bereiten. Sowie die Todesfurcht den Angsterfüllten zum Selbstmord treibt, so war es wieder das Mißtrauen in Preußens Kraft, allein zu stehen, welches von ihm den Krieg gegen Frankreich verlangte. Es hatte doch wenigstens Oesterreich zur Seite. Was sollte aus Preußen werden, wenn das geschlagene Oesterreich grollend bei Seite stand? Der Irrthum der Rechnung, durch den Krieg auf der Seite Oesterreichs von Oesterreich frei zu werden, welche den Anschein der Kühnheit hatte, lag in Folgendem. Um die unbequeme Stellung einer Macht dadurch zu beseitigen, daß man ihre Geschäfte führt, dazu muß der negotiorum gestor stärker sein, als der Schützling und dessen Feind zusammengenommen. Das war in jener Zeit Preußen nicht, und konnte es auch während des Kampfes nicht werden. Nach den ersten Siegen über Frankreich hätte uns Oesterreich feindlich im Rücken gestanden, nicht wie heute durch Rußland gehindert, das damals mit Frankreich befreundet war. Bismarck schrieb damals: „Nachdem wir die Last von Oesterreichs Schultern genommen, wird es uns beistehen oder nicht beistehen, soweit sein Vortheil es mit sich bringt. Daß wir eine glänzende Siegerrolle spielen, wird es nicht zugeben." Aber daß wieder eine kostbare Gelegenheit, die Fessel der drohendsten Lage zu zerbrechen, zur Verschlimmerung dieser Lage angewendet werden sollte, wühlte tief in ihm. Aus einer nicht angenommenen, sondern aufrichtigen Hamletstimmung schrieb er: „Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde, als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich scelettirt, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch

jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

Preußen kam nicht dazu, für Oesterreich zu kämpfen. In unbegreiflicher Verblendung suchte Oesterreich plötzlich die Freundschaft Napoleons, gegen den es unter Waffen stand, der ihm doch wenigstens Italien, was er auch mit diesem Lande im Sinne haben mochte, nicht wieder ausliefern konnte. — Die Kriegslust aus Furcht dauerte noch eine Zeitlang in vielen Kreisen Preußens fort. Oesterreichs Zaudern, das auf ein Zerwürfniß zwischen dem neuen Italien und Napoleon III. hoffte, bewahrte Preußen vor einer hoffnungslosen Verschlimmerung seiner Lage. Wenn die Weltenlenkung wieder einmal einen Helden auftreten lassen will, nimmt sie sich die Mühe, die Hindernisse, über welche keine persönliche Kraft hinwegkann, selbst aus dem Wege zu halten. Es verlautete damals, daß Bismarck dem Pseudo-Patriotismus jener Zeit entgegentrete. So wurde die Verläumdung in Umlauf gesetzt, er wolle mit dem Geschenk des linken Rheinufers von Frankreich die Annexion Norddeutschlands erkaufen. Damals schrieb er: „ich habe in der ganzen Zeit meines deutschen Aufenthaltes nie etwas Anderes gerathen, als uns auf die eigene und auf die im Falle des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen." Welche Bildsäulen auch die Nachwelt dem Wiederhersteller Deutschlands errichten möge, auf allen soll dieses Wort stehen: es ist das kostbarste, das er hinterlassen wird, weil es nicht möglich ist, ein besseres auszusprechen.

Es war die Verzweiflung an Preußen, welche sich der Gemüther seit 1849 bemächtigt hatte, die zur Theilnahme am orientalischen, dann am italienischen Kriege trieb, damit Preußen in sicherer Gesellschaft kämpfe und im Kampfe sich wiederfinde. Diesem Anspornen lag die Verkennung einer Wahrheit zu Grunde, über welche Preußen eine große Lehre empfangen hatte. Denn die mangelhaften Früchte des Heldenkampfes von 1813 entsprangen dem damals allerdings unvermeidlichen Uebelstand, daß Preußen in einer Coalition gestritten hatte. Der schlimmste Paroxismus jener Verzweiflung sollte Bismarck auf den Ministerstuhl führen, aber auch die ersten Jahre in den Staatsgeschäften durch einen innern Streit von sehr bedenklicher Natur erschweren.

Schon 1860 war die Maßregel der Heeresreorganisation vor den preußischen Landtag gebracht worden. Die Maßregel ward nicht gutgeheißen, aber die Verdoppelung des stehendes Heeres gleichwohl provisorisch bewilligt. Dasselbe geschah im folgenden Jahre. Das damalige Abgeordnetenhaus hatte nicht den Muth „ja" und nicht den Muth „nein" zu sagen. Es zog vor, die Entscheidung dieser Frage seinem Nachfolger zu überlassen, und beging damit das unverantwortliche Unrecht, das Heer zur Wahlfrage

zu machen. Das schwache Ministerium hatte diesen gefährlichen Ausgang nicht verhindert, obgleich er sehr wohl zu verhindern war. Das Publikum der Wahlen aber war entschieden gegen eine Vergrößerung der Armee. Es war durch die Eindrücke seiner Erfahrungen — und der eigenen Erfahrung folgen, soll ja die beste Weisheit sein — zu dem Glauben gekommen, daß Preußen niemals kämpfen werde. Ganz gewiß nicht allein, denn eine dringendere Aufforderung als 1849 und 1850 konnte nicht gedacht werden; gleichwohl war der Kampf damals um jeden Preis vermieden worden. Dann waren die Gelegenheiten zu Coalitionskriegen 1854 und 1859 abgewiesen worden. Bei absoluter Friedensliebe, bei völligem Mangel an Ehrgeiz, bei völligem Verzicht auf selbstthätige Veränderung seiner politischen Lage, bei der Unwahrscheinlichkeit, daß einem so friedliebenden Staat irgend eine andere Macht aus freien Stücken eine Provinz wegzunehmen versuchen würde, hielt das Publikum eine Vergrößerung der Armee und eine davon unzertrennliche Steigerung der ohnehin schon drückenden Kriegslast für eine unbegreifliche Laune. Das Publikum bedachte freilich nicht, daß die fast funfzigjährige Passivität der preußischen Politik auch eine Folge seiner defensiven Wehrverfassung war. Wieviel von dieser Passivität immerhin an den Personen gelegen hatte, das Publikum hätte bedenken sollen, daß auch für kühnere Neigungen die Umbildung der Wehrverfassung die Vorbedingung zu einem selbstthätigen Handeln war. Aber der Mittelschlag der Menschen glaubt jederzeit erst nachdem er gesehen. Niemand sah in der Heeresreform den Willen zu einer selbstständigen Politik. So entsprang der bittere parlamentarische Kampf. Das Abgeordnetenhaus der Herbstwahlen von 1861 wurde im März des folgenden Jahres aufgelöst, sofort in derselben Zusammensetzung wiedergewählt, und strich im Spätherbst desselben Jahres die Kosten für die Aufrechthaltung der Reorganisation, welche für das laufende Jahr bis auf einen geringen Rest schon ausgegeben waren. Diese Lage führte Bismarck an die Spitze der Staatsgeschäfte.

IV.

Bis 1867.

Es war eine sehr peinliche Lage. Man kann nicht viertehalbhundert Volksvertretern ins Ohr raunen, daß man eine aktive Politik vorbereitet. Wenigstens nicht mit einem solchen Eingehen in die Einzelheiten, welches allenfalls die Ueberzeugung hervorbringt. An allgemeinen Winken ließ es der neue Minister nicht fehlen, aber er wurde behandelt, wie der Czar in in der Oper, der die Maske des Zimmergesellen lüften will.

Ein Abgeordneter verglich in der „Kölnischen Zeitung" Bismarcks Reden mit Sodawasser, welches allenfalls schäumt, aber nicht einmal berauscht.

Die damaligen Volksvertreter waren nicht zu bekehren. Um ihnen zu trotzen, schlug Bismarck den Weg einer mehr als gewagten Verfassungsinterpretation ein. Das Budget, behauptete er, ist ein Gesetz, zu einem Gesetz gehören drei; wenn ein Faktor die Zustimmung versagt, ist kein Budget vorhanden. Der Staat kann nicht stillstehen, in Ermangelung eines Budget verfügt der König über die Staatsmittel.

Die Waffe dieser Interpretation war nicht die einzige und ganz gewiß nicht die beste, mit welcher die Heeresreform gegen den Einspruch der Abgeordneten aufrechtgehalten werden konnte — bis zur Ueberführung des Landes von der Güte der Maßregel.

Ein Minister steht jedoch im Zwange mannigfaltiger Verhältnisse, und es ist ein echt staatsmännischer Zug Bismarcks, daß er den Gegner nie unterscheiden läßt, was aus seiner eigenen Natur kommt, und was ihm durch die Verhältnisse aufgelegt ist. Durch die klägliche Art, wie das Ministerium der neuen Aera sich der Heeresreform angenommen, hatte es die Maßregel, aber auch sich selbst zu Falle gebracht. Bismarck ist der Steuermann, der im Sturm das Extragut nicht über Bord wirft, enthielte es auch nur Nippsachen, sondern die ganze Ladung, die er übernommen, den Wellen entreißt. Damit erreicht er, daß er die Leitung des Schiffes behält.

Jene Interpretation war richtig bis auf den Schlußsatz. Wenn nämlich kein Budget zustande kommt, so muß der Staat, wie er gesetzlich eingerichtet ist, erhalten bleiben. Nimmermehr aber kann die Krone durch Verwerfung des Budgets die Machtvollkommenheit zu den eingreifendsten Neuerungen erlangen. Wenn das Staatswohl solche Neuerungen verlangt und die Zustimmung des Landtags nicht zu gewinnen ist, so müssen die Neuerungen bis zur Bekehrung des Landes durch die Verantwortlichkeit der Minister gedeckt werden. Dazu wird freilich in der Regel gehören, daß die Bekehrung nicht zu lange ausbleibt. Der thatsächliche Gang ist auch bei der Heeresreform kein anderer gewesen. Als die Siege von 1866 das Land bekehrt hatten, verlangte Bismarck Indemnität, d. h. er gab die Theorie auf, daß die Krone durch Verwerfung des Budgets sich jederzeit das unumschränkte Recht zu organischen Neuschöpfungen verschaffen könne.

Die Verfassungstheorie, obwohl nur Mittel zum Zweck, nahm in den Augen der öffentlichen Meinung die Stelle des Kampfzieles ein. So wurde der Streit ein furchtbar erbitterter, er ergriff das theoretische Wahrheitsgefühl, in welchem der Deutsche so stark ist und in welchem sein eigenthümlich nationaler Werth zu einem beträchtlichen Theil beruht. Daß das Schicksal die Gelegenheit zum auswärtigen Kampf herbeiführte, ehe der Verfassungsstreit die giftigsten Früchte gezeitigt hatte, darin zeigte es wieder, daß Preußen nicht unaufhaltsam zurückgehen solle, und daß der jetzt

geschäftsleitende Staatsmann zum Retter bestimmt sei. Zu einer Revolution war die Lage freilich nicht angethan, und wer davon spricht, der besitzt die Kunst, am hellen Tag zu träumen. Wohl aber wäre bei längerer Dauer des Streites die Entfremdung, die Gleichgültigkeit gegen den Staat so eingerissen, daß die Bevölkerung von dem geschichtlichen Genius Preußens niemals wieder hätte können ergriffen werden, was 1866 noch möglich war.

Das erste Jahr von Bismarcks Amtsführung war nicht bloß durch den Verfassungstreit beschwert. Auch die auswärtigen Dinge schienen sich so unglücklich wie möglich anzulassen. Der polnische Aufstand von 1863, dessen Ursprung noch immer ein Räthsel ist, führte zu jener preußisch-russischen Konvention, als deren Urheber Bismarck keinesfalls anzusehen ist. Seine Politik ist stets eine Politik der freien Hand gewesen, und hat aus der freien Hand Kühnheit, Beweglichkeit, Glück geschöpft. Weil das Wort „freie Hand" für eine erfolglose Politik in Anspruch genommen worden, hatte das Publikum mit seinem gewöhnlichen Erfahrungsschluß die Sache stigmatisirt. Bismarck hat sicher seine Laufbahn als Minister nicht damit eröffnen wollen, sich die Hand zu binden. Der nähere Hergang ist nicht aufgeklärt, aber der Minister trat zunächst wieder für ein fremdes Werk ein, welches die Lage diesmal nicht bloß nach Innen, sondern auch nach Außen gefährdete. Wie er die Wirkungen der preußisch-russischen Konvention auf das Ausland in ihren Folgen für Preußen abwehrte, war die erste Probe seiner unvergleichlichen Geschicklichkeit. Die Vorgänge sind im Einzelnen nicht bekannt. Es genügt zu erwähnen, daß eine geistreiche ausländische Feder den ersten diplomatischen Feldzug Bismarcks als ein Meisterstück diabolischer Ueberlegenheit der Welt enthüllen zu können geglaubt hat.

Am Ende des dornenreichen Jahres 1863 starb der König von Dänemark, Friedrich VII. Damit trat für die Elbherzogthümer der Erbfall ein nach einem Recht, welches dort viele Anhänger zählte, von welchem aber Preußen und Oesterreich in den Vereinbarungen von 1852 sich feierlich losgesagt hatten. Die öffentliche Meinung Deutschlands verlangte sofort, Preußen solle von jener Lossagung, die es durch einen europäischen Vertrag bekräftigt, ohne weiteres sich lossagen, und für den augustenburgischen Prätendenten die Herzogthümer erobern. Es war das trefflichste Mittel, der europäischen Coalition, welche schon Anfang 1863 gelegentlich der preußisch-russischen Convention gegen Preußen versucht worden, in der wirksamsten Form zur Geburt zu verhelfen! Bismark eröffnete den Feldzug gegen Dänemark „für das londoner Protokoll". Denn Dänemark hatte seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen zuwider durch die Verfassung vom 18. November 1863 Schleswig incorporirt. Die Haltung, mit der er er-

klärte: „es ist ein Gebot der Ehre und der Klugheit, daß wir an unserer Vertragstreue keinen Zweifel aufkommen lassen," hätte Jeden, der noch ein geistiges Auge besaß, zeigen können, was der Feldzug „für das londoner Protokoll" bedeutete. Das preußische Abgeordnetenhaus aber blieb mit dem Eifer der Mittelmäßigkeit in dem sinnlichen Eindruck der Lage befangen. Hätte es damals den Aufschwung finden können, dem König die Zustimmung zu Reorganisation zu gewähren, aber auch die Verantwortung für das Geschick der Herzogthümer auf das Haupt zu laden, so hätte es seine moralische, und in Folge dessen seine verfassungsrechtliche und thatsächliche Macht verdoppelt. Es hätte dem „Parlamentarismus" eine Pforte in den deutschen Staat gesprengt, die er noch lange suchen und vielleicht niemals finden wird. Der Alltagssinn behält immer nur die Hand auf dem Beutel und auf dem sogenannten Recht. Das Geheimniß, daß man auch Alles gewinnen kann, wenn man im richtigen Augenblick und in der richtigen Weise sich eines Rechts entäußert, ist nur Wenigen begreiflich.

Gegen einen Feldzug „für das londoner Protokoll" konnte Europa nichts einwenden, und Oesterreich mußte theilnehmen, weil es nicht zulassen konnte, daß Preußen die Geschäfte Deutschlands, wie gut oder schlecht immer, allein besorge. Bismarck gewann die Herzogthümer nach Kriegsrecht für die Sieger in dem Kampfe, den Dänemark durch seine Weigerung, die Vereinbarungen von 1852 seinerseits zu erfüllen, den Contrahenten derselben auferlegt hatte. Vergrößerungen des deutschen Bodens hatte es seit Otto des Großen Zeiten nicht gegeben. Es sei denn, daß die polnischen Theilungen in Betracht gezogen werden sollen, welche mindestens unter sehr bedenklichen Verhältnissen erfolgten. Preußen und Deutschland merkten jetzt wohl, daß Ungewohntes am Staatsruder sich begebe. Die Kunst, mit welcher es gelenkt worden, um eine deutsche Eroberung zu ermöglichen, unter der entschiedensten bald verhehlten, bald offen an den Tag gelegten Ungunst aller fremden Nationen, unter dem geheimen Widerstreben des mitwirkenden Oesterreich, soll einstweilen nur berührt werden.

Es kam die Nothwendigkeit, mit Oesterreich die lange Rechnung zu schließen. Es handelte sich noch einmal um die Möglichkeit einer redlichen Auseinandersetzung. Es handelte sich darum, die Quelle alles Haders zu verstopfen, den gemeinschaftlichen Einfluß Preußens und Oesterreichs in Deutschland aufzuheben, und an seine Stelle einen geographisch getheilten zu setzen. Denn der gemeinschaftliche Einfluß, soweit die Fiktion desselben von Oesterreich angenommen wurde, diente lediglich dem Vortheil Oesterreichs und der Mittelstaaten, und ließ Preußen kaum den unentbehrlichsten Grad der eigenen Bewegung. Eine Theilung des deutschen Einflusses wäre unter den damaligen Umständen, wenn sie gütlich erfolgte, noch immer so ausgefallen, daß Oesterreich den Löwenantheil behielt. Nur in seiner nord-

deutschen Lebenssphäre wollte Preußen frei walten. Diesem natürlichsten Verlangen zufolge mußte es sich eine Stellung in den Herzogthümern sichern. Oesterreich gab dies nicht zu. Es hatte den augustenburgischen Prätendenten anfangs mit Mißtrauen betrachtet, weil es ihm nicht die Kraft einer hinlänglich antipreußischen Politik zutraute. Oesterreich hätte gern in irgend einer Form die Dänen in den Herzogthümern gehalten. Unter dänischer Herrschaft, rechnete man in Wien, werde Preußen aus den maritimen Mitteln der Herzogthümern niemals Nutzen ziehen können. Als der Ausschluß Dänemarks von den Herzogthümern jedoch nicht mehr zu verhindern war, und als die augustenburgische Partei den ausreichenden Grad von Partikularismus entwickelte, verlangte Oesterreich die augustenburgische Souveränetät mit voller bundesmäßiger Selbständigkeit. Preußen hatte die Gefahr und die Hauptarbeit des dänischen Krieges getragen, und sollte einen neuen Kleinstaat, mit so zäh partikularistischer Richtung wie irgend einer, die Hilfskräfte der Gegner Preußens am Bundestage durch eine geographisch einschneidende Position verstärken sehen. Dänemark hatte sich wenigstens nach Möglichkeit den deutschen Dingen ferngehalten. Hier lag die Entscheidung darüber, was Preußen in Deutschland noch ausrichten könne. Sie mußte bei den Waffen gesucht werden.

Daß Preußen die Hand auf die Herzogthümer legte, um seiner Vertheidigungsstellung in Deutschland nicht den letzten Halt zu entziehen, ist einleuchtend. Bei einem völkerrechtlichen Streitfall hat außerdem die Verwerthung der oberflächlichen Anlässe durch die formelle juristische Dialektik ihre Bedeutung. Bismarck weiß diese Waffe zu handhaben. Der Verlauf gestaltete sich so, den Zwischenfall von Gastein und die späteren Abrüstungsverhandlungen außer Betracht gelassen. Die Herzogthümer waren der gemeinsame Erwerb Preußens und Oesterreichs. Es konnte keinem Mitbesitzer zustehen, den Besitz einseitig in dritte Hand zu spielen. Dies that Oesterreich durch die offenbare Begünstigung der augustenburgischen Partei. Um sein Besitzrecht zu wahren, schritt Preußen am 7. Juni 1866 in Holstein ein. In Folge dieses abgedrungenen Einschreitens führte Oesterreich am 14. Juni den Bundesbeschluß herbei, gegen Preußen zu rüsten. Auf diesen bundesrechtswidrigen Beschluß mußte Preußen aus dem Bund austreten, und die seine Grenze unmittelbar bedrohenden Bundesglieder entwaffnen. Darauf hin erklärte Oesterreich den Krieg.

Von den Begebenheiten des Krieges, wie den politischen und militärischen Bedingungen des Ausgangs sind die ersteren hier nicht, die letzteren weiter unten zu berühren. Der Friede von Prag gab Preußen mit der unentbehrlichen norddeutschen Lebenssphäre die Selbständigkeit wieder. Die Verkehrsgemeinschaft mit Süddeutschland wurde durch die Institution des Zollbundesrathes und Zollparlamentes fähig gemacht, den Entfaltungen des

Verkehrslebens zu folgen. Der Verkehrsgemeinschaft trat die Waffengemeinschaft hinzu, beide sich gegenseitig bedingend, aber ebenso noch von periodischer Erneuerung abhängig. Ein durch Umfang und durch Bürgschaften der Dauer wahrhaft staatliches Band zwischen dem deutschen Norden und Süden blieb der Reife des nationalen Willens in Süddeutschland anheimgestellt.

Preußen gewann den staatsrechtlichen Frieden. Es wäre möglich gewesen, die zur Erhaltung der Heeresreform aufgestellte Verfassungstheorie zur Bedingung des Fortbestandes der Verfassung zu machen. Bismarck verhinderte dies.

Frankreich, durch das plötzliche Emporsteigen deutscher Kraft erst betäubt, dann eifersüchtig erregt, forderte zur Beschwichtigung das noch eben dem deutschen Bund angeschlossene Luxemburg. Preußen hatte den Vorsprung vervollkommneter Waffentechnik. Bismarck wies den fast sichern Erwerb des stolzesten Ruhmes zurück, und begnügte sich mit einem billigen Ausgleich, die höchste Selbstbeherrschung und Weite der politischen Berechnung errathen lassend.

Die Institutionen der neugeschaffenen Bundesverfassung bewährten sich durch eine heilsame gesetzgeberische Thätigkeit von so vielseitigem Erfolg, daß fast kein zur Befriedigung reifes Bedürfniß übrig blieb, daß kein Zweifel war, dem voraussichtlich schnellen Erwachsen neuer Bedürfnisse würde die Bundesgesetzgebung rechtzeitig folgen.

V.

Bis 1870.

Die Erfahrung ist alt, daß selbst die wunderbarsten Erfolge dem Lebenden keine dauernde Anerkennung eintragen und wenigstens nicht die Einstimmigkeit des Vertrauens, die den Schritt einer großen Laufbahn beflügeln könnte. „Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Thaten wo nicht geläugnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert: und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat, was er vermöge; und dies nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meinen Oheim zu halten hatte.“ Diese Beobachtung machte Göthe's Jugend über Friedrich den Großen. Es ist dieselbe, die sich zu allen Zeiten wiederholt. Die „vorzüglichen Männer“ aber, die sich auf die Seite der Schmäher und Verkleinerer stellen, sind nicht die Gegner aus politischer oder sonstiger grundsätzlicher Abneigung, sondern die Ueberklugen. Gegner, die einer feindlichen Strömung angehören, muß der in großen Dingen Handelnde hinnehmen, ja ihre Zahl und Feindschaft sich zur Ehre rechnen.

Viel unbequemer und hinderlicher sind die guten Freunde, denen nichts recht zu machen ist, die trägen Zuschauer, die die Weltbühne als ein Unterhaltungsstück ansehen und jeden Auftretenden sogleich satt bekommen, wenn er ihnen die Erfolge nicht unaufhörlich an den Kopf schleudert. Die Gesellschaft dieser Ehrenwerthen ist leider zu allen Zeiten sehr zahlreich gewesen und nicht minder haben sie größtentheils die Kritik, in der sie sich aus Ueberklugheit und Blasirtheit gefallen, stets mit dem Quell der schönsten Gesinnungen zu rechtfertigen gewußt. Was Göthe über das Verhalten derselben gegenüber poetischen Werken sagt, das gilt ebenso von ihrem Benehmen gegen politische Thaten. Die Kritik, welche Bismarck nach den überraschenden Erfolgen von 1866 erfuhr, kann man nicht besser schildern als Göthe das Verhalten gewisser Leser nach dem überraschenden Eindruck seines Jugendwerkes. „Sie leben in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten; ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte."

Wer hatte sich in den Jahren 1850—1866 träumen lassen, daß es gelingen könne, Oesterreich binnen wenigen Wochen aus Deutschland hinauszuschlagen, wer sich träumen, daß Preußen fünf Staaten des alten deutschen Bundes und außerdem das niemals zum Bunde gehörige Schleswig, unter den Bundesstaaten die so wichtige nordalbingische Halbinsel und die ganze Verbindungsregion zwischen Preußens Ost- und Westprovinzen in wenigen Wochen sich einverleiben könne? Wer hätte sich träumen lassen, daß dies möglich sei ohne schwer zu fühlende Einmischung des Auslandes, ohne blutige Abwehr derselben vielleicht auf der einen Seite, ohne schmerzlichen Loskauf vielleicht auf der anderen Seite? Dies alles war geschehen. Aber die Klugen, die wenige Wochen vorher den Versuch des Unternehmens für Tollkühnheit des Wahnsinns erklärt hatten, zeigten sich alsbald unbefriedigt, daß nicht auch Sachsen einverleibt worden, daß nicht sogleich ein ganz Deutschland umfassender Bund gegründet, daß für die Abtretung der nördlichsten Distrikte Schleswigs eine Möglichkeit eröffnet war.

Bismarck hat es für eine schwerste Aufgabe der Staatslenkung erklärt, die wirklich sichere Tragweite eines Sieges abzuschätzen. Es ist ja möglich, daß bei den Verhandlungen, welche dem Frieden von Prag vorausgingen, die eine oder die andere Beschränkung noch hätte abgewendet, der eine oder der andere Vortheil noch hätte erlangt werden können. Aber jene Klugen sind allzu klug, um zu wissen, daß der Sieger beim Friedensschluß nicht blos zu erwägen hat, was er an augenblicklichen Zugeständnissen erreichen kann. Wichtiger ist die Erwägung, ob die Höhe, welche

die Zugeständnisse erreichen, nicht eine überschnelle Reaktion hervorruft, und ob der Sieger in der Lage ist, einer solchen Reaktion, die sich weit über das Lager der Besiegten auf Alle ausdehnen kann, die der Sieg überraschte, erfolgreich gegenüber zu treten. Diese Rechnung ist etwas schwieriger, und wer sie überhaupt anzulegen versteht, dessen Ergebniß wird heute und später wahrscheinlich mit demjenigen übereinstimmen, nach welchem Bismarck gehandelt.

Wieder einmal war die Kritik überrascht, als die Bündnißverträge mit Süddeutschland vom August 1866 ein Jahr später an das Licht traten. Und als die Note vom 7. September 1867 nach dem Besuch Napoleons in Salzburg so stolz die Unabhängigkeit der deutschen Nation in der Gestaltung ihrer inneren Verhältnisse verkündigte, da überkam die Deutschen wieder einmal das Gefühl, wie es einen Moment nach dem Abschluß des vorjährigen Krieges geherrscht hatte, was Deutschland jetzt sei und durch wen es dahin gekommen.

In der luxemburger Frage hatte sich die bloße Kritik nicht sogleich hervorgewagt. An Tadlern hatte es zwar nicht gefehlt, noch an heuchlerischen Klagen, daß wieder ein Land für Deutschland verloren gegangen. Als ob wir nicht Schleswig gewonnen gehabt hätten, als ob Luxemburg seit 1815 im Ernst unser gewesen wäre, als ob sein einziges wirkliches Band mit uns, der Zollverein nicht fortbestanden hätte! Aber jene Vorwürfe kamen aus dem Lager der Gegner um jeden Preis. Die klugen Freunde waren anfänglich still. Sie schüttelten höchstens das Haupt, warum die militärische Ueberlegenheit Preußens gegen Frankreich bei dem Anlaß nicht ausgebeutet worden. Sie ließen indeß gelten, daß hinter dieser Unterlassung ein besonderer Gedanke sich verborgen haben könne. Freilich nur, um dieses halbe Zugeständniß sogleich wieder zurückzunehmen, als die Lage zwischen uns und Frankreich auch für die Oeffentlichkeit wieder im drohenden Licht erschien.

Es kamen zunächst stille Zeiten, wenigstens solche, die äußerlich den Anschein der Stille hatten. Das sind die Perioden der Kritik, und sie säumte nicht, sich zu rühren. Bald hieß es: „der Bundeskanzler ist fertig mit seinem Witz, er hat sein Pulver verschossen, sein Temperament ist müde, weil er krank ist, oder er ist krank, weil er sich ausgegeben hat. Er steht nur noch auf der Defensive, er will nichts weiter, als den Gewinn von 1866 erhalten. Er ist ängstlich besorgt, sein Werk keiner Gefahr auszusetzen. Aber das Werk ist so unvollkommen nach Innen und so unabgeschlossen nach Außen, daß es keinen Halt hat. Im Grunde ist der Bundeskanzler kein Staatsmann, für den Frieden und die regelmäßige Staatsarbeit nicht angelegt, sondern nur für eine kühne Aktion, die er geleistet und sich zugleich darin erschöpft hat." Bei solcher Sprache mußte

die Kritik es für hohe Zeit halten, sich an die Stelle des Bundeskanzlers zu setzen. Die praktische Opposition regte sich wieder. Man begann zu drängen und zu närgeln, zu hemmen und zu drohen. Man drängte wegen der Ostseeprovinzen und wegen der Aufnahme Badens in den Nordbund. Man närgelte wegen Luxemburg. Man hemmte bei der Eröffnung von Einnahmequellen für den Bund. Man drohte mit Herabsetzung der Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres nach Ablauf des Jahres 1871. Freilich war es sehr unlogisch, zugleich die Heeresverminderung und den Bruch mit Frankreich und seinen möglichen Bundesgenossen zu fordern, als die man Oesterreich und Italien betrachten mußte. Aber die politische Logik hört überhaupt auf, wenn aus demselben Munde neben der Heeresverminderung nicht nur der Bruch mit Frankreich, sondern auch mit Rußland durch Einmischung in die Angelegenheit der Ostseeprovinzen gefordert wurde. — Die Wahlen zum zweiten Reichstag des norddeutschen Bundes nahten heran mit der besten Aussicht auf einen Konflikt zwischen dem Bundeskanzler und den Richtungen des Liberalismus, in denen jene Kritik geübt wurde, Richtungen, welche unter den stimmführenden Anhängern liberaler Meinungen weitaus die Mehrzahl bildeten. Und dennoch arbeitete die Bundesgesetzgebung mit seltener Energie und Fruchtbarkeit. Aber das schien dem Liberalismus nicht zu genügen. Die konservative Partei ihrerseits schien geneigt, den staatlichen Zielen, welche die preußische Regierung unter dem Anstoß des Bundeskanzlers als des gleichzeitigen Leiters derselben durch Reformen der preußischen Verwaltung, den Doktrinen und Liebhabereien des Liberalismus lange nicht genug thuend, anstrebte, durch Ausgebung rein gesellschaftlicher Losungen, wie den Schutz des Grundbesitzes vor weiteren Lasten, entgegen zu arbeiten.

Während die öffentliche Meinung, einen Augenblick sich selbst überlassen, wie immer einer rath- und hilflosen Verwirrung entgegen steuerte, hatte Bismarck das schwerste diplomatische Spiel gespielt, gespielt und gewonnen, von dem vielleicht die Geschichte der Diplomatie berichtet, ein Spiel, dessen Gewinn den unvergleichbaren Meisterzügen der militärischen Strategie des Jahres 1870 allein den Boden sicherte. Deutschland — so lehrt uns der Augenschein, der Jedem vorliegt, der uns oft zur Zaghaftigkeit niederdrückt, den wir aber seit vier Jahren leichtsinnig glaubten vergessen zu können — liegt mit allseitig schutzlosen Grenzen zwischen den stärksten Militärmächten Europa's. Der Sieg von 1866 schuf uns ein grollendes Oesterreich, ein neidisches Frankreich, ein von unserer ungewohnten Stärke beunruhigtes Rußland. Ahnungsvoll hatte Bismarck nach dem Frieden von 1866 gesagt: „das war der erste schlesische Krieg unseres Jahrhunderts, der zweite wird folgen; hüten wir uns, daß nicht der dritte, der siebenjährige gegen die vereinigte Militärkraft von ganz Europa folgt."

In allen Lagern, in dem der Besiegten, wie in dem der Neutralen, gährte es, arbeitete es nach einer Coalition — einer Coalition, um die plötzlich emporgeschlagene Flamme preußischer Größe zu zertreten, die Allen so unheimlich ins Gesicht leuchtete. Es gab überall auch Solche, die zu der Flamme freudig aufblickten, aber der Instinkt der Mehrzahl fühlte Abneigung und Erschrecken. In Oesterreich waren solche Empfindungen am natürlichsten, und doch regte sich hier überraschend schnell und wirksam bei der deutschen Bevölkerung der Instinkt, daß deutsche Kraft über undeutsche Elemente, über ein antideutsches Ziel, über eine Verschwörung gegen den deutschen Genius gesiegt habe, daß dieser Sieg, anstatt die Deutsch-Oesterreicher zu schädigen, ihnen die Rettung ihrer besten Lebensgüter bringen werde. Aber noch lange nicht konnte dieser in der Bevölkerung erwachende Instinkt als maßgebend für die Haltung des Staats angesehen werden. — Die maßlose Ueberhebung des französischen Nationalcharakters nahm den Sieg Preußens als eine Beleidigung auf, weil es ein Sieg war, der Frankreich nicht gehörte, gleichviel gegen wen und aus welchen Ursachen er erfochten worden. Bei erklärter Bundesgenossenschaft ihres Landes hatte ein Theil der Staatsmänner Italiens eine unschöne Rolle gespielt. Was dieselben an Preußen und am eigenen Volke verschuldet, suchten sie, wie alle Falschen thun, durch unbegründete Vorwürfe zu rechtfertigen. Zudem suchten die konservativen Parteien dort ihren Halt an dem napoleonischen Kaiserthum; der romanische Instinkt begann die deutsche Größe zu fürchten, sobald sie eine Wirklichkeit zu werden schien. In Rußland hatte sich seit dem niedergeschlagenen Aufstande Polens im Jahre 1863 ein nationaler Fanatismus entwickelt, der mit unwilligem Befremden eine seinem Wesen tief entgegengesetzte, für überlebt und unkräftig gehaltene Cultur eine politische Organisation von ungeahnter Stärke gewinnen sah. Besonnenheit und unbefangene Bildung urtheilten dort anders, und sie herrschten in den höchsten Regionen. Aber auch in diesen Regionen hatte der Fall der Welfendynastie an einer Stelle gereizt. England, das seine Abneigung uns jahrelang so ungeberdig hatte fühlen lassen, begann plötzlich unsere Stärke zu achten und einen nützlichen Bundesgenossen in uns zu sehen. Aber auch hier wirkte in den Staatsmännern der Nachklang beleidigter Eitelkeit bei der Niederlage in dem deutsch-dänischen Streit, wirkte in noch höherer Region bis zu einem gewissen Grade der Sturz des hannöverschen Königshauses, als einer nächst verwandten Linie. Der Haß Dänemarks, das Mißwollen Schwedens bedürfen keiner Hervorhebung. Lagen nicht überall die wirksamsten Karten, die eine Deutschland feindliche Staatskunst nur hervorzuziehen und zu sammeln brauchte? Dies zu verhindern, war die Aufgabe der deutschen Staatskunst.

Zunächst forderte diese Aufgabe die Entschädigung der depossedirten Fürsten, um den feindlichen Einfluß derselben im Ausland zu beschwichtigen, oder, wenn dies nicht gelang, doch ihre Freunde im Ausland zu entwaffnen. Wie sehr dieses Mittel erschwert und nach der Gewährung immer wieder bekritelt worden, ist noch nicht vergessen.

Das Jahr 1868 verging unter äußerer Ruhe bei diplomatischen Feldzügen und drohenden Aussichten. Der Versuch Napoleons III., die Anwesenheit des Kaiser Alexander bei Gelegenheit der pariser Ausstellung von 1867 zu benutzen, um den Kaiser gegen Preußen einzunehmen, war freilich mißglückt, und bei der Zusammenkunft in Salzburg mit dem Kaiser von Oesterreich erschien dem französischen Herrscher die Kraft Oesterreichs zum sofortigen Beginn eines gemeinsamen Angriffs auf Deutschland nicht hinreichend. Aber er nahm die politische Vorbereitung des Krieges für das folgende Jahr in die Hand. Spanische Truppen sollten die französische Besatzung in Rom ersetzen, Italien sollte zur Theilnahme am Kriege gegen Deutschland durch den Preis von Rom oder doch des dem Papst noch gebliebenen Gebietes bewogen werden, die Mitwirkung Oesterreichs, vielleicht auch der skandinavischen Staaten war selbstverständlich. Da kam die spanische Septemberrevolution. Wie aus Einem Munde rief Frankreich: „siehe die Hand des Herrn von Bismark; la france de nouveau bismarcquée!“ Das Wort: „voilà ma planche de salut“ wurde in ganz Frankreich dem deutschen Minister in den Mund gelegt.

Die allgemeine Stimme Frankreichs bewies jedenfalls, daß die französische Politik sich des isabellinischen Regimentes in ihrer Angriffsmaschinerie hatte bedienen wollen, und daß das Glied, das plötzlich zerbrach, bei dem vorbereiteten Angriffsplan für unentbehrlich gehalten worden. Die Menschen entschließen sich schwer, bei Ereignissen, die den Werken von ihresgleichen zu Gute kommen, nicht an deren Veranstaltung zu glauben.

Das Jahr 1869 brachte die Erneuerung des gesetzgebenden Körpers in Frankreich mit so bedrohlichen Symptomen bei den Wahlen, daß der Kaiser jene große Verfassungsänderung einleitete, in der wohl ganz Europa, vielleicht mit Ausnahme des deutschen Kanzlers, den Anbruch einer Aera der Freiheit und des Friedens erblickte. Allein in demselben Jahre, in welchem dieses Trugbild erschien, hatte der Kaiser einen der vertrautesten Genossen seiner Thaten, den General Fleury als Botschafter nach Petersburg gesandt, zu keinem andern Zweck als dem, das Mißtrauen des russischen Hofes gegen das Wachsthum der preußischen Macht anzufachen und eine russisch-französische Annäherung herbeizuführen. Schon mit der bloßen Neutralität Rußlands hätte die napoleonische Politik Oesterreich zum sicheren Bundesgenossen gehabt und des spanischen Druckes auf Italien entbehren können. Das Ergebniß dieses diplomatischen Feldzuges war am

Ende des Jahres die Verleihung des Großkreuzes des Sanct-Georgenordens durch den Kaiser von Rußland an den König Wilhelm, erläutert durch den bekannten Trinkspruch des Herrn von Oubril. Die vertraulichen Verhandlungen, welche zu diesem Ergebniß geführt, sind unbekannt. Wer aber glaubt, dasselbe sei der deutschen Politik als eine von selbst gereifte Frucht in die Hand gesunken, der bewahrt ein kindliches Urtheil in den Dingen dieser Welt.

Das Jahr 1870 brachte zunächst den Abschluß der napoleonischen Verfassungsreform, unerbeten begleitet von den nachdrücklichsten Friedensbetheuerungen, als spräche das Werk nicht laut genug. Als jedoch der Herzog von Gramont, bis dahin französischer Gesandter in Wien, den Marquis de Moustier im auswärtigen Ministerium ablöste, wird der deutsche Staatsmann über den Entschluß der Tuilerien, die deutsch-französische Frage durch Biegen oder durch Brechen zu beendigen, nicht in Zweifel gewesen sein. Es kam nicht zum Biegen, sondern zum Brechen, aber schon vor dem Krieg war die französische Hülfsmaschinerie zerbrochen: Oesterreich und Skandinavien durch Rußland zur Neutralität gehalten, die italienische Regierung durch die Aussicht auf den Widerstand ihrer nationalen Aktionspartei, sowie durch Oesterreichs fehlende Unterstützung. So kam dieser Krieg, der, noch nicht beendigt, durch seine Wunder wie ein Märchen hinter uns liegt, an das wir Mühe haben zu glauben. Während seine Lösungen uns noch spannen, hat er dem deutschen Volke bereits die lang erstrebte, aber schwer geglaubte, auch als sie theilweis schon gegeben war noch immer schwer geglaubte Einheit, hat ihm Kaiser und Reich gebracht; zudem die sichere Aussicht auf den Wiedererwerb der vor zweihundert Jahren verlorenen und ebenso lange für unwiederbringlich angesehenen Grenzlandschaft, die, so tief mit dem deutschen Leben und seinen theuersten Erinnerungen verwachsen, durch ihren Verlust einen ebenso hoffnungslosen als unauslöschlichen Schmerz erweckte.

Die Thaten des Heeres und der Führer in diesem Kriege können nie aus dem erhebenden Andenken des deutschen Volkes verschwinden und nie aus der Kenntniß der Völker, denen Deutschlands Größe in Zukunft zum Segen oder zur Strafe fühlbar wird. Aber wir fragen: wem verdankt es Deutschland, daß seine Kriegführung bis zum Ende verschont blieb von der Hemmung eifersüchtiger oder nach dem schiedsrichterlichen Lorbeer dürstender Neutralen? daß jede Gelegenheit zu solcher Einmischung mit nie verlegener Gewandtheit, mit nie vermißtem Nachdruck abgewehrt wurde? Wir fragen: wer hat das deutsche Volk auf die Höhe der Pflicht gegen sich selbst erhoben, zu der es die Siegesgarbe dieses Krieges berechtigte? Wir Deutsche sind nach Bismarcks Wort ebenso leicht berauscht, wie verzagt, und überschätzen dann die Tragweite unseres Dürfens und Müssens.

So geschah uns 1866, wo uns der Uebergang von Hoffnungslosigkeit, von willkürlicher Verzweiflung zu den staunenswerthesten Erfolgen um das natürliche Gleichgewicht gebracht hatte. Im Jahre 1870 war die Siegeshoffnung weit allgemeiner, als das Gegentheil. Aber ebenso verbreitet war die Nüchternheit der Unproductivität. Wer von Rücknahme des Elsaß und Lothringens sprach, galt für einen Fantasten. Wie durften wir uns Frankreich zum ewigen Feind machen, wie uns Landschaften zurückeignen, deren Bewohner nichts mehr von uns wissen wollten? Da kamen die Erlasse an die norddeutschen Vertreter bei den neutralen Regierungen aus Rheims vom 13. September und Meaux vom 16. September 1870. Eine stolzere Sprache ist bis jetzt nie im Namen der Deutschen geführt worden, und es ist nicht der Stolz der Ueberhebung, sondern der Stolz der Pflicht, der aus diesen Erlassen spricht, die produktive Nüchternheit, welche der Wahrheit ins Auge blickt, wofür ihr gegeben ist, auch die letzte Nebelhülle um den einfachen Kern der Dinge verschwinden zu machen. Wie Wenigen ist es gegönnt, diesen Kern frei zu legen und als das Gesetz ihres Handelns der Welt vor Augen zu stellen! — Wir fragen endlich: wer hat die Wiederherstellung des deutschen Reiches nach einem fünfmonatlichen Feldzug, während die deutschen Heere noch kämpfen, ins Werk gesetzt? Gehörte dazu nicht die gleiche Entschlossenheit im Gewähren wie im Durchsetzen, das nie verfehlende Treffen des richtigen Momentes, wie die stete Verfolgung der entscheidenden Linie?

VI.

Bismarck und Napoleon III.

Als Bismarck seine Lehrjahre geschlossen hatte und zur selbständigen Rolle sich anschickte, da begann sich um ihn der Ruf zu verbreiten, er wolle in Napoleons Fußtapfen treten, der damals — 1859 — auf der Höhe seiner Laufbahn stand. Es wurde viel gefabelt von Bismarcks Absicht, der deutsche Cavour zu werden, das heißt, die ausweglose deutsche Frage mit napoleonischer Hülfe um hohes Lösegeld, wie der große Italiener mit der Frage seines Vaterlandes gethan, zum Austrag zu bringen. Wir haben bereits erwähnt, wie Bismarck diese Andichtung zurückwies.

Bismarck ist weder Napoleon noch Cavour geworden, sondern er selbst. Aber es wäre eigensinnig, den historischen Grundzug zu verkennen, den er vom europäischen Standpunkt mit jenen Männern gemein hat.

Die Geschichte Europa's von 1815 bis 1870 ist nichts Anderes als die Arbeit, das mechanische Pfuschwerk der wiener Verträge zu zerstören und die natürliche Ordnung der europäischen Staatenwelt an seine Stelle zu

setzen, welche die eigennützig beschränkten, materialistisch denkenden und furchtsam fanatischen Urheber jener Verträge nicht einmal begreifen, geschweige denn hervorbringen konnten. Bis 1848 arbeitete die Reaktion gegen jene Verträge mittelst elementarer Zuckungen der Völker, die sich, die Ursache ihrer traurigen Zustände unvollkommen begreifend, in wesenlosen Idealen ergingen und diesen hier und da sogar zu einem Scheinleben verhalfen. Es wird das Verdienst Napoleon III. bleiben, das ihm kein Fehler und keine Niederlage rauben kann, die Zerstörung des politischen Systems in Europa, dessen Ausdruck die wiener Verträge waren, zuerst mit den Mitteln der Staatskunst und in großem Style begonnen zu haben. Er wollte freilich das neue System Europas auf seine Weise einrichten, und mußte lernen, daß die Elemente, mit denen er für seine Zwecke bauen wollte, sich seiner Hand nicht fügten, sondern ihren eigenen naturgemäßen Lauf suchten. Schon das einheitliche Königreich Italien hatte nichts weniger, als in Napoleons Plan gelegen. Aber er konnte nicht nach Willkür, nachdem er den österreichischen Druck von Italien genommen, diesem Volke den Weg vorschreiben. Hätte er dies mit Gewalt versuchen wollen, so hätte er sich einen erbitterten Feind erzogen, wo er sich einen dankbaren Anhänger gewinnen wollte, und bei seiner in Europa fortdauernd isolirten Stellung zu gewinnen allen Grund hatte. Die Zerstörung der wiener Verträge vollzog sich also hier in dem Maße, aber der Ersatz gestaltete sich nicht in der Weise, wie Napoleon gewollt. Dies war das große Verdienst, welches Cavour sich um sein Vaterland erwarb. Das schmerzliche Lösegeld aber, welches Italien für Napoleons Hülfe zahlen mußte, konnte der große Staatsmann seinem Vaterlande nicht ersparen. Ebensowenig konnte er den verlangsamenden Einfluß der napoleonischen Politik auf den Gang der Wiederherstellung Italiens abwerfen. Er mußte sterben und sein Land unter der Fessel dieses Einflusses unsicher daherschreiten sehen.

Wie weit ist etwas Aehnliches bei der Wiederherstellung Deutschlands vorgegangen? Den Fortbestand des Deutschlands der wiener Verträge hat Napoleon nicht gewollt, weil er ihn mit der napoleonischen Stellung in Europa, wie er sie sich dachte, unvereinbar fand. Ohne dieses Bedürfniß, das Deutschland von 1815 durch irgend ein Mittel zusammenbrechen zu lassen, hätte die Umwandelung, als sie endlich erfolgte, sich nicht so vollziehen können, wie sie sich vollzogen hat. Andere Wege, andere Mittel wären nöthig gewesen. Wir sagen nicht, daß dieselbe Genialität, welche das Bedürfniß Napoleons nach der Zerstörung des alten Deutschland für die wahre Herstellung Deutschlands verwendet hat, gegebenen Falls nicht andere Bedürfnisse hervorzulocken, andere Nothwendigkeiten als Mittel zu benutzen verstanden hätte. Aber so, wie die Dinge gekommen sind, hat uns dieses Bedürfniß seine Dienste leisten müssen.

Napoleon, Cavour, Bismarck sind die Zerstörer der Schöpfung des wiener Kongresses, aber Bismarck ist der Zerstörendste unter den Dreien geworden. Indem er den Ersatz für das zerstörte Deutschland von 1815 aufrichtete, hat er auch wie im Vorbeigehen das mühsam angelegte, aber noch unfertige Werk seines Vorgängers zerstört. Unter den Arbeitern an dem Gesammtwerk der Neubildung Europas hat derjenige Fortsetzer, der wahrscheinlich der größte bleiben wird, den Anfänger gestürzt, der gern noch auf seine Weise mitgearbeitet hätte. Daß der Vollender oder Erweiterer den Anfänger beseitigt, ist eine Erscheinung, die sich in der Geschichte oft wiederholt. Wenn darin eine Art von Undank liegt, so ist es doch kein persönlicher Undank. Der Weitergehende thut, was er muß, was er dem Werke schuldig ist, und der Anfänger hat nicht für seinen Nachfolger arbeiten wollen, daher auch keinen Dank von diesem zu beanspruchen. Dennoch gewährt die Frage eine hohe Anziehung, ob Napoleon um Deutschland und um Bismarck irgend eine Art von persönlichem Dank verdient hat; ob ihn Undank getroffen hat, wenn auch ein nothwendiger, oder ob wir uns nur eines Feindes erwehrt haben, der nie etwas Anderes gewesen ist.

Die napoleonische Idee der Rekonstruktion Europas hat bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Umrisse stückweise an den Tag treten lassen, so daß es nicht mehr allzu gewagt ist, das Ganze nachzuzeichnen.

Oesterreich mußte aus Italien gedrängt werden, damit Italien unter französischen Einfluß komme, aber wohlgemerkt zusammt dem Papstthum, welches das vornehmste napoleonische Machtmittel werden sollte. Daher durfte das Papstthum innerhalb Italiens nichts verlieren, seine Stellung auf diesem gewissermaßen heimischen Boden vielleicht theilweis geändert, aber durchaus nicht gemindert sehen.

Was Deutschland betrifft, so sollte Preußen vergrößert, abgerundet werden, aber zugleich vom Rhein entfernt. Preußen sollte, auf den Norden Deutschlands beschränkt, sich innerhalb seiner Grenzen genügen, und geographisch so gestellt werden, daß es sich allenfalls selbst genügen könne. Schlesien hätte die napoleonische Idee gern wieder österreichisch gesehen. Diese Provinz war ja katholisch und ein altösterreichischer Besitz. Oesterreich mußte für die italienischen Verluste entschädigt werden, denn in der napoleonischen Idee war auf die Freundschaft zwischen Frankreich und Oesterreich, als der Pfeiler des Katholicismus, wenn des letzteren italienischer Groll überwunden sein würde, stark gerechnet. Das eigentliche Deutschland, wie die französische Publicistik sich gern auszudrücken pflegt, d. h. die westlichen, südlichen und mittleren Landschaften Deutschlands, war in der napoleonischen Idee als mittelbares französisches Gebiet, d. h. als zeitgemäße Gestalt des Rheinbundes gedacht. Wie viel deutsches Gebiet

je nach dem Lauf der Dinge unmittelbar mit Frankreich zu vereinigen sei, blieb vorbehalten. Napoleon scheint lange geglaubt zu haben, Preußen zur freiwilligen Annahme der ihm zugedachten Rolle bewegen zu können. Schon bei der ersten Anknüpfung, die er während seiner Präsidentschaft in Berlin durch Persigny suchte, mögen solche Fragen gefallen sein. Desgleichen bei der Vorbereitung des italienischen Krieges, wo es Napoleon darauf ankam, sich der preußischen Neutralität zu versichern, ohne daß dies gelang. Die Zusammenkünfte in Baden 1860, in Compiegne 1861, beide durch Napoleon veranlaßt, haben immer dasselbe Ziel verfolgt, womit nicht gesagt werden soll, daß der Kaiser auch nur bei einer derselben dazu gekommen sei, seinen Plan mit dürren Worten zu entwickeln. Daß er aber in jener Zeit schon an diesen Plan gehangen, beweist unter Anderem eine von Herrn Edmund About, dem jetzt abgefallenen Hofpublicisten, im Jahre 1860 verfaßte Broschüre, welche die in Deutschland damals herrschende Besorgniß vor einem französischen Angriff beschwichtigen sollte. Hier ist der Plan mit einigen natürlichen Weglassungen ziemlich deutlich ausgedrückt.

Es ist merkwürdig, daß gerade im Jahre 1862, als Bismarck an die Spitze des preußischen Ministeriums trat, Napoleons Haltung gegen Preußen anscheinend kälter wurde. Dies ist zugleich die beste Widerlegung der vielfach gehörten Behauptung, als habe Bismarck in Unterhaltungen, die seinem Eintritt in das Ministerium vorausgingen, Hoffnung gemacht, daß er dereinst den napoleonischen Anmuthungen die Pforten in Preußen öffnen würde. Napoleons damaliges Benehmen ist aber so zu erklären. Cavour war 1861 gestorben. Napoleon betrieb unablässig, wiewohl ohne Ergebniß, den Verkauf Venetiens in Wien. Uebrigens bot er Alles auf, mit Oesterreich ein enges Bündniß einzugehen. Die Verleitung des unglücklichen Erzherzogs Maximilian zum Ergreifen der mexikanischen Kaiserkrone gehört in dieses System. Sardinien würde für den Erwerb Venetiens wahrscheinlich haben Neapel herausgeben und auf Rom endgültig verzichten müssen. Um diesen Preis sollte die Aussöhnung des Papstthums mit Viktor Emanuel und seiner Regierung bewirkt werden. In der Thronrede vom Herbst 1862 wurde Oesterreich der Gegner Eines Tages genannt. Napoleon glaubte also den Weg gefunden zu haben, ohne den guten Willen Preußens, ja gegen dasselbe seine Pläne durchzusetzen. Daß seine Gedanken damals von dieser Art waren, bewies er sogleich im folgenden Jahr bei dem Ausbruch des polnischen Aufstandes. Kaum war die unglückliche Februarconvention zwischen Preußen und Rußland abgeschlossen, als Napoleon den Versuch machte, mit England und Oesterreich und, wenn es angegangen wäre, mit ganz Europa gegen Preußen und Rußland anscheinend zu Gunsten Polens anzugehen, in Wahrheit jedoch mit der Ab-

sicht, Rußland wohlfeilen Kaufes davon zu lassen, Preußen aber für die lange Sprödigkeit zu strafen und wo möglich um die Rheinprovinz und um Schlesien zu bringen. Wo nun also der Grund zu der Dankbarkeit liegen soll, die Preußen und insbesondere Bismarck dem Kaiser Napoleon schuldig geworden, ist schwer erfindlich. Es war vielmehr ein sehr übelwollender Gruß, welchen Napoleon dem kaum zur Leitung des preußischen Ministeriums berufenen Bismarck sofort bereitete. Napoleon mußte freilich die Erfahrung machen, daß weder mit der englischen, noch mit der österreichischen Bundesgenossenschaft etwas Ernstliches anzufangen war. Die polnische Frage verlief auf eine für Napoleon höchst beschämende Weise im Sande, und die prahlerische Berufung an einen europäischen Kongreß in der Thronrede von 1863 war doch nur der nothdürftige Deckmantel eines nichts weniger als ehrenvollen Rückzuges. Als am Ende desselben Jahres durch den Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark der deutsch-dänische Streit in ein neues und viel ernsteres Stadium trat, als alle bisherigen, ergriff Napoleon allerdings die Gelegenheit, Preußen die Wege zu bahnen. War das aber uneigennützige Freundschaft, welche zum Danke verpflichtete?

Das Unternehmen, die Elbherzogthümer von Dänemark zu lösen, war für Preußen ein sehr gefährliches. Dies erklärt auch Bismarcks anfängliche Abneigung, seine thätige Rolle in der europäischen Politik mit der Aufnahme dieser Frage zu beginnen. Hier standen England, Rußland, Oesterreich aus verschiedenen Gründen, aber mit demselben Grade des Interesses gegen Preußen. In Frankreich gab es wenigstens eine Schule von Staatsmännern, die bis heute nicht aufgehört hat, zu betonen, daß Dänemarck Frankreichs alter Alliirter, daß die Dänen die Franzosen des Nordens und Demokraten, daß Frankreichs Interesse überdies den Schutz der kleinen Staaten gegen die Völker erheische, die Anlage und Trieb zeigen, Frankreich ebenbürtig werden zu wollen. Indem Napoleon die preußische Politik auf diese gefährliche Bahn einlud, war er vermuthlich nicht von reinem Wohlwollen geleitet, er hoffte vielmehr, daß Preußen in Bedrängniß gerathen werde, die er ausbeuten könne, sei es, indem er sich an die Spitze der Gegner Preußens stellte, sei es, indem er Preußen um hohen Preis aus einer mißlichen Lage zog. Dies Alles verhinderte freilich Bismarcks Geschicklichkeit. Er stellte sich correct auf den Boden der Verträge, zwang Oesterreich ihm zu folgen, beschwichtigte Rußland, überließ der blinden Halsstarrigkeit Dänemarks die Beseitigung der für Deutschland nachtheiligen Verträge von 1852, hielt Oesterreich fest, indem er ihm die Furcht einflößte, er werde, auf die volle Sympathie von ganz Deutschland gestützt, seinen Zweck mit der um irgend einen Preis erkauften Hülfe Frankreichs erreichen, und Oesterreich aus Deutschland hinausdrängen.

Rußland durfte schließlich nicht gegen Preußen auftreten, dem es allein verdankte, daß es die gefährliche Lage von 1863 mit stolzer Haltung abwenden konnte. Als die Dinge so weit waren, konnte Bismarck seinerseits England Trotz bieten, und dem unbesonnenen Palmerston am Ende seiner von Scheinlorbern umgebenen Laufbahn eine verdiente Niederlage bereiten. Mit durstigen Lippen sog das nach nationaler Ehre und nach nationalem Erfolg verschmachtende Deutschland dieses Labsal ein. Aber von napoleonischer Freundschaft war bei aller durchgeführten Enthaltung der französischen Politik nichts zu spüren. Der Kaiser hätte es wahrscheinlich sehr gern gesehen, wenn England den trotzig genug hingeworfenen Handschuh aufgenommen hätte. Für die Fortsetzung dieser Enthaltung auch während des Kampfes würde er Deutschland seine Bedingungen gestellt haben. Da England klug genug war, Dänemark seinem Schicksal zu überlassen, so führte Napoleon das gute Verhältniß zu Preußen einstweilen weiter. Er fuhr fort, seiner Gelegenheit zu warten. Daß aus der gemeinschaftlichen Besitznahme der Elbherzogthümer durch Preußen und Oesterreich ein Streitfall zwischen den deutschen Mächten hervorgehen könne, war in der That nicht schwer vorauszusehen.

Er mußte freilich nicht hervorgehen und wäre nicht hervorgegangen, wenn die doppelte Bedingung eingetroffen wäre, daß Oesterreich damals einen Staatsmann besaß, und daß die österreichischen Dinge angethan waren, einen Staatsmann an der Spitze des Kaiserstaats zu ertragen. Die Bedingung traf nicht ein. Es kamen die zweimaligen Herbstbesuche Bismarcks in Biarritz 1864 und 1865. Der Charakter der dortigen Unterhaltungen ist bisher von keinem der beiden Unterredenden der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die bekannte Darstellung von Julian Klaczko hat gleichwohl weitverbreiteten Glauben gefunden, vor Allem durch ihre innere Wahrscheinlichkeit, dann aber weil man annahm, dieselbe beruhe auf Mittheilungen des Prinzen Napoleon, der in der Lage war, aus erster Quelle zu schöpfen. Die Auffassung von Klaczko ging bekanntlich dahin, daß Bismarck, auf die Vortheile einer selbständigeren Lage Preußens für Frankreich hinweisend, des letzteren Neutralität verlangt, aber keinerlei Versprechungen gemacht habe. Napoleon habe diesen Vorstellungen zugehört und, ohne sich zu verpflichten, die französische Neutralität wenigstens für die erste Periode eines preußisch-österreichischen Konfliktes in Aussicht gestellt. Napoleons Hintergedanke bei diesem Benehmen soll nach Klaczko der gewesen sein, daß Preußen gegen Oesterreich nothwendig den Kürzeren ziehen müsse, umsomehr als so ziemlich der ganze deutsche Bund auf Oesterreichs Seite kämpfen würde und als Napoleon, der natürlich in das Geheimniß der preußisch-italienischen Allianz gezogen worden, die Mittel in der Hand

hielt und ihrer Zeit auch wirklich in Bewegung gesetzt hat, die Mitwirkung Italiens zu einer scheinbaren zu machen.

Diese Ansicht Klaczko's hat nun freilich in einem wesentlichen Punkt eine Berichtigung gefunden durch die berühmte Depesche des Bundeskanzlers vom 29. Juli 1870, worin von den vertraulichen Anträgen, die Napoleon fast während der ganzen diplomatischen Laufbahn Bismarcks an diesen hat gelangen lassen, der Schleier zum Theil hinweggenommen wird. Aus diesem für alle Zukunft merkwürdigen Aktenstück geht hervor, daß Napoleon keineswegs die von Klaczko vorausgesetzte Zurückhaltung beobachtet hat. Er wollte vielmehr an dem Angriff gegen Oesterreich mit den Waffen Frankreichs Theil nehmen. Er wollte Venetien seinerseits erobern, allerdings um es dem König Viktor Emanuel einzuhändigen, aber nur nicht so, wie dies nachher geschehen ist, sondern gegen die gehörigen Zurückstellungen und gegen den Verzicht auf alle Pläne, welche der napoleonischen Idee von der Rekonstruktion Italiens entgegen waren. Napoleon verlangte ferner für Frankreich das deutsche Gebiet zwischen Rhein und Mosel gegen einen Erwerb Preußens von 7 bis 8 Millionen Seelen innerhalb Deutschlands. Unklar ist bei dem in der Depesche vom 29. Juli mitgetheilten Vertragsentwurf, wie es mit dem übrigen Deutschland gehalten werden sollte. Die Bundesreform im preußischen Sinne wird zwar gestattet, aber nicht gesagt, ob dieselbe sich auch auf Deutschland südlich vom Main beziehen sollte. Man darf wohl annehmen, daß Napoleon diese Ausdehnung der preußischen Macht, die er bei den Unterhandlungen des prager Friedens so emsig zu hindern beflissen gewesen, auch bei dem vor dem Frieden angetragenen Bündniß zu gewähren nicht geneigt war. Es müßte denn sein, daß ihm, wenn das Bündniß nur um diesen Preis zu erhalten war, derselbe nicht zu hoch geschienen hätte für die Auslieferung Italiens und die der Landschaft zwischen Rhein und Mosel.

Wie dem sei: Bismarck lehnte diese Anträge ab. Dasselbe hätten wohl die meisten von den Staatsmännern gethan, die wir uns an seiner Stelle denken können. Aber wir dürfen ohne Uebertreibung behaupten: kein einziger an seiner Stelle hätte es gewagt, diese Anträge abzulehnen und doch in den Krieg zu gehen, mit dem mißgestimmten, ungebundenen, nach Beute haschenden Napoleon im Rücken. Es wird schwer halten, in den weiten Bahnen der Geschichte ein Beispiel zu finden, das dieser Kühnheit an die Seite zu setzen wäre. Denn man darf nicht vergessen, daß hier ein Antrieb fehlte, der von den kühnsten Handlungen den größten Theil der Verantwortlichkeit nimmt: der Impuls der Verzweiflung, auch nur der drängenden Nothwendigkeit. Es war nur die Erkenntniß einer muthigen und weitschauenden Seele, daß ein scharfes Auge vorspähend keine bessere Gelegenheit zu entdecken vermöge, daß nur die Illusion, die mit

dem Unbestimmten rechnet, auf eine solche Gelegenheit zu warten sich schmeicheln dürfe. Es war das Gefühl der Verantwortlichkeit, wie es das Bewußtsein der verliehenen Kraft auferlegt: wenn du den Muth der Verantwortung nicht hast, wer soll ihn finden?

Julian Klaczko, der den Umfang des Wagnisses nicht einmal kannte, das er beschrieb, erzielt einen rednerischen Effekt, indem er dasselbe als ein verzweifeltes Spiel erscheinen läßt, das der Zufall habe gewinnen lassen, der Zufall als der eigentliche Werkmeister des Erfolgs. Mit dramatisch-elegischem Pathos nennt er den Erfolg den einzigen Gott unseres Jahrhunderts, der auf Bismarcks Stirn das Siegel der Unsterblichkeit gedrückt habe. Viel anspruchsvollere Leute, als der geistreiche polnische Schriftsteller, denken in dieser Beziehung wie er, und wir hören selbst mit der Miene deutscher Wissenschaft verkünden, daß der Zufall bei allen menschlichen Unternehmungen das Beste thun müsse. Es pflegt dabei auf Friedrich den Großen Bezug genommen zu werden, der nicht verfehlt hat, „Seiner Majestät dem Zufall" seinen Respekt zu bezeigen. Die Leute, denen dieser Passus so gefällt, sollten ein anderes Wort beachten, das nicht weit von jenem steht: „qu'un homme d'esprit dise un mot, cela suffit pour que mille fous le répètent."

Es giebt zwei Arten von Kühnheit, die anscheinend ähnlich, von Grund aus entgegengesetzt sind. Die eine stürzt blind dem Verhängniß entgegen, die andere entdeckt die Bedingungen des Gelingens, wo kein anderer Blick sie erkennt, und baut auf diese Bedingungen, unter fortwährender sorgfältiger Beobachtung, ihren Plan. Sie scheint verwegen, während sie mit gespannter Umsicht rechnet. Aber die Plattheit darf nicht meinen, es sei keine Kunst, in den Wolken zu spazieren, wenn man die Augen hat, um den tragenden Grund zu sehen. Es ist der Muth der Seele, nicht sinnliche Begabung, die das Auge über den Schein der Dinge hinwegträgt, und es gehört derselbe fortwährende Muth dazu, solche Pfade zu wandeln, wo ein falscher Tritt den Sturz herbeiführen kann.

Die napoleonische Staatskunst mußte das Unternehmen von 1866 den ihr unerwünschtesten Ausgang nehmen sehen. Eine französische, offenbar dem napoleonischen Hof befreundete Feder hat die Annahme glaublich zu machen gesucht, als würde Napoleon und Frankreich die Ausdehnung der preußischen Hegemonie über ganz Deutschland gebilligt haben, wenn Preußen in dem prager Frieden auf jede Annexion in Deutschland hätte verzichten wollen, außer derjenigen Schleswig-Holsteins. Diese Ansicht entbehrt jedoch aller haltbaren Begründung. Der Schriftsteller, der sie aufstellt, geht von der Voraussetzung aus, daß ein das ganze außerösterreichische Deutschland umfassender Bund, in welchem Preußen auf seinen Umfang vor dem Jahre 1866 beschränkt geblieben, gleich dem alten Bund von

1815 ein leidlich unbeholfenes, zur Beunruhigung der Nachbarn wenig geeignetes, weil zum politischen Handeln überhaupt nicht befähigtes Wesen gezeigt haben würde. Wie nun aber, wenn dieser Bund mit der Einheit, mit den Einrichtungen, welche die Fähigkeit des politischen Handelns bedingen, Ernst gemacht hätte. Dann hätte wahrscheinlich Frankreich oder Europa, das heißt alle auf Deutschland neidischen Mächte, vermöge einer Art Oberaufsicht über die innern Angelegenheiten Deutschlands Einspruch thun sollen! Die parteilose Geschichtsschreibung wird in Zukunft den Spruch bestätigen, den jedes hellsehende Urtheil heute schon fällt: die französische Nationalmeinung fordert als Frankreichs unaufgebliches Bedürfniß ein durch politische Theilung schwaches Deutschland. Dieselbe französische Nationalmeinung hätte viel lieber eine Vergrößerung Preußens innerhalb gewisser unüberschreitbarer Grenzen gesehen, als eine Hegemonie dieses Staates in ganz Deutschland, die irgend eine ernste Bedeutung hatte. Obwohl in der durch nichts zu beschwichtigenden Eifersucht auf Deutschland weit mehr dem französischen Nationaltrieb, als dem eignen Gefühl gehorchend, hatte doch der Kaiser Napoleon mit der Klarheit, die ihn vor den meisten Männern des Volkes auszeichnet, das er so lange beherrscht hat, sich vorgestellt, daß es vor Allem darauf ankomme, Preußen nördlich vom Main festzuhalten. Sein erster Vermittelungsvorschlag, den er am 14. Juli 1866 den Höfen von Preußen und Oesterreich vorlegte, enthielt die Beschränkung des von Preußen zu errichtenden Bundes auf das nördlich vom Main gelegene Deutschland, enthielt aber nichts von preußischen Annexionen. Diese mußten vielmehr erst von Preußen zur unumgänglichen Bedingung des Friedens gemacht werden. Das napoleonische Angebot war also nicht: Deutschland ohne Annexion oder die Mainlinie mit Annexion; sondern es lautete: die Mainlinie ohne Annexion. Es ist lediglich eine auf Liebhaberei beruhende Vermuthung, daß, sowie über das Angebot der Mainlinie hinaus Annexionen in dem nördlichen Deutschland von Preußen durchgesetzt wurden, ebenso gut auch hätte die Ueberschreitung der Mainlinie für den neuen Bundesstaat, aber dann freilich ohne jede Annexion, durchgesetzt werden können.

Noch gewagter ist eine andere Meinung, welche behauptet, Bismarck würde als Ergebniß des Krieges die Errichtung eines ganz Deutschland umfassenden Bundesstaates ohne jede Annexion vorgezogen haben. Am 20. Juli 1866 richtete er an den preußischen Botschafter in Paris die bekannte, von den Oesterreichern aufgefangene, theilweis entzifferte und durch den österreichischen Generalstab veröffentlichte Depesche. In derselben sagt er, daß er ebenfalls — nicht allenfalls, wie die Oesterreicher falsch entziffert haben — neben der Bundesreform die Annexion als Bedürfniß ansehe, weil sonst Sachsen, Hannover für ein intimes Verhältniß zu groß

bleiben würden. Abgesehen von diesem unmittelbaren Zeugniß, wird jene Meinung aber durch die Erwägung entkräftet, wie unthunlich und gefährlich bei der damaligen Stimmung Süddeutschlands die sofortige Aufnahme der süddeutschen Staaten in einen von Preußen zu leitenden Bundesstaat gewesen sein würde. Es ist wiederum die Willkür der Fantasie, die sich in der Behauptung gefällt, die Bevölkerung Süddeutschlands würde, von Preußens Großmuth entzückt, dem preußischen Staat zur sofortigen innigen Gemeinschaft in die Arme gefallen sein. Süddeutschland konnte nur auf dem Wege gewonnen werden, auf dem es gewonnen worden ist, und von allen Wegen, die Bismarck gegangen, ist derjenige, auf dem er nach Süddeutschland gelangt ist, auch derjenige, der von Tag zu Tag mehr erhellen wird als der unzweifelhaft richtige, als der einzig mögliche. Süddeutschland bedurfte der Pause, um sich an den Gedanken des staatlichen Zusammenlebens mit Preußen unter des letzteren Leitung zu gewöhnen. Es bedurfte aber vor Allem als entscheidenden Mittels der Umstimmung des größten Beweises von Stärke, den ein europäischer Staat geben konnte: des Beweises der Fähigkeit, den unbestritten stärksten Staat Europas niederzuschlagen. So zäh ist der deutsche Partikularismus, das heißt die deutsche Eifersucht auf das eigene Blut, daß sie dem fremden Blut sich unterordnet, wenn es stark ist, dem eignen Blut nur, wenn es stärker ist als alles andere zusammengenommen. Durch eine überschwengliche Gnade ist es dem deutschen Volk zu Theil geworden, einen Theil seines Blutes in dieser Stärke zu sehen und damit die Fähigkeit zu gewinnen, Ein Volk zu werden, das heißt erst: ein Volk zu werden. Jede andere Auffassung der süddeutschen Stimmung fließt aus selbstgemachter Täuschung, ist sentimentale Gaukelei.

Dank schulden wir dem Kaiser Napoleon, aber nur den Dank, den wir einem Feinde schulden, der uns zu immer größeren Anstrengungen nöthigt, den Dank, der in nichts anderem bestehen kann, als in immer größeren Beweisen unserer Kraft. Kaum hatte er die Annexionen neben dem norddeutschen Bundesstaat zugestehen müssen, als er noch im August nicht nur den Landstrich zwischen Rhein und Mosel, sondern auch Mainz forderte, unter Androhung des Krieges im Falle der Verweigerung. Bismarck erklärte, den Krieg anzunehmen, und Napoleon verläugnete seinen Minister. Bismarck aber blieb den Dank nicht schuldig. Er eröffnete den süddeutschen Ministern, was ihnen Frankreich zugedacht, und schloß bei dem Frieden die Schutz- und Trutzbündnißverträge, welche die Brücke werden sollten für das Süddeutschland umfassende deutsche Reich. Von nun an beginnen die Bemühungen, Frankreich wenigstens durch Luxemburg für den norddeutschen Bund und die Vergrößerung Preußens, durch Bel-

gien für die als dereinst unvermeidlich erkannte Ausdehnung des Bundes auf Süddeutschland schadlos zu halten.

Die Cirkulardepesche vom 16. September 1866, welche unter den Namen von Lavalette in die Welt ging, hatte den doppelten Zweck, einmal die sehr zur unpassenden Zeit gestellte Grenzregulirungsforderung von Drouin de l'Huys der Welt und Frankreich aus dem Sinn zu bringen, zweitens das gute Einvernehmen mit Preußen anzubahnen in der stillen Voraussetzung, daß letzteres nichts einwenden werde, wenn Frankreich sich andere Entschädigungen als auf deutschem Boden hole. Unter dieser Voraussetzung wurden dann die Schritte eingeleitet, welche zum Ankauf Luxemburgs führen sollten. Alle Berichte aus der Umgebung Napoleons können nicht Worte genug finden, das Erstaunen des Kaisers zu schildern, daß er in dieser Sache auf Bismarcks Widerspruch stieß. Französische Schriftsteller von freieren und umfassenderen Gesichtspunkten, als ihren Landsleuten eigen zu sein pflegen, wie Ernst Rénan, und endlich Napoleon selbst in einer von Wilhelmshöhe ausgegangenen Flugschrift stimmen darin überein, daß die Verweigerung Luxemburgs den Keim des unabwendbaren Zerwürfnisses zwischen Preußen und Frankreich gelegt habe. Während also Bismarcks Haltung in der luxemburger Frage französischerseits ihm zum schweren Vorwurf gemacht wird, geschah dies von deutscher Seite nicht minder. Man wollte in Deutschland nicht begreifen, warum der Krieg mit Frankreich nicht aufgenommen worden sei, ehe letzteres seine Waffen und seine Heereseinrichtungen verbessert hatte. Man wollte ebenso wenig begreifen, wie ein deutsches Land und eine deutsche Festung dem französischen Verlangen hätten aufgeopfert werden können.

Die Vorwürfe sind beiderseits ungerecht. Dem Verkauf Luxemburgs an Frankreich konnte Bismarck nicht zusehen, und nicht vor dem Recht des Käufers die preußische Besatzung aus Luxemburg zurückziehen. Aus einem dreifachen Grunde. Der Uebergang der Festung Luxemburg in französischen Besitz hätte die westliche deutsche Vertheidigungslinie, welche von Ulm über Rastatt und Landau nach Luxemburg läuft, durch die Ueberlieferung ihres einen Endpunktes an Deutschlands mächtigen Nebenbuhler im Westen unwirksam gemacht. Schlimmer noch als auf die Vertheidigung wäre die Wirkung auf die öffentliche Meinung Deutschlands gewesen, wenn dieselbe den Eindruck gewonnen hätte, daß auch Preußen nicht Deutschland vor dem Schicksal bewahren könne, die staatliche Vereinigung eines Theiles von Deutschland durch das Opfer deutschen Gebietes von Frankreichs Gnade erkaufen zu müssen. Ein dritter Grund gegen die Ueberlassung Luxemburgs an Frankreich war die Umspannung Belgiens. Selbst ein deutscher Staatsmann mit der Meinung, daß nach dem Gewinne der deutschen Einheit die Eroberung Belgiens durch Frankreich uns wenig mehr verschlagen

könne, hätte sich doch sagen müssen, daß dann Luxemburg um so mehr in deutschen Händen zu bleiben habe. Den französischen Klagen gegenüber, daß Bismarck für die großen Erwerbungen Preußens dem französischen Volke nicht die kleinste Genugthuung habe gönnen wollen, wird es dabei bleiben, daß die Gewährung Luxemburgs eine Unmöglichkeit war.

Von deutscher Seite ist noch heute der Vorwurf nicht verstummt, daß Bismarck dem Ausspruch der militärischen Autoritäten entgegen es verschmäht, das im Frühjahr 1867 militärisch sehr schwach vorbereitete Frankreich viel leichteren Kaufes als drei Jahre später nieder zu werfen. Anstatt den Krieg, den er leicht hätte haben können, herbeizuziehen, oder vielmehr, nur die Kriegsgelegenheit festzuhalten, schlug Bismarck die Neutralisirung Luxemburgs vor, um Deutschlands westliche Vertheidigungslinie zu sichern. Im Uebrigen opferte er die politische Zugehörigkeit Luxemburgs zu Deutschland. Er selbst hat in der Cirkulardepesche vom 29. Juli 1870 dieses Verhalten damit erläutert, daß er den Krieg mit Frankreich nicht für so unvermeidlich gehalten habe, daß nicht gewisse Möglichkeiten der Zukunft diesen Krieg beiden Völkern hätten ersparen können. Daß er diesen Möglichkeiten den Raum des Wirkens nicht verschließen wollte, so lange er noch an sie glauben konnte, ist gewiß ein Zeichen hoher staatsmännischer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit. Manches, ja die meisten Gemüther in Deutschland mögen damals schon von Freude geschwellt worden sein bei dem Gedanken, Frankreich von deutschen Waffen und nur von unsern Waffen niedergeworfen zu sehen. Bismarck erkannte, daß er diese stolze Möglichkeit, die für ihn vielleicht Gewißheit war, nur ins Leben rufen dürfe, wenn Frankreichs Wille ihn dazu gezwungen. Denn wie sicher auch der Sieg, dieser Sieg mußte Deutschland unter das Gesetz einer über einen unberechenbaren Zeitraum sich erstreckenden Lage stellen, der Lage, gleich dem Ritter St. Georg Fuß und Schwert unverwandt auf einen knirschenden Gegner zu setzen. Eine solche Lage schafft kein denkender, kein gewissenhafter Staatsmann seinem Volke anders als gezwungen.

Aber diese Erwägung wird nicht die einzige gewesen sein, die Bismarck bestimmte, in der luxemburger Frage den vermittelnden Weg aufzusuchen. Militärisch war der Krieg mit Frankreich vielleicht damals leicht, politisch nicht. Das plötzliche Emporkommen Preußens, die ungeahnte Kraft, die es so sorgsam gepflegt und so plötzlich anwendete, hatte überall unbehagliche Empfindungen erweckt, die noch nicht überwunden waren. Die Inanspruchnahme Luxemburgs hätte das gegen Preußen erwachte Mißtrauen nur verschärfen müssen. Kraft welchen Rechtes hätte Preußen die Hand auf Luxemburg gelegt? Als Rechtsnachfolger des deutschen Bundes von 1815 konnte es nicht wohl auftreten, nachdem es von dem Bunde, den es neu errichtet, nicht nur Oesterreich, sondern das ganze Deutschland südlich

vom Main, gleichviel ob aus freien Stücken, ausgeschlossen. Noch bedenklicher wäre es gewesen, Luxemburg auf Grund der deutschen Nationalität seiner Bewohner zu beanspruchen. Einmal war diese Nationalität bestritten. Dann aber, wohin hätte dieser Grundsatz führen sollen? Hätte er nicht die Verwirklichung aller abenteuerlichen Ansprüche in Aussicht gestellt, die Preußens Gegner diesem Staat andichteten, um wo möglich die ganze Welt auf seine Gefährlichkeit aufmerksam zu machen? Luxemburg durfte nicht der Funke sein, der die französische Eifersucht zur vorzeitigen Explosion gegen Deutschland brachte. Die Explosion wäre unschädlich gewesen, aber nicht ihre Unterdrückung.

Als die Zusammenkünfte in Paris und Salzburg dem Kaiser Napoleon keine Werkzeuge der Rache gegen Preußen geliefert hatten, die in Salzburg nicht, weil er das Werkzeug selbst nicht tauglich fand, fing er plötzlich wieder an, sich Preußen zu nähern. Möglich, daß Bismarck nach jener stolzen Depesche vom 7. September 1867 Sorge getragen hatte, den Kaiser zu überzeugen, daß Preußen in der luxemburger Angelegenheit Frankreich nicht mehr geweigert habe, als es zu weigern durchaus genöthigt gewesen. Genug, Napoleon hoffte jetzt, Preußen werde ihm gestatten, sich an Belgien schadlos zu halten. In diese Zeit fällt nach der Bismarck'schen Depesche vom 29. Juli 1870 der Vorschlag des Benedettischen Vertragsentwurfes, dessen Mittheilung durch die Times im Juli 1870 Europa in so große Bewegung versetzte.

An diesem Vertragsentwurf fällt zweierlei auf. Einmal der untergeordnete Umstand, daß darin auf die Erwerbung Luxemburgs zurückgekommen wird. Wir wissen denselben nicht aufzuklären. Ganz und gar nicht auffallend ist der Wille, Belgien zu nehmen. Im höchsten Grade befremdend dagegen ist das Ansinnen, daß Preußen sich mit Frankreich verbinden soll, um dem letzteren die Erwerbung Belgiens sicher zu stellen. Hatte nicht Bismarck eben dem Kaiser Napoleon gezeigt, daß man, um großen Gewinn zu erlangen, allein gehen muß, und brächte die Einsamkeit auch noch so große Gefahren? — Unter den geheimen Papieren Napoleons, welche die sogenannte Regierung der nationalen Vertheidigung veröffentlicht hat, findet sich auch eine Bemerkung des Kaisers, man müsse Preußen kompromittiren, indem man es verleite, die französische Erwerbung Belgiens zu unterstützen. Es war gewiß kein geringer Gegenstand des Unmuthes für Napoleon, daß Preußen die große Beute von 1866 davongetragen, ohne seine wohlwollenden und vertraulichen Beziehungen zu den feindlichen und mächtigen Polen des europäischen Staatensystems, zu England und Rußland, irgendwie zu gefährden. Es war ein allzu wohlfeiler Gedanke der kaiserlichen Politik, Preußen den Arm zu geben, um das auf Frankreich ruhende Mißtrauen auf Preußen abzuladen, mit des letzteren

Beistand sich zu vergrößern, um es dann, von seinen alten Verbündeten getrennt, womöglich anzugreifen. Die Aussicht war lockend, aber sie verfolgen hieß den Gegner unterschätzen, der doch schon gezeigt hatte, daß ihn zu unterschätzen seine Gefahren habe.

Wenn Napoleon Belgien haben wollte und vielleicht, um seinen Thron in Frankreich einigermaßen sicher zu stellen, haben mußte, so hätte er schon den Muth haben müssen, es auf seine alleinige Gefahr zu nehmen. Wir vermessen uns nicht entfernt, die Haltung Bismarcks zu beurtheilen, wenn ein solcher Fall eingetreten wäre. Große Naturen kann man berechnen, wie die Planeten. Aber nur in der großen Linie ihrer Bahn. Wie sie die tausend Hindernisse, die sie bald bei Seite stoßen, bald zu umgehen haben, in jedem Falle behandeln, das ist ihr Geheimniß. Das aber wagen wir zu behaupten: wenn eines schönen Tages Napoleon folgende Erklärung erlassen hätte: „ich sehe die Vollendung der deutschen Einheit durch den bundesstaatlichen Anschluß Süddeutschlands voraus und erkenne darin keinen Nachtheil für Frankreich; aber ich verlange Belgien kraft des Rechts der Nationalität und lege die Hand darauf, um es zu behalten, wenn Preußen über den Main geht, um es loszulassen, wenn Preußen die Mainlinie für seine unantastbare Grenze erklärt"; wenn Napoleon diese Erklärung erlassen hätte, so hätte sich in Deutschland kaum eine kräftige Stimme erhoben mit der Forderung, daß Preußen für die Selbständigkeit Belgiens in den Krieg ziehe. Höchstens hätte man gesagt: „laßt uns thun, wie die Anderen thun." Und die Anderen, England voran, hätten nichts gethan. Es war eine schwer begreifliche Zaghaftigkeit Napoleons und ein Beweis äußerst geringer Geschicklichkeit, daß er die Erwerbung Belgiens angefaßt, wie er gethan. Vielleicht, daß dieser Art des Anfassens, wie schon oben angedeutet, eine Art von Ueberschlauheit beigemischt war, die zur Thorheit wird. Wir wissen nicht, wie Bismarck den Benedettischen Vertragsentwurf zurückgewiesen. Aber es war leicht, ihn zurückzuweisen. Schon die Einbeziehung Luxemburgs bot die bequemste Handhabe.

Die Zurückweisung scheint in Paris den Kriegsgedanken zum ersten Male in ernste Nähe gerückt zu haben. Es mochte immer noch eine Partei in der Umgebung des Kaisers geben, welche eine freundschaftliche Auseinandersetzung mit Preußen, womöglich einen Bund zur gemeinsamen Vergrößerung, für den nützlichsten Erwerb der französischen Politik hielt. Vielleicht um diese Partei, als deren Fürsprecher unter andern der Prinz Napoleon galt, zu überzeugen, daß die Freundschaft Preußens als Mittel französischer Zwecke nicht zu erlangen sei, ließ der Kaiser den Prinzen Napoleon am 28. Februar 1868 nach Berlin reisen. Das Ergebniß der Reise scheint der Vermuthung entsprochen zu haben, der Krieg und seine

Vorbereitung wurde auf die Tagesordnung gesetzt. Am 14. Januar wurde das neue Heergesetz im gesetzgebenden Körper angenommen und am 1. Februar von dem Kaiser bestätigt. Am 28. März genehmigte der Kaiser den Antrag des Marschall Niel über die Organisation der mobilen Nationalgarde. Die offiziöse Presse führte nur noch die Schlagfertigkeit Frankreichs im Munde. Im Juni wurde der Prinz Napoleon zum Besuch an die süddeutschen Höfe gesandt. Am 8. Juli mußte allerdings der auswärtige Minister Moustier die Friedenspolitik der Regierung betheuern, aber bald tauchte das Gerücht auf, Frankreich werde ein militärisches und Handelsbündniß mit der Schweiz, Belgien und Holland gegen Deutschland errichten. Am 25. August begann die Bildung der mobilen Nationalgarde. Am 6. August hatte der Kaiser erst eine Friedensrede in Troyes gehalten, aber am 11. September sagte er den Offizieren beim Abschied aus dem Lager von Chalons: „ich sage Ihnen nichts, weil die Zeitungen nicht ermangeln würden, aus meinen Worten, wie gemäßigt dieselben auch sein möchten, kriegerische Andeutungen herauszulesen." Die Worte des Königs von Preußen bei dem Besuch in Kiel am 15. September waren die Erwiderung auf den Abschied von Chalons und ein Fingerzeig, daß Deutschland nicht überrascht werden würde. Drei Tage darauf kam die spanische Septemberrevolution, welche den Krieg vor der Hand für Frankreich unrathsam machte.

Immer dringender wurde indeß für den Kaiser die Nothwendigkeit, Frankreich für Sadowa zu entschädigen. Das Jahr 1869 stand vor der Thür, mit ihm der hundertjährige Geburtstag des Gründers der napoleonischen Dynastie, mit ihm die Erneuerung des gesetzgebenden Körpers. Solchen wichtigen Abschnitten durfte der Kaiser nicht begegnen umschattet von der Wolke geminderter Macht. Er mußte sich um jeden Preis nach einem Mittel umsehen, die Zeit, die noch blieb, zu benutzen. Preußen, dessen Hand man jenseits der Pyrenäen zu erblicken glaubte, schien unangreifbarer als je. Es blieb nur übrig, diesem gehaßten Preußen und seinem gefürchteten Staatsmann nochmals die Hand entgegenzustrecken. Am 18. Dezember wurde Lavalette, der Fürsprecher des Einvernehmens mit Preußen, dessen Namen der Kaiser jener Cirkulardepesche vom 16. September 1866 gegeben hatte, an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt. Am 28. September hatte der Kaiser drei von ihm entworfene Karten veröffentlicht, welche in Uebereinstimmung mit jener Depesche anschaulich machen sollten, daß die verhältnißmäßige Macht Frankreichs durch die neuerlichen Veränderungen in Europa nicht gemindert worden sei.

Am 19. August war Laguerronière zum Gesandten in Brüssel ernannt worden. Es handelte sich wieder um die Erwerbung Belgiens. Aber vielleicht sollte diesmal Abstand genommen werden von dem Gedan-

ken, bei der Eroberung Belgiens dem erstaunten Europa Frankreich Arm in Arm mit Preußen zu zeigen. Der Kaiser wollte auf eigene Hand vorgehen. Dies hielt er aber nur für ungefährlich, wenn er die Aufgabe nicht mit einem Sprung, sondern schrittweise löse. Im Dezember begannen die Unterhandlungen über den Ankauf der luxemburgisch-belgischen Eisenbahnen durch die französische Ostbahn. Es ist bekannt, wie diese Angelegenheit im folgenden Jahre verlief. Belgien erließ zu seinem Schutz das Eisenbahngesetz vom Februar 1869, gegen gegen welches Frankreich Anstände erhob, um schließlich nachzugeben. Es blieb dem Kaiser wohl nichts anderes übrig, da er hinter Belgien England und hinter diesem Preußen erblickte, so vorsichtig die Haltung des letzteren war, so sehr es sich hütete, in dieser Sache die geringste Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Der Kaiser war selbst Schuld an diesem Fehlschlag, der ihn tief erschütterte. Denn mit Niederlagen beladen mußte er nunmehr die Wahlen zum gesetzgebenden Körper und das Jubiläum des Onkels überstehen. Aber wie thöricht hatte er gehandelt? Der Satz: „Kühnheit ist die beste Politik" ist schwer und gefährlich zu befolgen, aber Napoleon war offenbar der Letzte, ihn anzuwenden. Gegen begehrliche Anfänge wird das Geschrei der Opfer am heftigsten und die Menge der Herbeieilenden am größten. Hätte er Belgien besetzt mit der Erklärung: ich gehe nicht heraus, als um den Preis der europäischen Sanktion der Mainlinie; am liebsten aber bleibe ich drin und die Mainlinie mag verschwinden; so hätten ihn möglicherweise die Belgier eingeladen, ihr Herr zu bleiben, und Deutschland hätte freilich sagen müssen, und würde auch gesagt haben: wir lassen uns die Mainlinie von Frankreich keinen Augenblick länger aufdrängen, als wir wollen; aber es hätte hinzufügen müssen: was Belgien betrifft, so vertheidigen wir es nur, wenn Europa vorangeht. Napoleon fürchtete stets die Coalition, vor der es noch immer Zeit gewesen wäre zurückzuweichen, wenn sie sich gebildet hätte. Dafür mußte er nunmehr der Empörung Frankreichs, welches anfing das persönliche Regiment zu hassen und zu verspotten, weil es eine andere Macht als Frankreich hatte Ruhm und Größe gewinnen lassen, ohne Frankreich zu entschädigen, die liberale Reform der Verfassung Schritt für Schritt zugestehen.

Als die Reform im Gange war, wurde der Vertraute Fleury am 25. September 1870 zum Botschafter in Petersburg ernannt, nachdem am 17. Juli der dem preußischen Bündniß zugeneigte Minister Lavalette durch Latour d'Auvergne ersetzt worden, und obwohl der Erstere nichts ausrichtete, nährte der Kaiser fort und fort den Kriegsgedanken. Er vollendete die parlamentarische Reform der Verfassung bis zum Plebiscit vom 8. Mai 1870. Aber es scheint kein Zweifel, daß er über die unaufschieb-

bare Nothwendigkeit des Krieges mit sich einig war. Er verhehlte sich nicht, daß die parlamentarische Regierungsform zum Sturz der napoleonischen Dynastie führen werde, trotz der vorbehaltenen Schutzwaffe des Plebiscits, wenn nicht gleichzeitig mit jener Regierungform die Dynastie sich im Blute Preußens verjünge. Am 15. Mai berief er den Herzog von Gramont an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, als den geeigneten Minister, den Bruch herbeizuführen und die Bundesgenossenschaft Oesterreichs für das große Unternehmen mitzubringen.

Die Kämpfe, welche so verhängnißvollen Entschlüssen vorhergingen, die herben Niederlagen und Enttäuschungen des Jahres 1869 hatten den Kaiser noch in diesem Jahre auf ein schweres Krankenlager geworfen. Kaum von dieser Krankheit genesen, hatte er am 14. September den Marschall Prim empfangen. Sollte damals die Erneuerung der hohenzollernschen Thronkandidatur zur Sprache gekommen sein, sollte damals diese Kandidatur als wirksamer Kriegsvorwand dem Kaiser vor Augen gestanden haben? Das Auge des einen Unterredners hat sich durch Mörderhand geschlossen. Es ist ungewiß, ob er das Geheimniß bei seinem Leben einer dritten Person anvertraut. Die Frage aber hat ihre Berechtigung. Sehr wahrscheinlich zum mindesten ist, daß der Kaiser Bürgschaften der spanischen Neutralität bei einem Kriege gegen Preußen von Prim gefordert und vielleicht erhalten hat.

Die Unterhandlungen wegen der hohenzollernschen Thronkandidatur wurden von spanischer Seite im folgenden Jahre mit dem Prinzen Leopold eingeleitet. Preußen als Staat blieb ihnen fern, aber der König als Haupt seines Hauses war in Kenntniß gesetzt und hatte seinen Minister benachrichtigt. Es ist unmöglich zu glauben, daß Bismarck den Kriegsvorwand für Frankreich in dieser Kandidatur nicht gesehen. Aber er that nichts, sie zu verhindern. Er wußte, daß die Maske dieses Vorwandes im gegebenen Augenblick Frankreich zu entreißen sei, daß dessen Regierung aber nicht mehr in der Lage sein werde, das gezogene Schwert in die Scheide zu stecken; daß die wüste Kriegswuth des Volkes, die willkürliche Rachgier gegen Deutschland, die Heuchelei der Regierung vor Europa bloß und abschreckend dastehen würden. Ein französisches Blatt hatte in der dem Kriege vorangehenden Zeit steigender Erbitterung den Deutschen ungefähr folgende Worte zugerufen: „unerschütterlichen Blutes halten wir Euch die Degenspitze entgegen, in die ihr bestimmt seid hineinzurennen.“ Das Bild ist wahr geworden, aber für die Gegenseite. Unerschütterlichen Blutes hielt Bismarck Frankreichs haltloser Regierung und seinem nicht mehr zu haltenden Volke die Degenspitze entgegen, in die sie bestimmt waren hineinzurennen.

Wir fassen zusammen. Der Kaiser Napoleon ist nie etwas anderes als Deutschlands Feind gewesen. Nicht aus Abneigung gegen Deutschlands Wesen und Bildung, sondern weil er stets erkannt hat, daß Frankreich ihn nicht auf dem Throne dulden werde, wenn er sich eines Tages nicht im Stande zeige, die Erstarkung Deutschlands zu verhindern, oder mindestens an demselben Tage Frankreich so zu vergrößern, daß es das Gefühl seines ohne Mühe behaupteten Uebergewichts über Deutschland behielt. Der deutsche Staatsmann ist dem Kaiser nie unmittelbar Dank schuldig geworden und er hat nichts von ihm zu lernen gehabt, als das, wie man die große Politik nicht machen darf. Aber der Kaiser ist auch nicht derjenige, der den gegenwärtigen Krieg mit seinen ungeheuren Opfern auf dem Gewissen hat. Keine Regierung Frankreichs hätte diesen Krieg verhindert, der dem innersten Gefühl und den unbezwinglichsten Leidenschaften des französischen Volkes entsprungen ist: der Eitelkeit und der Eifersucht auf fremde Größe, vor allem aber auf die Größe, die es unmittelbar vor Augen hat. Es ist auch nicht denkbar, daß eine andere französische Regierung bei der Eröffnung des Krieges mehr Anstand gezeigt hätte. Wahrscheinlich hätte keine andere Regierung auch nur dasjenige Maß von Ernst gezeigt, welches der Kaiser Napoleon angewendet hat, um die Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung Deutschlands unter französischen Voraussetzungen aufzusuchen.

Die Kritik, welche die parlamentarischen Gegner des Kaiserthums gegen die Art der Kriegseröffnung übten, ist beinahe kretinenhaft. Nach ihnen hätte der Kaiser die Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Nordbund abwarten und, sobald sie eingetreten, zum Kriegsanlaß nehmen sollen. Es ist aber die lächerlichste Situation, die sich denken läßt, mit drohendem Schwert die Auflösung eines Sandhaufens abzuwarten und dreinschlagen zu wollen, wenn das letzte Sandkorn herabgerollt ist. Bei Veränderungen, die sich unaufhaltsam allmählig vollziehen, ist der Abschluß gewöhnlich ohne alle Wirkung; die Welt hat sich längst an die Veränderung gewöhnt, ehe sie zum völligen Ende gelangt. Der erste Schritt zu solchen Veränderungen ist freilich auch nicht auffällig genug, wenigstens in der Regel nicht, um zum Kriegsgrund zu dienen. Daher zeigte sich der Kaiser wie immer als der bedeutendste Staatsmann Frankreichs, indem er sich einen dem Eindruck nach plötzlichen, über die natürliche Sphäre Preußens hinaus greifenden Schritt, dessen diese Macht mit einigem Schein beschuldigt werden konnte, zum Kriegsvorwand zubereitete. Er hatte sich nur nicht gefragt, ob sein Gegner der Mann sei, eine solche, aus seinem Material geschmiedete Waffe nicht zu zerbrechen.

VII.

Rückblick und Ausblick.

Die deutsche Nation, die einzige unter den großen Völkern Europas, die seit 50 Jahren verurtheilt war, ihr Schicksal vom Ausland zu erwarten, wurde 1866 Herrin ihrer Geschicke. Seit 1870 steht sie in einer Größe da, mit welcher die stolzesten, vom Glanz der Sage umflossenen Perioden ihrer Geschichte schwer den ernsten Vergleich aushalten. In den Gesammtbeziehungen des modernen Europa bildete Deutschland bisher höchstens ein todtes Gewicht. Dieselben änderten sich oder erhielten sich ohne Rücksicht auf Deutschlands Urtheil oder Bedürfniß. Heute richten sich bei den größten Fragen der europäischen Staatenwelt die Blicke zuerst auf Deutschland.

Deutschland, um es mit einem Wort zu sagen, fühlt wieder in seinen Adern den Lebensodem der Geschichte, das höchste Glück eines Volkes. Seit der Reformation hat es diesen Athem nicht gekostet. Es hat unterdeß zwar einen einzigen Helden gesehen und sich an ihm aufgerichtet, aber sein Gesammtschicksal blieb unverändert. Es hat dann eine unvergleichliche Volkserhebung gesehen, aber an dem Gesammtschicksal der Nation ging auch sie spurlos vorüber. Jetzt zum ersten Male weichen die hundertjährigen Wände, welche den Organismus unnatürlich zertrennten. Ein einziger Lebensstrom will sich durch den Organismus neu ergießen. Alle die mannigfaltigen Triebe der deutschen Volksnatur sind wunderbar belebt in dem so lange verloren gewesenen Bewußtsein, nicht nur für sich, sondern für ein edles, hoffnungsvolles Ganze zu schaffen. Anstatt immer und ewig das Ausland zu studiren, aus seinen Begebenheiten und Arbeiten große Eindrücke zu schöpfen, hat der Deutsche nicht mehr Zeit, den fernen Bewegungen zu folgen. Der Bau, an dem er selbstthätig zu sein berufen ist, von dem seine Zukunft abhängt, ist so bedeutend und mannigfaltig. Statt der Geringschätzung des Fremden empfing den Deutschen seit 1866 überall das ganz ungewohnte Gefühl neugieriger Achtung. Seit 1870 umgiebt ihn, wie mit einem Traum die Scheu, mit der die Fremden zu der Größe seines Volkes aufblicken.

Wer oder was hat diese ungeheure Verwandlung bewirkt, welche die Aschenbrödel unter den Völkern in die Prinzessin des Mährchens verwandelt im Laufe so weniger Jahre, daß wir fürchten, aus einem Zauber dämonisch unhold zu erwachen?

Die Deutschen sind sehr geneigt, ihre plötzliche Größe als die allmählig herangereifte Frucht ihrer eigenen Anstrengungen anzusehen. Falsch verstandene Theoreme, mögen sie sich aus der historischen Schule oder aus der tiefsinnigen Gedankenwelt eines Philosophen herschreiben, unterstützen

diese Ansicht, und die Einbildung eines Jahrhunderts, das sich für demokratisch hält, wenn es nur materialistisch ist, und diese Täuschung als Nahrung seiner Eitelkeit zu verwerthen weiß, fordert dieselbe. Der Materialismus glaubt nicht an den Geist und darum nicht an große Menschen. Er kennt nur die mechanische Bewegung nivellirter Atome. Vor dem Wahn, der sich schmeichelt, daß die ausgezeichnete Menschenkraft nichts sei, erscheint es überflüssig, die Frage aufzuwerfen, welcher Männer Werk jene Umwandlung gewesen. Der ernsthaften und namentlich der praktischen Betrachtung aber ist diese Frage wichtig.

Was an jenem Wahn, dessen allgemeine Regel wir nicht zu widerlegen haben, in unserem Fall etwa im beschränkten Sinne Wahres sei, wollen wir prüfen, wenn wir einen Blick auf die Genossen des Werkes geworfen haben, das für uns ein Werk individueller Menschenkraft ist.

Der Antheil Bismarcks an dieser Arbeit läßt sich trotz allen Widerwillens der Doktrin schon der heutigen Welt in seiner Größe nicht verdunkeln. Aber ungerecht wäre es, der Namen zu vergessen, die dem Werke ihre unentbehrliche Kraft gespendet haben.

Die Ehrfurcht verbietet uns, die Wirksamkeit des Herrschers, den die lebende Gegenwart den ihren nennen darf, wie einen historischen Gegenstand zu umschreiben. Aber wir dürfen sagen, was in allen Herzen und auf allen Lippen ist, daß dieser König erst das gewaltige Werkzeug aus eigenem Antrieb und mit richtiger Voraussicht geschmiedet hat, ohne welches Preußen niemals im Stande gewesen wäre, die Wege der großen und gefahrvollen Politik zu betreten, welche ihm seine Aufgabe vorschrieb. Wir dürfen auch sagen, daß die kühnen Wege, welche der Scharfblick des Ministers als gangbar erspähte, niemals hätten eingeschlagen werden können ohne den heldenhaften Sinn eines Königs, der die glorreiche Vergangenheit seines Hauses, das Wohl seines Volkes und den Werth seines Staates einzusetzen das entscheidende Wort sprechen mußte. Wir dürfen endlich noch sagen, daß die Wiedergeburt Deutschlands eine Unmöglichkeit gewesen wäre, wenn sich für sie nicht eine Erscheinung wiederholt hätte, die sich, wie in Folge eines geheimen Gesetzes, in jeder schöpferischen Epoche des deutschen Lebens gezeigt hat. Die Reformation ist durch den Seelenbund zweier Männer hinausgeführt worden. Die Ergänzung des Wesens großer Naturen wiederholt sich in Deutschlands classischer Literaturepoche und wir sehen sie jetzt bei der politischen Wiedergeburt Deutschlands.

Die übrigen Genossen des Werkes sind aller Welt erkennbar: der geniale Stratege und der geniale Organisator. Ohne sie hätten niemals solche Kriege geführt werden können, wie Bismarcks Politik sie erheischte, aber ohne Bismarck hätte der Ruhm dieser Männer, der unvergänglich sein wird, nie das Sonnenlicht erblickt.

Prüfen wir jetzt die Frage, welchen Antheil das unbekannte Etwas „Volk oder allgemeine Entwickelung", diese ebenso geläufigen als unbegriffenen Lieblingsvorstellungen unseres Zeitalters, erstlich an der Erkenntniß des Zieles haben, auf dessen Höhe das deutsche Volk sich in diesem Augenblick befindet, und zweitens an den Mitteln, mit denen jenes Ziel erreicht worden.

Was die Erkenntniß des Zieles betrifft, so pflegt man wohl zu hören, daß die Theorie von dem Ausschluß Oesterreichs und der Einigung des übrigen Deutschlands unter preußischer Führung längst vor Bismarck vorhanden gewesen, von ihm spät genug in ihrer Wahrheit begriffen und schließlich nichts als ausgeführt worden sei. Die Ausführung erscheint bei diesem Gedankengang, wenn es ein solcher ist, lediglich als Nebensache. Mit den praktischen Wahrheiten ist es aber ein eignes Ding. Sie sind nicht nur unpraktisch, wenn sie nicht ausgeführt sind, sie sind noch nicht einmal wahr. Erst die lebendige Gegenwart einer solchen Wahrheit schlägt den Einspruch nieder. Ueber praktische Wahrheiten wird die Menschheit oder ein Volk nie durch die Theorie geeinigt. Wer eine solche Wahrheit ins Leben führt, der hat nicht nur das Verdienst der Verwirklichung, sondern auch die volle Ehre des Erfindens. Die Wahl, der Glaube, das Sichdurchdringen ist hier so verdienstlich als die erste Entdeckung. Die politische Wahrheit für Deutschland, welche schon in den dreißiger Jahren ausgesprochen, 1849 neu entdeckt und von der Mehrheit in Frankfurt bekräftigt wurde, war seitdem schon längst wieder verdunkelt, man kann wohl sagen, für die Mehrheit des deutschen Volkes vernichtet worden. Für diese Wahrheit mit einer großen That einzustehen, dazu gehörte nicht nur die Fähigkeit der letzteren, sondern auch das Urtheil, die erstere zu erkennen. Das heißt ebensoviel, als sie zu entdecken.

Die Nation also, als bloße Summe ihrer Glieder gedacht, war nicht einmal im Stande, die Wahrheit, von der ihr Leben abhing, theoretisch zu bewahren. Und nun gar die Verwirklichung. An dieser begannen die Eifrigsten zu verzweifeln. Der Eine berechnete, daß Frankreich die Selbstständigkeit Deutschlands nie zugeben werde, der Andere machte das Exempel auf Rußland, der Dritte auf England, der Vierte auf die deutschen Fürsten, der Fünfte auf die deutschen Bevölkerungen, der Sechste auf die Unmöglichkeit, Oesterreich zu überreden, und auf die Unzulässigkeit, es zu zwingen, der Siebente auf die widerstrebenden Elemente in Preußen selbst, der Achte auf die Vereinigung aller dieser gegnerischen Elemente. Und in der That, das Plus gegen die Selbständigkeit Deutschlands und gegen die Elemente, die für jene in Betracht gezogen werden konnten, war so ungeheuer, daß selbst ein bergeversetzender Glaube an die Umkehr denken mußte.

Bloß eine Beschönigung der Umkehr war es, wenn die Einigung Deutschlands durch ein hölzernes Eisen bewirkt werden sollte, wie die sogenannten moralischen Eroberungen. Die Theorien, welche die Umkehr beschönigen wollten, wuchsen eine nach der andern aus dem Boden. Deutschland erwartete den Stoß von Außen, der ihm eine neue Lage geben sollte, ungewiß, wieviel Lebenskraft ihm bis dahin verdorren, ungewiß, ob der Stoß es aufwärts oder dem Untergange zuschleudern werde. Aus dieser Lage, so demüthigend und aufreibend wie irgend eine sein kann, ist das deutsche Volk durch die Urtheilskraft und den Willen erlöst worden, die einem einzelnen Manne zugehören. Diese Thatsache wird aber am merkwürdigsten durch den Umstand, daß Deutschland seine Erlösung nicht wollte, als sie ihm widerfuhr, daß der Retter ein Zwinger war, daß es fast schwerer wurde, die Deutschen zu dem großen Gange sich erheben zu lassen, als die fremde Hand, welche auf Deutschland lag, abzuwerfen. Sehr oft verflechten sich die Leitung des Einzelnen und der allgemeine Drang ununterscheidbar in geschichtlichen Epochen. Hier, wo die Leitung eine entgegengesetzte Richtung des allgemeinen Dranges bekämpfte, indem sie die Nation zu einer großen Leistung nöthigte, hier sollte man denken, trete das Werk des leitenden Willens so rein wie fast nie heraus. Und doch will man den Ursprung des Werkes verkennen.

Wer könnte so verblendet sein zu leugnen, daß die Nation dem Werk ihre mannichfaltige und unermeßliche Kraft, wenn auch anfangs die öffentliche Meinung widerstrebte, bei den Hauptmomenten zur Verfügung gestellt, und daß nur mit dieser Kraft so gebaut werden konnte? Auch waren es nicht bloß elementare, sondern zum Theil für bestimmte Zwecke mit außerordentlicher Kunst erzogene Kräfte, wie das preußische Heerwesen. Aber der Stoff in seiner Gesammtheit hätte sich nicht nach Einem Ziel von selbst in Bewegung setzen können. Er verdankt die Seele, die ihn erhebt, dem Künstler. Heute, wo der Bau äußerlich beinahe vollendet, der Stoff organisirt scheint, kann er sich doch allein noch nicht forthelfen.

Ein wohlwollender Schriftsteller, dessen Urtheil als Meinungsausdruck der patriotischen Liberalen gelten darf, schrieb vor 1870: „kaum ein Jahr ist verflossen, seit Deutschland, Dank Bismarcks Initiative, in eine neue Phase getreten, und schon ist außer Frage, daß ihre Dauer unabhängig ist von Leben oder Tod ihres Urhebers." So schnell stellt sich nach dem Erfolg der Glaube ein. Jener Schriftsteller hatte keineswegs den Wunsch, Bismarcks Entbehrlichkeit darzulegen, im Gegentheil wollte er die Wahrheit seines Verdienstes beweisen. Er folgert so. Groß ist nur, was dauerhaft ist; dauerhaft nur, was unabhängig von seinem Urheber durch eigne Lebenskraft sich erhält. Nur wenn er ein solches Werk gegründet, ist

Bismarck ein Staatsmann. So zwingt der Glaube an den Staatsmann zu dem Glauben an seine Entbehrlichkeit.

So unbefangen wandelt die deutsche Doktrin. Sie übersieht nur zuweilen ein Glied der Schlußkette oder nimmt ein falsches in dieselbe auf. So dürfte es diesem redlichen Apologeten ergangen sein. Zwischen dem Abenteurer nämlich, der bloß persönliche Erfolge erringt, die spurlos vorübergehen, und dem glücklichen Helden, der ein lebensfähiges Werk vollendet, hat die Geschichte noch einige Loose für ihre Arbeiter bereit. Einigen derselben gelingt es, ein großes Werk groß anzufangen, das sie durch Zufall oder Ungunst nicht vollenden. Das Werk ist ungewissen Schicksalen lange preisgegeben, und erreicht spät oder nie seine wahre Idee. Zuweilen wird ein angefangenes Werk, dem sein Schöpfer entrissen worden, auch ganz wieder zerstört; in dem aber, was mit dem Werke zu Grunde geht, zeigt sich, wie tief es gefordert war.

Alles, was wir sagten von dem Glück der deutschen Nation, Herrin ihrer Entwickelung zu sein und mit dem Vollgewicht nationaler Größe in die Weltgeschichte einzugreifen, das gilt von der Nation mit Einschluß des Mannes, der an ihrer Spitze steht, von ihrem Fleisch und Blut und ihres Geistes Kind ist. Fehlte dieser Mann jetzt, so würden tausend neue Feinde versuchen, den gewaltig emporstrebenden Bau eines neuen Deutschland zu zerstören, und wenn ohne solche Versuche das Werk sich äußerlich vollenden dürfte, würde die Nation doch uneinig sein, wie immer, über die Beseitigung der Schwierigkeiten, welche der Weiterführung entgegenstehen, und über den Gang, welchen die Ausbildung des Werkes nehmen soll. Alles wäre in Frage gestellt, mit der glücklichen Fortsetzung auch der Anfang, neue Zweifel und auch eine ganz neue Arbeit würden beginnen. Das jetzige Leben in Deutschland gleicht der vielartigen Geschäftigkeit auf einem großen, sicher dahin fahrenden Schiff. Ohne den Steuermann würden Angst, Eigensucht und Kurzsichtigkeit, wie wir es so lange gewohnt waren, mit doppelter Heftigkeit die Lenkung verwirren. Denn noch hat das Schiff das sichere Fahrwasser nicht gefunden, in welcher die Kunst des Steuermanns zur stetigen Regel und festen Tradition wird. Was Europa heute zurückhält von jedem Versuch der Bevormundung und Einmischung, das ist nicht die Meinung von unseres Volkes allseitig überlegener Kraft, sondern weit mehr die Scheu vor der unerschöpflichen Strategie seines leitenden Staatsmannes. Und was den Parteien in Deutschland die Zuversicht giebt, mit ihren Forderungen die Zukunft so rückhaltlos in Beschlag zu nehmen, das ist wiederum nicht das Bewußtsein des eignen umblickenden Vermögens, sondern das Gefühl, daß der deutsche Boden bewacht ist gegen die verwirrende Ueberfluthung unbotmäßiger Elemente, mögen sie von innen vordringen wollen oder von außen.

Der Mann, dem Deutschland heute jene große Veränderung seiner Lage dankt, hat Alles, was er für die Nation gethan, wider den augenblicklichen Willen derselben gethan. Soll aber das Werk, das er angefangen, ein dauerhaftes werden, so muß allerdings die Zeit kommen, wo die Nation den Sinn und die Bedingungen des Werkes versteht und selbstthätig ergreift. Es ist wunderbar genug, daß Deutschland den Neid und die Bewunderung der andern Völkern durch einen Staatsmann erregt, mit dem es sich oft nicht versteht, daß es anscheinend zuweilen nichts Dringenderes zu thun hat, als seinem unentbehrlichsten Mann auf alle Wege Steine zu werfen.

Wo wäre Deutschland heute, wenn der Instinkt der öffentlichen Meinung die Leitung gehabt hätte! Wir wären 1854 mit Rußland, 1859 mit Frankreich zur Unzeit verfeindet worden, und hätten beide Male Oesterreich gestärkt. Preußen besäße noch seine ungenügende Wehrverfassung. In den Elbherzogthümern herrschten entweder die Dänen oder ein Parteigänger Oesterreichs. Der Krieg von 1866 wäre nicht geführt worden.

Ist es ein Wunder, wenn diesen Staatsmann die Besorgniß anwandelt, auf falschen Wegen zu sein, wenn ihm einmal die öffentliche Meinung ausnahmsweise von Anfang Beifall spendet?

Ueberblicken wir, was die öffentliche Meinung von dem Bundeskanzler beansprucht.

Gegen das Verlangen, die auswärtige Politik zu beeinflussen, haben die Ereignisse so schlagende Erfahrungen geliefert, daß man denken sollte, auf diesem Feld könnte die Entsagung künftig ohne Ueberwindung geübt werden. Die auswärtige Führung Deutschlands wird auch nach dem französischen Kriege und mit der imposanten Stellung, welche es durch diesen Krieg gewonnen, eine sehr verwickelte Aufgabe sein. Man braucht nur an Frankreichs unablässig wühlende Racheempfindungen zu denken. Die auswärtige Führung wird nach wie vor das vorschauende Vermeiden der Ursachen künftiger Gefahren und die vorschauende Pflege der Bedingungen künftiger Vortheile in solchem Grade erfordern, daß sie die Einmischung der in dem sichtbaren Stand der Dinge befangenen öffentlichen Meinung noch lange nicht verträgt.

In der inneren Politik freilich glaubt die öffentliche Meinung klüger zu sein, als ihr leitender Staatsmann. Die innere Politik soll nicht sein Feld sein.

Wir wünschen, daß es mit dieser Ansicht geht, wie mit der, welche überzeugt war, daß Bismarck im Jahre 1866 sein Höchstes geleistet habe. In der That war der Ausbau der Bundesverfassung so lange eine Unmöglichkeit, als die Erweiterung des Bundes in naher Aussicht stehen

mußte. Jede Vervollständigung der Bundesorgane, da sie nicht mit der Aussicht auf ihre Fortdauer im vollendeten deutschen Staat vorgenommen werden konnte, hätte nur hemmenden Ballast geschafft. Aber wir fragen, ob je eine unfertige Verfassung im Laufe von drei Jahren, deren erstes den Arbeiten der Grundlegung zum großen Theil gewidmet werden mußte, größere Leistungen aufzuweisen hat, als die norddeutsche Bundesverfassung? Man hat dieser Verfassung zum Vorwurf gemacht, daß sie auf die überwiegende Wirksamkeit eines einzigen Mannes berechnet sei. Nun wohl, wenn diese Verfassung sich so fruchtbar erwiesen hat auf dem Felde der inneren Gesetzgebung, wem kommt das Verdienst zu? Entweder kann die Verfassung nicht so unvollkommen sein, oder jener Mann, auf dessen einzigen Impuls sie arbeitet, muß sich auf die innere Politik verstehen.

Man hat dem Bundeskanzler die Steuervorlagen vom Jahre 1869 zum Vorwurf gemacht, deren Urheber er nicht war, für die er aber eintrat. Ihre Verwerfung hat bekanntlich zu der Maßregel einer theilweisen Konsolidation der preußischen Staatsschuld geführt und es herrscht allgemein Befriedigung, daß auf diesem Wege das aus den Anforderungen des Bundes entstandene preußische Defizit ohne Einführung neuer Steuern verschwunden ist. Hat aber die Maßregel blos diese Seite gehabt, und sind es wohl Politiker, welche nur diese Seite entdecken? Jene Steuervorlagen mögen technisch noch so unvollkommen gewesen sein. Aber der Gedanke war richtig, den Bund auf eigene Einnahmen zu stellen und die Matrikularumlagen verschwinden zu machen. So richtig, daß man bald auf ihn wird zurückkommen müssen. Zeigt sich die Ueberlegenheit der Parlamente wohl darin, die mangelhafte Ausführung eines nothwendigen Gedankens nur zurückzuweisen, aber nicht zu verbessern?

Die öffentliche Meinung schickte sich vor dem Kriege wieder an, mit dem Bundeskanzler um die Heeresstärke zu streiten. Es war oft gesagt worden, die unverhältnißmäßige Anspannung des preußischen Volkes für die deutsche Sicherheit würde aufhören, wenn Deutschland die Last gemeinsam trüge. Nun wurde geklagt, die Last sei bloß verbreitert, aber nicht erleichtert worden. Man kann nur sagen: wenn die öffentliche Meinung geglaubt hat, Deutschland werde sich als großes Staatswesen in der Mitte der Nationen aufrichten können, ohne eine Periode der Eifersucht zu durchlaufen, welche es zu doppelter Wehrhaftigkeit zwingt im Vergleich zu der voraufgegangenen Zeit, wo es beinah über allen Verdacht des Könnens und Wollens in europäischen Dingen erhaben war, so hätte sie nie eine andere nationale Existenz als diesen harmlosen Zustand verlangen sollen. Die Zeit wird kommen, wo die Erstarkung Deutschlands nicht bloß hier und da, sondern hoffentlich von der Mehrzahl der europäischen Nationen als eine Wohlthat, und selbst als ein unentbehrlicher Bestandtheil des Friedens

und der Entwickelung Europas empfunden wird. Bis aber dieser Tag erschienen ist, müssen wir stark sein und vorsichtig zugleich, um den Beweis zu liefern, daß Deutschland Niemanden verletzt, aber seine Selbständigkeit auch mit unerschütterlichem Ernst behauptet.

Die öffentliche Meinung streitet mit dem Bundeskanzler um die Gewalt des Parlaments. In dem Zustand der nationalen Schwüle vor 1848 hatte sich die Meinung gebildet, es komme nur darauf an, der Volksthätigkeit den freien Raum zu erobern; die schaffenden Kräfte des Staates würden dann reichlich hervortreten und im Parlament sich zusammenfinden. Heute gehört muthwillige Verblendung dazu, diesen Glauben zu behaupten. Den Staat lernt nur verstehen, wer für ihn arbeitet und die Erfahrung macht, welche gewaltige Anstrengung dazu gehört, das Chaos des gesellschaftlichen Egoismus zu ordnen. Einflußreiche Parlamente setzen die Erziehung des tüchtigsten Theiles der Staatsbürger durch den freiwilligen Staatsdienst voraus, den wir bis jetzt noch gewohnt sind, mit einem verdunkelnden ausländischen Wort „Selfgovernment" zu nennen. Wir können allerdings die Parlamente nicht zur Ruhe setzen, bis die dankbarste und schwerste Aufgabe des deutschen Staates, die Organisation des freiwilligen Staatsdienstes, gelöst ist. Aber es wäre unnennbare Vermessenheit, die Existenzfragen des deutschen Staates von den Parlamenten und durch diese von der Stimmungspolitik des Wahlpublikums abhängig zu machen. Die großen Staatsinstitutionen, das Heer und der höhere Staatsdienst, müssen durch Gesetze festgestellt und gegen die wandelnde Stimmung allerseits geschützt werden. Erst wenn das Heer und der höhere Staatsdienst dem Tagesstreit entzogen sind, kann die Regierung auf dem Gebiet der lokalen Verwaltung, d. h. auf der Grenze, wo Staat und Gesellschaft sich unmittelbar berühren, durch die Organisation des freiwilligen Staatsdienstes aller centralen Einflußmittel sich begeben. Wenn die einzige Regierungsweise, welche dem modernen Staat Festigkeit geben kann, die Regierung nach Gesetzen, durchgebildet ist, dann wird der Gegensatz zwischen Regierung und Parlament seine Bedeutung verlieren. Dann wird der fabelhafte Gedanke, durch das Recht der Versagung sämmtlicher Steuern eine Diktatur parlamentarischer Majoritäten aufzurichten, welche ihrerseits die willenlosen Diener zerfahrener Wählermassen sind, verschwinden.

Daß ein Volk auf neuen Wegen durch einen Mann geleitet wird, der ihm unverständlich ist, den es daher bewundert, aber nicht liebt, dies ist eine Erscheinung, die bisher nur in der Stille des Despotismus vorgekommen ist. Neu ist der Anblick in einem Zeitalter der ausgedehntesten Oeffentlichkeit, bei einer Nation, die beinah soviel berathende Körper als Regimenter in ihrer Armee zählt, wo das Recht der Kritik in Presse und öffentlicher Versammlung schrankenlos geübt wird. Die Friktion, welche

dadurch für den Gang der nationalen Arbeit entsteht, ist oft nicht gering. Sie würde weit schädlicher sein, wenn der Brennpunkte der öffentlichen Meinung nicht so viele wären, die sich gegenseitig schwächen. Dadurch entsteht für die Hauptarbeit wiederum eine Art Freiheit. So erklärt sich, wie dem leitenden Staatsmann das Wort zugeschrieben werden kann: „der Parlamentarismus müsse durch den Parlamentarismus unschädlich gemacht werden."

Vielleicht, daß der Plan, Elsaß und Lothringen als unmittelbares Reichsland zu verfassen, aus der wiederum mit weitem und sicheren Blick erkannten Nothwendigkeit entspringt, die Vielfältigkeit des deutschen Parlamentarismus, welche die Krankheit ist, die ihn ohnmächtig und doch nicht unschädlich macht, zu beseitigen. Vielleicht, daß hier ein Versuch gemacht werden soll, den Mißgeburten autonomer Gesetzgebung das normale Verhältniß der alleinigen Gesetzgebung des Reichs entgegenzustellen. Denn die Autonomie ist nur auf administrativem Gebiet berechtigt und in ihren Schranken wohlthätig. Vielleicht, daß der Kanzler voraussieht, auch Preußen müsse unmittelbares Reichsland werden und der Kaiser und König werde als alleiniger Bewahrer des preußischen Staatscharakters dem Reichstag nur um so stärker gegenüberstehen. Solche Möglichkeiten bieten sich leicht genug dar. Aber die öffentliche Meinung zieht es vor, bei jedem Schritt Bismarcks, dessen Sinn nicht sogleich offenbar ist, ihm lieber eine launenhafte Verirrung, anstatt eines vernünftigen Gedankens unterzulegen.

Es fragt sich, ob dieser Zustand aus unvermeidlichen Bedingungen fließt oder die Schuld zufälliger Eigenschaften ist.

Erst die Nachwelt wird entscheiden können, wie weit das Herausarbeiten der deutschen Staatsform durch den Inhalt der Aufgabe dem durchschnittlichen Bewußtsein der Zeit, in welche die Aufgabe fiel, so fremd war, daß der Künstler diesem Zeitbewußtsein nothwendig fremd gegenüberstehen mußte. Dann wird sich zeigen, wie weit die Eigenschaften Bismarcks, welche ihm eine sympathische Wechselwirkung mit seiner Zeit erschweren, aus der Beschaffenheit des Naturells oder aus dem Bewußtsein der Aufgabe flossen.

Bismarcks Reden bekunden den außerordentlichen Geist ihres Urhebers auch da, wo er seine eigentliche Ansicht unter einem dialektischen Spiel verbirgt. Aber er ist kein Redner. Den Redner macht noch nicht das Zutagetreten einer großen Persönlichkeit. Es ist keine Paradoxie, zu sagen: Redner ist nur, wer nach dem Munde redet. Die Menschen wollen hören was ihnen auf der Zunge liegt, den klaren, starken Ausdruck ihrer Gefühls- und Gedankenbedürfnisse. Aber dies ist ganz und gar nicht Bismarcks Leistung, und kann es nicht sein. Die politische Wahrheit, die ihm

vor Augen steht, liegt weit ab von der Illusion der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, ja sie ist für diese Illusion geradezu tödtlich, welche doch ihrerseits ein geschichtliches Erzeugniß ist, das nicht mit einem Male aus den Gedanken und Gefühlen gelöscht werden kann.

Bismark tritt den berathenden Körpern oft gegenüber mit einer Weise der Argumentation, welche die diplomatische heißen kann. Das Diplomatische liegt aber nicht etwa in der Zurückhaltung oder gar in der irreführenden Absicht bei den Angaben. Die Verhandlungsweise von Staat zu Staat nimmt immer zum Ausgangspunkt theils die völkerrechtlichen Verbindlichkeiten, theils die gegebene Lage jedes Staates. Man begründet also seine Forderungen durch den Gesichtspunkt des Rechts und der Billigkeit, und nimmt für die letztere immer die selbständigen Interessen der Gemeinwesen zum Ausgangspunkt, deren Anwalt die Diplomatie ist. So wollen aber unsere liberalen Vertretungen nicht mit sich verhandeln lassen. Sie gehen von einem Ideal aus, und beurtheilen Alles, was demselben widerstrebt, als nicht sein sollend. In Ländern, die zwischen mächtigen Nachbarn und unter Verfassungen stehn, die auf dem Zusammenwirken selbstständiger Gewalten beruhen, ist allerdings die Anschauung, daß nur ein einziges Ideal, welches keine Einschränkung vertrage, berechtigt sei, mit dem Geist des Staatslebens unverträglich. Der Vorwurf trifft aber nicht bloß die liberalen Vertretungskörper. Das deutsche Staatswesen leidet noch an dem schweren Uebelstand, daß zu wenig gemeinsam geschätzte Institutionen, deren Schranken wir achten, die ganze Nation ohne Unterschied der Parteien vereinigen.

Eine andere parlamentarische Kampfmethode Bismarcks ist es, wenn er an den Forderungen seiner Gegner sachliche Schwierigkeiten und Widersprüche aufdeckt, ohne jedoch den letzten Gesichtspunkt aufzustellen. Ein lebendiger Verstand, dem alle Beziehungen der Sache vorschweben, braucht nur die oberflächlichen Register seiner Werkstatt zu ziehen, um eine Menge eigenthümlicher und selbst fruchtbarer Gesichtspunkte auszuschütten, mehr als hinreichend, den Gegner zu verwirren, ohne doch das entscheidende Wort zu enthalten. In Folge dieser Eigenschaft hatte sich eine Zeitlang die wunderliche Meinung gebildet, Bismarck verstehe nicht, seine Pläne zu verbergen. Diese Kunst ist aber, soweit sie von nöthen war, niemals vollkommener geübt worden, und es ist sicherlich wirksamer, das Geheimniß unter einem Strom pikanter und, weil aus der Bewegung der Sache geschöpft, wahrer Ansichten zu verbergen, als mit einem ewigen Schloß vor dem Munde. Die Rede über die Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund am 24. Februar 1870 war ein vollendetes Beispiel dieser Kunst. Während die treffende Wahrheit der Gegengründe allseitig empfunden werden mußte, ließ der Redner doch fortwährend durchblicken, daß er sein letz-

tes Wort nicht ausspreche, daß er nur ein ebenso glänzendes als anmuthiges Scheingefecht führe. „Genießen Sie doch einen Augenblick froh, was Ihnen beschieden, entbehren Sie gern, was Sie nicht haben."

Ein sehr wirksames, aber sehr aufreizendes Kampfmittel dagegen ist, den Gegner beim Wort zu nehmen, mit seiner ungeschickten Darstellung Ernst zu machen und ihn durch die Folgen aus den eignen Sätzen ad absurdum zu führen. Ein bezeichnendes Beispiel dieser Methode ist die Rede über die Abschaffung der Todesstrafe am 1. März 1870. Diesmal stand freilich der Redner nicht über den Irrgängen der Dialektik, er war selbst darin befangen. Die Abschaffung der Todesstrafe für schwere Verbrechen ist nicht das Gebot der Humanität im Sinn einer das sinnliche Leben überschätzenden Philanthropie. Der Redner widerlegte die übliche Begründung der Forderung in seiner überlegnen Weise. Aber sein Ergebniß war diesmal ein falsches, und es war ihm doch nicht um einen augenblicklichen Sieg zu thun. Es gelang ihm nicht, gegenüber der falschen Begründung den richtigen Schluß zu behaupten, und also auch nicht, den unter den falschen Gründen verborgenen wahren Beweggrund zu entdecken. Dagegen feierte er den größten ungesuchten Triumph in der Rede über die Nichtwiedereinführung der Todesstrafe in den Bundesstaaten, wo sie bereits abgeschafft worden, am 23. Mai 1870. Es war die große Natur, die unwillkührlich überwältigend zum Ausbruch kam und zugleich in der Versammlung die nationale Fiber berührte.

Mit Absicht sich ganz in das Gefühl der zuhörenden Versammlung zu versetzen und sie dadurch hinzureißen, daß er ihren eignen Wunsch in vollendeter Gestalt und mit ungeahnter Kraft ihr zeigt, scheint Bismarck nicht zu gelingen. Wir müssen zugestehen, daß solche Wirkungen nirgend schwerer sind, als bei einer deutschen Versammlung. Denn in einer deutschen Versammlung sind, wenn es zur Bestimmtheit kommen soll, hundert redliche Ansichten vorhanden, und fast jeder Einzelne will hundert Dinge, die sich nicht vertragen.

So schwer aber die Aufgabe sein mag, eine deutsche Versammlung aus der Sache heraus und doch in Anknüpfung an ihr eignes Denken und Wollen zu überzeugen, so muß sie doch lösbar sein. Dies aber ist nicht Bismarcks Feld. Ein Redner, der seine schöpferischen Gedanken mit didaktischer Meisterschaft auszubreiten versteht, der opfert diesem Talent ein gutes Theil seiner praktischen Kraft. Indem die Versammlung überzeugt und hingerissen wird, bleiben wahrscheinlich draußen die Geschäfte liegen. Nicht ganz mit Unrecht sagt Macaulay von William Pitt, daß, während seine Beredsamkeit das Parlament zu kolossalen Opfern wieder und wieder hinriß, der große Redner das Ziel, für das er die Nation zu unerhörter Anstrengung in Bewegung setzte, unablässig verfehlte. Dieses

Beispiel ließe sich erweitern durch Namen, die von den glänzendsten sind aus alter und neuer Zeit. Ist jemals ein Volk edler und gewaltiger für Staatsangelegenheiten entflammt worden, als die Athener von Perikles? Und war die Laufbahn des Redners nicht die Einleitung zum Fall der Stadt? Hat Demosthenes mit derselben Beredsamkeit hundert Jahre später das letzte Stadium dieses Falles aufzuhalten vermocht? Konnte Mirabeau's ideenreiches Wort den bösen Dämon, der in der französischen Revolution lag, bändigen? Es scheint ein Gegensatz zu bestehen zwischen dem großen Redner und dem glücklichen Staatsmann, es scheint, als ob die Gedanken, die in bewegender Rede verkörpert worden sind, nicht mehr die Kraft haben, die Ereignisse zu bemeistern.

Bismark wird nie den Vortheil der politischen Aktion einem rednerischen Triumphe opfern. Ein Wort, das von Cavour berichtet wird, und mit welchem der große Italiener seine Gesinnung in einem außerordentlichen Fall bezeichnete, könnte für Bismarcks Laufbahn die tägliche Devise sein: „Mag mein Name untergehen, mag mein Ruf untergehen, wenn nur Deutschland eine Nation wird."

Zu einem großen politischen Redner wird in der Regel gehören, daß er das Ganze seiner Ideen als ein theoretisches Kunstwerk im Geiste trägt. Bismarck hat ein Ziel, und Keiner blickt vielleicht so weit vorschauend wie er auf künftige Möglichkeiten, seien es Vortheile, seien es Gefahren; er hat eine Methode, aber die Gestalt seines Werkes steht ihm nicht in einer einzigen Form vor Augen, der sein politisches Handeln unterthänig wäre. Ein Franzose hat Bismarcks politische Laufbahn eine beständige Improvisation genannt. Diese Methode ist wiederum mindestens ebenso sehr Erzeugniß des Naturells, als der Bedingungen des Werkes. Der deutsche Staat mußte und muß noch mit Gegnern und Hülfsmitteln geschaffen werden, die fast alle nur für den Moment, fast niemals für die Dauer zu berechnen sind. Deutschland hat sich mit seiner Entwickelung verspätet, und mußte und muß dieselbe unter den erschwerendsten Umständen in der Mitte Europas in einer Zeit nachholen, die politischen Machtveränderungen überhaupt ungünstig ist; wo eine Art Solidarität der Mächte herrscht gegen das Aufsteigen einer einzelnen Nation. Die Zerrissenheit Deutschlands wird von Frankreich als ein wohlerworbenes Recht betrachtet, um daß es einen Todeskampf aushielt. Dazu kommt, daß erst die Verbildung der deutschen Staatsentwickelung, dann der Reichthum der modernen gesellschaftlichen Bestrebungen auf dem deutschen Boden eine Vielheit von Doktrinen und Steckenpferden zusammengehäuft haben, wie auf keinem andern Boden der Welt. Auf diesem Boden läßt sich kaum eine einzige durchschlagende Richtung erkennen, hier wird Alles zum Experiment. Der politische Künstler kann nicht mit Einer Strömung segeln, er muß hundert

kleine Strömungen benutzen, um sein Fahrzeug vorwärts zu bringen. Und unberechenbar wie immer noch die Mittel zur Behauptung der deutschen Einheit sind, sind es auch die zur innern Formung des deutschen Staates. Schon die zweite Wahl eines norddeutschen Reichstages schien in ihrer Einleitung eine merkwürdige Zersetzung der politischen Parteien durch gesellschaftliche Gesichtspunkte zeigen zu wollen. Wenn dieser Zug fortdauert, so wird es ganz unmöglich, die Regierung von Wahlversammlungen abhängig zu machen, welche bloß den Streit der Interessen repräsentiren.

In einem solchen Zustand der Dinge giebt es für die deutsche Nation nur Einen löblichen Weg der Eifersucht auf ihren großen Staatsmann. Sie halte den Staatsgedanken ebenso hoch, wie er, sie behüte sich und ihren werdenden Staat vor dem Uebermaß der gesellschaftlichen Einflüsse, sie hebe durch strenge Gesetze ihre Angehörigen auf den Boden der Staatspflicht. Alle Bestrebungen, die Macht des Parlamentes zu erhöhen, welche dasselbe nicht zugleich stärken gegen die Gesellschaft, werden an der Unentbehrlichkeit des Staates zerschellen. Die Partei aber, welche auf parlamentarischem Boden den Staat hochzuhalten versteht, wird in demselben Maße an Macht gewinnen, als sie ihre Pflicht gegen den Staat erfüllt.

Das Auftreten eines außerordentlichen Menschen ruft auf jedem Boden und zu allen Zeiten die zwei Parteien hervor, von denen die eine für den Helden ist, ganz abgesehen von der Sache, welcher er dient, die „fritzisch Gesinnten", wie Göthe es ausdrückt; die andere Partei sind die neidisch Gesinnten, die mit Shakespeare's Cassius sprechen: „mir ist lieber, nicht da zu sein, als in Furcht zu leben vor einem Dinge, wie ich selbst."

Es giebt eine Ansicht, welche meint, daß einem Volk, dessen Geschicke reif sind, der rechte Mann nie fehle. Sie wird anders gewendet von den Fritzischen, anders von den Neidischen. Der Tiefsinn deutscher Philosophie erklärt sie so, daß aus den besten Kräften einer Volksanlage zur rechten Zeit die geistige Natur geheimnißvoll bereitet werde, welche die Nation ihrer geschichtlichen Bestimmung zuführt. Nach der Lehre englischer Commis, bei welchen Deutschland jüngst in die Schule zu gehen liebt, liegt das Exempel für eine große Evolution bei einem Volk auf der Straße, ein zufällig Vorübergehender zieht den Additionsstrich, und heißt ein großer Mann. Beide Ansichten haben etwas Fatalistisches. Das Exempel der deutschen Zukunft liegt weniger als je auf der Straße. Lange lag auf der deutschen Nation der Bann der Unfertigkeit. Die Nation möge das Werkzeug nicht lähmen, welches die stärksten Ringe ihres Bannes bisher zerschlagen hat.

Constantin Rößler.

Berlin, Druck von E. S. Mittler u. Sohn, Wilhelmstraße 122.

Da die Vertretung des seit dem Ausbruche des Krieges im Hauptquartier der III. Armee weilenden Redakteurs, Herrn Privat-Docenten Dr. Hassel, nicht länger fortgesetzt werden konnte, so hat Herr Hassel die Redaktion niedergelegt. Herr Professor Dr. David Müller übernimmt dieselbe mit dem 1. Januar 1871.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind erschienen:

Die Grenze
zwischen
Deutschland und Frankreich.
Eine historische Skizze
von
Rudolph Usinger.
gr. 8. geh. 8 Sgr.

Einhundert historische Volkslieder des Preußischen Heeres
von 1675 bis 1866.
Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben
von
Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth.
Mit Musikbeilagen.
8. geh. 20 Sgr.

Erfurt im dreizehnten Jahrhundert.
Ein Geschichtsbild
von
Alfred Kirchhoff.
gr. 8. geh. 24 Sgr.

Kritische und unkritische
Wanderungen
über die
Gefechtsfelder der Preußischen Armeen in Böhmen 1866.
Erstes Heft: Das Gefecht bei Nachod.
Mit 5 Plänen und Darstellungen der einzelnen Gefechtsmomente.
gr. 8. geh. 25 Sgr.

Die Münzen Albrechts Grafen von Anhalt
Herzogs von Sachsen.
Von
Theodor Elze.
Erstes Heft:
Die Bracteaten Bernhards als Grafen von Anhalt 1170–1180.
Mit 8 Kupfertafeln. — gr. 4. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstraße 122.

Digitized by Google

GEARBEITET NACH
QUALITÄTSNORM
RAL RG
495
Buchbinderei
Alois Schedl
Mü., Erdmannsdörferstr.
Digitized by Google

Digitized by Google